This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IV, 374.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

C. F. SCHINKEL

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunstgeschichte,

in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt

von

Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Flörke,

und jetzt von

Johann Wilhelm David Korth,

Doktor der Philosophie.

Hundert und acht und funfzigster Theil,

welcher die Artikel Spiel (Istmisches) bis Spinnen und Spinnerey enthält.

Mit Kupfern und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1833.

In der Paulischen Buchhandlung.

(Pränumerationspreis: 3 Thlr. Ladenpreis: 4½ Thlr.)

AE27
K8
v. 158
~~Locked~~
Utah

S. S.

Spiel (Istmisches), Istmische Spiele, s. Th. 31, s. 84 u. f.

— (Ja- und Nein-), s. unter Spiel (Jugend-).

— (Jagd-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 730.

— (Joujou-), Joujou de Normandie, Bullenspiel, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 695 u. f.

— (Jugend-), Jugendspiele, Spiele, welche nur von jungen Leuten zur Erholung, Uebung des Körpers, und zur Belustigung und Aufheiterung im Freien und im Zimmer unternommen werden. Dahin gehören nicht nur die Spiele der Knaben und jungen Mädchen, sondern auch die der Jünglinge und Jungfrauen ꝛc.; siehe Spiel (Kinder-), Spiel (Gesellschafts-), und Spiel (Kreis-) im Register. — Zu den Spielen zur Unterhaltung u. Belustigung junger Leute beiderlei Geschlechts gehören, außer den im Th. 157, S. 713. angeführten Gesellschaftsspielen, noch: das Arlequiu- u. Pierospiel; Arlequin und Colombine; die Hasen-

jagd, mit illuminirten Kärtchen; das Perrückenschießen auf dem Tiſche, oder der Perrückenkönig; die Wallfahrt nach Hymens Altar, oder die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, mit 22 illuminirten Kärtchen und einem illuminirten Spielbogen; ein Tag in Berlin, welches Spiel auf einem großen Tableau die vorzüglichſten und merkwürdigſten Palläſte und Gebäude dieſer Königsſtadt enthält; ein Tag in Potsdam, welches gleich dem vorhergehenden die Palläſte u. Schlöſſer in Potsdam enthält; Papa Schmidt's Leben und Abentheuer; der Alte überall und nirgends, mit zwölf Kupfern und einem Spielbogen auf Leinwand; Papageno oder die Zauberflöte; die elegante Ritterſchaft; das Schaf- und Wolfſpiel; die vier Jahreszeiten, ein Würfel- und Pänderſpiel, mit einem Spielplane, 100 Pfänderaufgaben und einer Brille; das neue Gänſepiel, mit 32 Karten und einem kolorirten Spielbogen; der Zauber der weißen Roſe, mit einem großen Tableau, 10 Karten und 6 Würfeln; viel Lärm um Nichts, nebſt einem großen illuminirten Spielplane und eigenthümlichen Würfeln; das Feſt der Handwerker, mit 8 colorirten Figuren und 2 Würfeln; Dampfſchiff und Schnellpoſt, mit 22 illuminirten Karten, die berühmteſten Städte vorſtellend, und einer Entfernungstabelle; die Rutſchbahn des Tivoli; ein unterhaltendes Kartenſpiel, mit einem Spielplane und 8 Kegeln. Der Plan in Steindruck ſtellt das Tivoli dar. Das Kartenſpiel beſteht aus 52 Blättern, und das Spiel kann von 2 bis 8 Perſonen geſpielt werden.

Folgende Geſellſchaftsſpiele werden von erwachſenen jungen Leuten beiderlei Geſchlechts noch geſpielt, und gehören mit zu den beluſtigendſten Spielen dieſer Art. Das Nachtmützenſpiel, oder die *Schlafmütze*. Die Geſellſchaft ſitzt in einem Kreiſe

im Zimmer auf Stühlen, wovon jedoch Einer derselben ausgeschlossen ist, für den sich kein Stuhl in dem Kreise befindet, und den das Loos bestimmt hat, die Schlafmütze zu tragen. Dieser Schlafmützenträger steht nun mitten im Kreise, und hat das Amt, eine Schlafmütze zu suchen, die verstohlen im Kreise herumgeht. Jeder der Mitspielenden hat nämlich sein Schnupftuch, Taschentuch, so zusammengelegt vor sich auf dem Schooße liegen, daß er die eben so zusammengelegte Schlafmütze (eine Zipfelmütze oder auch eine andere Nachthaube) sehr bequem darunter verbergen kann. Die Schlafmütze wandert nun im Kreise von Einem zum Andern herum, wobei gesungen wird:

Wie lieblich ist der Schlummer
Dem, der die Mütze hat;
Uns macht sie keinen Kummer.
Wir lachen uns recht satt,
Daß wir sie nicht besitzen;
Denn sie kann uns nichts nützen.

Klopft nun der Suchende, der Schlafmützenträger, bei Einem auf das Tuch, so ist derjenige verbunden, das Tuch umzukehren, findet sich nun die Schlafmütze bei ihm, so wird er damit geschmückt, giebt ein Pfand, und die andere Mütze wird wieder zusammengelegt und wandert im Kreise herum; findet sie sich aber nicht bei ihm, so ist der Schlafmützenträger verbunden, ein Pfand zu geben, und bleibt am Suchen, bis er sie gefunden hat. Wenn eine hinlängliche Anzahl Pfänder zusammen gebracht worden, so werden sie ausgelöset, welches um Küsse ꝛc. geschieht. Dieses Spiel giebt zu manchen drolligen Scenen Veranlassung, weil die Schlafmütze oft sehr grell mit dem Anzuge, besonders bei den jungen Damen oder Jungfrauen mit dem Lockenköpfchen ꝛc., contrastirt.

Die Reise nach Jerusalem. Die Gesellschaft sitzt in einem Halbkreise vor dem Erzähler, welcher seine Wallfahrt nach *Jerusalem* erzählt. Ehe er aber

seine Erzählung beginnt, theilt er jedem Mitgliede der Gesellschaft ein Wort daraus mit, wie z. B. Schiff, Kapitain, Matrose, Passagier, Mastbaum, Segel, Tau, Anker, Fernrohr, Verdeck, Meer, Wind, Sturm, Insel, Seekrankheit, Schiffzwieback, Seevögel, Branntwein, Haifisch, Sandbank, Klippe, Ufer, Land, Wüste, Löwe, Tieger, Hyäne, Dattelbaum, Quelle, Stadt, Thurm, Türke, Thor ꝛc. ꝛc. Sobald nun eines dieser Worte in der Erzählung vorkommt, so muß die Person, die es erhalten, aufstehen, sich herumdrehen, und vor dem Stuhle so stehen bleiben, bis einen Andern dieses Loos trifft. Geschieht nun dieses Aufstehen nicht, wenn es seyn soll, oder geschieht es, wenn es nicht seyn soll, so wird ein Pfand gegeben, oder es giebt ein Paar Schläge mit dem Plumpsacke für dieses Versehen. Bei derselben Strafe müssen sich Alle herumdrehen, wenn das Wort Jerusalem genannt wird, das heißt, die ganze Gesellschaft steht auf, dreht sich herum, und setzt sich dann wieder nieder. Nach Beendigung der Reisegeschichte werden die Pfänder eingelöset. Die Erzählung beginnt ungefähr auf folgende Weise:

Die vielen Berichte vom gelobten Lande, erweckten in mir die Lust, nach Jerusalem zu reisen. Ungeachtet der Furcht vor dem Meere, und vor den Stürmen, bestieg ich dennoch das erste beste Schiff, welches zum Absegeln bereit lag. Die Fahrt ging, nachdem die Anker gelichtet worden, eine Zeit lang ruhig von Statten. Wir hatten günstigen Wind; der Kapitain und die Matrosen waren erfreut darüber, und ich ergötzte mich an dem Mastbaume, den Segeln, Tauen ꝛc. des Schiffes auf dem Verdecke. Klippen und Sandbänke störten nicht unsere Reise, nur die Seekrankheit, der ich und mehrere Passagiere ausgesetzt waren, trübten auf kurze Zeit das Vergnügen, welches wir an dem Anblicke so mancherlei Scenen auf dem Schiffe und dem Meere genossen. Wir genasen bald wieder von

der uns betroffenen Krankheit, als wir an einer Insel landeten, um frisches Wasser einzunehmen. Die Insel war mit wenigen Einwohnern bevölkert, mehr aber mit wilden Thieren, Löwen, Tiegern, Hyänen ꝛc. Nachdem sich das Schiff mit dem Nöthigen versehen hatte, wurden die Anker wieder gelichtet und die Fahrt zu dem Ziele unserer Bestimmung fortgesetzt. Seevögel u. Haifische sahen wir auf dem Meere, sonst nichts als Himmel und Wasser, und nur in weiter Ferne am Horizonte, erschien wie ein schwarzer Punkt ein Schiff, welches nach und nach immer mehr und mehr hervor kam, so daß man es durch das Fernrohr als ein solches erkennen konnte. Unsere Kost bestand auf der Reise in Erbsen, Bohnen, Linsen und dergleichen Hülsenfrüchten und Pökelfleisch; dann in Schiffzwieback, Branntwein ꝛc. Nach einer glücklichen Fahrt erblickten wir endlich das Land unserer Bestimmung ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Bei den jedesmal gesperrten Worten in dieser Erzählung, muß derjenige aus der Gesellschaft, dem das Wort gegeben worden, aufstehen, sich umdrehen und stehen bleiben, oder sich auch wieder niedersetzen, je nachdem es vor dem Spiele ausgemacht worden. Bei dem Worte Jerusalem steht aber die ganze Gesellschaft auf, wie oben angeführt worden. Man kann nun die Erzählung nach Willkühr so lange fortsetzen, wie das Spiel die Gesellschaft vergnügt; wenn der Erzähler merkt, daß es vielleicht langweilig wird, indem der Faden der Erzählung nicht mehr seine Straffheit behält, nachläßt, locker wird, das heißt, daß es dem Erzähler an Stoffe mangele, um seiner Erzählung Interesse zu geben, so muß er abbrechen, dann das Spiel als geendiget ankündigen, und die Auslösung der Pfänder verlangen ꝛc.

Der Kastenträger von Damaskus. Einer aus der Gesellschaft macht sich einen Höcker von Servietten und Schnupftüchern, die er unter seinen Rock auf den Rücken stopft. Die ganze Gesellschaft sitzt

in einem etwas weitläuftigen Kreiſe, in welchen nun der Kaſtenträger von Damaskus tritt, und ſagt:

Meine ſchönen Herrn und Damen,
Ich bin aus altem Samen,
Aus ſeltenem Geſchlecht;
Dies zeigt mein kleiner Kaſten,
Den, ohne alle Taſten,
Man doch betaſtet recht.

Hätt' ich drin Kontrebande
Aus fernem Brittenlande,
So wäre dies ſchon recht;
Allein ſo ſind es Sachen,
Zur Mode nicht, zum Lachen,
Und nur am Nutzen ächt.

Ich will ſie jetzt ausſpielen,
Und ſetz', ſie zu erzielen,
Ein Pfand ein, als Gewinn;
Wo ich das Pfand dann finde,
Der nehm' das Angebinde
Mit meinem Kaſten hin.

Bei der letzten Strophe giebt er Einem aus der Geſellſchaft einen Schlüſſel oder ſonſt etwas Verſteckbares in die Hand, und dreht ſich dabei dreimal ſchnell im Kreiſe herum; während dieſes geſchieht, wird das Pfand ſchnell in der Geſellſchaft weiter gegeben. Er muß es nun errathen, bei wem in der Geſellſchaft es ſich befindet; trifft er es, ſo iſt er von ſeinem Kaſten, Höcker, erlöſet, und derjenige, der das Pfand gehabt, muß ſich dann einen Höcker machen, wird Kaſtenträger von Damaskus, und debütirt dann mit den Verſen; trifft er es nicht, ſo erhält er von jedem Mitgliede der Geſellſchaft einen Hieb mit dem Plumpſacke auf den Kaſten, und muß von neuem ſuchen. Man kann dieſes Spiel auch mit Pfändern, wie das Nachtmützenſpiel, ſpielen.

Wie gefällt Dir Dein Nachbar? Einer aus der Gesellschaft, die im Halbkreise, oder auch im Kreise, oder auch ohne alle Ordnung willkührlich in bunter Reihe sitzt, frägt bei diesem oder jenem an: Wie gefällt Dir Dein Nachbar? Ist die Antwort: Gut, so wird weiter gefragt, bis Jemand antwortet: Mein Nachbar links, oder rechts gefällt mir nicht. Hierauf frägt der Herumgehende: Wer wäre Dir denn lieber? Der Gefragte muß dann eine Person im Zirkel nennen, und diese vertauscht dann schnell den Platz mit dem des verworfenen Nachbars. Kann nun während des Wechsels der Frager einen der verlassenen Plätze für sich bekommen, so besetzt er ihn, und der vorige Besitzer des Platzes, den er eingenommen, kommt an seine Stelle, wird Frager. Man kann hierbei auch den Plumpsack gebrauchen, womit derjenige Hiebe bekommt oder eingeweihet wird, der seine Stelle verloren hat und Frager geworden ist.

Brüderchen, wer klopft? Es werden zwei Stühle mit den Rücklehnen dicht aneinander gestellt, und auf jeden Stuhl stellt sich eine Person aus der Gesellschaft, die aus mehreren Personen, z. B. zehn, zwölf, bestehen kann. Das Gesicht der beiden Stuhlsteher wird mit einem undurchsichtigen Tuche bedeckt. Die Gesellschaft tanzt nun in bunter Reihe um die Bedeckten herum, und bald dieser, bald jener tupft oder klopft Einen derselben mit einem Stöckchen auf den Kopf. Derjenige Verhüllte, dem dieses widerfahren, fragt hierauf seinen Nachbar: Brüderchen, wer klopft? Räth nun der Gefragte denjenigen aus der Gesellschaft, der geklopft hat, so muß der Klopfer die Stelle desjenigen, der ihn genannt hat, einnehmen. Zu größerer Belustigung reicht man oft den Stock Einem der Verhüllten, welcher nun damit seinen Kameraden berührt und zugleich frägt: Brüderchen, wer klopft? In diesem Falle wird der

Geklopfte ſelten den Klopfer errathen, er müßte denn ſehr aufmerkſam ſeyn, welche Aufmerkſamkeit beſonders bei dieſem Spiele nöthig iſt, wenn man den Klopfer errathen will.

Wer hat's? Die Geſellſchaft muß aus mehreren Perſonen beſtehen, z. B. aus ſechs, acht ꝛc. Einem aus derſelben wird nun ein kleines, wo möglich, buntes, Taſchentuch unvermerkt hinten an das Kleid mit einer Stecknadel geſteckt, und jetzt läuft Alles bunt durcheinander und frägt einander laut: Wer hat's? Derjenige, der das Tuch angeſteckt erhalten, läuft nun immer mit herum und frägt, welches dieſem Scherze die komiſcheſte Seite und zum größten Jubel Veranlaſſung giebt. Hat er es nun errathen, daß er ſelbſt der Betrogene war, ſo wird das Tuch ihm abgenommen, und er erhält das Recht es wieder beim Durcheinanderlaufen einem Andern anzuſtecken; und ſo wechſelt dieſer Spaß von Einem zum Andern, und unterhält leicht ein Stündchen.

Das Ja- und Nein-ſpiel, od. haſt Du Deine Lektion gelernt? Einer aus der Geſellſchaft frägt ſeinen Nachbar rechter Hand: Haſt Du Deine Lektion gelernt? Dieſer darf nun in ſeiner Antwort weder das Wort Ja, noch Nein gebrauchen, ſondern muß ſeine Antwort anders einrichten oder einkleiden, z. B. Warum ſollte ich ſie nicht gelernt haben? oder: Sie können noch fragen, ich dächte, das wüßten Sie ꝛc. Wie heißt Deine Lektion? Hier wird ein beliebiger Denkſpruch genannt. Von dieſem nimmt nun der Fragende Veranlaſſung, eine Reihe von Fragen aufzuwerfen, welches er ſo lange fortſetzt, bis ſich der Antwortende vergißt, und ein Ja oder Nein hervorbringt. Zum Beiſpiel: Wer hat Dir die Lektion aufgegeben? Glaubſt Du auch das, was darin ſteht? Biſt Du nicht deswegen auf ihn böſe, daß er Dir dieſe

Lektion aufgab? ꝛc. ꝛc. Wer sich fangen läßt, und mit Ja oder Nein antwortet, muß ein Pfand geben.

Das Wortverbergen. Einem Mitgliede aus der Gesellschaft wird von seinem Nachbar ein beliebiges Nennwort heimlich angegeben; ein Anderer aus der Gesellschaft, der dieses Wort nicht weiß, fängt nun an eine beliebige Frage an denjenigen zu thun, dem ein Wort von seinem Nachbar gesagt wurde. Z. B. Wünschen Sie, daß morgen schönes Wetter sey; oder: Wie haben Sie in der vergangenen Nacht geschlafen? ꝛc. Der Antwortende sucht nun seine Antwort auf die an ihn gethane Frage so abzufassen, daß unter drei oder vier andern Nennwörtern auch das ihm gegebene Wort, in eine passende Verbindung gebracht, vorkommt, und der Fragende muß nun rathen, welches das aufgegebene Wort war. Z. B. die Frage lautet: Denken Sie oft an Ihren anwesenden Freund? Antwort: Eher will ich Ihnen sagen: ob ich lieber Branntwein trinke, lieber Bratwurst oder Pfefferkuchen esse, als diese Frage beantworten. Hier ist Pfefferkuchen das aufgegebene Wort. —

Man hat nun noch eine große Anzahl ähnlicher Spiele zur Belustigung junger Leute, auch älterer, in Gesellschaften. Wie das Advokatenspiel; das Klingelspiel; Plumpsackspiel; des Quodlibet; das Ablockspiel; das Schriftsteller- und Buchhändlerspiel; die Inquisition; das Reimspiel; die Kapelle, welche mit dem Konzerte in Krähwinkel, s. unter Gesellschaftsspiel, Th. 157, gleich ist, und nur wenige Abänderungen hat; der Mufti und comme ça; das Vergleichungsspiel; Weil und Warum; das Thierkonzert; das Erzählungsspiel ꝛc. ꝛc., von welchen Spielen mehrere in diesem Register noch vorkommen, andere sind aber übergangen worden, weil sie nicht sonderlich belustigend sind, oder im Spiele kein besonderes In-

Geklopfte selten den Klopfer errathen, er müßte denn sehr aufmerksam seyn, welche Aufmerksamkeit besonders bei diesem Spiele nöthig ist, wenn man den Klopfer errathen will.

Wer hat's? Die Gesellschaft muß aus mehreren Personen bestehen, z. B. aus sechs, acht ꝛc. Einem aus derselben wird nun ein kleines, wo möglich, buntes, Taschentuch unvermerkt hinten an das Kleid mit einer Stecknadel gesteckt, und jetzt läuft Alles bunt durcheinander und frägt einander laut: Wer hat's? Derjenige, der das Tuch angesteckt erhalten, läuft nun immer mit herum und frägt, welches diesem Scherze die komischeste Seite und zum größten Jubel Veranlassung giebt. Hat er es nun errathen, daß er selbst der Betrogene war, so wird das Tuch ihm abgenommen, und er erhält das Recht es wieder beim Durcheinanderlaufen einem Andern anzustecken; und so wechselt dieser Spaß von Einem zum Andern, und unterhält leicht ein Stündchen.

Das Ja- und Nein spiel, od. hast Du Deine Lektion gelernt? Einer aus der Gesellschaft frägt seinen Nachbar rechter Hand: Hast Du Deine Lektion gelernt? Dieser darf nun in seiner Antwort weder das Wort Ja, noch Nein gebrauchen, sondern muß seine Antwort anders einrichten oder einkleiden, z. B. Warum sollte ich sie nicht gelernt haben? oder: Sie können noch fragen, ich dächte, das wüßten Sie ꝛc. Wie heißt Deine Lektion? Hier wird ein beliebiger Denkspruch genannt. Von diesem nimmt nun der Fragende Veranlassung, eine Reihe von Fragen aufzuwerfen, welches er so lange fortsetzt, bis sich der Antwortende vergißt, und ein Ja oder Nein hervorbringt. Zum Beispiel: Wer hat Dir die Lektion aufgegeben? Glaubst Du auch das, was darin steht? Bist Du nicht deswegen auf ihn böse, daß er Dir diese

Lektion aufgab? ꝛc. ꝛc. Wer sich fangen läßt, und mit Ja oder Nein antwortet, muß ein Pfand geben.

Das Wortverbergen. Einem Mitgliede aus der Gesellschaft wird von seinem Nachbar ein beliebiges Nennwort heimlich angegeben; ein Anderer aus der Gesellschaft, der dieses Wort nicht weiß, fängt nun an eine beliebige Frage an denjenigen zu thun, dem ein Wort von seinem Nachbar gesagt wurde. Z. B. Wünschen Sie, daß morgen schönes Wetter sey; oder: Wie haben Sie in der vergangenen Nacht geschlafen? ꝛc. Der Antwortende sucht nun seine Antwort auf die an ihn gethane Frage so abzufassen, daß unter drei oder vier andern Nennwörtern auch das ihm gegebene Wort, in eine passende Verbindung gebracht, vorkommt, und der Fragende muß nun rathen, welches das aufgegebene Wort war. Z. B. die Frage lautet: Denken Sie oft an Ihren anwesenden Freund? Antwort: Eher will ich Ihnen sagen: ob ich lieber Branntwein trinke, lieber Bratwurst oder Pfefferkuchen esse, als diese Frage beantworten. Hier ist Pfefferkuchen das aufgegebene Wort. —

Man hat nun noch eine große Anzahl ähnlicher Spiele zur Belustigung junger Leute, auch älterer, in Gesellschaften. Wie das Advokatenspiel; das Klingelspiel; Plumpsackspiel; das Quodlibet; das Ablockspiel; das Schriftsteller- und Buchhändlerspiel; die Inquisition; das Reimspiel; die Kapelle, welche mit dem Konzerte in Krähwinkel, s. unter Gesellschaftsspiel, Th. 157, gleich ist, und nur wenige Abänderungen hat; der Mufti und comme ça; das Vergleichungsspiel; Weil und Warum; das Thierkonzert; das Erzählungsspiel ꝛc. ꝛc., von welchen Spielen mehrere in diesem Register noch vorkommen, andere sind aber übergangen worden, weil sie nicht sonderlich belustigend sind, oder im Spiele kein besonderes In-

tereſſe erwecken. Ueber die Jugend- oder Geſellſchafts-Spiele ſehe man nach:

Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, die erſten Jahrgänge.

Die Heſperiden, ein Magazin für jugendliche Unterhaltung. Schnepfenthal, 1798, 16 St.

Guthsmuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers für die Jugend. Dritte Aufl. Schnepfenth. 1802.

Neue Beiträge zur Beförderung des Nachdenkens und der geſelligen und häuslichen Freuden. Leipzig, 1798, S. 144.

Der luſtige Geſellſchafter in frohen Zirkeln. Pirna, S. 27. u. f.

Spiel (Kämmerchen-Vermiethungs-), ein Geſellſchaftsſpiel mit drei Würfeln und einem Plane. Man kann dieſes Spiel auch mit zwei Würfeln ſpielen. Einer aus der Geſellſchaft iſt Wirth und vermiethet an die Uebrigen die auf dem Bilde vorgeſtellten neun Wohnungen von 3 bis 11 für eine beliebige Miethe. Wer Nr. 11, die höchſte Wohnung oder Nummer, gemiethet hat, fängt an zu würfeln, und die Andern folgen abwärts nach. Wer ſeine eigne Nummer trifft erhält vom Wirthe den vierten Theil der zu zahlenden Miethe, der Beſitzer von Nr. 4 die Hälfte, und Nr. 3 die ganze Miethe zurück. Wer die Nummer eines Andern trifft, erhält vom Beſitzer derſelben 1 Marke. Wer 12 auf eine andere Art als 3, 4, 5 wirft, zahlt an den Wirth 2 Marken. Wer zwölfmal 3, 4, 5 wirft, erhält von dem Wirthe die gezahlte Miethe vierfach, wenn acht Perſonen ſpielen, bei ſechs Perſonen dreifach. Sind mehr Perſonen, als Zimmer, ſo miethen zwei oder drei Perſonen ein Zimmer, ſind weniger Perſonen, ſo miethet man mehrere Zimmer. Dieſes Spiel iſt gleichfalls ein ſehr unterhaltendes Geſellſchaftsſpiel.

— (Kaiſer-), ſ. Spiel (Imperial-), Th. 157.

— (Kampf-), ſ. Th. 34, S. 4—61.

Spiel (Karnüffel-), Karniffel, Balgſpiel, ein altes Kartenſpiel, deſſen in einer Leichenpredigt vom Jahre 1496 gedacht wird. Wie dieſes Spiel aber geſpielt worden, findet man nirgends angeführt; vielleicht auf die Art wie Landsknecht oder Lanzenknecht, da die Worte Karnüffel und Balg eine Schlägerei bezeichnen, alſo ſich herumſchlagen, balgen, karniffeln; wahrſcheinlich nach dieſer Abſtammung, Ableitung, ein Soldatenſpiel oder ein Spiel, welches die Soldaten in den Feldlägern geſpielt haben; es iſt daher dem Landsknechte ähnlich, wenn nicht daſſelbe Spiel geweſen.

— (Karten-), ein Spiel, welches mit dazu eingerichteten Blättern, Kartenblättern, geſchieht, welche auch Briefe genannt werden; ſ. Spielkarten. Ueber das Kartenſpiel, deſſen Erfindung, Ausbreitung, Nutzen und Schaden ꝛc., iſt ſchon Th. 157 unt. Spiel die Rede geweſen. In dem neueſten Spielalmanach, von dem Herrn G. W. von Abenſtein herausgegeben, wird das Kartenſpiel auch als eine Erfindung der Morgenländer angeführt, und aus der Vermuthung genommen, daß, da die Karten in Italien im Jahre 1395 Naibi, in Portugal und Spanien Naipis genannt worden, welches in der morgenländiſchen Sprache ſo viel als Vorausſehung, Wahrſagung bedeutet, und da die Wahrſagerkünſte morgenländiſchen Urſprungs ſind, ſo müßten es auch die Karten ſeyn. Dieſe Behauptung iſt ſo unrecht nicht, und hat ſehr viel Wahrſcheinlichkeit für ſich; denn es läßt ſich leicht denken, daß man beim Wahrſagen gewiſſe Blätter mit geheimer Schrift oder geheimen Charakteren gebraucht hat, die dann nachher zur Erfindung der Kartenſpiele Veranlaſſung gegeben. Beſonders hatten die Zigeuner, nach Einigen ein urſprünglich Indiſches, nach Andern ein Nubiſches oder Aegyptiſches Volk, d. Kartenſpiel in Aſien u. Afrika verbreitet, u. wenn

man die abgesonderte Lebensart dieses Volkes betrachtet, und besonders das Leben der Weiber in der Wildniß, die auf alle nur mögliche magische und andere Künste sinnen, um die Menschen im Verkehr mit ihnen zu betriegen und Vortheile von ihnen zu ziehen, so kann man auch wohl annehmen, daß sie die Erfinder des Kartenspiels gewesen sind, weil dieses Anfangs mit zu den Taschenspielerkünsten gehörte, so wie die Kartenkunststücke noch dazu gehören, die in dem verwichenen Jahrhunderte ihre höchste Ausbildung erhielten. Ob übrigens die Sarazenen bei ihrem Uebergange nach Europa das Kartenspiel zuerst den Europäern bekannt gemacht haben, oder ob es, wie wohl wahrscheinlicher, durch die Handelsverbindungen der Morgenländer mit den Abendländern dahin gekommen, bleibt unentschieden, weil darüber bestimmte Nachrichten fehlen und alle historische Nachrichten in dieser Hinsicht nur Vermuthungen sind. Da aber die ersten historischen Spuren der Karten und deren Gebrauch sich in Italien finden, so spricht dieses für die Ueberkommung des Kartenspiels durch den Handel, weil die Italiäner schon früh Handel mit der Levante trieben. In einer Italienischen Handschrift des Pipozzo di Sandro vom Jahre 1299 wird der Spielkarten ausdrücklich gedacht; s. Spielkarten. Nach den Italienern findet man zuerst Nachrichten von den Karten bei den Deutschen, dann erst bei den Franzosen, und zuletzt bei den Spaniern. Ein Mehreres über die Erfindung der Kartenspiele wird unter Spielkarten vorkommen, so wie auch der Artikel Spiel, Th. 157, besonders von S. 545 an, nachzulesen ist.

Man kann die Kartenspiele in drei Klassen bringen. Zur ersten Klasse gehören diejenigen Kartenspiele, welche mit besonderer Aufmerksamkeit und Feinheit gespielt werden müssen, da sie mancherlei Verwickelungen enthalten, die zur Lösung einen gewandten

und geübten Spieler erfordern; denn nur durch ein geſchicktes Drehen im Spiele können ſie gewonnen werden oder verloren gehen. Zu dieſen Spielen gehören: das l'Hombreſpiel zu 2, 3, 4 und 5 Perſonen. Die beiden letztern Spiele zu 4 und 5 Perſonen machen beſondere Spiele unter den Namen: Quadrille oder l'Hombre en quatre, und Quintille oder l'Hombre en cinq aus; das Whiſt-, Boſton-, Kaſino-, Treſett- und Tarokſpiel; ſ. dieſe Spiele, im Regiſter. Zur zweiten Klaſſe gehören diejenigen Spiele, die ebenfalls Aufmerkſamkeit und Gewandheit erfordern, aber nicht in dem Grade, wie die Spiele der vorhergehenden Klaſſe, obgleich es ihnen auch an manchen Verwickelungen und Feinheiten nicht fehlt. Dieſe Klaſſe iſt ſehr zahlreich; es gehören dazu: das Piquet-, Solo-, Alliance-, Imperial- oder Kaiſer-, Hok-, Guimbarde- oder Braut-, Ambigu-, Guinguette-, Mariage-, Rabouge-, Minchiate-, Commerce-, Reverſis-, Baſſadewitz-, Elfern-, Poch-, Papillon-, Brusquembille-, Bretan-, Mouche-, Komet- oder Manille-, ma Commère-Spiel ꝛc. ꝛc. Die meiſten dieſer Spiele kommen in dieſem Regiſter vor; einige werden hier kurz abgehandelt werden, weil ſie oben im Regiſter übergangen worden. — Zur dritten Klaſſe gehören alle leichte Kartenſpiele, die ohne alle Feinheit, nur mit einiger Aufmerkſamkeit, geſpielt werden können, und größtentheils von den untern Volksklaſſen geſpielt werden; es gehören zu dieſen Spielen: das einfache Dreiblatt-, Triumpf-, Kauflabet-, l'Homme d'Auvergne-, Hahnrey-, Saufaus-, böſe Sieben-, Stepke-, Baziga-, Schafkopf-, Todt und Leben- ꝛc. ꝛc. Spiel. Auch von dieſen Spielen kommen mehrere im Regiſter vor. Auch laufen viele von den Spielen dieſer dritten oder

letzten Klasse, welche mit 3 Blättern gespielt werden, auf eins hinaus, und haben nur verschiedene willkührliche Namen, ohne die geringste Beziehung auf das Spiel, erhalten, wie es den Spielern eingefallen, oder dieses oder jenes Witz- oder Spitzwort im Spiele zufällig vorgekommen, wonach man dann dasselbe benannt hat, wie böse Sieben, schwarzer Peter, Saufaus, Hahnrey ꝛc. ꝛc. — Noch eine besondere Klasse von Karten-Spielen machen die Karten-Hazardspiele aus, bei denen das Pharaospiel obenan steht; s. Spiel (Hazard-), Th. 157.

Das Alliancespiel ist ein neu erfundenes Kartenspiel, welches mit einer vollständigen Karte, also mit 52 Blättern, unter vier Personen gespielt wird; es können aber auch fünf bis sechs Personen daran Theil nehmen. Bei vier Personen — ich folge hier in der Beschreibung dieses Spiels dem Herrn v. Abenstein — erhält jede 12 Blätter, und 4 Blätter werden, als Talon, auf den Tisch gelegt, wobei das oberste Blatt aufgelegt wird, welches die Farbe anzeigt, in welcher gespielt werden kann. Bei diesem Spiele kommt es hauptsächlich auf die Mehrzahl der Stiche und auf die der Figuren an, die man darin macht. Diese Figuren sind der König, die Dame, der Bube und die Fahne, welche in einer rothen Farbe die Neun, in einer schwarzen aber die Drei ist. Letztere Figur, die Fahne, gilt jedoch während des Spiels bloß als Drei oder als Neun. Die Fahne wird mit 4, der Bube mit 3, die Dame mit 2, und der König mit 1 Marke bezahlt. Sieben Stiche machen das Spiel gewonnen, wenn sich auch noch so wenig Figuren darin befinden sollten. Wenn jedoch der Spieler mit seiner Alliance, welches ein König ist, und die Gegenparthei eine gleiche Anzahl Stiche haben, dann entscheiden die Figuren, und die gewinnende Parthei ist diejenige, in deren eingenommenen Stichen sich die Fahne befindet.

Wäre aber dieſe ein auf den Tiſch gelegtes Blatt, ſo entſcheidet der höhere Werth der eingenommenen Figuren, und iſt dieſer auf beiden Seiten gleich, ſo hat der Anfragende mit ſeiner Alliance das Spiel verloren. Wenn Karten gegeben worden, welches Geben nach der Reihe rechts herumgeht, ſo kommt es auf die Vorhand an, ob derjenige, der ſie hat, ein Spiel unternehmen kann. Er frägt daher zuerſt um Erlaubniß, und wird ihm dieſe gegeben, ſo ſagt er ſeine Farbe an, und nennt den König, mit dem er Alliance machen will, worauf das Spiel beginnt; ſpielt aber die Vorhand nicht, ſo kommt es an den zweiten Spieler, und ſo geht es fort bis zu dem letzten. Will ein Anderer, als der, welcher gefragt hat, in Couleur ſpielen, ſo wird ihm das Spiel überlaſſen, wenn nicht derjenige, der die Vorhand hat, ſelbſt Couleur ſpielen will, oder an deſſen Statt Levée machen oder Solo ſpielen will. Auch kann derjenige, welcher erſt gefragt hat, dennoch hernach in Couleur fragen, Levée ſagen oder Solo ſpielen, nur muß er denjenigen, welcher ſpielen will, wirklich überbieten. Wer Levée anſagt, muß, wenn es ihm erlaubt wird zu ſpielen, eins von den drei verdeckt hingelegten Blättern umwenden, und in der dadurch bezeichneten Farbe ſpielen, jedoch ſteht ihm dabei frei, die auf dem Tiſche liegenden Blätter ganz oder zum Theil in ſeine Karte zu nehmen und andere dafür abzulegen. Hierauf wird ebenfalls ein König zur Alliance gerufen, und das Spiel geht wie vorhin. Der zur Alliance gerufene König braucht nicht ſchlechterdings einzuſtechen, wenn er von einem Andern, als dem Spieler ſelbſt angeſpielt wird; dagegen fällt aber dieſem der Vortheil zur Laſt, der für ihn hieraus entſtehen kann, wenn der gerufene König mit aufliegen ſollte; in dieſem Falle iſt derjenige Alliirter, welcher das nächſte Blatt hat. Spielt der Spieler ſelbſt gleich beim erſten Ausſpielen die Alliance an, ſo muß der ge-

rufene König einſtechen, ſonſt nicht. Uebrigens ſpielt man die Alliance nur dann an, wenn man ſich für ſicher hält, daß ſie nicht geſtochen werden kann, und wenn man die Kräfte ſeines Freundes gern erfahren will. Am beſten iſt es, zuerſt die Trümpfe heraus zu fordern, um, wo möglich, die Figuren, die man nicht ſelbſt hat, in ſeine Gewalt zu bekommen, oder diejenigen, welche man in ſeiner Karte hat, frei zu machen. Die beiden übrigen ſpielenden Perſonen ſind allezeit natürliche Alliirte und zählen ihre Stiche ebenfalls zuſammen. Die verlierende Parthei erhält keine Honneurs bezahlt. Wer Solo ſpielen will, tritt nun mit den drei übrigen Spielern in daſſelbe Verhältniß, als bei zwei und zwei Alliirte gegeneinander. Die Mehrheit der Stiche, und, bei gleicher Anzahl derſelben, die Fahne, oder wenn dieſe aufliegt, der höhere Werth der Honneurs, entſcheiden auch hier. Wenn Einer der Spielenden Solo anſagt und ſeine Farbe nennt, und ein Anderer glaubt vielleicht in derſelben Farbe, durch gute Nebenkarten unterſtützt, ganz das Gegenſpiel machen zu können, ſo ſagt dieſer Reſiſtance! Jetzt ſpielen dieſe Beiden gegeneinander, und von den übrigen zwei Perſonen, welche neutral ſind, ſpielt jede für ihr eignes Intereſſe. Zwiſchen den beiden Spielern entſcheiden die meiſten Stiche, und bei gleicher Anzahl derſelben bloß die Fahne. Wären die Spieler an Stichen einander gleich, und Einer der Neutralen hätte in ſeinen Stichen die Fahne, ſo würde dieſer, im Fall er auch nur einen Stich haben ſollte, ſo angeſehen werden, als ob er das Spiel gewonnen hätte, jeder der beiden Spieler bezahlt ihm 4 Marken, und wenn er außerdem noch Figuren haben ſollte, dieſe nach ihrem Werthe. Der andere Neutrale giebt und bekommt in dieſem Falle nichts, er müßte denn eine Figur erobert haben, welche er hier von demjenigen bezahlt erhält, der ſie ausgeſpielt oder zugeworfen hat.

Sollte ſich die Fahne aber unter den liegenden Blättern befinden, und ſowohl der Soloſpielende, als derjenige, welcher ihn reſiſtirt, hätten eine gleiche Anzahl Stiche, ſo haben ſie beide verloren, und Jeder bezahlt an einen der Neutralen 4 Marken. Will Niemand ein Spiel unternehmen, ſo wird jedesmal von dem, welcher die Vorhand hat, Levée gemacht, ſolches aber nur wie bloße Alliance bezahlt, welche Alliance, ohne Levée 2 Marken, Solo 4 Marken, ſo auch das Levée, wenn man nicht dazu verbunden iſt. Die Honneurs werden beſonders bezahlt. Beim Solo bezahlt der Reſiſtant den Preis dafür doppelt, die Honneurs aber wie die Neutralen. Gewinnt der Reſiſtant, ſo muß ihm ſein Gegner das Solo auch doppelt bezahlen. Wer Solo ohne Reſiſtance gewinnt, bekommt von Jedem der drei übrigen Spieler, ohne die Honneurs, 4 Marken, und bezahlt auch an Jeden ſo viel, im Fall er es verliert. Die erſten Stiche in einer Folge bis zum Gewinn werden mit 2 Marken bezahlt; wer alle Stiche macht, bekommt 6, welcher Preis aber keine Erhöhung leidet, wenn man es vorher anſagen wollte. In Couleur gilt Alles doppelt. Das As, wenn es nicht à tout iſt, gilt bloß als Eins, und kommt in Roth nach dem Buben, und iſt in Schwarz das niedrigſte Blatt, in der Farbe aber, welche à tout iſt, ſticht das As den König. Die übrigen Figuren und Blätter gelten nach ihrem bekannten Range. Wird dieſes Spiel von fünf Perſonen geſpielt, ſo bekommt jede 10 Blätter, und es werden nur zwei Blätter, eins offen und eins verdeckt, aufgelegt. Spielen ſechs Perſonen, ſo erhält jede acht Blätter, und das Auflegen iſt wie unter vier Perſonen. Im erſten Falle giebt es, nach gewählter Alliance, jederzeit drei, im letzten vier natürliche Alliirte, und alles Uebrige iſt im Verhältniß wie unter vier Perſonen. Man kann dieſes Spiel auch mit Deutſchen Karten, jedoch nur unter 4 Perſonen ſpielen. Das Daus

vertritt hier die Stelle des As, der Ober die der Dame, der Unter die des Buben, und die Sieben iſt in jeder Farbe die Fahne. Jeder bekommt acht Blätter, und da hier die Karte aufgeht, ſo müſſen aus einer andern Karte vier Blätter aufgelegt werden, welche der Kartengeber von dem ihm zur rechten Hand ſitzenden Spieler, dem das Abheben zukommt, herausziehen läßt. Bei Levée findet hier kein Kaufen Statt.

Das Baſſadewitzſpiel gleicht dem Nulliſſimo im l'Hombreſpiele, indem derjenige, der die wenigſten Stiche macht, am meiſten gewinnt. Man ſpielt dieſes Spiel mit einer Piquetkarte unter vier Perſonen, loſet ums Kartengeben, welches, ſo wie das Spiel, links herumgeht. Jeder Spieler bekommt 8 Blätter, immer zu zweien, ſpielt für ſich, und muß Farbe bedienen. Man ſpielt es ohne Trumpf, und die Blätter folgen in der gewöhnlichen Ordnung.. Es kommt hier nicht auf die Stiche, ſondern auf die Points an, welche in den Stichen enthalten ſind. Das As zählt 11, der König 4, die Dame 3, der Bube 2, die Zehne 10, die Neune bis Sieben zählen nicht. Je mehr Points Einer zählt, um ſo weniger gewinnt er, und wer die meiſten zählt, bekommt gar nichts. Der Kartengeber ſetzt 12 Marken in den Pot, welche zu Ende des Spiels in drei Theile, zu 5, 4 und 3 Marken vertheilt werden. Wer gar keinen Stich macht, oder die wenigſten Points in ſeinen Stichen zählt, der bekommt 5 Marken, wer nach dieſem die wenigſten Points zählt, erhält 4 Marken, und wer von den beiden Uebrigen die wenigſten Points zählt, 3 Marken, und wer die meiſten zählt, erhält nichts, wie auch ſchon oben bemerkt worden. Haben Zwei gleiche Points in ihren Stichen, ſo geht es nach der Vorhand, und der Nachſitzende bekommt die wenigſten. Macht Einer alle Stiche, ſo bekommt er von Jedem 4 Marken, die vom Kartengeber geſetzten 12 Marken bleiben aber ſtehen. Er muß noch einmal ge-

ben, und tritt derſelbe Fall wiederum ein, noch einmal, und dieſes ſo oft, bis die 12 Marken ausgeſpielt ſind. Macht dagegen Einer nicht alle Stiche, jedoch ſo viele, daß er 100 Points zählt, ſo muß dieſer Jedem 4 Marken bezahlen, und der Kartengeber muß noch einmal geben, wie vorher angeführt worden. Man befolge bei dieſem Spiele folgende Regeln:

1) Man ſpiele ſo aus, daß die Andern abſtechen müſſen. — 2) Hat man As und König von einer Farbe, und dabei noch einige geringe Blätter, ſo ſpiele man nie dieſe, ſondern eine andere Farbe an, welche die Andern ſtechen müſſen. Wird dann eine Farbe geſpielt, die man nicht hat, ſo werfe man vor allen Dingen diejenigen Blätter ab, auf welche man am leichteſten Stiche bekommen kann, z. B. unbeſetzte Könige, Damen ꝛc. — 3) Hat man ein oder zwei Aſſe zur Vorhand, und keine Renonce, ſo ſpiele man zuerſt das As, welches man entweder gar nicht, oder mit einer Dame oder einem Buben beſetzt hat. Hierauf ſpiele man das noch dabei habende Blatt, und dann gehe man zu einer Farbe über, die von den Andern ſchlechterdings geſtochen werden muß. Und wenn man auch leer ausgehen müßte, ſo iſt es doch immer beſſer, als wenn man 100 Points bekommt und 12 Marken bezahlen muß. — 4) Spielt ein Anderer eine Farbe an, in welcher man das As oder den König nur mit einem einzigen niedrigen Blatte beſetzt hat, ſo ſteche man mit dem Aſſe oder Könige, und ſpiele dann die Farbe ſogleich wieder nach. Iſt aber der Stich zu augenreich und man hat ſo unbedeutende Blätter in der Hand, daß man kein großes Spiel zu befürchten hat, ſo kann man es auch darauf ankommen laſſen, ob dieſelbe Farbe wieder nachgeſpielt werden wird. — 5) Je mehr man niedrige Blätter bei einem Aſſe oder Könige hat, um ſo vorſichtiger muß man im Zugeben ſeyn. — 6) Wird eine Farbe angeſpielt, die man nicht in der Hand hat, ſo entledige man ſich vor allen Dingen der Blätter, auf welche man am leichteſten einen Stich bekommen kann, oder wenn man davon keine hat, ſo *werfe man beſonders* As und Zehne

zu; denn je mehr man ſich von den zählbaren Blättern reinigen kann, um ſo mehr Vortheil verſchafft man ſich dadurch. — 7) Hat man in der angeſpielten Farbe die Zehne und noch ein Paar andere Blätter, ſo ſey man nicht voreilig mit der Zehne, ſondern gebe lieber zum erſten Male ein geringes Blatt zu; denn die Fälle ſind zu häufig, daß man auf der Zehne den Stich bekommt. Iſt aber ſchon mit der Dame, dem Buben ꝛc. geſtochen worden, dann muß man die Zehne zugeben. — 8) Hat man ſo ſtarke Blätter in der Hand, daß man wahrſcheinlich alle Stiche machen kann, ſo ſpiele man ſehr vorſichtig, damit die Andern die Abſicht nicht merken; denn ſobald man nur die geringſte Blöße giebt, ſo iſt man auch der Gefahr ausgeſetzt, 100 Points zu bekommen; man muß daher mit ſeinen Blättern beim Ausſpielen ſehr vorſichtig ſeyn, beſonders in der Mitte, wo man der Gefahr, 100 Points zu bekommen, am allermeiſten ausgeſetzt iſt, man kommt da oft zu einem Stiche, wo man es gar nicht vermuthet, und hat man dann viel hohe Blätter, ſo hält es ſchwer, das Spiel wieder los zu werden. — 9) Wer Farbe verläugnet, und es wird entdeckt, der geht leer aus, wenn er auch wirklich beweiſen kann, daß er keinen Stich gemacht haben würde. — 10) Iſt man in einer Farbe ſehr ſtark beſetzt, ſo muß man beſonders Acht geben, welche Blätter die Andern darin abwerfen, um darnach ſeine Maaßregeln machen zu können; denn je mehr darin abgeworfen wird, um ſo größer wird die Force, und kommt man dann ans Spiel, ſo kann man es nicht wieder loswerden. Man ſuche ſich daher ſo viel, als möglich, Renoncen zu machen, oder wenigſtens ſolche Blätter los zu werden, auf welche man am leichteſten Stiche bekommen kann.

Das Dreikartſpiel, Dreiblattſpiel, oder das Spiel mit drei Karten, Blättern, iſt ſchon Th. 157, S. 706 angeführt worden. Es gehört zu den niedrigen Kartenſpielen, und wird mit 32 Blättern der Franzöſiſchen Karte geſpielt. Es hat mehrere Abänderungen, und nach dieſen führt es auch ver-

schiedene Namen: wie Stepke, Puff, schwarzer Peter, Schafkopf, böse Sieben, Hahnrey, Saufaus ꝛc. ꝛc. Bei dem Stepke oder Puff wird mit einem Plumpsacke Schläge oder Puffe ausgetheilt. Jeder Spieler erhält drei Karten, entweder auf einmal oder nach dreimal Herumgeben, die übrigen bleiben im Talon. Derjenige, welcher die wenigsten Stiche macht, ist Stepke, erhält den Plumpsack und theilt die Schläge bei dem folgenden Spiele aus. Wer also die wenigsten Stiche macht, erhält eine gewisse Anzahl Schläge und den Plumpsack, das heißt, er wird Stepke für das nächste Spiel, und bleibt es so lange, bis Einer der Mitspielenden die wenigsten Stiche macht. Der Stepke spielt nicht mit, sondern sieht dem Spiele zu, und hat Acht, daß dabei Alles mit Ordnung zugehe. Es wird bei diesem Spiele kein Trumpf aufgeworfen. Das As ist die höchste Karte und zählt eilf, der König vier, die Dame drei, und der Bube zwei Points oder Augen. Die Blätter zählen daher vom As bis zur Zehne eingeschlossen. Das höhere Blatt sticht das niedere in allen Farben ohne Unterschied. — Man spielt auch Stepke auf eine andere Art, indem man in einer Gesellschaft, die aus acht bis zehn und noch mehreren Personen bestehen kann, Jedem eine Karte verdeckt giebt, worunter sich der Piquebube befindet, welcher der Stepke ist. Nachdem nun durchs Loos der Stepke gewählt worden, so erhält dieser den Plumpsack, und geht nun hinter den am Tische Sitzenden herum, von denen Jeder seine Karte vor sich verdeckt liegen hat, und sie mit seinem Nachbar tauschen kann, wenn er den Piquebuben hat, jedoch muß dieses im Geheimen geschehen, ohne daß es der Stepke gewahrt, sonst bekommt derjenige, der seine Karte einem Andern hinschiebt, und dafür dessen Blatt nimmt, ein Paar Streiche mit dem Plumpsack und giebt ein Pfand. Der Stepke muß nun errathen, bei

wem ſich der Piquebube befindet, bei dem er anklopft, der muß ſeine Karte aufdecken; hat er ihn gefunden, ſo wird derjenige Stepke und giebt ein Pfand, und der Andere iſt von dieſem Poſten erlöſet; hat er ihn nicht gefunden, ſo muß er ein Pfand geben, bekommt von der Geſellſchaft Schläge mit dem Plumpſacke und muß wieder ſuchen. Wenn dieſes Spiel eine Weile geſpielt worden, und nicht mehr anzieht, werden die Pfänder eingelöſet. — Die übrigen angeführten Dreiblattſpiele werden ſo ziemlich auf gleiche Weiſe geſpielt, ſo z. B. wird bei dem ſchwarzen Peter demjenigen, der den Piquebuben hat, das Geſicht ſchwarz gemacht. Die böſe Sieben iſt Piqueſieben ꝛc. Da dieſe Art Dreiblattſpiele zu bekannt ſind, und größtentheils in den untern Klaſſen des Volkes geſpielt werden, ſo muß eine nähere Erklärung der übrigen Spiele dieſer Art hier übergangen werden.

Das Rabougeſpiel oder die Rabouge, ein Kartenſpiel, welches zu Ende des verwichenen und im Anfange dieſes Jahrhunderts ſtark in Geſellſchaften geſpielt wurde, jetzt aber ganz aus der Mode gekommen iſt. Es wird mit zwei vollen Spielen Franzöſiſcher Karten, alſo mit 104 Blättern, unter vier Perſonen geſpielt, ſo, daß jede Perſon 26 Blätter erhält. Die Erfindung dieſes Spiels fällt zu Ende des verwichenen Jahrhunderts. — Das ſchon Th. 157, S. 569 und S. 765 erwähnte Hokſpiel iſt ganz außer Gebrauch gekommen, wird ſelbſt in Frankreich gar nicht mehr geſpielt, und ſcheint nur in der Zeit der Staats-Verwaltung Mazarins, der dieſes Spiel zur Beluſtigung des Hofes unter Ludwig dem 14ten in Aufnahme brachte, wie auch ſchon Th. 157, S. 569 erwähnt worden, und nach welchem Miniſter man es auch Hoc de Mazarin genannt hat, dem das Hoc de Lyon nachgebildet wurde, geſpielt worden, dann aber *auch ſchnell* in Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn; denn

in Werken über die Kartenspiele im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts findet man es nur angeführt, aber nicht erklärt. — Das Tod- und Lebenspiel ist nur ein einfaches Kartenspiel, das unter zwei Personen auf folgende Weise gespielt wird. Man nimmt ein vollständiges Spiel Französischer Karten von 52 Blättern, theilt dasselbe so ab, daß jeder Spieler 26 Karten, und darunter 2 Asse, 2 Könige, 2 Damen, 2 Buben und 2 Zehnen erhält, die übrigen Karten können fallen wie sie wollen, jedoch muß man dahin beim Theilen sehen, daß bei den niedrigern Blättern, von der Neune abwärts, ein Spieler nicht alle Zweien, Dreien, Vieren ꝛc. erhält, und der Andere die höhern. Jeder Spieler nimmt nun sein Pack Karten, mischt sie, und behält sie so in der Hand, daß die Figuren nach unten gekehrt oder verdeckt sind, das heißt, die Rückseite heraus ist. Das As ist das höchste Blatt, dann folgt der König, die Dame, der Bube, die Zehne ꝛc. Der Aus- oder Anspieler wirft das oberste Blatt von seinen in der Hand habenden Karten so auf, daß die Figur oder die rechte Seite oben kommt, und der Andere wirft auf dieselbe Weise das seinige darauf. Uebersticht nun solches die zuerst aufgeworfene Karte, so nimmt Letzterer den Stich ein und steckt ihn unter sein Pack in der Hand, wo nicht, so nimmt Ersterer den Stich. Kommen gleiche Karten zusammen, wie z. B. zwei Asse, zwei Könige, zwei Damen ꝛc., so bleiben sie liegen, und es wird darauf gespielt, und derjenige, welcher mit seiner Karte übersticht, nimmt die Stiche ein, das heißt, steckt sie unter sein Pack, jedoch immer so, daß bei gleichen hohen Karten, diese vertheilt oder getrennt werden, damit nicht zwei Asse, zwei Könige, zwei Damen ꝛc. aufeinder folgen. Die Farben sind bei diesem Spiele gleich, nur die Augen überstechen. Pique-Dame übersticht daher den Carreau-Buben, die Coeur-Zehne ꝛc. Es wird so lange

geſpielt, bis Einer der beiden Spieler tod iſt, das heißt, alle ſeine Karten verliert und der Andere ihn überlebt, welches oft erſt nach ein Paar Stunden geſchieht; denn ſo lange jeder Spieler noch ein As, ein Paar Könige ꝛc. hat, wird das Spiel ſo bald nicht entſchieden. Man ſetzt ein Gewiſſes an Gelde feſt, worum das Spiel geht oder geſpielt wird. —

Spiel (Karten-Domino-), ein Geſellſchaftsſpiel.

— (Kasco-), Cascoſpiel, ſiehe unter Spiel (l'Hombre-), Th. 157.

— (Kaſino-), Caſinoſpiel. Dieſes Spiel iſt, dem Namen nach, eine Erfindung der Italiener; denn man nennt in Italien, und beſonders in Venedig, die Zimmer in den untern Stockwerken der Häuſer, in welchen zur Meßzeit geſpielt wird, Caſino; auch zu Florenz führt ein Spielhaus, in welchem ſich der Adel zu verſammeln pflegt, dieſen Namen, nach welchem auch wahrſcheinlich der Verſammlungsort des Adels, der Diplomaten, Militairperſonen ꝛc. von Rang in Berlin benannt worden. Ob nun dieſes Spiel vorzugsweiſe auf dem Kaſino zu Florenz iſt geſpielt, oder von einem Mitgliede der ſich daſelbſt verſammelnden Geſellſchaft iſt erfunden, und dann nach dem Orte benannt worden; oder ob es eine Erfindung der Engländer iſt, wegen mancher Benennungen in Engl. Sprache, findet man nicht angeführt; ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß es eine Erfindung der neueſten Zeit iſt, weil man es in älteren Werken über die Kartenſpiele ꝛc. vergebens ſucht — Bei dieſem Spiele gebraucht man ein vollſtändiges Franzöſiſches Kartenſpiel von 52 Blätteen, wie beim Whiſt. Alle Karten von As bis Zehn haben in dieſem Spiele den Werth, der dnrch ihre Zahl bezeichnet iſt; die drei Figuren Bube, Dame, König, werden die Hofkarten (Court-Gards), ſo wie die übrigen, gemeine Karten genannt. Sie folgen von der Zehne aufwärts, der Bube eilf, die Dame zwölf,

der König dreizehn. Die Aſſe werden als die niedrigſten und höchſten Karten angeſehen, und haben alſo einen doppelten Werth, von eins und von vierzehn, den der Spieler gelten laſſen kann, wie er ihn am beſten braucht. Ueber den Aſſen oder Vierzehnen ſtehen noch zwei andere Karten, die das Spiel charakteriſiren, und Caſinos heißen, es ſind Pique-Zwei der kleine, und Carreau-Zehn der große Kaſino; erſterer gilt 15, und letzterer 16 Points. Außerdem haben dieſe beiden Karten noch ihren Werth als gemeine Karten, nämlich 2 und 10, und der Spieler kann ſie gebrauchen, unter welchem von beiden Werthen er will. Das Spiel wird von 4 Perſonen geſpielt, deren zwei und zwei in Kompagnie ſpielen, und ihre Plätze auf dieſelbe Art, nämlich die Zuſammenſpielenden einander gegenüber, einnehmen. Jeder Spieler bekommt 4 Karten in die Hand, und eben ſo viel werden aufgedeckt auf den Tiſch gelegt. Die Hauptſache des Spiels beſteht darin, daß der Spieler jedesmal, wenn ihn die Reihe trifft, oder an ihm iſt, mit einer von den Karten in ſeiner Hand ſo viele Karten vom Tiſche wegnehme oder raffe, als mit dem Werthe der aufgezeigten Karten entweder einzeln oder mehrere zuſammengezählt, übereinſtimmen. Dieſe Zuſammenzählungen oder Verbindungen gehörig und zu meinem größten Vortheile einzurichten, macht die Kunſt des Spiels aus. Es kommt hierbei auf drei Punkte an: 1) daß ich die größte Anzahl Karten zu raffen ſuche; 2) daß ich beim Raffen mein Augenmerk vorzüglich auf die Piqueblätter richte, und 3) daß ich die in meiner Hand oder auf dem Tiſche befindlichen Aſſe und Caſinos einzuziehen mich bemühe, weil dieſe Karten in den Stichen zählen. — Die Hauptſache bei dieſem Spiele ſind die Verbindungen, worin der Spieler ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſetzen muß; denn durch ſie allein kann er die Mehrheit der Karten gewinnen. Man nehme als Spieler

ABCD an. A iſt der Geber; er miſcht die Karten und läßt ſie von D, der ihm zur rechten Hand ſitzt, abheben. Nachdem er jedem Spieler an dem Tiſche vier Karten gegeben, und die Tiſchkarten aufwärts gekehrt ſind, ſo fängt B an zu ſpielen. Angenommen, die Tiſchkarten wären ein As, eine Zwei, eine Viere und eine Sieben, und B hätte eine Sieben in ſeiner Hand, ſo kann er mit dieſer Sieben den Tiſch räumen; denn ſeine Sieben paart ſich mit der Sieben auf dem Tiſche, und da die übrigen drei Karten auch ſieben zuſammen machen, ſo nimmt ſie B ebenfalls. Wenn aber B keine Sieben hätte, ſondern eine Fünfe, eine Sechſe, eine Zehne und eine Hofkarte, ſo muß er ſehen, mit welcher Karte und durch welche Verbindungen er die meiſten und beſten Karten machen kann. Dieſes geſchieht durch die Zehne, weil dieſe die Sieben, die Zwei und das As, da hingegen die Fünfe bloß das As und die Viere, und die Sechſe bloß die Viere und Zwei nimmt. Hat er keine Zehne, ſondern bloß Fünfe und Sechſe, ſo muß er mit der Fünfe nehmen, um das As in ſeinen Stich zu bekommen. Hätte er, nebſt andern Karten, eine Dame, welche 12 gilt, ſo könnte er dieſe gebrauchen, um die Sieben, die Viere und das As zuſammen zu bekommen. Kehren wir wieder zum erſten Falle zurück, daß nämlich B eine Sieben gehabt, und mit dieſer den Tiſch geräumt hätte, ſo markirt er einen Point, und C muß dem Tiſche eine Karte ſpielen; dieſes ſey eine Hofkarte, z. B. eine Dame, hat nun D eine Dame in der Hand, ſo kann er wieder den Tiſch räumen. Angenommen dieſes wäre geſchehen, ſo muß A dem Tiſche eine Karte ſpielen, welches ein Bube ſeyn kann; wäre nun dieſes, und B hätte keinen Buben, ſo ſpielte er eine andere Karte; dieſe ſey nun ein König, C hätte aber weder Bube, noch König, ſo würde er auch eine andere Karte ſpielen, welches eine Zehne ſey. Hätte *nun* D keine von den Dreien, ſo muß er eine andere

Karte zugeben; dieſe ſey hier eine Neune. A könnte keine von den Vieren paaren, ſo giebt er eine andere Karte zu; dieſe ſey eine Achte. B könnte nun auch nicht paaren, ſo giebt er eine andere Karte zu; dieſe ſey nun eine Dame. C könnte ebenfalls nicht paaren, und giebt eine Sieben auf den Tiſch; D hätte nun aber eine Achte, ſo nimmt er mit ſolcher die Achte, die A geſpielt hat. A hätte eine Sieben, ſo nimmt er mit dieſer die Sieben, die C geſpielt hat; B könnte aber immer noch nicht ſtechen, ſo muß er ſeine letzte Karte zulegen; dieſe ſey nun eine Drei; C kann auch nicht paaren, und giebt daher auch ſeine letzte Karte hin, welches eine Zwei iſt; D iſt nun in dem nämlichen Falle, und legt ebenfalls ſeine letzte Karte hin, welches eine Fünfe iſt. Hat nun A zur letzten Karte ein As, ſo nimmt er mit dieſem nach dem Werthe von 14, zuerſt den Buben und die Drei; dann die Dame und die Zwei, und ſo die Neune mit der Fünfe, folglich ſechs Karten vom Tiſche. Die Karten der Spieler ſind nun alle, und auf dem Tiſche blieben ein König und eine Zehne liegen. A giebt alſo jedem Spieler wieder 4 Karten, aber keine dem Tiſche. B fängt wieder an zu ſpielen, wenn er nämlich keine von den Tiſchkarten paaren kann, ſo nimmt er eine davon weg, wo nicht, ſo giebt er eine zu. C, B und A thun daſſelbe, bis die Karten wieder verſpielt ſind; dann giebt A Jedem wieder 4 Karten. B habe, bei ſeiner Reihe zu ſpielen, den großen Kaſino in der Hand, auf dem Tiſche liegen ein As, ein König, eine Sieben, eine Zwei, ſo kann er mit jener Hauptkarte, nach ihrem Kaſinowerthe von 16, den König, die Zwei und das As, oder nach ihrem gemeinen Werthe, das As, die Sieben und die Zwei nehmen, in welchen Fällen das As zu 1 gerechnet iſt. Er kann aber auch das As zu 14 rechnen, und es ſo, nebſt der Zwei, als den Werth von 16 nehmen. C konnte es nämlich vortheilhafter

finden, zwei Karten als eine auf dem Tiſche zu laſſen, damit ſein Nachfolger nicht etwa den Tiſch räume, oder table nette (Raffel) mache. Iſt nun das ganze Spiel Karten ausgegeben, ſo nimmt derjenige der den letzten Stich macht, die übrigen Karten mit weg, nämlich wenn B oder C eine Karte gepaart hat, und B und A kann keine gewinnen, ſo nimmt B oder C, der zuletzt gepaart, die noch übrigen Tiſchkarten, nebſt denen von B und A mit weg; hat aber A eine Hofkarte, ſo nimmt A die noch übrigen Karten, die B oder C gelaſſen hat. Wenn das Spiel aus iſt, ſo zählt jede Parthei ihre Karten, ſind deren 26, und ſie alſo auf beiden Seiten gleich, ſo zählt man nichts, ſind ihrer aber 27 oder mehr, ſo zählt man drei. Die Parthei, die ſieben oder mehrere Pique in ihren Stichen hat, zählt einen Point, welches doch geſchieht, wenn man auch nicht die Mehrheit der Karten hat. Nachher zählt man den großen und den kleinen Kaſino und die Aſſe. Die Parthei, welche die wenigſten Points hat, zieht ſolche von der Anzahl der Points der andern Parthei ab, und dieſe markirt ſo viel, als ſie mehr hat. Die Points, die man aber bei dem Tiſchräumen macht, werden jedesmal ſchon während des Spiels markirt, und nie gegenſeitig abgezogen. Man markirt auf folgende Art:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
o	oo	ooo	oooo	o oo	o ooo	oo o	ooo o	o o o	o oo o

Die Geſetze des Kaſinoſpiels ſind folgende: Diejenige Parthei, welche zuerſt 12 Points markirt, hat die Parthie gewonnen. Die 11 Points können ohne das Tiſchräumen in einem Spiele zuſammenkommen, wenn nämlich Alles auf einer Seite iſt.

Für die Mehrheit der Karten . . . . . 3 Points
" den großeu Kasino . . . . . 2 "
" den kleinen Kasino . . . . . 1 "
" die Asse (1 Point für jedes As) . 4 "
" die Mehrheit der Piques . . . . . 1 "

Summe 11 Points.

Jede Parthei markirt nicht allein die Points, die sie gewonnen hat, sondern zieht auch die geringere Zahl von der größern ab, und markirt bloß das, was übrig bleibt. Es gewinnt z. B. eine Parthei sieben Points von den eilfen, so werden hier die andern 4 Points, die von der Gegenparthei gewonnen worden, von diesen sieben abgezogen, und bloß das, was übrig bleibt, wird markirt. Es gewinnt z. B. eine Parthei 7 Points von den 11; hier werden die andern 4 Points, die von der Gegenparthei gewonnen worden, von den 7 abgezogen, und bloß die übrigen 3 Points markirt. Es kann aber auch geschehen, daß keine von beiden Partheien etwas markirt. Zum Beispiel, die Anzahl der Karten war gleich zwischen den beiden Partheien; in diesem Falle bleiben nur 8 Points zu markiren; sollten diese nun, so wie die Karten, ebenfalls gleich getheilt seyn, so kann keine Parthei markiren. — 2) Die Art zu geben ist, daß man 4 Karten jeder Person und 4 Karten dem Tische giebt; wenn diese Karten gespielt sind, so giebt man wiederum 4 Karten jeder Person, bis die Karten alle sind; dem Tische giebt man aber keine mehr. Der Geber ist aber nicht verbunden, die Karten, die er dem Tische giebt, in der Reihe, wie er sie giebt, aufzuschlagen, sondern er kann nach seinem Gefallen eine, oder zwei, oder alle auf einmal umkehren. Finden sich unter den aufgeschlagenen Karten zwei gleiche, als zwei Achten, zwei Asse ꝛc., so wird eine davon wieder untergesteckt, und eine andere aufgeschlagen. — 3) Bei diesem Spiele kann

kein Vergeben Statt finden; denn wenn eine Perſon bloß mit drei Karten ſpielt, ſo iſt es ihr eigener Schade, und ſollte eine Karte unter den Tiſch gefallen ſeyn, ſo muß diejenige Perſon, die bloß drei Karten hat, die vierte zu ihrem Schaden oder Nutzen anfnehmen. Es wird nicht als ein Verſehen angeſehen, wenn eine oder mehrere umgekehrte Karten im Spiele ſind, es ſey denn bei dem erſten Herumgeben, und ehe eine von den Tiſchkarten aufgeſchlagen iſt. — 4) Es iſt Niemanden erlaubt mehrere Stiche, als die zuletzt geſpielten nachzuſehen, auch darf Niemand ſeine gemachten Stiche oder Karten während des Spiels zählen. — 5) Niemand kann mehr als eine Karte auf einmal aus ſeiner Hand ſpielen; mit dieſer kann er aber nicht allein ein Paar machen, und jene andere Karte, welche dieſelbe Benennung führt, nehmen, ſondern er kann auch mit dieſer einzigen Karte ſo viele andere Karten aufnehmen, als er durch Verbindungen ſeiner Karten herausbringen kann. So kann z. B. eine Zehne

9 und As
8 „ 2
7 „ 3
6 „ 4

ſowohl als 10 nehmen. — 6) Derjenige, der die letzte Tiſchkarte nimmt oder den Tiſch räumt, zählt jedesmal einen Point. — 7) Derjenige, der den letzten Stich macht, nachdem alle Karten gegeben worden, nimmt mit ſelbigem jede andere Karte, die noch auf dem Tiſche liegt, und dieſes nennt man den Sweep oder den Kehraus. — 8) Der Lurch (Bredouille) wird das doppelt gewonnene Spiel genannt.

Allgemeine Spielregeln:

1) Die erſte und wichtigſte Anweiſung iſt, ſich zu erinnern, wie viele Zehner, Aſſe und Zweier geſpielt, und ob zwei Hof- oder Bilderkarten von derſelben Benennung zuerſt auf dem Tiſche aufgeſchlagen worden

ſind, welches beſonders nöthig iſt. Uebrigens merke man alle Karten, wenn man kann. — 2) Kann man mit der Karte, die man ſpielt, weder eine Karte, noch mehrere vom Tiſche aufnehmen, ſo muß man allemal lieber eine niedrige Karte ausſpielen, weil eine ſolche weiter keinen Nutzen hat, als etwa ein Paar zu machen, dahingegen höhere Karten durch Verbindung viele mit Vortheil nehmen können. Ausnahmen hiervon ſind: Wenn man Geber iſt, und die Karten ſind alle gegeben, ſo muß man eine Hofkarte zurückbehalten, um ſich des Sweeps oder Kehraus zu ſichern. Manchmal auch, wenn man den großen Caſino in der Hand hat, die andern drei Zehnen müſſen eben geſpielt ſeyn, ſo iſt es beſſer, eine geringere Karte auszuſpielen, welche mit einer Tiſchkarte durch Verbindung Zehn oder Sechzehn ausmacht, in der Hoffnung, die verbundenen Karten dann mit dem großen Kaſino aufzunehmen. Gewahrt man, daß die kleinen Tiſchkarten durch Verbindungen mehr ausmachen, und der große Kaſino iſt noch nicht heraus, auch hat man ihn nicht in ſeiner Hand, ſo muß man eine größere Karte ſpielen, um die Gegner zu verhindern, ihren Kaſino in Sicherheit zu bringen, wenn aber die drei Zehnen heraus ſind, und man weder ſelbſt, noch der Gehülfe Kartengeber iſt, ſo muß man ſuchen mit ſeiner Karte die Zahl Zehn unter den Tiſchkarten zu machen, ohne Rückſicht zu nehmen, ob dieſer Gehülfe den großen Kaſino in der Hand hat oder nicht; denn wenn er in der Hand unſerer Gegner iſt, ſo werden ſie ihn beinahe mit Gewißheit in dem Kehraus bekommen, wenn ſie ihn nicht vorher in Sicherheit bringen. Wenn man Geber iſt, und hat in den letzten vier Karten den großen Kaſino, und die drei andern Zehnen ſind heraus, ſo muß man, wenn man keine Hofkarten für den Kehraus hat, den großen Kaſino zurückbehalten, in der Hoffnung, Verbindungen zu machen; es ſey denn, daß man eine Achte oder Neune hätte, in welchem Falle man beſſer thut, den Kaſino zu ſpielen, und es dem Zufalle zu überlaſſen, ſolchen im Kehraus wieder zu bekommen. — 3) Die Piquekarte hat in dieſem Spiele vor den andern Farben den Vorzug, und macht das Spiel eher gewinnen. — 4) Was die

Aſſe anbetrifft, ſo ſollen die dritte Hand und der Geber ſie jedesmal bis zuletzt aufheben. Ueberhaupt muß bei den Aſſen Folgendes beobachtet werden: Wenn noch keine geſpielt ſind, oder wenn bloß eins oder zwei heraus ſind, und die erſte oder zweite Hand eins hält, die Gelegenheit abwarten, wenn bloß Zehnen und Hofkarten auf dem Tiſche liegen, oder wenn es mit andern Tiſchkarten nur wenige Verbindungen macht, ehe man es ausſpielt. — 5) Wenn drei Aſſe heraus ſind, ſo ſollte man das vierte niederlegen, im Fall es die erſte Karte iſt, die man zu ſpielen hat, man darf es aber niemals nach dem erſten Herumſpielen zurückbehalten. — 6) Hat man zwei Aſſe in der Hand, ſo muß man die erſte beſte Gelegenheit benutzen, eins davon zu ſpielen, in der Hoffnung, daß es nicht weggenommen werde, bis man wieder zum Spielen kommt; und ſpielt unſer Gehülfe ein As, und man kann es nicht durch Verbindungen aufnehmen, ſo muß man wenigſtens dieſe Verbindungen ſo viel, als möglich, zu verringern ſuchen, damit es die Gegner nicht ſo leicht gewinnen können. — 7) Hätte man in ſeiner Hand ein As und den kleinen Kaſino, und man iſt genöthiget eins von beiden zu ſpielen, ſo thut man beſſer, man nimmt den Letztern, weil die Gegner, wenn ſie ihn aufnehmen, nur einen Point gewinnen, hingegen würden ſie zwei Points gewinnen, wenn es ſich treffen ſollte, daß ſie das As gewinnen könnten. Sie können aber den kleinen Kaſino mit andern Karten zuſammen ebenfalls durch ein As nehmen. — 8) Wenn unter den Tiſchkarten der große Kaſino und ein As befindlich ſind, und man hat eine Zehne und ein As in ſeiner Hand, ſo muß man allemal das As zuerſt nehmen, wenn man den Kaſino nicht etwa mit andern zu 14 zuſammenzählen kann, weil ein As durch Verbindungen eher gewonnen wird. — Es iſt überhaupt Regel, nicht auf dem Tiſche bloß eine einzige Karte oder ſolche Karten zu laſſen, die durch Verbindungen mit einer Karte gewonnen werden können, aus Furcht, der Gegner möchte den Tiſch räumen. Kein Theil des Spiels erfordert mehr Nachdenken und Ueberlegung, als dieſer, und dennoch iſt er ſelten untrüglich; denn da die Mehrheit der Karten von ſo gro-

ßer Wichtigkeit iſt, und einen Unterſchied von 6 Points macht, ſo iſt es der Mühe werth, es zu wagen. Dieſe allgemeine Regel muß beſonders befolgt werden in folgenden Fällen: Wenn die Gegner vier markirt haben, wage man es nicht den Tiſch zu räumen, aus Furcht, ſie möchten dem Lurch oder doppelten Spiele entgehen; noch weniger muß man es wagen, wenn ſie neun oder zehn markirt haben. In folgenden Fällen ſollten die allgemeinen Regeln nie befolgt werden: 1) Im Anfange eines Spiels, wenn man durch Verbindungen viele Karten aufnehmen kann. — 2) Wenn man irgend einen Point machen kann. — 3) Wenn ein Stich oder zwei die Verſchiedenheit der Karten machen kann. — 4) Wenn man ſchon hoch markirt hat, und die Gegner zwei oder drei Points haben. In allen dieſen Fällen muß man die allgemeine Regel des Tiſchräumens nie befolgen.

Das Kaſino mit drei Perſonen iſt von dem mit vier Perſonen in ſeinen Geſetzen und Regeln ganz verſchieden, und wird auch auf eine ganz andere Art geſpielt. Die gewöhnlichſte iſt folgende. 1) Beſteht dieſes Spiel aus 16 Points, ſtatt aus 11. Man hat nur ſechs Marken zum Markiren nöthig. 2) Iſt der Lurch oder das doppelte Spiel Sieben. — 3) Jede Perſon markirt die Points, die ſie gewinnt, ohne irgend einen Abzug. — 4) Wenn die Partheien im Spiele ſo weit gekommen ſind, daß wenige Points die Anzahl ihrer Nummern zu Sechzehn erhöhen können, und wenn zwei Perſonen oder alle drei dieſe Zahl vollkommen gemacht haben, ſo wird dann das Spiel nach dem Range der Points, die man gewonnen hat, entſchieden, eben ſo wie beim Spiele von allen Vieren, wo der Höchſte eher zählt, als der Niedrigſte, und wie bei dem Piquet, wo die Vorhand oder die Points ehee zählen, als die Quinten ꝛc. — Auf folgende Weiſe folgen die Points in der Ordnung aufeinander:

Erſtens der große Kaſino; zweitens der kleine Kaſino; drittens die Mehrheit der Karten; viertens die

die Stoß= und Schnurkegelbahnen, die kleinen Billards, das Bilboquet, das Diablespiel, die Federspiele, die Springschnur, das Ring= und das Stockspiel; die Th. 157 unter Spiel (Gesellschafts=) angeführten Kinderspiele, wie das Post= und Reise=, Hammer= und Glocken=, Buchstaben=, arithmetisches Unterhaltungs= ꝛc. ꝛc. Spiel, und andere diesen ähnliche Spiele. Hierzu kommen nun eine große Anzahl anderer Spiele zur Belustigung und Unterhaltung der Kinder aus Holz, Pappe, Zinn ꝛc., welche in der neuesten Zeit zum Theil erfunden und auch nur erneuert worden, wie die optischen Spiele aller Art, zum Beispiel Drehspiele, Guckkasten, Ombres chinoises, Teleoramas, Microscope, Nachzeichnungsröhre ꝛc.; Chinesische Feuerwerke; mathematische Belustigungen; architektonische Spiele, z. B. das Zusammensetzen von Schlössern, Palläſten, Kirchen, Klöstern, Einsiedeleien, Grotten, Bauerhäuseru ꝛc.; militairische Spiele, z. B. Festungen, Kasernen, Zelte, Läger, Ritterturniere, Wachen; dann Soldaten, Kanonen ꝛc. von Pappe ꝛc.; musikalische Spiele, wie Querpfeifen, Maultrommeln, Mundharmonikas, Glasharmonikas, Drehorgeln, klingende Spiele, Harfen, Guitarren, kleine Violinen ꝛc. ꝛc.; dramatische Spiele oder Unterhaltungen, z. B. Theater mit Verwandlungen aus Holz und Pappe, mit den dazu nöthigen Figuren, und eine große Anzahl anderer Spiele für Kinder beider Geschlechter, wie Myrioramas, Geistermaschinen, magnetische Fische; aerostatische Apparate; Verwandlungsmaschinen ꝛc. ꝛc. Wie weit man in der Kultur vorgerückt ist, beweisen uns jetzt die Kinderspiele, wie auch *schon unter* Spiel, Th. 157, S. 606, ist bemerkt

worden; denn man bietet jetzt Gegenstände für Kinder aus, die sonst der reifern Jugend schwer begreiflich waren, oder doch wenigstens mancherlei Vorkenntnisse und einen offenen geweckten Geist erforderten, wie z. B. die mathematischen, optischen und magischen Spiele; und wie würden unsere Vorfahren erstaunen, wenn ihnen vergönnt wäre, einen Blick in die jetzige Zeit zu thun, und den Buchbinder als Künstler auf einer Stufe zu sehen, wo sonst die Nürnberger Holzkünstler und Drechsler standen; ja und sogar ein Wochenblatt für Kinder zu erblicken, welche Wochen- und Zeitschriften, Tageblätter ꝛc. sie gar nicht kannten, vielweniger noch ihre Kinder; und hielten des Geistes Anstrengungen der Jugend wirklich so Schritt, wie es nicht der Fall ist, mit den Fortschritten der Industrie in den Zweigen der Wissenschaften und Künste, die für sie ausgeboten werden, so müßten wir in ein Paar Decennien kühn den Thurmbau zur Sonne anfangen können, um so mehr, da uns die Schwingen dazu schon durch die Aeronautik und die Dampfmaschinen gefertiget worden. —

Spiel (Kirchen-), Kirchspiel, siehe dieses Th. 38, S. 434 u. f.

— (Klassenlotterie-), s. unter Lotterie, Th. 81, S. 16 u. f.

— (Klavier-), s. Th. 8, S. 193.

— (Klingel-), ein Gesellschaftsspiel, bei welchem so viele Stühle in einen Kreis gesetzt werden, als sich Personen in der Gesellschaft befinden, nur Eine muß leer ausgehen, welche die Klingel, Schelle oder Glocke erhält. Sobald nun das Spiel beginnen soll, so stellen sich sämmtliche Mitglieder in einen Kreis vor die Stühle, jedoch nicht zu nahe; daher muß der Kreis der Stühle so ausgedehnt, als möglich, seyn. Man faßt sich nun bei den Händen und tanzet im Kreise ein Paarmal herum, unter Absingung der Strophen:

Der Herr Wirth iſt nicht zu Hauſe,
Drum machen wir eine Pauſe,
Und laſſen's Klingeln ſeyn;
Läßt er ſich aber blicken,
Laßt auf den Stuhl uns drücken,
Er muß dann Klingler ſeyn,

und bei dieſer letzten Strophe ſucht ein Jeder einen Stuhl zu gewinnen, und der keinen erhält, iſt der Wirth, und bekommt die Klingel. Ein Jeder erhebt ſich nun wieder von ſeinem Sitze beim Schellen, und ſucht mit ſeinem Nachbar oder mit einem Andern ſeinen Platz zu wechſeln, kann nun der Klingler einen der verlaſſenen Plätze ſchnell erhaſchen, ſo iſt derjenige Wirth oder Klingler, der davon ausgeſchloſſen iſt. Man ſpielt es auch wie das Gänſeſpiel, ſ. unter Geſellſchaftsſpiel oder Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 731; das heißt, der Kreis tritt immer wieder unter Abſingung der angeführten Strophen zuſammen, während der Wirth klingelt, und bei der letzten Strophe erhaſcht Jeder ſchnell einen Stuhl; der welcher von den Spielern leer ausgeht, iſt der Klingler und erhält die Glocke.

Spiel (klingendes), ſ. unter Klingen, Th. 40, S. 593.

— (Kliſch-), ſ. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 710.

— (Knippkügelchen-), Schnellkügelchenſpiel, ſ. unter Kugel, Th. 54, S. 643 u. f.

— (Kolben-), ſ. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 571.

— (Komet-), Cometſpiel, Manilleſpiel, ein zu ſeiner Zeit ſehr beliebtes Kartenſpiel, beſonders in Frankreich am Hofe Ludwigs des Funfzehnten. Dieſes Spiel war anfangs nur bei den mittleren Klaſſen des Volkes beliebt, da aber der eben genannte *Monarch* ſich in ſeiner Jugend damit vergnügte, ſo

ward es bald das Lieblingsſpiel der Großen und Vornehmen bei Hofe, ſo daß man vom Jahre 1724 bis 26 kein anderes Spiel in den Aſſembleen bei Hofe ſpielte, als dieſes, ſo daß es, gleich dem l'Hombre, das Königsſpiel, le jeu du Roi, wie jenes le jeu de la Reine iſt genannt worden. Die Erfindung dieſes Spiels gehört, wie auch ſchon die Namen anzeigen, den Franzoſen, nur iſt die Zeit, wenn dieſes geſchehen, nirgends aufzufinden, wahrſcheinlich geſchah es im 17ten Jahrhunderte. Was die Namen dieſes Spiels anbetrifft, ſo deutet der Name Manille auf die Neune in Carreau, als in der rothen, und die Neune in Treff, als in der ſchwarzen Farbe, weil auch die Manille im l'Hombre einer der höchſten Trumpfe und auch nur eine gewöhnliche Karte iſt. Hier in dem Kometſpiele iſt ſie der höchſte Trumpf, wie die Spadille im l'Hombre, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie bald zum Könige, bald zur Dame ꝛc., wie es der Vortheil im Spiele erfordert, gemacht werden kann. Der Name Komet iſt daher genommen worden, weil dieſes Spiel Aehnlichkeit mit einem Kometen haben ſoll, welche Erklärung die Franzoſen darüber geben. Da nämlich der Komet, wie bekannt, hinter ſich ein Licht hergehen läßt, welches in ſehr langen, unten am Ende zuſammenlaufenden Strahlen ſich ausbreitet, welches man den Schweif des Kometen nennt; und da auch in dieſem Spiele derjenige Spieler, der das Blatt Neun in Carreau oder Treff gut anzuwenden weiß, jederzeit eine ſtarke Anzahl Blätter derſelben nachfolgen macht, ſo ſey auch die Neune der genannten Blätter ein Komet mit ſeinem Schweife. — Man ſpielt dieſes Spiel mit 48 Blätter, indem die vier Aſſe herausgeworfen werden, unter zwei, drei bis fünf Perſonen, wobei das à trois Spiel am meiſten im Gebrauche war, obgleich das Spiel mit mehreren Perſonen dieſem vorzuziehen ſeyn ſoll.

Die höchſte Karte in dieſem Spiele iſt Carreau-Neune, und wo man zwei Spiele Karten gebraucht, eins mit dem man ſpielet, und das andere zum Ausgeben beim neuen Spiele, da nimmt man Treff-Neune zum Kometen, alſo zur höchſten Karte an, ſo daß, wenn man mit der ſchwarzen Farbe ſpielt, Treff, und mit der rothen Carreau-Neune das höchſte Blatt iſt, wie auch ſchon oben angeführt worden. Die Hauptſtärke des Spiels beſteht darin, daß ein jeder Spieler ſeine höheren Blätter, wenn ſie in einer Reihe fortgehen, beſonders aber die Bilder, anzubringen ſucht, ſie fortſpielt oder ſich deren entlediget, und eben ſo muß er auch ſuchen, ſeine kleineren Blätter los zu werden. Behält er hierbei den Kometen bis zuletzt, und legt ihn als eine Neune in einer Folge auf 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 zu, und behält weiter kein Blatt in der Hand, ſo hat er das Spiel und alle Honneurs gewonnen.

Das Spiel geſchieht nun auf folgende Weiſe. Wenn derjenige, welcher Karte geben ſoll, durchs Loos beſtimmt worden, ſo miſcht er ſolche, läßt ſie zur linken Hand abheben, und giebt jedem ſeiner Mitſpieler und ſich ſelbſt drei Karten. Sind z. B. der Spieler nur zwei, ſo bekommt ein jeder 18 Karten, und die übrigbleibenden 12 machen den Talon aus. Dieſer darf nicht durchgeſehen werden. Bei drei Perſonen bekommt eine jede 12 Blätter, und 12 machen den Talon; bei vier Perſonen erhält jede 10 Blätter und 8 bleiben im Talon; bei Fünfen erhält jeder 9 Blätter und 3 machen den Talon aus. Hier wird das Spiel ſo angenommen, als wenn zwei Perſonen mit einander ſpielten, weil darin alle Regeln dieſes Spiels enthalten ſind, die auf alle Fälle paſſen.

1) Kommt dieſes Spiel mit dem Piquet nahe überein. Man hält es mit den Points und Preis auf dieſelbe Art, und macht den Schweif des Kometen *durch* die Leſen, wie ſolches im Piquet geſchieht. Ge-

meiniglich zählt man bis auf 24: — 2) Ordnet man die erhaltenen Blätter nach ihrer natürlichen Folge, nämlich alle Zweien, Dreien, Vieren zusammen, so viel man davon hat, bis auf den König, welcher das vornehmste Blatt in der natürlichen Ordnung ist. Es kommt hier nicht auf die Aehnlichkeit der Farbe, sondern auf ihre Anzahl an. — 3) Derjenige, bei dem die aufs künftige neue Spiel gemischten andern Karten liegen, spielt an, oder auch derjenige, so die Karten von dem Ausgeber erhält. Er braucht nicht mit seinem geringsten Blatte anzufangen, sondern mit denjenigen, wo er glaubt in einer Reihe viele Blätter auf einander fortzulegen. Zum Beispiel, er hat fünf Pique, die nach einander bis auf Pique Sechse gehen, und er ist am Ausspielen, so sagt er: Pique-Zwei, Pique-Drei, Pique-Viere ꝛc.; er wird so gleich aufeinander fünf Blätter los. Es ist ein Vortheil, das Spiel mit derjenigen Karte anzufangen, worin viele in einer ununterbrochenen Reihe aufeinander folgen; denn je eher, je lieber der Spieler sich seiner Karten entlediget, um so mehr kann er zu gewinnen hoffen; denn derjenige, der am ersten seine Karten weggebracht hat, bekommt alle diejenigen Augen, die der Andere noch in der Hand hat, bezahlt. — 4) Wenn der Erste seine Karten, die er in einer Reihe aufeinander spielt, ausgeworfen, so hält er bei derjenigen Karte, über welche in der Ordnung er keine hat, stille, z. B. er zählt nach obigem Falle von zwei bis sechs, hat aber die Sieben nicht, so sagt er beim Ausspielen der Sechse, ohne Sieben; jetzt wirft sein Mitspieler, wenn er die Sieben hat, solche darauf, und fährt nun fort die Achte, Neune, Zehne ꝛc. zu spielen, bis an den König, und wenn er bis auf diesen die Reihe geschlossen, so ist es ihm erlaubt, bei einem andern Blatte in seiner Hand, wo es ihn gut dünkt, anzufangen, und eine Reihe zu spielen. Gehen seine Blätter nicht bis auf den König, sondern nur bis auf den Buben, so sagt er Sieben, Achte ꝛc. auf den Buben, und sagt dabei beim Ausspielen desselben, ohne Dame. Hat der Andere nun die Dame, die darauf folgt, nicht, so kann der Erstere, der gesagt hat: Bube ohne Dame, eine andere Folge von

Karten ſpielen. — 5) Vier Karten von einer Zahl, als vier Dreien, vier Buben ꝛc., können von demjenigen, der ſie hat, auf einmal als ein eigener Bube aufgeworfen werden. Wenn er aber keine Zehne hätte, ſo darf er den Buben nicht fortgeben, weil, wenn der Andere die Zehne anſpielt, er dieſen Buben zum Daraufgeben nöthig hat. — 6) Der Komet iſt, wie ſchon oben erwähnt worden, allemal Carreau- oder Treff-Neune, je nachdem in Roth oder Schwarz geſpielt wird. Wer nun drei Neunen ohne den Kometen hat, darf ſolche gleich auflegen und in der Reihe fortſpielen; hat er den Kometen dazu, ſo kann er die vier Blätter gleich auflegen. — 7) Wer zwei oder drei Könige hat, kann ſie gleich auflegen. — 8) Es iſt eine der vornehmſten Regeln in dieſem Spiele, daß jeder Spieler diejenigen Karten, welche die meiſten Points zählen, wie die Bilder oder Figuren, weil jedes 10 Marken gilt, ſo auch alle Zehnen, Neunen und Achten wegzuſpielen; denn bleiben ihm dieſe Blätter in der Hand, ſo muß er ſehr viele Points bezahlen. Jedoch muß dieſes Wegſpielen mit Vorſicht geſchehen, weil ihm dergleichen Blätter dienen können, die Reihe ſeines Mitſpielers zu unterbrechen, und dadurch an das Spielen zu kommen. 9) Eben ſo ſuche man auch die niedrigen Karten fortzubringen, nämlich die Zwei, Drei, Vier ꝛc.; denn wenn bereits eine gewiſſe Anzahl Karten geſpielt worden, ſo fällt es ſehr ſchwer mit Zweien und Dreien an das Spiel zu kommen; man kann ſie dann nur los werden, wenn man Könige oder ſolche Karten hat, die dem Mitſpieler mangeln. Tritt dieſer Fall ein, ſo darf man, mit welchen Karten man will, das Spiel anfangen, eben ſo auch die Zwei, Drei und andere niedrige Karten wegwerfen. — 10) Es iſt gegen die Spielregel, die bereits gemachten Leſen noch einmal durchzuſehen, was für Karten in denſelben liegen, damit man ſich im Ausſpielen darnach richten könne. Man muß daher ſein Gedächtniß üben, daß man wiſſe, welche Blätter bereits ausgeſpielt worden, und welche Blätter dem Mitſpieler fehlen; denn wenn man von dergleichen Karten keine mehr hat, ſo wird man Meiſter des Spiels; man darf daher nur immer die niedrigeren

Blätter, die bis auf dergleichen Karten gehen, wegwerfen. — 11) Der Komet kann zu jeder Karte, wie man will, gebraucht werden. Er kann bald des Königs, bald der Dame, bald des Buben, oder einer niedrigern Karte Stelle vertreten, wenn ihn derjenige, welcher ihn beſitzt, zu ſeinem Vortheile anwenden will. Wenn er als eine Dame gebraucht wird, oder wenn er die Stelle eines noch niedrigern Blattes vertritt, ſo hat derjenige, in deſſen Hand er ſich befindet, die Freiheit, daß er nicht nöthig hat, die darauf folgende Karte nachzuſpielen, ſondern er kann in einer andern Karte, wie er will, anfangen. — 12) Es iſt ausgemacht, daß wenn der Spieler den Kometen nicht hat, er bei derjenigen Karte, wo ihm die folgende fehlt, inne halten muß. Wenn daher derjenige, welcher die Dame nicht hat, auch nicht den Kometen, bis zum Ausſpielen des Buben kommt, ſo muß er bei dieſem ſagen: Bube ohne Dame (Valet sans Dame), und der andere Spieler wirft die Dame und den König darauf. Hätte aber der andere Spieler die Dame nicht, wohl aber den Kometen, ſo wirft er dieſen und ſpricht: Dame, nnd wirft dann den König, wenn er ihn hat, oder er kann ein jedes anderes Blatt nach der Reihe nach Gefallen ausſpielen. — 13) Wenn der Komet gleich viel machen kann, ja überall eingreift, weil er das höchſte Blatt iſt, ſo darf er doch keine Folge unterbrechen: wenn nämlich derjenige, der am Spiele iſt, eine niedrigere Karte bis auf den König in ununterbrochener Folge fortſpielt. — 14) Den Fall angenommen: der eine Spieler hat eine Karte, die in einer Reihe bis auf den Buben gehen würde, wenn die Neune auch dabei wäre. Er hat aber keine Neune, außer dem Kometen, den er für eine Neune zählen könnte, wenn er Vortheil dabei ſehe, wenn dieſes aber nicht der Fall iſt, ſo braucht er denſelben nicht anzubringen, ſondern er kann zählen von Zwei bis Achte, und ſagt dann Achte ohne Neune, wenn er gleich den Kometen in der Hand hat. — 15) Vorſichtige Spieler pflegen ihre Karten ſo zu ordnen, daß ſie mit dem Kometen, als dem letzten Blatte, aufhören, wenn es nur einigermaßen ihr Spiel zuläßt; denn es bringt Gewinn ein, weil Alles doppelt ge=

rechnet wird, und der Andere alle Augen oder Points, die in seinen ihm am Ende des Spiels in Rest gebliebenen Karten bleiben, auch doppelt bezahlen muß. — 16) Man darf auch den Kometen nicht zu lange an sich behalten, weil der andere Spieler unter der Zeit sich einen Weg bahnen kann, um seine Karten anzubringen, ehe der Komet erscheint, und dann kommt dieser sehr oft ins Gedränge, indem er nichts mehr abzustechen findet, und dann die Zeche bezahlen muß. — 17) Ein einfacher Komet wird mit 2 Marken bezahlt, er wird aber doppelt, dreifach und mehrfach bezahlt, so oft er im Talon geblieben. — 18) Wenn beim Ende des Spiels dem einen Spieler Karten in der Hand bleiben, so gilt ein jedes Blatt mit einem Bilde, als König, Dame, Bube 10 Marken, und die andern Blätter jedes so viele Marken, als es Augen oder Points hat. — 19) Wer das Spiel mit dem Kometen endiget, bekommt doppelt so viel, als der einfache Komet ausmacht, und so werden auch alle Points doppelt bezahlt, die der andere Spieler noch in der Hand hat. Zum Beispiel er hätte noch eine Dame, einen Buben und eine Fünfe in der Hand, welches 25 Points macht, so bezahlt er das doppelte oder 50. — 20) Wenn der Komet beim Enden des Spiels die Neune ausmacht, das heißt, wenn der Andere Achte ohne Neune gezählt, so wird dieses vierfach belohnt, der andere Spieler muß nämlich vierfach seine Points, die ihm übrig bleiben, als ein Opfer bezahlen. — 21) So bedeutend der Komet ist, und so günstig er sich für seinen Besitzer erweiset, so groß ist aber auch die Ehre für den Spieler, wenn er seine Blätter in einer unerbrochenen Folge nach einander, von dem ersten bis zum letzten hinausspielen, und sie eher, als seine Mitspieler, fortbringen kann. Man nennt dieses faire Opera, das ist, Aufsehen durch die Geschicklichkeit im Spiele machen; was der l'Hombre thut, wenn er Solo spielt, ohne Karten aus dem Talon zu nehmen, so auch hier sein Spiel zu machen, ohne den Kometen. Wer dieses Kunststück macht, erhält von dem Mitspieler für alle Points, die dieser noch in seinen Karten hat, doppelt bezahlt. *Noch größer* ist die Ehre, wenn man Opera macht,

und mit den Karten ſo endiget, daß er eben ſo, wie die Neune auf die Achte fällt. Der Komet wird dann mit 16 und alle Points ſechsfach bezahlt. — 22) Wird man dagegen Opera, und hat dabei noch das Unglück, daß der Komet im Reſte bleibt, ſo zahlt man zur Strafe für den Kometen doppelt und für jeden Point dreifach.

Das Kometſpiel unter drei, vier und fünf Perſonen zu ſpielen. Bei Dreien oder à trois erhält jeder Spieler, wie ſchon oben erwähnt worden, 12 Karten, und 12 Blätter bleiben im Talon. Im Spiele ſelbſt iſt von dem à deux kein Unterſchied; die beiden Spieler, welchen in der Hand Karten übrig bleiben, zahlen dem dritten, der am erſten ſeine Blätter losgeworden, die Points, ſo jeder in der Hand hat. Derjenige unter ihnen, der mehr Points hat, als der Andere, muß dem Gewinner 2 Marken geben, welche beſonders gelegt werden, und am Ende des Spiels demjenigen gegeben werden, der am meiſten gewonnen hat. Ereignet es ſich, daß von den zwei Spielern, denen in der Hand Karten geblieben, Einer eben ſo viele Points als der Andere hätte, ſo legt jeder von ihnen eine Marke à la queue, oder bei Seite. Wenn der Anſpieler eine Reihe ſeiner Karten ausgeworfen, z. B. 5, 6, 7, 8, er hätte aber keine Neune, ſo wirft der Nachſpieler die Neune aus, wenn er ſie nämlich hat, wo nicht, ſo wirft der dritte Spieler, wenn er ſie hat, nach, und ſpielt dann wieder Zehne, Bube ꝛc. Hatte der dritte Spieler die Neune nicht, ſo kann der Erſte bei einer Karte zum Ausſpielen anfangen, bei welcher er will. Eben ſo wird es gehalten, wenn man à quatre und à cinq ſpielt, nur mit dem oben ſchon angeführten Unterſchiede der Kartenzahl. — Ehemals ſpielte man das Kometſpiel mit 52 Karten, ſo daß die vier Aſſe als 1 mitgezählt werden mußten. Man ließ, um den Verluſt in etwas geringer zu machen, nur ſo viele Marken zählen, als Blätter beim Ende des Spiels in

des einen Spielers Hand übrig geblieben. Man hatte mit dem Aſſe viel zu ſchaffen, indem dieſe Karte, wenn nicht eine Suite folgte, ſehr ſchwer fortgebracht werden konnte, und dieſes war auch die Urſache, daß man ſie ſpäterhin bei dieſem Spiele gänzlich herauswarf. — Der Komet war in Frankreich auch ein beliebtes Spiel der Frauen, weil bei ihm immer eine Kleinigkeit gewonnen werden konnte. Man ließ im Spiele mit Frauen ſich immer mit den im Werthe kleinſten Marken und Jettons bezahlen, ſo daß 4 Jettons erſt einen Groſchen unſerer Münze ausmachten, und gleichwohl richtete dieſer geringe Spielſatz in dem Beutel eine ziemliche Verwirrung an, weil es oft ans Bezahlen ging. Die Geſchicklichkeit im Spiele; dann die angenehmen Veränderungen, die dabei vorfallen; der Zeitvertreib, den es gewährt, der nicht, wie beim l'Hombre, die Spielenden ermüdet; die Gelegenheit zu gewinnen, oder ſich ſeines Schadens auch bald wieder zu erholen, ja das verbotene, aber doch einen ſo angenehmen Reiz gewährende Hazardſpiel in einiger Art in dieſem Spiele treiben zu können, indem man darin in einigen Stunden wohl 1 bis 2000 Marken verſpielen oder gewinnen kann, haben dieſes Spiel damals über alle übrigen erhoben, um ſo mehr, da es zugleich außer der Seite des Hazardirens, auch ein feines Spiel genannt werden kann, welches Geſchicklichkeit im Spielen erfordert, um es ſo zu wenden, daß man nicht leer ausgehen oder ſeinen Beutel öffnen muß. Es wurde daher auch von den ſogenannten Glücksrittern, die ihr tägliches Brod par la bonne fortune ſuchen, häufig geſpielt. In welchem Anſehen dieſes Spiel ſtand, wird man leicht daraus erſehen, daß der zu ſeiner Zeit in Anſehen ſtehende Franzöſiſche Dichter Laffichard eine komiſche Oper unter dem Titel: la plaisante Comete, qui n'est point à craindre verfertigte und ſie dem Prinzen und Grafen d'Eu dedi-

cirte, worin er die Annehmlichkeit dieſes Spiels auf eine ſatyriſch-komiſche Weiſe den Spielern vorſtellt.

Spiel (Königs-), eine Benennung des Kometſpiels; ſ. das vorhergehende Spiel.

— (Königinnen-), eine Benennung des l'Hombreſpiels.

— (Kreis-), Kreisſpiele; ſ. unter Spiel (Volks). Auch viele der Geſellſchaftsſpiele führen den Namen der Kreisſpiele, weil man im Kreiſe herum ſteht, ſitzt oder ſich bewegt, wie z. B. das Spiel mit den Reifen, oder das Reifwerfen; das Sauballſpiel; Katze und Maus; das Plumpſackſpiel, oder das böſe Ding; die Schlafmütze; die Reiſe nach Jeruſalem; der Kaſtenträger von Damaskus; Wie gefällt Dir Dein Nachbar? das Gänſeſpiel; Brüderchen, wer klopft? ꝛc. ꝛc.; ſiehe unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 732 u. f., und oben unter Spiel (Jugend-).

— (Kreisball-), ſ. unter Spiel (Ball-), Th. 157, S. 653.

— (Kreiſel-), ſ. Th. 48, S. 563.

— (Kreutz-), ſ. Spiel (ſinnreiches).

— (Kriegs-), ſ. Th. 52, S. 28 u. f., und S. 272, und unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 735, Militär-Uebungen, Soldatenſpiel; auch Th. 155, S. 440 u. f.

— (Kugel-), ſ. Th. 54, S. 668. Ein Spiel mit hölzernen Kugeln iſt auch das ſogenannte Il Giuoco delle Boccie, welches in Italien erfunden worden. Dieſes Spiel wurde daſelbſt von allen Perſonen oder von Perſonen aller Stände geſpielt. Man pflegte ſich damit in den Gärten, auf großen Plätzen, in Wäldern, und auch auf Feldern, kurz wo man ſpazieren ging, zu beluſtigen. Das Spiel an und für ſich hat eben nichts beſonders Ergötzliches an ſich, und nur die

Uebung kann es ergötzlich oder unterhaltend machen. Bocchia bedeutet eine hölzerne Kugel, die ein jeder der Spieler haben muß. Eine jede Kugel iſt mit einer Nummer oder mit ſonſt etwas gezeichnet, damit der Spieler ſogleich ſeine eigene Kugel erkennen kann. Eine kleinere Kugel, als die oben erwähnte, heißt Bocchino. Es wird nun ein gewiſſes Ziel beſtimmt, nach welchem alle Spieler ihre Kugel werfen müſſen. Diejenige Kugel, die am nächſten dabei liegen bleibt, zählt einen Point. Wer demnach 10 Points macht, der hat das Spiel gewonnen. Man findet in Italien ſo geſchickte Spieler, welche, wenn ſchon eine Kugel ganz nahe an der zum Ziele ausgeſetzten kleinen Kugel liegt, die ihre ſo zu werfen wiſſen, daß die daran liegende Kugel davon weggeſchnellt wird, und die ihrige daran liegen bleibt. Man beobachtet bei dieſem nur einfachen Spiele folgende Regeln:

1) Ehe das Spiel ſeinen Anfang nimmt, müſſen die Spieler unter ſich ausmachen: a) die Anzahl der Points, die gemacht werden müſſen; b) die Abtheilung der Spieler, und c) wer zuerſt das Zielkügelchen werfen ſoll. Die Zahl der Points pflegt man auf 8, 12 oder 16 feſtzuſetzen, nachdem man ſich untereinander vergleicht. Die Abtheilung der Spieler wird gemacht, daß erſt Alle nach dem Zielkügelchen werfen, und diejenigen, welche die nächſten dabei ſind, ſpielen zuſammen. Derjenige, deſſen Kugel dem Zielkügelchen am nächſten liegt, wirft zuerſt aus. — 2) Ein Jeder muß, wenn er ſeine Kugel ſpielt, an demjenigen Orte ſtehen, wo der erſte geſtanden hat; thut er es nicht, ſo hat er, obgleich ſeine Kugel näher zum Ziele liegt, als die des Andern, den gemachten Point oder die Nummer verloren. Das gemachte Ziel gilt nichts, und macht dieſes Mal ſeine Kugel kein Spiel. — 3) Bleibt von ungefähr die Kugel eines Spielers ſtehen, oder wird von Jemanden davon geſtoßen, ſo muß er ſehen, wer letzteres gethan; geſchieht es von Einem außer dem Spiele, ſo wird der Wurf noch einmal gethan; geſchieht es aber von Einem von derſel-

den Parthei, ſo iſt der gemachte Point verloren und die Kugel ſpielt nicht mehr; geſchieht es dagegen von Einem von der Gegenparthei, ſo hat die Kugel den Point gewonnen, und es ſteht in des Spielers Belieben, ob er von neuem ſeine Kugel werfen will oder nicht. — 4) Der Ort, von welchem das Spiel von neuem angefangen wird, muß immer der nämliche ſeyn, indem man zu Ende des Spiels das kleine Zielkügelchen aufhebt. — 5) Wenn, ſobald das Zielkügelchen ausgeworfen wird, ſolches durch Anſtoßung an eine Mauer oder Brett, oder wegen Ungleichheit des Platzes und Weges wieder zurückgetrieben würde, ſo daß man ſolches faſt mit der Hand reichen könnte, ſo kann man in dieſem Falle das Zielkügelchen von neuem auswerfen. Es iſt überhaupt eine Hauptregel bei dieſem Spiele, daß wenn es einmal ausgeworfen worden, keiner mehr das Recht hat, ſolches zurückzunehmen, der Ort, wohin es gegangen, ſey beſchaffen, wie er wolle. — 6) Iſt das Zielkügelchen an einen Ort gelaufen, wo es nicht geſehen werden kann, ſo muß man erſt die Bewilligung der Spielenden haben, um ſolches wieder anders zu werfen; geſchieht dieſes nicht, ſo muß man darauf ſpielen, wo man glaubt, daß es ſtehe; auch iſt es erlaubt, daß Jemand, der das Kügelchen ſtehen weiß, ſolches dem Spieler auf irgend eine Art bemerkbar macht, damit er dahin zielen könne. — 7) Geſchieht es, daß die Kugel Jemanden im Werfen aus der Hand fällt oder fliegt, ohne es zu wollen, und ſolche nicht über zwei Schritt vom Ziele auslauft, ſo kann er ſolche wieder zurücknehmen und ſeinen Wurf regelmäßig thun. — 8) Muß das Zielkügelchen jedesmal nach einer gewiſſen Weite ausgeworfen werden, nämlich nicht näher, als zwei Schritt, und auch nicht weiter, als von den Spielern vorher ausgemacht worden; denn ſonſt wäre es kein Kugelſpiel, ſondern nur ein Spiel um die Stärke des Armes ſehen zu laſſen. — 9) Geſchieht es, daß alle Kugeln ganz gleich das Zielkugelchen berühren, ſo kann der Letzte, der dieſe Gleichheit gemacht, wieder zurückziehen und dieſe Gleichheit aufheben, und wenn ſolcher den Point nicht will, ſo hat keiner derſelben einen Point gemacht, und derjenige nimmt das Zielkügelchen

wieder zurück, der ſolches zuerſt ausgeworfen. — 10) Während des Spiels muß man genau darauf achten, daß keiner ſeine Kugel eher auswerfe, ſo lange die andern nicht ausgelaufen und gänzlich ſtehen geblieben ſind. — 11) Darf Niemand von den Spielenden, noch Andere, die nicht dazu gehören, Steine, noch andere behindernde Gegenſtände aufheben und wegthun, ſondern es muß Alles ſo bleiben, wie es geworfen worden, beſonders aber das Zielkügelchen. — 12) Beim Meſſen, um eine Streitigkeit zu ſchlichten, darf keine Kugel angerührt werden, und geſchieht dieſes, ſo trifft der Schaden nur allein den Meſſer. — 13) Wird dieſes Spiel mit ſechs Kugeln geſpielt, ſo zahlt man noch über die Parthie ein Honneur, welches auf Italieniſch Borzigola genannt wird, das iſt, wenn alle drei Kugeln von derſelben Parthei dem Ziele am nächſten ſind; ſie zählen dann doppelt, 6 Points; ſpielt man dagegen das Spiel mit acht Kugeln, ſo werden zwei Honneurs gezählt, welches die Italiener Borzigolotto nennen, das iſt, wenn alle viere der einen Parthei dem Zielkügelchen am nächſten ſtehen, und man 8 Points zählt ꝛc.

Man hat nun noch mehrere Kugelſpiele, z. B. das Glückskugelſpiel oder Lottokugelſpiel, welches in einem kleinen Tiſche beſteht, worauf ein von Holz gearbeiteter kleiner Thurm mit einer Wendeltreppe an dem einen Ende ſteht. Der Tiſch hat nun eine gewiſſe Anzahl Vertiefungen von dem Durchmeſſer eines großen Marmels, womit die Kinder ſpielen, auch etwas größer. In dieſen Vertiefungen ſtehen in jeder eine Zahl, von 1 bis 15 oder bis 20, 30 ꝛc. Das Ganze, das heißt, der Tiſch mit ſeinen Gruben, iſt nun glatt polirt, damit die Kugel, welche das Glück des Einſetzenden entſcheiden ſoll, nicht aufgehalten werde, ſondern ihren Lauf ungeſtört machen kann. Die Kugel ſelbſt iſt ein großer Marmel, oder ein großes Marmelkügelchen, welches man oben in eine Oeffnung des hölzernen Thurms wirft, wo es die Wendeltreppe hinab und ſo unten aus der Thür hinaus, und

auf dem Tiſche umherläuft, bis es in einer Oeffnung liegen bleibt. Die Zahl oder Nummer dieſer Oeffnung wird nun in der Tabelle der Gewinne und Nieten nachgeſehen, ob ſie gewonnen oder verloren hat. Es ſind nämlich gewiſſe Nummern, als Gewinne, und wieder andere, als Nieten angenommen worden, die in einer Tabelle verzeichnet ſtehen. Statt des Thurmes ſteht auch ein hölzerner Mann an einer Seite des Tiſches, dem die Kugel oben in eine Oeffnung des Hutes geworfen wird, wo ſie dann, den hohlen rechten Arm entlang, und ſo unten an der Hand herausfällt, und auf dieſelbe Weiſe, wie vorher, ihren Lauf macht.

Ein anderes Kugelſpiel mit elfenbeinenen Kugeln wird von Taſchenſpielern, Equilibriſten, Jongleurs ꝛc. ꝛc. ausgeführt; es beſteht darin, daß man mit zwei, drei auch wohl vier Kugeln, in der Größe der Karambolebälle auf dem Billarde, mit bewunderungswürdiger Geſchwindigkeit eine Art Fangball ſpielt. Die Kugeln werden nämlich ſo geſchickt und mit Schnelligkeit geworfen, daß bei drei Kugeln man dieſe drei Kugeln immer in der Luft gewahrt; denn indem die eine Kugel aufgefangen, ſie eben ſo ſchnell wieder in die Höhe geworfen wird, ſo daß ein kaum unmerklicher Raum zwiſchen dem Auffangen und dem in die Höhe werfen bleibt, ſo daß man immer die drei Kugeln in der Luft erblickt, ſo ſchnell iſt der Wechſel im Werfen. Bei vier Kugeln iſt dieſe Schnelligkeit noch größer. Die Indianer ſollen eine beſondere Fertigkeit in dieſer Art des Kugelſpiels haben, die man nur durch eine Uebung von früher Jugend an erlangen kann. Man kann dieſes Spiel auch mit bloßen Bällen von Wolle, wie man ſie zum Ballſpiele gebraucht, ausführen. Die Hauptregel beim Werfen beſteht darin, daß man den jedesmal aufgefangenen Ball oder die Kugel ſchnell wieder in eine angemeſſene Höhe wirft, damit immer zwiſchen dem Fall der zweiten,

dritten ꝛc. ein kleiner Raum bleibt. Gewandte Kugelſpieler, wie z. B. die Taſchenſpieler, beſonders aber die Indianer, werfen die Kugeln nur in eine geringe Höhe und wechſeln ſo ſchnell, daß man den Würfen mit den Augen kaum folgen kann.

Noch eine Art des Kugelſpiels geſchieht mit einer Elfenbeinkugel und einem kleinen, mit einem Stiele verſehenen Becher, gleich der Maſchine beim Federballſpiele, nur ohne Federn und kleiner. Die Kugel iſt vermittelſt eines Bindfadens von 12 bis 15 Zoll Länge an den Stiel des Bechers, gerade unter demſelben, befeſtiget, ſo daß man durch einen Schwung, indem man die Maſchine beim Stiele in der Hand hält, die Kugel darin auffängt; das heißt, die an dem Bindfaden hängende Kugel muß immer ſo geſchickt geworfen werden, daß ſie jedesmal in den Becher fliegt, den man mit der Hand nach dem Auswurfe der Kugel die Richtung giebt, um ſie aufzufangen, welches bei einiger Uebung faſt jedesmal geſchehen muß. — Andere Kugelſpiele ſind: das Billardſpiel, ſiehe dieſes Spiel, Th. 157, S. 658 u. f.; das Kegelſpiel, ſ. Spiel (Kegel); die Stoß- und Schnurkugelbahn, ſ. unter Stoßbahn; das Bilboquetſpiel, ſ. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 685; la Bauche, ſ. daſelbſt.

Spiel (Kuhreihen=), eine Volksbeluſtigung in der Schweiz; ſ. unter Spiel (Volks=).

— (Kunſt=), welches vom Th. 55, S. 426 hierher verwieſen worden, ein jedes Spiel, welches eine gewiſſe Geſchicklichkeit bei deſſen Ausführung nöthig macht, oder welches ohne eine gewiſſe Geſchicklichkeit nicht begangen, nicht geſpielt werden kann. Man könnte zu der allgemeinen Benennung Kunſtſpiel eine große Anzahl von Spielen rechnen, wie das Schach-, Billard-, l'Hombre-, Whiſt-, Grillen-, Puzzle-, Zwecklein- ꝛc. ꝛc. Spiel,

zu welchen Spielen eine gewisse Kunstfertigkeit, außer dem Schgrfsinne, den sie erfordern, gehört; indessen kann auch nur die allgemeine Bedeutung des Namens auf sie angewendet werden, nicht die besondere; denn nach dieser kommt der Name Kunstspiel nur denjenigen Spielen zu, in welchen vom Spieler eine gewisse Gewandtheit des Leibes, eine Fertigkeit in den Geberden (Mimik), der Pantomime; dann eine gewisse Schnelligkeit und Fertigkeit in den Händen erfordert wird, wie z. B. die dramatischen, equilibrischen, gymnastischen ꝛc.-Spiele; dann die Taschenspielerkunststücke ꝛc. ꝛc. Die dramatischen Spiele, s. unter Lustspiel, Th. 82, S. 23; Schauspiel, Th. 140, S. 589; Oper und Operette, Th. 105; Tragödie, Trauerspiel, Th. 141, S. 1; die equilibrischen Spiele, s. unter Seiltänzer, Th. 153, S. 20, und Springen, Springer ꝛc.; die gymnastischen und orchestrischen Spiele, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72. Siehe auch die Artikel Tanz u. Volksspiel. Die Taschenspiele, Taschenspielerkunststücke s. unter Taschenspiel und Taschenspieler, Taschenspielerkunst. Zu den Kunstspielen kann man ferner noch das Kugelwerfen, welches oben unter Kugelspiel angeführt worden, und das Fahnenspiel, s. Spiel (Fahnen-), rechnen; dann gehören hierher auch noch die Marionettenspiele, die musikalischen Spiele, wie das Klavier-, Harfen-, Guitarren-, Orgel-, Flöten-ꝛc. Spiel, weil sie eine große Fertigkeit der Finger erfordern, und die Stadtmusikanten daher auch Kunstpfeifer genannt werden, so wie auch mehrere andere Spiele.

Spiel (Lauf-), s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 713.

— (Lauten-), s. unter Spiel (musikalisches).

Spiel (Lehr-), ſiehe Spiel (Schul-).
— (Leibes-Uebungs-), Leibes-Uebungsſpiele, ſ. unter Leibes-Uebungen, Th. 72.
— (Leſe-), ſ. Spiel (Unterhaltungs-).
— (Lettiſches), ſ. unter Spiel (Volks-).
— (Lotterie-), Lottoſpiel, ſ. Lotterie, Th. 81, S. 13 u. f. Hierher gehören auch die Geſellſchafts-Lotterieſpiele, oder diejenigen Lottoſpiele, welche in Privatzirkeln zum Vergnügen geſpielt werden; ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 723 u. f., und Spiel (Cavagnola-), daſelbſt, S. 687. Einige andere Lotterieſpiele kommen unter ihrem Namen in dieſem Regiſter vor.
— (Lotto-), ſ. Spiel (Lotterie-).
— (Lottokugel-), ſ. oben unter Kugelſpiel, oder Spiel (Kugel-).
— (Luſt-), ſ. Th. 82, S. 23, und unter Schauſpiel, Th. 140, S. 619 u. f.
— (ma Commère-), ſ. unter Spiel (Commerce-), Th. 157, S. 692.
— (Maille-), ein Kugelſpiel, ſ. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 713 u. f.
— (Manille-), ſ. Spiel (Komet-).
— (Mariage-), ein ehemals ſehr beliebtes Kartenſpiel, welches unter M. zu beſchreiben übergangen worden. Dieſes Spiel iſt nur leicht und wird mit 32 Karten unter zwei Perſonen geſpielt. Wenn die Blätter gut gemiſcht worden, ſo giebt der Kartengeber dem Mitſpielenden drei Blätter und er ſelbſt giebt ſich auch drei Blätter, dann ſchlägt er ein Blatt um, welches Trumpf iſt, und giebt wieder dem Mitſpieler und ſich Jedem drei Karten. Man kann auch erſt Jedem zweimal drei Karten geben, alſo ſechs Blätter, und dann den Trumpf beim Talon aufwerfen. Wer die Sieben von der Farbe bekommt, die als Trumpf aufgeſchlagen worden, kann ſie mit dieſem aufgeſchlagenen Blatte *vertauſchen*, ſie müßte denn ganz unten liegen, ſo muß

ſie derjenige, der ſie eingeſtochen, behalten. Bei dieſem Spiele zählen die Mariagen, das heißt, Dame und König, in jeder Farbe 1 Marke, in Trumpf aber doppelt, alſo 2 Marken; l'Amour (As und Zehne in der Trumpffarbe), 3 Marken; gewonnen 1 Marke; gewaſchen 2 Marken. Man gewinnt, wenn man über 65 Augen zählt, zählt man nur dieſe, ſo ſteht das Spiel, und wer bei dem nächſten Spiele gewinnt, bekommt 2 Marken. Gewaſchen heißt, wenn man alle ſechs Stiche am Ende des Spiels macht, der Gegner alſo keinen Stich bekommt. Der letzte Stich gilt Zehne. Bei dieſem Spiel iſt das As das höchſte Blatt und gilt 11; dann kommt die Zehne, welche 10 zählt, dann der König 4, die Dame 3 und der Bube 2 Augen. Die übrigen Karten zählen nicht. Früher ſpielte man es noch höher und rechnete l'Amour 40 Points oder Augen, Trumpfmariage 30 Augen ꝛc. Man macht bei dieſem Spiele auf den Tiſch einen Strich in die Länge, oder eine Linie, und darüber zwölf kleine Striche, und von dieſen löſcht man die gewonnenen Marken ab; wer zuerſt herunter iſt, hat dasjenige gewonnen, was der Andere noch an Strichen nach Beendigung des Spiels ſtehen hat. Spielregeln ſind folgende:

1) Wer eine Mariage erhält, muß ſie anſagen und vorzeigen, unterläßt er dieſes und ſpielt die Dame oder den König davon fort, ſo gilt ſie nicht. — 2) Man muß daher ſich die Könige und Damen zu erhalten ſuchen, um eine Mariage zu machen. Nur wenn das Spiel zu Ende geht, ſuche man die Könige und Damen, ſo gut es gehen will, noch zum Vortheile für ſich anzubringen, weil man ſie ſonſt zugeben müßte. — 3) Wer l'Amour oder Trumpfmariage hat, braucht ſie nur erſt bei den letzten ſechs Stichen, wenn der Talon geräumt worden, anzuſagen. — 4) Die Farbe darf nicht eher, als in den letzten ſechs Blättern bedient werden, wenn nichts mehr wegzunehmen iſt; dann muß man aber alle Farben, welche ausgeſpielt werden, bekennen, wenn man aber die Farbe nicht

hat, muß man mit Trumpf ſtechen. — 5) Wer in den letzten ſechs Auswürfen keinen Stich bekommt, wird als ein Unreiner gerechnet, welcher gewaſchen worden, und muß 2 Marken erlegen, welche von ſeinen zwölf Strichen abgerechnet werden. — 6) Wer Mariage in Trumpf, l'Amour, gewaſchen und gewonnen hat, zählt oder gewinnt 8 Marken. Wer aber bei den Honneurs nicht gewonnen oder gewaſchen hat, dem wird das Spiel bei Einigen nicht als verloren angerechnet, ſondern es ſteht, und wer dann bei der zweiten Parthie das Spiel gewinnt, zählt doppelt, gewinnt alſo 2 Marken. — 7) Wer nicht 33 zählen kann, der iſt ein Schneider oder ſogenannter Commissair des Modes, und bezahlt zwei Marken. — 8) Man ſpielt die Marke zu ½, 1 auch 2 Gr., nachdem man in der Geſellſchaft übereingekommen iſt. — 9) Kann man dieſes Spiel auch unter Dreien ſpielen, wo dann der Dritte der König iſt, welcher bloß ſtille ſitzt und dem Spiele zuſieht, aber Alles mit bezahlt bekommt und auch den Verluſt trägt. Die dritte Perſon kann aber auch am Spiele Theil nehmen, da dann jeder Spieler nur drei Karten erhält, und zwei Achten aus dem Spiele geworfen werden, ſo daß das ganze Spiel nur aus 30 Blättern beſteht; ſ. auch unter Dreiblatt oder Spiel (Dreiblatt-), Th. 157, S. 706.

Spiel (Marionetten-), ſ. Th. 82, S. 446 u. f.

— (Marken-), ſ. unter Spiel (Hazard-), Th. 157, S. 764.

— (Marmel-), ſ. unter Kugel, Th. 54, S. 645 u. folg.

— (mathematiſches), ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157. Dieſe Spiele haben den Zweck, die Knaben ſchon früh mit der Geometrie bekannt zu machen, und beſtehen zum Theil aus Dreiecken und Quadraten, welche zuſammengeſetzt verſchiedene Figuren bilden, um die Lehre von den Ecken oder Winkeln, Seiten ꝛc. recht anſchaulich zu machen. Das Chineſiſche Puzzleſpiel hat beſonders zu mehrern

Spielen der Art Veranlaſſung gegeben, die den Scharfſinn, das Nachdenken der Knaben, überhaupt junger Leute erwecken. So hat z. B. der Herr Doctor Netto die beluſtigende Baukunſt, ein neues Chineſiſches Puzzleſpiel, in einigen Heften herausgegeben, welches die Zuſammenſetzung einer Menge von Gebäuden, Monumenten, Thoren, Brücken ꝛc., aus funfzehn ein Parallelepipedum bildenden Körpern enthält. Alle nachzubildenden Gegenſtände ſind, wie bei dem Puzzleſpiele, vorgezeichnet, und mit Punkten die Lagen der Körper angedeutet, ſo daß die Zuſammenſetzung um ſo leichter geſchehen kann. Das mir vorliegende 2te Heft enthält 34 Figuren: ländliche Gebäude, Thürme, Thore, Denkmäler, Sarkophage, Plateformen, alterthümliche Befeſtigungen, Bilder-Blinden ꝛc. auf acht Tafeln.

Spiel (Millioni-), ein wenig bekanntes Kartenſpiel, welches in Italien erfunden worden, aber ſich nicht weit über deſſen Grenze verbreitet hat.

— (Minchiate-), ein in Italien erfundenes Kartenſpiel, welches beſonders zu Bologna und in Neapel ſehr ſtark iſt geſpielt und als ein Geſellſchaftsſpiel eingeführt worden. Man hat zu dieſem Spiele eine beſondere Karte, die aus 97 Blättern beſteht, worunter ſich 24 Hauptblätter oder Honneurs befinden, welche zählen, alle übrigen Karten zählen nicht, und werden leere Blätter genannt. Man theilt überhaupt die Kartenblätter dieſes Spieles in Tarocchi und in Cartiglia. Die Erſteren zählen 40 Blätter und mit dem Narren 41, von welchen die geringern immer von den höhern geſtochen werden. Von dieſen Tarocchiblättern iſt jedes bis auf 35 numerirt, die übrigen 5 Blätter ſind nicht numerirt, und werden Arie genannt, und unterſcheiden ſich von den andern durch die Figur, indem die erſte den Stern, die zweite den Mond, die dritte die Sonne, die vierte die Welt, und die fünfte die Trom-

pete vorstellt. Diese fünf Blätter sind die höchsten des Spiels. Die Cartiglia werden in vier verschiedene Gattungen getheilt, nämlich in Spade, Bastoni, Coppe und in Denari; keine von diesen Gattungen der Karten zählt, der König ausgenommen, welcher 5 Points macht und eine Hauptkarte ist. Die höhere Karte sticht auch hier die geringere in allen Farben, außer nicht in Coppe und in Denari, wo die schlechtere die höhere sticht, wenn es keine Figur ist, indem die Figuren immer den numerirten Farben vorgehen, und diese wieder die Freiheit haben, den höheren an der Zahl vorzugehen. Drei Karten von denen, welche zählen, der Zehner, Dreizehner und der Zwanziger, machen eine Verzigola; auch vier oder fünf Karten, wenn sie nämlich auf einander folgen, machen eine Verzigola; auch folgende Blätter: der Narr, die Trompete, 1, 13 und 28; 10, 20 und 30, oder auch 20, 30 und die Trompete, ingleichen drei Könige, der Narr, als die niedrigste von allen Karten, kann gleichwohl zu allen Verzigolas gebraucht werden; er muß aber immer mit der Trompete vereiniget seyn. Jede Verzigola zählt fünf Points, ausgenommen vier Päbste, die allein drei zählen. Die Arie zählt 10 Points. Ueberhaupt zählen bei diesem Spiele folgende Karten: Die Arie, wie schon erwähnt, zählt 10 Points, die Haupttarocchi 5, die Könige 5, die Päbste 2, 3, 4 und 5 zählen 3 Points. Da dieses Spiel in Deutschland wenige Liebhaber gefunden haben mag, weil man davon nur selten etwas erwähnt findet, und auch wohl in Italien jetzt nicht mehr gespielt werden wird, so übergehe ich hier dessen Regeln ꝛc.

Spiel (Mosaik-), ein Spiel zur Unterhaltung junger Leute, welches in Zusammensetzung der verschiedenartigsten Figuren aus kleinen farbigen Steinen nach einer Anleitung besteht, und dem künstlichen Mosaik gleicht, oder doch diesem nachzubilden bestimmt ist.

Spiel (Mouche-), das Fliegenspiel, ein zu seiner Zeit sehr beliebtes Kartenspiel, besonders in Frankreich, welches Land auch die Ehre der Erfindung dieses Spiels genießt. Auch in Italien, Deutschland, Holland und Belgien fand es viele Liebhaber, nur nicht in Spanien, welches sonst auch die Spiele seiner Nachbarn gern annahm, nur bei diesem eine Ausnahme machte. Die Benennung Mouchespiel soll von einem Jugendspiele in Frankreich herrühren, welches unter Jünglingen gespielt und la Mouche genannt wird. Einer unter ihnen wird nämlich durch das Loos la Mouche, oder die Fliege, auf den die Andern alle schlagen, fast wie ehemals in Deutschland das Stockspiel getrieben ward. Einer, Namens Perigord, soll daher die Veranlassung genommen haben, denjenigen, der keine Stiche machen kann, die andern Spieler aber auf ihn lauern, daß sie ihn zu keinen Stichen kommen lassen, la Mouche zu nennen. Man spielt dieses Spiel unter 4, 5 bis 6 Personen. Bei vier Personen wirft man die Sieben heraus, spielen es aber mehr als vier Personen, so gebraucht man das vollständige Spiel von 52 Blättern, um dann nach Gefallen einige Blätter weglegen zu können. Derjenige, der nachspielt, hat den Vortheil, daß er diejenige Farbe nachspielen kann, die ihm beliebt. Derjenige, der die Karte ausgiebt, giebt jedem Mitspielenden und sich 5 Blätter, entweder mit zwei und drei, oder mit zwei Blättern, auch wohl die fünf Blätter auf einmal zugleich. Zuletzt schlägt er die oberste Karte des Talons auf, welche Trumpf ist. Der zuerst Ausspielende kann seine 5 Blätter, wenn er sie gut findet, behalten, oder er kann sie auch gegen andere aus dem Talon umtauschen. Derjenige, der einige Karten aus dem Talon kauft, muß spielen. Man kann auch Solo spielen, wenn man ein gutes Spiel in der Hand hat. Wenn ein Spieler schlechte Karten bekommt, so ist er

nicht verbunden zu ſpielen, eben ſo wenig neue zu kaufen. Derjenige, der keine Stiche bekommt, macht la Mouche. Dieſe Mouche iſt eine Zahl von ſo vielen Spielmarken, als Spieler ſind, die derjenige, welcher die Karten ausgegeben, allein ſetzt. Wenn mehrere Mouches in einem Spiele gemacht werden, beſonders wo 5 bis 6 Spieler ſind, ſo werden ſie alle auf einmal gerechnet, wenn es nur die Spielenden vorher unter ſich ausgemacht haben, daß nicht eine jede Mouche beſonders gerechnet werden ſoll. Da aber derjenige, welcher die Karten ausgegeben, jederzeit die Mouche ſetzen muß, ſo muß auch derjenige, ſo das Glück hat, die Mouche zu machen, ſo viele Marken bekommen, als der Ausgeber der Karten von den Erſteren, nämlich den Mouches, geſetzt hat. Derjenige, welcher kein Spiel eingehen, noch aus dem Talon Karten kaufen mag, noch weniger Solo ſpielt, legt ſeine Blätter, mit denen zum Weglegen, auf die Seite, oder wenn er keine Weglegeblätter hat, unter den Talon. Wer ſpielen will, ohne andere Karten zu kaufen, ſagt bloß: ich halte mich an mein Spiel (je m'y tiens), indem iſt er verbunden, ſein Spiel zu machen. Man verfährt bei dieſem Spiele auf dieſelbe Weiſe, als man ſonſt Labet ſpielte. Jeder gemachte Stich bringt eine Marke ein, und der ihn macht, zieht das Spiel. Iſt die Mouche doppelt, ſo bekommt er doppelt ſo viel, und wenn ſie dreifach iſt, ſechsmal ſo viel ꝛc. Angenommen, daß alle 5 Karten, die anfangs einem jeden Spieler in die Hände gegeben worden, von einerlei Farbe wären, das iſt: entweder 5 Piques, oder 5 Treffs, wenn auch gleich kein Trumpf darunter wäre, ſo gewinnt derjenige, der ſie hat, ſchon eher die Mouche, als er ſpielt, und dieſes iſt, was man Mouche nennt. Hätten unter den Spielenden einige zugleich la Mouche, nämlich der Eine 5 Coeurs, ein Anderer 5 Treffs, ein Dritter 5 Carreaus, ſo hat derjenige, in deſſen

Hand die Treff-Farbe iſt, vor den andern den Vorzug; hiernach derjenige, der bei la Mouche die meiſten Points zählt. Das As, welches gleich auf den Buben folgt, wird für 10 Points gerechnet, jede Figur auch für 10 Points, und eine jede Karte zählt 1 Point, weil ſie gilt; wären ſie daher alle gleich, ſo würde derjenige, welcher die Vorhand hat, das Spiel gewinnen müſſen. Derjenige, welcher die Mouche hat, iſt nicht gezwungen, wenn man ihn auch fragt, zu ſagen, daß er darauf halten wolle. Wenn er aber darauf arbeitet, ſo muß dieſes auch ſo geſchehen, daß ſeine Angabe als richtig angenommen werden kann. Wenn derjenige, welcher die Mouche hat, ſagt: Ich halte mich an mein Spiel, das heißt, wenn er keine Karten weglegt, um andere zu kaufen, ſo ſpielen die Andern ordentlich fort, ohne ſich dadurch irre machen zu laſſen. Der Anſpieler, der die Mouche hat, legt ſeine Karten auf, zieht den ganzen Einſatz vom Spiele, gewinnt auch alle Mouches, die noch im Reſte ſtehen. Die Uebrigen aber, die noch fortſpielen wollen, machen nur bei dem, was ſie über das ordentliche Spiel noch an Mouches machen können, ohne daß ſie hierbei ihre Blätter auswerfen oder anſpielen dürfen, la Mouche. Die Regeln bei dieſem Spiele ſind folgende:

1) Derjenige, welcher die Mouche hat, iſt nicht verbunden, es dem Andern zu ſagen; auch iſt es ſelbſt zum Vortheil des Spielers, wenn er die Andern, welche die Mouche bei ihm vermuthen, bei ihrer Meinung läßt. Iſt aber ein Spieler verſichert, ein gutes Spiel zu machen, ſo kann er eher eine Aeußerung darüber fallen laſſen, obgleich dieſes auch nicht zu rathen iſt, weil er dadurch die Andern im Spiele zurückhält. Sagt er nichts, ſo werden die Andern ſpielen und die Mouche zu machen verſuchen, die außerdem keinen Stich zu machen gedenken. — 2) Hat Einer von den Spielern die Farbe, die der Andere nicht hat, ſo macht er eine Mouche, und zwar mit ſo viel Marken, als in dem Spiele ſtehen. Es kann ſogar derjenige,

welcher ſurcoupiren könnte, und ſolches nicht thut, darein verfallen, daß er eine Mouche haben müſſe. — 3) Wer unrecht ausgegeben, miſcht das ganze Spiel wieder durch und giebt aufs Neue aus; jedoch darf er zur Strafe nichts bezahlen. Wäre aber das Spiel falſch, ſo kann es nicht gelten, jedoch ſind die vorher gemachten Stiche gültig. — 4) Man darf nicht wieder miſchen, wenn eine Karte aufgelegt worden. — 5) Wer unerlaubte Muſterungen mit den Karten vornimmt, oder von ſeinen weggelegten Blättern einige zurücknimmt, würde la mouche machen und nicht mehr ans Spiel kommen können.

Die Madame de Maintenon hat zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts, im Jahre 1704, an dem Franzöſiſchen Hofe ein neues, ähnliches Kartenſpiel, wie das oben beſchriebene, eingeführt, um dem Erfinder des Hocſpiels, dem Kardinal Mazarin, hierin keinen Vorrang zu laſſen. Man nannte es dieſer Dame zu Ehren les Fées de Madame de Maintenon. Ein Dichter Namens le Corbé hat ihr dieſerhalb ein ſchmeichelhaftes Kompliment gemacht, daß ſie dem Könige Ludwig dem Vierzehnten bei ſeinen großen Sorgen um das Wohl des Staates, wenn nicht die ſchwirrenden Grillen, doch eine ſolche Zeitkürzung erſonnen, wobei der Monarch des Tages Heldenarbeit am Abende bei dieſem Spiele angenehm austauſchen könne, und ſolches ein Werk ihres unerſchöpflichen Witzes ſei.

Spiel (Mühlen-), ſ. unter Mühle, Th. 95, S. 3. — (Mund-), Mundharmonika, ſ. Th. 96, S. 722, und Maultrommel, Th. 85, S. 663. Eine neu erfundene Mundharmonika, ein neuerfundenes Mundſpiel beſteht aus einer Art Metall, bildet ein längliches Quadrat mit mehreren feinen Klappen von demſelben Metalle, welche die Töne durch das Daranhauchen angeben. Man hat ſie mit vier, acht und mehreren Stimmen. Ein Mehreres ſ. unter

Mundharmonika im Supplement. — Dieſes Spiel gehört daher zu den muſikaliſchen Spielen, ſ. den folgenden Artikel.

Spiel (muſikaliſches), muſikaliſche Spiele. Hierunter verſteht man etwas uneigentlich die Töne, welche vermittelſt einer gewiſſen Fingerfertigkeit, nach der Vorſchrift der Noten, den Saiten muſikaliſcher Inſtrumente beim Anſchlagen oder Berühren entlockt werden, und nicht allein den Saiten, ſondern auch den Blaſeinſtrumenten, wie der Flöte, der Klarinette ꝛc. Daher ſagt man: das Klavier-, Flügel-, Fortepiano-, Harfen-, Violinen, Guitarren-, Orgel-, Flöten- ꝛc. Spiel; das Glockenſpiel, welches man auf Kirchthürmen anbringt; ſ. auch unter Spiel, Th. 157, S. 511, und die Artikel Muſik und muſikaliſche Inſtrumente, Th. 98, S. 526 u. f., und S. 627 u. f.; Orgel, Th. 105, S. 321 u. f.; Glockenſpiel, Th. 19, S. 183 u. f.; Harfe, Th. 22, S. 25 u. f. ꝛc. ꝛc. Man hat auch ein muſikaliſches Geſellſchaftsſpiel, vermittelſt deſſen man eine große Anzahl verſchiedenartiger Muſikſtücke ſelbſt componiren kann.

— (Nach-), ſ. Th. 100, S. 18, und unter Schauſpiel, Th. 140.

— (Nacht-), Nachtſpiele, ſ. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 840.

— (Nachtmützen-), ſ. unter Spiel (Jugend-).

— (National-), ſ. unter Volksſpiel oder Spiel (Volks-).

— (Nationen-), oder Reiſe in alle fünf Welttheile; ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157.

— (naturhiſtoriſches), ſ. daſelbſt.

— (Nonnen-), Solitairſpiel, auch Grillenſpiel genannt, weil ſich eine einzelne Perſon damit ſehr angenehm die Zeit vertreiben kann. Dieſes Spiel,

welches in einem hölzernen Kreuze mit 33 Löchern beſteht, zu welchen eben ſo viele kleine Kegel gehören, gehört zu den ſinnreichen Spielen, ſiehe dieſen Artikel im Regiſter.

Spiel (Nuß-), ſ. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 731.

— (Ober-), ſ. unter Spiel (Hazard-), Th. 157.

— (Olympiſches), ſ. unter Spiel, Th. 157, S. 562, und unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 486 u. f.

— (Orakel-), ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157.

— (Orgel-), ſ. oben, Spiel (muſikaliſches).

— (Papillon-), ein Kartenſpiel, welches in Frankreich im erſten Drittel des verwichenen Jahrhunderts erfunden wurde. Der Urſprung ſeiner Benennung iſt nicht mit Gewißheit anzugeben. Einige wollen es von dem Worte Papillon, ein Schmetterling, Tagfalter, herleiten, weil es viele Veränderungen darbietet und mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit die Stiche angebracht werden müſſen, alſo man gleichſam hin- und herflattere. Allein ſowohl dieſe Erklärung des Worts, als auch mehrere andere, paſſen ſo wenig auf dieſes Spiel, wie ſo viele andere Namen auf Gegenſtände, denen ſie ganz fremd ſind. — Das Spiel ſelbſt wird mit einem vollſtändigen Franzöſiſchen Spiele von 52 Blättern und unter drei oder vier Perſonen geſpielt. Wenn nach dem Looſe die Perſon gewählt worden, welche die Karten miſcht und giebt, ſo werden jedem Spieler drei Blätter nach einander gegeben. Hierauf werden ſieben Blätter offen auf den Talon gelegt, wenn nur drei Perſonen ſpielen, bei vier Spielern aber nur vier Blätter. Mitten auf dem Tiſche wird ein kleines Käſtchen aufgeſtellt, in welches jeder Spieler eine oder zwei Marken einlegt, nachdem man we-

gen des Spiels übereingekommen. Derjenige, welcher dem Kartengeber zur rechten Hand sitzt, untersucht sein Spiel, und sieht nach, ob sich unter den aufgelegten Blättern auf dem Talon ein Blatt befindet, welches mit seinem in der Hand habenden Aehnlichkeit hat. Die auf dem Talon aufgedeckten Blätter dürfen keine andern, als König, Dame und Bube, auch noch die Zehne seyn; sie können auch bloß durch ihres gleichen, z. B. der König wieder durch den König ꝛc., ausgewechselt werden. Angenommen, auf dem Tische läge ein As, welches einen Point gilt, eine Viere und Fünfe, so ist es erlaubt, diese drei Karten mit einer einzigen Zehne zu nehmen, die Einer der Spieler in seiner Hand hat, wenn an ihn die Reihe zum Anspielen kommt. Auf dieses kommt es im Spiele am meisten an, und man gewinnt dadurch zwei Vortheile, der erste ist, daß man Blätter abheben kann, mit welchen die andern Mitspieler auch versehen seyn können; der zweite, daß man dadurch mehrere Forcen giebt, welche zum Gewinnen bringen. Es ist bei diesem Spiele eine Haupt- und allgemeine Regel, daß man in seinem Spiele ein Blatt, es mag seyn, welches es wolle, habe, womit man von dem Talon ein anderes nehmen könne. Zum Beispiel mit einer Achte kann man nicht zwei Achten nehmen, sondern nur eine. Man kann aber mit einer Achte entweder zwei Vieren, oder eine Fünfe und eine Drei, oder eine Sieben und ein As, oder eine Sechse und eine Zwei nehmen, das ist, so viele Blätter, als in denselben die Points die Zahl Achte ausmachen. Hier muß noch bemerkt werden, daß wenn man in seinem Spiele mehrere Karten hat, welche denen auf dem Tische liegenden gleich sind, man doch nicht anders damit, als eine in jeder Tour spielen kann. Derjenige, an dem die Reihe zu spielen ist, und der keine von den Karten, so auf dem Tische liegen, aufheben kann, weil er deren nicht in seinem Spiele hat, und auch keine zu

paaren und in gleiche Gattung bringen kann, muß nothwendig die Karten, welche er in der Hand hat, auflegen, und ſetzt deswegen eben ſo viele Marken, als er Karten niederlegt. Hat Jeder ſeine drei Karten geſpielt, ſo daß er entweder Leſen macht, oder ſein Spiel niedergelegt hat, ſo giebt derjenige, welcher miſcht, auf gleiche Weiſe wieder einem jeden Mitſpieler drei neue Blätter aus dem Talon, ohne vorher durch den zur linken Hand abheben zu laſſen. Wenn endlich alle Karten herumgegeben worden, ſo gewinnt derjenige, der ſich am erſten von ſeinen drei Karten, die er von dem Talon abgenommen, befreit, die Parthie; ſind es aber Mehrere, welche ihre Blätter am erſten losgeworden, ſo gewinnt derjenige die Parthie, der die Vorhand gehabt; dann hat auch der Kartengeber ein gleiches Vorrecht. Die Billigkeit im Gewinnen trifft denjenigen, der mit den wenigſten Karten die Parthie macht, ohne daß er den Talon benutzt hat. Kann keiner von den Spielern ſich von ſeinen drei Karten losmachen, wie es oft geſchieht, ſo gewinnt derjenige unter ihnen, der die letzte Karte zu einem Stiche ſo anwenden kann, daß er damit die letzte Levée macht, von jedem Mitſpieler 2 Marken zur Beruhigung (Conſolation).

Spiel (Parole-), ein Geſellſchaftsſpiel, welches auf folgende Weiſe geſpielt wird: Einer aus der Geſellſchaft entfernt ſich aus dem Zimmer, und ſoll, wenn er zurückgerufen wird, ein Wort errathen, welches die Andern gemeinſchaftlich verabredet haben. Jeder aus der Geſellſchaft ſagt ihm nun eine Eigenſchaft derjenigen Sache, die das Wort bezeichnet. Zum Beiſpiel, das Wort wäre Pfeife und A. müßte rathen, ſo ſagt B.: Es hat einen Kopf und einen langen Körper; C. es iſt bunt; D. es läßt einen Dampf fahren; E. es hat Löcher; F. es giebt Töne; G. es hat eine Spitze; H. und auch einen Sack; J. auch ein Mund-

stück; — A., das ist eine Pfeife; B., aus wessen Rede fielen Sie am ersten darauf? A., aus F's Reden; B., dann muß F. hinausgehen, und ein neues Wort wird in der Gesellschaft verabredet, welches F. rathen muß, und so geht es weiter. Wenn der Rathende das Wort nach dem ersten Herumfragen nicht erräth, so kann er das Fragen der Reihe nach so lange wiederholen, bis er's erräth. Hier eine Anzahl vielbedeutender Worte, welche zu diesem Zwecke benutzt werden können: Maus (Thier und an der Hand), Katze (Thier und Geldsack), Karte (Spiel- und Landkarte), Schloß, Hahn (Thier und an dem Gewehre), Buch, Band, Bank, Atlas (ein König, Zeug, Landkarten u. ein Gebirge), Messe (in der Kirche und ein Jahrmarkt), Baum, Blatt, Horn (Post- oder Waldhorn, und am Fuße der Thiere und auf dem Kopfe), Spiegel, Nagel, Knopf, Pfanne (zum Braten und Pulver darauf zu schütten), Bauer, Geist, Bock (Thier und ein Gestell), Nadel, Blase (der Thiere und des Branntweins), Brand, Scheere (Schneideinstrument und am Wagen), Tritt, Wurzel, Stern, Welle, Hammer (auch der Name einer Conchylie), Tute (auch der Name einer Schnecke), Ball, Fuchs, Schimmel (Pferd und Gewächs), Dietrich (Name und Schloßaufbrecher), Stoff (auch ein Maaß), Feder, Lager (der Soldaten und des Weins), Rolle, Tuch, Bart, Flügel (auch ein Instrument) ꝛc. ꝛc.

Spiel (Parthieball-), s. unter Spiel (Ball-), Th. 157, S. 627 u. f.

— (Patience-), s. Th. 157 unter Spiel, S. 606, und unter Spiel (Gesellschafts-).

— (Pfahl-), s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 738.

— (Pfand-), s. Th. 157, S. 513, 601, 610; und Spiel (Gesellschafts-), daselbst, S. 725 u. f.

— (Phantasie-), s. Spiel (Unterhaltungs-).

— (Pharao-), s. Spiel (Hazard-), Th. 157, S. 751.

Spiel (Piquet=), ein sehr beliebtes Kartenspiel, und eines mit von den ältesten Spielen, welches die Franzosen erfanden; s. Piquetspiel, Th. 113, S. 105; auch S. 32. Da in dem ersten Nachweise bloß der Erfindung des Spiels erwähnt, und in dem zweiten eine kurze Notiz über dasselbe gegeben worden, so will ich hier nur kurz dessen Einrichtung beschreiben. Dieses Spiel wird mit 32 Französischen Karten, indem man die Zweien bis Sechsen eingeschlossen aus dem ganzen Spiele von 52 Blättern herauswirft, und unter zwei Personen gespielt. Unter allen Spielen hat sich dieses Spiel am längsten bei seinem Werthe erhalten, indem es seit seiner Erfindung, über vierhundert Jahre, immer abwechselnd, bis auf die neueste Zeit, ist mit gleichem Vergnügen gespielt worden. Da die Vorhand beträchtliche Vortheile vor der Hinterhand hat, so heben beide ab, und wer das niedrigste Blatt abhebt, hat die Hinterhand, mischt und giebt die Karten. Das As ist in diesem Spiele das höchste und die Sieben das niedrigste Blatt. Nachdem die Karten gemischt und abgehoben worden, so werden sie zu zwei und zwei, oder auch zu drei und drei Blättern ausgegeben, so daß beide Spieler, jeder 12 Blätter erhält. Die einmal angenommene Vertheilungsart muß während des ganzen Spiels beobachtet werden. Die übrig bleibenden acht Blätter theilt der Geber in zwei Häufchen von 5 und 3 Blättern, und legt sie kreuzweis, die drei untern übereinander, auf den Tisch, welche Karten die Kaufkarten sind; die fünf Blätter für die Vorhand und die drei Blätter für die Hinterhand. Vor dem Beginnen des Spiels wird beschlossen, wie hoch eine Parthie gespielt werden soll, entweder auf 101, oder auf 100. Man rechnet zu einer Parthie vier Spiele, nach deren Beendigung die angeschriebenen Points der beiden Spieler zusammengezählt werden, und man zählt so viel Einheiten, als Zahlen vorhan-

den ſind; was unter 5 wird für nichts, was über 5 und darüber iſt, wird für Zehnen, alſo gleichfalls für eine Einheit gezählt. Wer nun auf dieſe Weiſe die in den vier Spielen angeſchriebenen Points zu rechnen, die meiſten Points oder Einheiten hat, der hat die Parthie gewonnen. Die Gegenſtände, welche beim Piquet gezählt werden, ſind: der Rummel, die Sequenze, die Kunſtſtücke und die Stiche. Der Rummel iſt die größte Zahl von Blättern in einer Farbe; die Sequenzen oder Folgekarten ſind mehrere in einer Farbe auf einander folgende Blätter. Alle acht Blätter in einer Farbe iſt eine Octave; ſieben Blätter in einer ununterbrochenen Folge eine Septime, ſechs Blätter eine Sexte, fünf Blätter eine Quinte, vier Blätter eine Quarte, und drei Blätter eine Tertie. Die Kunſtſtücke ſind alle vier As, alle vier Könige, vier Damen, vier Buben oder vier Zehnen; auch drei As, drei Könige ſind, wenn gleich geringere, Kunſtſtücke. Nach dem Herrn v. Abenſtein hat man die Neunen, Achten und Sieben als Kunſtſtücke ohne Grund ausgeſchloſſen, indem ſie doch bei den Sequenzen gelten. Vom Weglegen der Karten hängt viel ab, und es iſt deshalb wichtig. So legt man z. B. von der Karte, in welcher man die meiſten Blätter hat, ohne Noth kein Blatt weg, weil man leicht noch einige Blätter von dieſer Farbe zukaufen kann, wodurch man nicht nur einen guten Rummel, ſondern auch einen ſtarken Sequenz erhält; eben ſo wenig legt man gern Zehnen, Buben, Damen ꝛc. weg, weil ſie ſowohl zu Sequenzen, als Kunſtſtücken dienen; nur geringe und entbehrliche Blätter legt man weg, weil man ſich von denſelben keinen Vortheil verſprechen kann. Wer die Vorhand hat, kauft zuerſt, und es ſteht derſelben frei, von den fünf für ſie beſtimmten Blättern nur drei zu kaufen, weniger darf ſie aber nicht kaufen; ihr folgt die Hinterhand im Kau-

fen, der eigentlich die drei letzten Blätter zugehören, hat aber die Vorhand noch einige liegen laſſen, ſo kann ſie alle kaufen, zwei muß ſie aber kaufen von dem ihr zugehörigen Päckchen, bleiben von der Vorhand welche liegen, ſo werden ſie von dieſen genommen. Die liegenbleibenden Blätter können von beiden Spielern beſehen werden, jedoch bei der Vorhand muß dieſe ſich erſt erklären, welches Blatt ſie ausſpielen will, oder ſie muß es ſchon ausgeſpielt haben. Haben beide Spieler gekauft, ſo ſagt die Vorhand an und die Hinterhand antwortet, ob ſie das Angeſagte geeignet oder gut findet, oder ob ſie es beſſer habe. Hat die Vorhand Alles gerechnet, was ihr von der Hinterhand anzuſagen erlaubt worden, ſo rechnet dieſe das, womit ſie die Vorhand etwa geſtraft und die Gegenſtände, in deren Gattung jene nichts gemeldet hat. Der Rummel kommt zuerſt an die Reihe. Hat Einer nämlich beim Anſagen deſſelben 4, 5, 6ꝛc. Blatt, der Zweite oder die Hinterhand nicht auch ſo viel, ſo antwortet er gut, hat er mehr, ſo ſagt er nicht gut; hat er eben ſo viele, als der Erſte anſagt, ſo meldet er es, und nun zählt Jeder die Augen ſeines Rummels. Das As wird hierin zu 11, König, Dame, Bube, Zehne, jedes Blatt zu 10, und die Neune, Achte u. Sieben zu den Augen, die ſie haben, gezählt. Weſſen Rummel nun die meiſten Augen zählt, der iſt gut. Enthalten beide Rummel gleiche Augen, ſo gilt keiner von beiden. Gilt ein Rummel, ſo zählt man für jedes Blatt eins, für einen Rummel von vier Blatt alſo viere, für einen Rummel von fünf Blatt fünfe ꝛc. ꝛc. Dann folgen die Sequenzen, wobei die Octave die höchſte iſt, und die Tertie die geringſte. Geht eine Sequenze vom As an, ſo erhält ſie den Zuſatz major. Die Unterſuchung dieſer Sequenze geht wie beim Rummel. Die Vorhand ſagt zuerſt die vornehmſte Sequenze an, und die Hinterhand oder der Zweite antwortet darauf ob ſie gut ſei, oder ob ſie eine

höhere habe, und ſo geht es mit den übrigen fort; allemal überbietet die höchſte die niedrigere. In einigen Geſellſchaften hält man es ſo, daß wenn Jeder der beiden Spieler eine Sequenze von gleicher Gattung und Höhe hat, auch die geringeren Sequenzen nicht gelten. Sobald nun ausgemacht worden, welche Sequenzen gelten, ſo zählt derſelbe, und zwar für die Octave 18, für die Septime 17, für die Sexte 16, für die Quinte 15, für die Quarte 4, und für die Tertie 3. — Nach den Sequenzen werden die Kunſtſtücke gezählt, und auch hier überbietet das höhere das geringere. Für ein Kunſtſtück aus vier Blättern, wie z. B. vier Aſſe oder vier Könige, rechnet man 14, für ein geringes Kunſtſtück werden 3 gerechnet. Man hat beim Anmelden nicht nöthig zu ſagen, in welcher Farbe der Rummel oder die Sequenzen ſind, ſind ſie aber als gut anerkannt worden, dann muß man es thun. Sobald Alles in Ordnung iſt, ſo wird das Angemeldete zuſammengerechnet, welches Zuſammenzählen laut geſchieht. Das Spiel nimmt dann ſeinen Anfang, indem die Vorhand ausſpielt. Die geforderte Farbe muß jedesmal bedient werden, man müßte denn kein Blatt zum Bedienen haben, dann kann man nach Willkühr ein anderes zugeben. Da kein Trumpf aufgewählt wird, ſo hat auch keine Farbe vor der andern einen Vorzug, und wenn daher ein Spieler das geringſte Blatt einer Farbe ausſpielt, welches der Andere nicht mit einem höheren derſelben Farbe nehmen kann, ſo macht es ſeinen Stich. Jeder, der den erſten Stich gemacht hat, zählt Eins weiter, ſo wie er ein Blatt ausſpielt oder überſticht; für den letzten Stich zählt man, außer dem gewöhnlichen Point, noch drei, oder mit dem gewöhnlichen Point viere. Wer über ſechs Stiche, alſo die Leſe gemacht hat, der zählt dafür noch 10 Points zu denen, die er bis zum letzten Stiche gezählt hat. Macht Einer alle Stiche allein, ſo rechnet er für

die Vole oder die Wäſche 40 Points zu den Augen. Wenn Einer mit ſeinem Rummel, ſeinen Sequenzen und Kunſtſtücken, ohne daß er von dem Andern geſtraft worden wäre, alſo aus der Hand dreißig zählt, ſo gilt dieſes für neunzig, und ein ſolches Spiel heißt ein Neunziger. Spielt man die Parthie zu Hundert oder Hundert und Eins an, ſo pflegt man den Neunziger für eine beſondere Parthie zu rechnen, welche den bereits gemachten Spielen nichts angeht; dieſe (das iſt, die vorher angefangene Parthie) bleiben ſtehen und werden beſonders ausgeſpielt. Der Neunziger gilt auch oft für eine doppelte Parthie. In beiden Fällen wird gar nicht ausgeſpielt, ſondern ſobald einer aus der Hand dreißig meldet, ſo hat derſelbe eine einfache oder doppelte Parthie, wie es vorher ausgemacht worden, gewonnen. In manchen Geſellſchaften, beſonders wenn um hohes Geld geſpielt wird, bezahlt man den Neunziger nicht beſonders, ſondern er wird mit zu den bereits gemachten Spielen gerechnet, und macht bloß die Parthie gewonnen. Das Recht einen Neunziger zu machen hat ſowohl die Vor- als Hinterhand; denn ſobald die Letztere aus der Hand dreißig zählen kann, ohne daß die Vorhand zuletzt etwas angeſagt hätte, ſo hat die Hinterhand den Neunziger gewonnen. Kann die Vorhand mit ihrem Rummel, ihren Sequenzen und Kunſtſtücken nicht dreißig zählen, gelangt aber durch das Ausſpielen und durch mehrere Stiche, ehe noch der Andere Eins zählt, zu dreißig, ſo zählt ſie ſechzig, welches ein Sechziger genannt wird. Dieſer Vorzug iſt der Vorhand ganz allein eigen. Wer zuerſt Hundert und Eins zählt, der hat die Parthie gewonnen; und hat der Andere noch nicht Einundfunfzig gezählt, ſo hat er die Parthie doppelt verloren, welches ein Matſch genannt wird. Man kann aber auch übereinkommen, daß der Matſch nicht gelten ſoll, und dann verliert man die Parthie nur ein-

fach, auch wenn man weniger als 51 zählt. Vor allen Dingen vermeide man von den Kaufblättern etwas liegen zu laſſen, weil man dadurch ſeinem Spiele ſchadet; denn oft finden ſich unter den liegen gebliebenen Blättern einige, die zur Verbeſſerung des Spiels von großem Nutzen ſind, und die dann der Hinterhand zufallen, die dadurch ein gutes Spiel erhält. Das Ablegen iſt daher von großer Wichtigkeit und muß mit Aufmerkſamkeit und Vorſicht geſchehen. Spielregeln ſind folgende:

1) Hat der Kartengeber nicht gut gemiſcht, ſo kann die Vorhand verlangen, daß noch einmal gemiſcht werde, welches Verlangen aber vor dem Kartengeben geſchehen muß. — 2) Das unterſte Blatt darf weder der Abheber noch der Kartengeber beſehen. — 3) Wenn ein Blatt umliegt, muß von neuem gegeben werden, es müßte denn anders beim Spiele ausgemacht worden ſeyn. — 4) Wenn die Karten vergeben worden, das heißt, wenn Einer ein Blatt zu viel oder zu wenig erhält, ſo hängt es nur von der Vorhand ab, ob das Spiel angeſpielt werden ſoll, oder nicht; im letztern Falle muß noch einmal gegeben werden. Hat man mehr als ein Blatt zu viel erhalten, ſo muß noch einmal gegeben werden. — 5) Findet ſich während des Spiels, daß Einer mehr Blätter hat, als er haben ſollte, ſo darf er zur Strafe in demſelben Spiele nicht einen Point zählen, dagegen der Andere Alles zählt, was er wirklich hat. — 6) Nimmt man mehr oder weniger Kaufkarten auf, als man aus der Hand weggelegt hat, ſo kann man es nicht mehr abändern, wenn man ſie beſehen und zu den übrigen geſteckt hat; man verfällt demnach in Strafe, welche darauf geſetzt iſt, wenn man zu viel und zu wenig Blätter hat. — 7) Wenn das Aufweiſen des Rummels, der Sequenze und Kunſtſtücke Bedingung iſt, ſo muß vor dem Ausſpielen alles Gemeldete vorgezeigt werden; ſpielt daher die Vorhand aus, ohne vorher dasjenige, was ſie gemeldet, vorgezeigt zu haben, ſo verliert ſie die gemeldeten Points, und die Hinterhand zählt ſtatt ihrer Alles, was ſie aufweiſen kann, wenn

es gleich geringer wäre. Die Vorhand muß dieſes aber thun, ehe ſie auf das aufgeſpielte Blatt zugiebt, iſt dieſes geſchehen, ſo geht der Vortheil verloren. — 8) Im Anmelden beobachte man die ſtrengſte Ordnung; zuerſt ſagt man den Rummel an; dann folgen die Sequenzen, und dann die Kunſtſtücke, erſt die höheren, und dann die geringeren. Wenn man in dieſer Ordnung etwas verſieht, und meldet dasjenige früher, was ſpäter hätte gemeldet werden ſollen, ſo verliert man das, was den Vorzug vor dem zu früh Genannten hat, und darf es nicht melden; z. B. man ſagte erſt eine Tertie an und dann die Quinte, ſo verlöre man die Quinte, weil man ſie nicht zuerſt genannt hat. — 9) Verſpricht man ſich im Anmelden und meldet etwas Anderes, als man wirklich hat, ſo macht man ſich Alles deſſen verluſtiget, was man in derſelben Gattung in Wahrheit zählen könnte. — 10) Wenn Einer etwas meldet, das er nicht hat, oder mehr zählt, als er wirklich gemeldet, ſo darf er, wenn es nicht während des Spiels entdeckt wird, in dieſem Spiele auch das nicht zählen, was er in Wahrheit hat, dagegen zählt der Andere alle ſeine Points. Wird der Fehler noch entdeckt, ehe ausgeſpielt iſt, ſo kann man ſein Wort ohne Strafe abändern. Derſelbe Fall tritt ein, wenn Einer aus Verſehen ſpricht, daß die Meldung gut ſey, dann den Fehler einſieht, ehe noch der Stich gemacht iſt; wenn aber ſchon ausgeſpielt worden, kann er nicht mehr geſtraft werden. — 11) Sobald der erſte Stich gemacht worden, kann man nicht mehr, was man zu melden vergeſſen hat, nachholen, ſondern es iſt ungültig. — 12) Wer Farbe verläugnet, der darf nicht nur keinen Stich in ſolcher machen, ſondern der Andere zählt auch, ſobald es entdeckt wird, fünf Points zu ſeinem Vortheile. — 13) Ein Blatt, welches einmal offen auf dem Tiſche liegt, es ſey ausgeſpielt oder zugegeben, darf nicht wieder zurückgenommen werden, es wäre denn, der Zweite hätte die ausgeſpielte Farbe aus Verſehen nicht bedient, und ein anderes Farbeblatt zugegeben. Nur um Farbe zu bedienen, kann man ein Blatt wieder aufnehmen. Iſt aber ſchon der folgende Stich gemacht, ſo kann derjenige, welcher Farbe verläugnet,

hat, den Fehler nicht mehr verbeſſern, und er fällt in die daranf geſetzte Strafe. — 14) Wenn man zwei Blätter auf einmal ausſpielt oder zugiebt, ſo gilt das obenauf liegende, es wäre denn, daß das untere von der geforderten Farbe wäre, und das obere von einer andern. — 15) Wer am Spiele iſt und zu einer andern Farbe übergeht, der muß dieſe zugleich nennen; unterläßt er dieſes und der Andere giebt falſch zu, ſo kann er deshalb nicht geſtraft werden. — 16) Wer die Karten wegwirft, in der Meinung, keine Stiche mehr zu machen, nachher aber gewahr wird, daß er doch noch Stiche machen könnte, ſo wird demſelben in einigen Geſellſchaften zugeſtanden, ſobald ſie noch nicht mit auf dem Tiſche liegenden Karten vermiſcht ſind, ſie wieder aufzunehmen und das Spiel auszuſpielen, nur wenn ſie der Gegner ſchon nach ſich genommen, oder ſie mit andern Karten auf dem Tiſche ſind vermiſcht worden, hat es dabei ſein Bewenden und der Andere zählt die Stiche zu ſeinem Vortheile. In andern Geſellſchaften geſtattet man dieſes nicht, ſondern man hat ſich durch das Wegwerfen der Karten aller Anſprüche auf weitere Stiche entzogen, und der Andere zählt die übrigen Stiche für ſich, wenn ſich gleich ausweiſen ſollte, daß Jener, wenn er die Karten nicht weggeworfen hätte, noch Stiche bekommen haben würde. — 17) Wenn derjenige, welcher gegen das Ende des Spiels am Stiche iſt, die letzten Blätter auf den Tiſch legt, in der Meinung, daß ihm der Gegner kein Blatt mehr abſtechen könne, und nicht beſtimmt, welches Blatt für ausgeſpielt zu rechnen ſeyn ſoll, ſo hat der Gegner das Recht, das Blatt als ausgeſpielt zu betrachten, welches im Niederlegen den Tiſch zuerſt berührt hat, um dem gemäß zu verſuchen, ob er noch etwas gewinnen könne, welches ſich Jener gefallen laſſen muß. — 18) Wenn Einer zweimal nacheinander die Karte giebt, und er gewahrt ſeinen Irthum, ehe er ſeine Blätter anſieht, ſo werden die Blätter wieder zuſammengeworfen, und derjenige muß geben, an dem die Reihe iſt. Hat aber derjenige, der die Karten irrig vertheilt, ſchon ſeine Karten aufgenommen und angeſehen, ſo kann es nicht mehr geändert

werden, der Andere hat dann die Vorhand und das Spiel muß ausgespielt werden. Eben ſo geſchieht es auch, daß, wenn ein Spieler weggelegt und die Kaufkarten angeſehen hat, ſo kann er ſeine Erklärung nicht mehr ändern, das heißt, wieder von den weggelegten Blättern etwas zurücknehmen und ſo viele weniger oder mehr kaufen, als er ſich gleich Anfangs erklärte, und mehr Blätter zurücklegen. — 19) Eine Tertie, — die mit der Neune anfängt, kann man allein und ohne einen höhern Sequenz dabei zu haben, nicht zählen. — 20) Wenn man zu Ende der Parthie ſich auszählt und die Karten in der Meinung hinlegt, daß man die Parthie gewonnen habe, und es findet ſich, daß man ſich geirrt, ſo kann man die Karten nicht wieder aufnehmen, um fort zu ſpielen, ſondern man hat die Parthie verloren und der Andere gewinnt ſie, ſelbſt wenn er noch ſo wenig Points zählt. — 21) Man beendiget eine Parthie oft durch das bloße Anmelden, wobei auch zuweilen Streitigkeiten entſtehen, wie bei dem Beenden der Parthie durch das Zählen von Hundert, oder Hundert und Eins, welche in der zu weiten Ausdehnung der Rechte der Vorhand ſeinen Grund haben. Was ſtraft, zählt auch zugleich, nach dieſem Grundſatze kann die Hinterhand, indem ſie ſtraft, zugleich die Parthie gewinnen, und iſt keinesweges genöthiget, abzuwarten, bis die Vorhand vollſtändig gemeldet hat. Bei den Streitigkeiten, die bei dem zuerſt Anſagen der Hundert oder Hundert und Eins entſtehen, ſind dieſe wohl dadurch zu ſchlichten, daß es nicht darauf ankommt, wer ſich zuerſt ausſagt, ſondern wer zuerſt die geſetzte Zahl erreicht. — 22) Gebrauchen beide Spieler nur noch einige Points, um ſich auszuzählen, ſo kann auch während des Spiels Streit über die Frage entſtehen: Welcher von beiden Spielern wirklich gewonnen habe, indem der Eine, welcher ſieben Stiche gemacht hat, die Karten, welche er noch in der Hand hat, weglegt und mit Zurechnung der zehn Points für die Leſe ſich auszählen will, welches aber nicht Statt finden kann; denn die zehn Points für die Leſe kann man erſt zählen, wenn alle zwölf Karten geſpielt worden ſind. — 23) Wenn man durch Stiche auszählt, ſo

kann es nicht anders, als in folgender Ordnung geſchehen: a) durch das Ausſpielen; b) durch Ueberſtechen; c) durch den letzten Stich (wo er gezählt wird), und d) durch die Leſe. Nach dieſer Vorſchrift kann man daher auch zu Ende des Spiels leicht entſcheiden, wer die Parthie gewonnen.

Das Piquetſpiel unter drei oder vier Perſonen. Wenn gleich beim Piquet nie mehr als zwei Perſonen ſpielen, ſo nimmt doch oft auch die dritte, ja ſogar die vierte Theil daran. Dieſe nennt man Könige, und obgleich ſie, während eine Parthie geſpielt wird, nur Zuſchauer abgeben, ſo gewinnen ſie doch mit dem, welcher die Parthie gewinnt, da der Verlierende unter Dreien doppelt, und unter Vieren dreifach bezahlen muß. Soll unter drei Perſonen geſpielt werden, ſo nimmt man drei Blätter von verſchiedenem Werthe, miſcht ſolche, und läßt einer jeden Eins ziehen. Die Beiden, welche die niedrigſten Blätter gezogen haben, fangen das Spiel an, und der das geringſte von den beiden niedrigen Blättern gezogen hat, giebt zuerſt Karten. Der Dritte, welcher das höchſte Blatt gezogen, iſt König. Daſſelbe findet auch Statt, wenn unter vier Perſonen geſpielt werden ſoll; man nimmt dann vier Blätter von verſchiedenem Werthe, und läßt ziehen. Die Beiden, welche die geringſten Blätter ziehen, fangen das Spiel an, und diejenigen, welche die beiden höheren Blätter bekommen, ſind die Könige. Iſt die erſte Parthie beendiget, ſo wird beim Spiele unter Dreien derjenige König, welcher die Parthie verloren hat; iſt die zweite Parthie zu Ende, ſo wird der, welcher die erſte Parthie gewonnen hat, der dritte König. Wenn ein Jeder einmal König geweſen iſt, alſo drei Parthien geſpielt worden, ſo hat man eine Tour gemacht, und es ſteht dann einem Jeden frei, aufzuhören, oder noch eine Tour mitzuſpielen. Unter Dreien wird der Neunziger nicht beſonders bezahlt. Unter Vieren gehören ſechs

Parthien zu einer Tour, und Jeder iſt, wenn die Tour beendiget iſt, während jeder Parthie König geweſen.

Spiel (plaſtiſches), ſ. Spiel (Unterhaltungs-).

— (Plumpſack-), Plumpſackſpiele, Spiele, bei welchen ein zuſammengedrehetes Schnupftuch oder Taſchentuch, Plumpſack genannt, als Strafmittel gebraucht wird. Woher der Name Plumpſack entſtanden, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, wahrſcheinlich von der Form oder Geſtalt eines ledernen Geldſacks, einer Geldkatze, und von plumpen, mit Geräuſch niederfallen, weil dieſes Inſtrument gleich einem Sacke auf den Buckel niederfällt, auch wohl von ſacken, ſich niederſacken, oder von Sack, eine Art Leinen, woraus früher die Schnupftücher gemacht wurden, die wohl zu dem Gebrauche, die Naſe zu putzen, bei der früheren Oekonomie unſerer Hausfrauen, eben nicht ſehr fein geweſen ſeyn mögen, eine Art Sacktuch oder Sackleinwand, jedoch nicht von der jetzigen Art Leinwand, die man mit dieſem Namen zu belegen pflegt, welches eine grobe Packleinwand iſt. Dieſes Alles ſind jedoch nur Vermuthungen, denn dem Plumpſacke iſt die Ehre nicht wiederfahren, von Sprachforſchern nach ſeiner Geburt und ſeinen Gliedern enthüllt und entkleidet zu werden; auch kann der Name ganz zufällig entſtanden ſeyn, indem man die Grobheit, Ungeſchliffenheit oder Plumpheit eines Menſchen auf dieſes Inſtrument übertragen. Genug, es heißt ſo, und man verſteht überall in Geſellſchaften, wo beim Spielen von ihm die Rede iſt, wie er ausſieht und gedrehet wird, und dieſes iſt als Erklärung hinreichend. Er kommt bei vielen Geſellſchaftsſpielen, auch bei einigen Kartenſpielen dritter Klaſſe, vor, wo der Fehlende und der Verlierende, noch mit dieſem Inſtrumente einige Hiebe als Strafe erhält; ſiehe unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, und oben, unter Spiel (Jugend-). Man hat aber auch ein

beſonderes Spiel, in welchem der Plumpſack vorzüglich regiert, welches das böſe Ding, oder mein Plumpſack geht herum, das Plumpſackſpiel genannt wird. Die Geſellſchaft bildet einen Kreis, und hält die Hände auf dem Rücken. Einer aus der Geſellſchaft, A., geht mit dem Plumpſacke im Kreiſe herum und ruft: Seht euch nicht um, mein Plumpſack geht herum, oder ſingt:

Es geht ein böſes Ding herum,
Nach ihm dürft ihr nicht ſehen,
Es würde euch, ſeh't ihr euch um,
Fürwahr nicht gut ergehen.
(Alle.)
Und wenn das Ding mein Nachbar kriegt,
Dann lauf' ich ſchnell und ſäume nicht.

Wie viele Mal A. herumgehen ſoll, das iſt willkührlich. Derjenige, der ſich umſieht, wird geſchlagen. Unter dem Geſange giebt er einem Andern den Plumpſack unvermerkt in die Hand, und ſtellt ſich, nachdem er noch einmal um den Kreis herumgelaufen, ſo wie er an B. kommt, an deſſen Stelle, der ſogleich anfängt, ſeinen Nachbar C. mit dem Plumpſacke zu verfolgen, und um den Kreis mit Schlägen zu jagen, bis C. wieder an ſeinen Platz kommt, zur Strafe, daß dieſer das Abgeben des Plumpſackes nicht wahrgenommen. Hierauf übernimmt B. die Rolle des A. Jeder muß vorzüglich Achtung geben, ob nicht etwa ſein Nachbar den Plumpſack übernimmt, und ſich ſo ſchnell, als möglich, um den Kreis herum an ſeinen Platz retiriren. Beſonders lächerlich iſt es, wenn Einer ſolches ohne Grund glaubt, und vergebens aus ſeiner Stelle weicht.

Spiel (Poch-), Pochbrettſpiel, ſiehe Th. 113, S. 498.

— (Pochbrett-), ſ. den vorhergehenden Art.

— (Polizei- und Feuer-), ein Geſellſchaftsſpiel, welches nach Art des Poſt- und Reiſeſpiels

geſpielt wird, ſ. dieſes, Th. 157, unter Spiel (Geſellſchafts-).

Spiel (Poſt- und Reiſe-), ſiehe Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 718.

— (Puff-), ein Kartenſpiel, bei welchem es Püffe oder Schläge mit einem Plumpſacke giebt; ſ. unter Spiel (Karten).

— (Puppen-), ſ. Th. 118, S. 738.

— (Puzzle-), ſ. unter Spiel (ſinnreiches).

— (Quadrat-), ſ. unt. Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 739.

— (Quadrille-), l'Hombre en quatre. Dieſes Spiel war ehemals, beſonders zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts, bis zum zweiten Drittel deſſelben, auch in Deutſchland ein ſehr beliebtes Kartenſpiel, beſonders wurde es gern von den Frauen geſpielt, weil es leichter zu ſpielen iſt, als das l'Hombre en trois, nicht die Aufmerkſamkeit erfordert, und doch ſehr viel Vergnügen im Spielen gewährt. Was die Karten, den Werth derſelben als Trümpfe ꝛc. anbetrifft, ſo iſt dieſes Alles mit dem gleich, welches unter l'Hombre, Th. 157, S. 767, iſt angeführt worden. Es giebt daher eilf Trümpfe in der ſchwarzen und zwölf in der rothen Farbe, ſo wie überhaupt 40 Spielblätter, worunter drei Matadors, Spadille, Manille, Baſte, welche derjenige, der ſie hat, nicht anzugeben braucht. Daß dieſes Spiel nur unter Vieren geſpielt werden kann, beſagt ſein Name, und wenn es drei Perſonen ſpielen, das heißt, die vierte fehlt, ſo wird eine von den rothen Farben weggeworfen. Den Trumpf beſtimmt derjenige, welcher anſpielt, es mag Herzen, Carreau, Pique oder Treff ſeyn. Der Einſatz beſteht aus 20 bis 30 Marken, nachdem es von den Spielern verlangt wird, oder nachdem man hoch und niedrig ſpielen will. Wenn nun die Plätze gezogen und ausgemacht worden, wer miſchen ſoll, und wie hoch

man ſpielen will, auch beſtimmt worden, wie viel Touren man zu machen geſonnen iſt, welche gewöhnlich bis auf 10, und durch Beſchneidung einer Karte bezeichnet werden, ſo läßt derjenige, welcher miſchen muß, auf der linken Hand abheben, und giebt Jedem zehn Karten, zweimal drei und einmal vier. Wenn Einem zu viele Karten, oder ein Blatt umgekehrt gegeben worden, ſo iſt das Spiel falſch, oder nicht gültig, es muß noch einmal gegeben werden. Wenn das Spiel beginnt, ſo können alle Viere paſſen. Da aber kein Spiel ganz aufgehoben oder verpaßt werden darf, ſo muß derjenige, welcher die Spadille hat, mit Rufung eines Königs ſpielen, er mag ſolche gezeigt oder angegeben haben. Das Spiel mag nun auf dieſe Art geſpielt werden, oder einer der Spielenden fragt nur an, ſo nennt derſelbe ſeinen Trumpf, und ruft ſeinen König bei ſeinem eigentlichen Namen. Hierauf ſpielt der Erſte in der Ordnung aus, der, welcher den Stich gemacht hat, ſpielt eine andere Karte aus, und ſo geht es fort, bis das Spiel geendiget iſt, wo dann die Stiche gezählt werden. Wenn der l'Hombre, oder der, welcher das Spiel machen will, ſechs Stiche hat, diejenigen dazu gerechnet, die ſein gerufener König gemacht hat, ſo haben ſie das Spiel gewonnen, und erhalten den Spielſatz, die Conſolation und die Matadors, wenn ſie welche haben, bezahlt, und theilen die geſetzten Beete mit einander, wenn welche ſtehen. Wenn ſie aber nicht mehr denn fünf Stiche machen, ſo iſt das Spiel remis, und ſie bezahlen die Beete, ſowohl von dem Satze, als von dem, was noch von vorher davon ſteht. Auch müſſen ſie die Conſolation und die Matadors, die ſie haben ſollten, eben ſo wie die Beete, zu gleichen Theilen zahlen. Machen aber Beide nicht mehr, als vier Stiche und darunter, ſo haben ſie das Spiel Codille verloren, in dieſem Falle zahlen ſie an ihre Gegner, was dieſe ihnen würden gezahlt haben, wenn ſie

der ihn dazu nöthiget. Dieſes ſind die zwei Arten, die man ohne zu rufen ſpielt, welches man forciren nennt. Gleich wie der, ſo unangefragt ſpielt, ſeinen Gewinn mit Niemanden theilt, eben ſo bezahlt er auch allein, wenn er verliert. Hat er es remis verloren, ſo bezahlt er die Beete, und jedem ſeiner Mitſpieler die Conſolation, das Solo und die Matadors, wenn er welche hat. Iſt das Spiel Codille verſpielt, ſo bezahlt er gleichfalls die Beete, und einem Jeden ſo viel, als man ihm hätte bezahlen müſſen, wenn er es gewonnen haben würde. Diejenigen, welche Codille gewinnen, theilen das, was im Pot ſteht, unter ſich. Wenn eine Marke oder Jetton übrig bleibt, ſo bekommt ſie derjenige von den Dreien, welcher in dem nächſten Spiele die Spadille oder den höchſten Trumpf hat. Eben ſo verhält es ſich auch, wenn derjenige, welcher angefragt hat, einen König ruft, den er ſelbſt hat, er gewinnt und verſpielt allein, wie ſchon oben erwähnt worden, außer dem Solo, welchen er weder bezahlt, noch bezahlt bekommt, obgleich er ſchon allein geſpielt hat. — 9) Wer ohne Beiſtand ſpielt, muß ſeinen Trumpf benennen, wenn er ein ſicheres Spiel haben will, thut er dieſes nicht, ſo verſchlimmert er ſein Spiel ungemein; denn wenn er bloß ohne anzufragen ſpricht: Ich ſpiele, ſo kann Einer von den drei Mitſpielern eine Farbe nennen, welche er will, und dann iſt Jener gehalten, darin zu ſpielen, wenn er gleich kein Blatt in dieſer Farbe hat. — 10) Wer einmal angefragt hat, kann nicht mehr Solo ſpielen; er müßte denn dazu forcirt werden, in welchem Falle er die Vorhand vor demjenigen hat, der ihn forcirt. Man iſt nicht gezwungen zu ſtechen, wenn man die ausgeſpielte Farbe nicht hat, auch nicht darüber zu ſtechen, wenn man es gleich könnte. Dieſes bleibt dem Spieler anheim geſtellt, ſelbſt wenn er der letzte wäre, und der Stich dem l'Hombre gehörte. Man muß jedoch, ſo lange man die geſpielte Farbe hat, ſie jederzeit angeben, ſonſt würde er die Farbe verläugnen. Wer eine Karte aus ſeinem Spiele gezogen, und ſie umgekehrt auf den Tiſch gelegt hat, iſt ſchuldig ſie liegen zu laſſen, weil ſie ſonſt dem Spiele *hätte Nachtheil* bringen können, oder ſeinem Freunde

dadurch Nachricht gäbe, besonders wenn es ein Matador ist. — 11) Wer Solo spielt, ist eben so wenig an dieses Gesetz gebunden, als er sich selbst zum Könige anruft. Man darf auch frei die Stiche der Andern umwenden und zählen, was gespielt worden, um darauf zu spielen. — 12) Wer statt der Stiche, so vor dem Spieler liegen, umzuwenden, sein Spiel umwendet und darein sieht, oder es den Andern zeigt, bezahlt die Beete halb mit dem, welchem die umgewendeten Karten gehören. — 13) Wer Farbe verläugnet, bezahlt die Beete so oft, als er es thut, und davon überwiesen wird. Dieses geschieht jedoch erst dann, wenn der Stich schon zusammen geworfen worden, oder der Verläugner hat schon auf das folgende Ausspielen geworfen; sonst kann er seine Karte wieder zurücknehmen. — 14) Wenn in einem Spiele viele Beete zugleich bezahlt worden sind, so gehen sie miteinander, wenn es beim Anfange des Spiels nicht anders ausgemacht worden. Bei mehreren Beeten gehen die größten immer voraus. — 15) Der Tout gewinnt nicht mehr, als man ausgemacht hat. Er zieht den bloßen Einsatz, und hat nichts von den Beeten zu fordern, welche nicht gelten. Kann man den Tout nicht machen, so bezahlt man eben so viel, als man bekommen hätte, wenn man ihn gemacht haben würde. — 16) Wenn man auf den Tout gezogen, so ist es nicht, wie im l'Hombre, erlaubt, seines Frenndes Karten zu sehen. Man kann nicht auf den Tout gehen, wenn sich der gerufene König nicht zu erkennen giebt. — 17) Wer mischt, setzt eine Marke, welche 10 Pfennige gilt, ein. Dann setzt bei jedem Spiele Jeder eine Marke, welche 1 gilt, die, nebst der Consolation, dem Gewinnenden bezahlt wird, und diese 4 Marken rechnet man zu den Beeten, die man macht. Wenn es eine Beete giebt, so geht dieselbe mit dem Einsatze fort und mit dem Spiele, welches Jeder schuldig ist, ohne daß deswegen ein jedesmaliger Mischender aufhört, seine Marken einzusetzen. Daher kommt es, daß wenn die erste Beete, wie es stets geschieht, 24 ausmacht, die zweite 42, und die dritte 56 betragen muß. Wenn das Spiel, bei welchem die erste Beete vorkommt, Codille verloren worden, so macht

die zweite Beete nur 28 aus; denn die 14, welche die Codille gezogen, dürfen nicht darunter begriffen seyn. Folgende Tabelle zeigt, wie die Beete nach und nach steigen:

1ster Einsatz	2	3	4
14	42	56	70
5	6	7	8
84	98	112	126
9	10	11	12
140	154	168	182
13	14	15	16
196	210	224	238

Wenn das erste Spiel, bei welchem die erste Beete vorkommt, Codille gezogen worden, so gilt folgende Tabelle:

1ster Einsatz	2	3	4
14	28	42	56
5	6	7	8
70	84	98	112
9	10	11	12
126	140	154	168
13	14	15	16
182	196	210	224

Wird das Spiel doppelt gespielt, so darf man nur die Beete in ihrer Ordnung verdoppeln, um sich der angeführten Tabelle doch bedienen zu können, das Spiel ist eine einzelne Marke, welche jeder Spieler bei jedem Spiele setzt. Wenn daher viele Spieler remis geworden, so muß man so viele Marken haben, als man Spiele remis verloren, welche diejenigen, so verspielen, entweder an die Gewinnenden, oder an die, welche das Spiel Codille gemacht, bezahlen; denn wenn das Spiel nur remis geworden, so greift man den Satz nicht an, sondern bezahlt nur

die Conſolation, die Matadors und das Solo, wenn es vorgekommen. — 18) Man ſpielt gemeiniglich die letzte Tour doppelt, wenigſtens wenn man es nicht ausgemacht, daß man ſie ſimple ſpielen will. Die letzte Tour doppelt ſpielen, heißt den Einſatz doppelt ſetzen, und das Spiel, die Conſolation, die Matadors, das Solo und das Tout doppelt bezahlen.

Das Quadrilleſpiel mit dem Mediateur und der Favoritkarte (Préference). Bei dieſem Spiele nimmt man vier Karten aus einem Kartenſpiele, nämlich das As, den König, die Dame und den Buben, und giebt ſie den Spielern zu ziehen, dergeſtalt, daß der den König hat, ſich hinſetzt, wo er will, die Dame ſetzt ſich zu ſeiner rechten Hand, hernach der Bube, und dann das As unter den König, um ſolchem die Vorhand zu geben. Der den König hat, zieht hierauf die Favoritkarte. Dieſes Spiel richtet ſich übrigens durchgehends nach Art der gewöhnlichen Quadrille, indem dazu gleich viele Perſonen und Karten gehören. Damit man aber die Favoritkarte wiſſe, ſo muß man, ehe noch die Parthie angeht, ein Blatt ziehen, welches die Farbe beſtimmt. Z. B. man hat Coeur gezogen, ſo iſt die Favoritfarbe Coeur, und bleibt ſolche im ganzen Spiele, eben ſo verhält es ſich auch mit den übrigen Farben. Der Mediateur iſt ein König, den man von Einem der Mitſpieler verlangt, wenn man ſich getraut mit ſeinem Spiele fünf Stiche zu machen. Hat man nun den verlangten König erhalten, ſo iſt man im Stande allein zu ſpielen, und ſechs Leſen zu machen, darauf giebt man dem, von dem man den König bekommen, eine von ſeinen Karten, welche man will, und eine Marke, iſt es aber in der Favoritfarbe, ſo giebt man ihm zwei Marken. Wer in der Favoritfarbe einen König ruft, hat den Vorzug vor dem, der in einer von den andern Farben einen ruft. Wer mit dem Mediateur ſpielt, wird dem vorgezogen, welcher in der Fa-

voritfarbe einen König ruft, in dieſem Falle, da er allein ſpielt, muß er 6 Leſen machen, wenn er gewinnen ſoll. Der mit dem Mediateur in der Favoritfarbe ſpielt, hat wieder den Vorzug vor einem Andern, welcher nebſt dem Mediateur in einer andern, als der Favoritfarbe, ſpielt; er muß dann allein ſpielen, und folglich, wenn er gewinnen will, 6 Leſen machen. Wer Solo (Sansprendre) in einer andern, als der Favoritfarbe ſpielt, iſt wieder demjenigen vorzuziehen, der nur ſchlechthin oder mit dem Mediateur ſpielen wollte. Endlich hat das Solo in der Favoritfarbe vor allen andern Spielenden dergeſtalt den Vorzug, daß derjenige, welcher ſchlechthin oder mit dem Mediateur, oder in der Favoritfarbe mit dem Mediateur, oder Solo in einer andern Farbe ſpielen wollte, dem weichen muß, welcher Solo in der Favoritfarbe ſpielt. Man ſpielt übrigens dieſes Spiel wie man das gewöhnliche Quadrilleſpiel ohne Mediateur und Favoritfarbe ſpielt. Bei dieſem Spiele ſind folgende Regeln zu befolgen:

1) Wenn derjenige, der einen Mediateur gefordert hat, en cheville iſt, ſo ſpiele man in der Farbe ſeines Königs, weil zu vermuthen iſt, daß er mehrere Karten von der Farbe ſeines Königs hat, welcher durch dieſes Mittel coupirt werden kann; iſt aber der l'Hombre der letzte im Spiele (le dernier en carte), ſo muß man nicht in der Farbe des Königs ſpielen, weil man hierdurch ſein Spiel gut machen würde, und er, wenn man ſeinen König coupiren könnte, nur eine niedrige Karte zugeben dürfte; würde er aber nicht coupirt, ſo könnte er mehrere Leſen von der Farbe ſeines Königs machen. — 2) Wer die Karten miſcht, ſetzt 2 Marken in den Pot. — 3) Diejenigen, welche das Spiel in einer andern, als der Favoritfarbe gewinnen, bekommen Jeder 6 Pfennige, es zieht auch Jeder noch eine von den zwei Marken, welche im Spiele ſtehen. — 4) Wenn ſie remis verlieren, ſo geben ſie Jedem 4 Pfennige Conſolation, verlieren ſie Codille, ſo bezahlen ſie Jedem 6 Pfennige. — 5) Diejenigen, welche

in der Favoritfarbe das Spiel gewinnen, bekommen Jeder 12 Pfennige, verlieren sie remis, so bezahlen sie 8, verlieren sie Codille, 13. — 6) Wer mit dem Mediateur gewonnen, bekommt von Jedem 16, wird es remis, so muß er Jedem 14, verliert er Codille, 16 geben. — 7) Wer in der Favoritfarbe mit dem Mediateur das Spiel gewonnen, bekommt von Jedem 32, verliert er es remis, so giebt er Jedem 28, wird es Codille, 32. — Wer Solo in einer andern, als der Favoritfarbe gewonnen, bekommt von Jedem 26, wird es remis, so muß er Jedem 24 zahlen, verliert er Codille, 26. — 8) Wer Solo in der Favoritfarbe gewonnen, dem zahlt Jeder 32 Pfennige, verliert er remis, so giebt er Jedem 48, und wenn es Codille geworden, 52 Pfennige. — 9) Man zahlt 2 Marken für die Vole bei einem einfachen Spiele, in der Favoritfarbe aber 4 Marken. Für die Vole mit dem Mediateur 3 Marken, in der Favoritfarbe mit dem Mediateur 6. — 10) Für den Tout und Solo werden gemeiniglich 4 Marken bezahlt, und in der Favoritfarbe 8 Marken. Für jeden Matador zahlt man 2 Pfennige und in der Favoritfarbe 4. In folgender Tafel gewahrt man die Beete, die durch das Remis gemacht werden.

Erstes Beet	2	3	4
28	84	112	140
5	6	7	8
168	196	224	252
9	10	11	12
280	308	336	364
13	14	15	16
392	420	448	476

Und wenn das erste Spiel, wobei die ersten Beete gemacht worden, Codille gezogen worden, so zeigt dieses folgende Tafel:

Erſtes Beet	2	3	4
28	56	84	112
5	6	7	8
140	168	196	224
9	10	11	12
252	280	308	336
13	14	15	16
364	392	420	448

Bei den Schwierigkeiten, die ſich bei dieſem Spiele ereignen, richtet man ſich nach den Regeln des gewöhnlichen Quadrilleſpiels.

Das Quadrilleſpiel mit dem Mediateur, aber ohne Favoritfarbe, wird auf folgende Weiſe geſpielt. Man markirt und bezahlt das Spiel, wie bei dem gewöhnlichen Quadrilleſpiel, außer daß man demjenigen, der mit dem Mediateur oder Sansprendre ſpielt, eine Marke mehr giebt; auch bekommt er von Jedem 13 Pfennige, verliert er das Spiel remis, ſo giebt er Jedem 12, Codille 13 Pfennige. Wer Solo gewinnt, empfängt von Jedem 17 Pfennige, wird es remis, ſo giebt er Jedem 16, bei Codille 17 Pfennige. Was den Tout mit dem Mediateur anbetrifft, ſo bezahlt man denſelben wie in der gewöhnlichen Quadrille, man giebt nämlich dem, der ihn macht, 1 Marke; auch die Beete werden wie bei dem Quadrilleſpiele bezahlt. Bei dem letzten Tout der Parthie, welcher Poulan genannt wird, kann man das Spiel verdoppeln.

Das Quadrille-Solitairſpiel, auch bloß Solitairſpiel genannt. Dieſes Spiel führt den Namen Solitair, weil man allein ſpielen muß, ohne einen Gehülfen zu rufen. Trägt es ſich zu, daß die vier Spielenden nicht Solo ſpielen können, noch ſolche Blätter in der Hand haben, daß ſie einen Mediateur verlangen können, ſo muß man paſſen, weil man nicht

die Spadille, wie in der gewöhnlichen Quadrille, zu Hülfe nehmen kann. Hiernächst ist zu merken, daß man die 2 Marken des Poulan in dem Spiele stehen läßt, und derjenige, welcher die Karten mischt, fährt fort, die nämliche Anzahl zu setzen, bis Einer von den vier Spielern Solo oder mit einem Mediateur ꝛc. spielen kann. Was die Beete anbelangt, so steigen sie nur 28 Pfennige über das, was sich in dem Spiele befindet, und bei den doppelten Poulans um 56.

Der Mediateur-Solitaire zu drei Personen wird auf folgende Weise gespielt. Man wirft 10 Blätter aus dem Spiele, nämlich 9 Carreaux und die Sechse in Coeur. Den Carreau-König läßt man aber im Spiele. Man kann nun doch in den vier Farben spielen, obgleich die eine fast ganz wegbleibt. Z. B. ein Spieler hat die zwei schwarzen As mit dem Könige, so kann er in Carreau spielen, und er hat folglich alle Matadors, welche ihm, wie in dem Mediateur, zu 4 Marken bezahlt werden müssen. Auf gleiche Weise kann derjenige, der einen Mediateur verlangt, den Carreau-König fordern; denn man läßt ihn deswegen in dem Spiele, weil dadurch das Spiel die Annehmlichkeit erhält, als wenn vier Personen mit einander spielten. Man markirt in diesem Spiele wie im Mediateur. Derjenige, welcher die Karten giebt, setzt 2 Marken in den Pot, und man spielt, wie schon angeführt worden, ohne Gehülfen, auch verweiset man nicht auf die Spadille. Hat man keine so gute Karten, daß man einen Mediateur fordern oder Solo spielen kann, so muß man passen, und derjenige, der die Karten giebt, muß 2 Marken in den Pot setzen, u. auf diese Weise fährt man so lange fort, bis Einer spielen kann. Weil man nur immer allein spielt, so hat dieses Spiel, wie schon oben erwähnt worden, den Namen Solitairspiel erhalten. Beim Markiren der Beete folgt man den oben angeführten Tafeln von dem ordentlichen Media-

teur zu 4, nur mit dem Unterſchiede, daß die Beete, welche durch remis gemacht werden, um ſo viele Pfennige erhöht werden müſſen, als ſo oft man bei dem Spiele gepaßt hat, ſtatt daß dieſes, welches durch Codille gemacht worden, nicht mehr Pfennige beträgt, als in dem gewöhnlichen Mediateur zu Vieren. Auf eine andere Art ſpielt man den Mediateur-Solitaire zu Dreien, wenn man aus einem vollſtändigen Kartenſpiele die 4 Dreien herauswirft, ſo daß nur 36 Blätter übrig bleiben. Der Kartengeber giebt jedem Spieler 12 Blätter, entweder viermal drei oder dreimal viere, wie man es ausgemacht hat. Soll der Spieler gewinnen, ſo muß er 7 Leſen allein machen, in welcher Farbe es iſt. Getraut man ſich ſechs Stiche zu machen, ſo kann man auch einen Mediateur verlangen, ſonſt muß man paſſen. Dieſes Spiel geht übrigens wie das vorhergehende.

Spiel (Quintille-), oder l'Hombre à cinq, oder zu fünf Perſonen. Dieſes Spiel wurde auf zweierlei Art geſpielt, oder in das alte und in das neue Quintilleſpiel getheilt. Das alte Quintilleſpiel wurde mit 20 oder 30 Marken geſpielt, und dieſe ſo hoch geſchätzt, als man ſie annehmen wollte, oder vielmehr als man es im Spiele ausgemacht hatte, zu ½, 1 bis 2 Gr. das Stück. Wenn um die Plätze gezogen worden, ſo ſetzt ein jeder Spieler eine Marke in den Pot und bekommt 8 Blätter, es bleiben daher keine Karten im Talon, und man darf auch keine wegwerfen. Das Spiel wird übrigens wie das Quadrilleſpiel geſpielt, und will man gewinnen, ſo muß man 5 Leſen machen. Wer Solo ſpielt, muß ſeine Farbe angeben und 5 Leſen machen, wenn er gewinnen will. Gewinnt er, ſo bekommt er von jedem Spieler für das Solo 2 Marken, und eben ſo viel für 3 Matadors, die übrigen Matadors werden nicht bezahlt. Stehen mehrere Beete im Spiele und der Solo ſpielt ein Tout, ſo zählt er nur

eins, nebſt 2 Marken von jedem Spieler. Gewinnt Einer nur ein einfaches oder ſimples Spiel, wenn er Solo geſpielt hat, ſo zieht er, außer dem, was er für das Solo bekommt, von den 5 Marken, die im Spiele ſtehen, nur 2, und 3 bleiben im Spiele. Derjenige, der ſpielen will, ausgenommen der Letzte (le dernier en carte), frägt, ob man ſpiele, und wenn die Antwort mit Nein ausfällt, ſo giebt er ſeine Farbe an und ruft einen König zu Hülfe, nur nicht den König, worin der Trumpf iſt. Beide müſſen nun fünf Stiche machen, wenn ſie gewinnen wollen; darauf zieht der Hauptſpieler von den drei Marken, die übrig ſind, zwei, und der Andere eine. Sollten die Marken bei einem andern Spiele gleich ſind, ſo theilen ſie zu gleichen Theilen. Machen ſie nur vier Stiche, ſo ſetzen ſie zuſammen 3 Marken Beete; machen ſie nur drei Stiche, ſo verlieren ſie Codille, und Jeder der drei übrigen Spieler zieht eine Marke. Nach den Geſetzen dieſes Spiels muß der letzte Spieler, wenn alle vier Spieler gepaßt haben, ſpielen, ſein Spiel mag noch ſo ſchlecht ſeyn, doch darf er einen König zu Hülfe rufen. Wer in der Quintille den Tout übernimmt und ihn nicht macht, bezahlt den andern Spielern nichts. Wenn man verliert, ſetzt man ſo viele Marken Beete, als man gezogen, wenn man gewonnen hätte. Wenn die Matadors bezahlt werden ſollen, ſo muß man ſie alle drei in der Hand haben. Hat ſie der l'Hombre, ſo hat der gerufene König keinen Antheil daran; Erſterer bekommt ſie allein bezahlt; hat ſie dagegen Letzterer, ſo bekommt er ſie bezahlt. Man zahlt in der Quintille keine Strafe, wenn die Karten vergeben werden; man miſcht und giebt ſie von neuem.

Das neue Quintilleſpiel, Cinquille, folgt in Allem, wo es angeht, den Regeln und den Geſetzen der Quadrille. Das Setzen, Geben, Markiren des Spiels, die Priſen, das Zahlen bis auf die Anzahl der

Blätter, welche hier nur 40 betragen, iſt in dieſem Spiele mit dem vorigen gleich. Die Beete, und Alles, was ſonſt noch muß bezahlt werden, wird halb von dem l'Hombre, und halb von dem gerufenen Könige bezahlt, findet ſich eine Marke ungleich, ſo zahlt ſie der l'Hombre; auf gleiche Weiſe wird der Gewinn getheilt und der l'Hombre bekommt die Marke, welche ungleich iſt. Dieſes Spiel iſt nicht ſo ſtrenge, als das Quadrille gegen den Spieler, weil er niemals allein Beete macht, wenn er mit einem gerufenen Könige ſpielt; wenn er auch nur eine Leſe macht, weil ſein Gehülfe immer mit ihm zur Hälfte zahlt. Auch hier muß, wenn alle fünf Spieler gepaßt haben, derjenige unter ihnen, welcher die Spadille hat, mit Aufrufung eines Königs ſpielen. Die Matadors zahlt man wie in der Quadrille. Der Tout wie ausgemacht worden. Die erſte Beete iſt immer 15, die zweite 45 ꝛc. Alles Uebrige in dieſem Spiele iſt wie bei der Quadrille.

Spiel (Quodlibet=), ein Geſellſchaftsſpiel, in welchem nach einem aufgegebenen Worte ein Reim gemacht wird. Die Perſonen, aus denen die Geſellſchaft beſteht, ſetzen ſich um einen Tiſch herum, und wählen einen Sekretair, welcher die Verſe zu Papiere bringt, die ihm heimlich in's Ohr geſagt werden. Sitzt die Geſellſchaft an einem eckigen Tiſche, ſo beginnt der obenan Sitzende, ſitzt ſie aber an einem runden, ſo wird derjenige gewählt, welcher anfangen ſoll. Auf den nun das Loos fällt, der ſagt ſeinem Nachbar (links oder rechts) das letzte Wort einer Strophe, worauf dieſer reimen muß, und dieſen Reim ſagt er dem Sekretair Z. in's Ohr, welcher denſelben niederſchreibt, oder nach der Ordnung der ſich folgenden Perſonen zu Papiere bringt. Zum Beiſpiel, das Stich= oder Reimwort, welches A. angiebt, iſt Salz, wobei er dem Z. heimlich in's Ohr ſagt: Die beſte Würze iſt das Salz; hierauf reimt B., und ſagt dem Se=

kretair in's Ohr: Es koſtet ihn nicht ſeinen Hals. C. fährt nun fort, und ſagt dem Sekretair ins Ohr: Es giebt viele Narren in der Welt, welches letzte Wort Welt dem D. gegeben wird, und dieſer reimt darauf: Die Freundſchaft hat ein enges Feld. Jetzt kommt E. an die Reihe und ſagt dem Z. ins Ohr: Wie lang mag ſeine Naſe ſeyn, worauf F. reimt: Ich trinke gern ein Gläschen Wein ꝛc. ꝛc., und ſo geht nun das Reimen in der Geſellſchaft ein paar Mal herum; dann wird Halt gemacht, und der Sekretair lieſt die niedergeſchriebenen Strophen der Geſellſchaft vor, wo dann oft die wunderbarſten Zuſammenſtellungen herauskommen, ein vollkommenes Verſe-Quodlibet. — Hierher kann man auch das Reimſpiel, ein Tiſchſpiel, bringen, welches auf folgende Weiſe geſchieht: Wenn nach dem Abendeſſen die Geſellſchaft noch in munterer Stimmung am Tiſche beiſammen ſitzt, nimmt Einer aus derſelben ein Blättchen reines weißes Papier, oder wenn er ſchon darauf vorbereitet iſt, ein Stückchen Pergament, und ſchreibt mit Bleiſtift ein Wort willkührlich darauf, und giebt das Blatt umgekehrt ſeinem Nachbar, indem er dazu einen Reim ſagt, deſſen letztes Wort ſich mit dem aufgeſchriebenen reimt, und dieſer giebt es dann wieder weiter, ſo daß es am ganzen Tiſche herumgeht, indem ein Jeder dazu eine Strophe ſetzt. Z. B. es ſtände auf dem Zettel das Wort Schmaus, ſo ſetzt der Uebergeber A. des Zettels an B. hinzu: So gehts bei uns im Saus und Braus. B. giebt ihn nun wieder dem Folgenden C. und ſetzt hinzu: Beim l'Hombre hab' ich gern das Daus. C. ſetzt beim Weitergeben des Zettels an D. hinzu: Wer nicht hoch ſpielt, der hält gut Haus. D. an E.: Wer nicht viel hat, der kommt auch aus. E. an F.: Das ſieht man an der kleinen Maus. F. an G.: Schon recht,

ſo ſagt mein Vetter Klaus. G. an H.: Ach, könnt' ich laufen wie der Straus. H. wieder an A.: Sie wären längſt zur Stadt hinaus. A. an B.: Sehr widrig war mir ſtets die Laus. B. an C.: Der Kuchen nicht, vom Bäcker Schaus. C. an D.: Fürwahr, der paßt zu meinem Schmaus. Hier wäre nun das Wort Schmaus, welches verdeckt von Einem zum Andern ging, errathen worden. Da ſich nun kein Endreim mehr auf das Wort Schmaus findet, ſo iſt der Errather des Wortes von ſeinem Pfande erlöſet worden, welches er hätte geben müſſen, wenn noch mehrere Reimworte ſich gefunden hätten. Er muß bloß ein neues Wort aufſchreiben, welches dann wieder, wie angegeben worden, verdeckt von Einem zum Andern um den Tiſch herumgeht, und wobei jedesmal ein Vers gemacht wird. Es iſt bei dieſem Spiele Hauptſache, ein Wort zu wählen, welches bekannt iſt, und worauf ſich viele Reime machen laſſen.

Spiel (Rabouge-), ſ. unter Spiel (Karten-).

— (Räthſel-), ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 735. Man rechnet hierher auch die Räthſel, Räthſelfragen, Charaden, Logogryphen ꝛc. ꝛc.

— (Rauſchen-), ein Hazardſpiel.

— (Reif-), ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 732. Auch das Springen über oder durch Tonnenreife, und das Reiftreiben.

— (Reim-), ſ. unter Spiel (Quodlibet-).

— (Reverſis-), ein Kartenſpiel, welches von den Spaniern erfunden worden. Die Zeit, wenn ſolches geſchehen, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Der Name kommt von dem Werte revertere, Spaniſch reversite, weil hier eine umgekehrte Art zu ſpielen Statt findet, und wer die wenigſten Stiche macht, am meiſten gewinnt. Es hat viel Aehnlichkeit mit dem

Baſſadewitz, ſ. unter Spiel (Karten-), oben, S. 18. Man ſpielte das Reverſis-Spiel noch im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts ſehr ſtark in den vornehmſten Geſellſchaften in Spanien. Dieſes Spiel kann von vier, auch fünf Perſonen in Geſellſchaft mit 48 Blättern geſpielt werden. Die Zehnen werden herausgenommen. Wenn ausgemacht worden, wer Karten geben ſoll, und dieſes geſchehen iſt, ſo hebt der Spieler linker Hand die Karten ab. Er giebt die Karten, jedesmal drei auf einmal, einem Jeden ſeiner Mitſpieler aus, nur das letzte Mal giebt er Jedem zwei, ſich drei Blätter, ſo daß jeder Mitſpieler 11 und der Kartengeber 12 Blätter erhält; es bleiben demnach 3 Blätter im Talon, und ſpielen 5 Perſonen, ſo werden nur zwei oder eine Karte zurückgelegt. Der Anſpieler kann ein Blatt von ſeinem Spiele weglegen, und dafür eins aus dem Talon nehmen, ſo daß er ſein weggelegtes Blatt unter den Talon legt. Wenn der Anſpieler nicht weglegen will, ſo hat er doch die Erlaubniß, das Blatt, welches er vom Talon hätte nehmen können, anzuſehen, ſodann aber ſchiebt er es unter den Talon. Der Ausgeber der Karten darf dagegen von dem Talon nichts wegnehmen, ſondern er nimmt aus ſeinem Spiele eins von den Blättern, und legt es unter den Talon, weil er ſich eins zu viel beim Austheilen geben muß. — Die Regeln bei dieſem Spiele ſind folgende:

1) Behalten die Blätter der Karten ſtets ihre natürliche Ordnung, wie ſie aufeinander folgen, und das niedrigſte wird von dem höhern überſtochen. — 2) Hat das Reverſis keine Trümpfe; es erfordert, daß man alle angeſpielten Farben bekenne, und nicht verläugne, wenn man ein ähnliches Blatt von der Farbe in der Hand hätte. — 3) Der Bube in Coeur iſt das vornehmſte und Hauptblatt im ganzen Spiele, und hat das Vorrecht, wenn eine Karte geworfen worden, die man nicht bekennen kann, er eintreten darf, und in-

dem er ſticht, die ganze Parthie gewinnt. — 4) Wenn Coeur angeſpielt worden, und Einer der Spieler hat ſonſt kein anderes Blatt in Coeur, das ausgeworfene zu ſtechen oder demſelben beizuwerfen, wohl aber den Coeurbuben, und dieſer muß ausgeworfen werden, ſo iſt der Quinola, Spaniſche Benennung des Coeurbuben, der unglückliche Prinz. Auf Coeur, als die Farbe, in die er gekleidet iſt, muß er, wenn er gleich allein iſt, wenn ſie kommt, herantreten. Er macht dadurch das Spiel labet, und muß ſo viele Marken einſetzen, als in dem Käſtchen, worin der Satz ſteht, zu finden ſind. — 5) Wer den Coeurbuben ohne Noth ſelbſt anſpielt, wenn er der Anſpieler iſt, macht gleichfalls labete. — 6) Wenn Einer der Spielenden den Quinola zeigt, und durch ein Blatt forcirt, z. B. er wirft Coeur aus, und derjenige, der ihn hat, hat weiter kein Coeur, et läßt das Blatt daher gehen, ſo muß der Quinola dem Forcirenden 4 Marken zahlen. In einigen Spielgeſellſchaften wird auch verlangt, daß der Quinola in dieſem Falle jedem Mitſpieler 2 Marken als eine Strafe zahlen ſoll. — 7) Würde z. B. A. Piquekönig oder Dame, oder ein anderes Blatt in Pique auswerfen, und B. hat kein Pique, ſondern tritt mit dem Quinola hervor, ſo gewinnt derſelbe von demjenigen, dem das Pique gehört, 2 oder 4 Marken, je nachdem man hierüber vorher eins geworden. — 8) Derjenige von den Spielern, welcher die wenigſten Stiche hat, und zwar ſo, daß unter denſelben kein As, kein König, keine Dame iſt, gewinnt das Spiel, und erhält den ganzen Satz, das heißt. Alles, was von Marken in dem Käſtchen vorhanden iſt. — 9) Wer gar keine Stiche gemacht hat, gewinnt den Talon, mit dem Vorrechte, die Karten auszugeben. — 10) Das As gilt 5, ein König 4, eine Dame 3, und ein Bube 2 Augen oder Points, und dieſe Points berechnet man deswegen, um damit den Talon beſtimmen zu können, wie viel dem Gewinner Marken bezahlt werden ſollen. — 11) Wer nun in ſeinem Spiele viele Könige, Damen, kurz As und Bilder hat, der ſitzt im Verluſt, und zahlt an denjenigen, der die wenigſten Stiche oder der gar keinen hat, ſo viele Marken, als er Points gehabt hat. — 12) Der Anſpieler zahlt ſeine Points

mit demjenigen, der den Talon an den Gewinner bezahlen muß, zu gleichen Theilen oder zur Hälfte. — 13) Darf in diesem Spiele keine Farbe verläugnet werden, wer dieses thut, muß jedem Mitspieler 2 Marken als eine Strafe zahlen, und für die Uebereilung, wenn Einer eine Karte eher auswirft oder vor der Hand ausspielt, so bezahlt er jedem Mitspieler eine Marke. — 14) Wer alle Stiche macht, gewinnt nicht nur den ganzen Talon, sondern bekommt auch von jedem Mitspieler 2 Marken für Honneur, u. erhält auch dasjenige wieder, was er während des Spiels in das Kästchen wegen seiner Augen bezahlt hatte. Dieses Gewinnen erstreckt sich so weit, daß auch derjenige, welcher den Quinola während des Spiels zugeworfen, nichts für denselben bezahlt erhält, und sich bloß mit der Ehre begnügen muß, ihn gehabt zu haben. — 15) Wer bei einer hohen Karte, z. B. bei dem Piquekönig eine niedrige, z. B. Piquesieben hätte, muß, wenn an ihm die Ordnung auszuwerfen ist, seinen Nachspieler in die Verlegenheit zu setzen suchen, daß dieser mit einem höheren Blatte darauf komme, daß er z. B. mit dem Asse absteche. — 16) Der nach Nr. 14 beschriebene Fall wird eigentlich Reversis genannt; derjenige, der solches macht, das ist, wer den Quinola zugeworfen, ohne daß er ein Honneur dafür fordern kann, bezahlt nichts in den Talon, wenn er gleich viele Points oder Augen gehabt hätte. — 17) Es ist eine Hauptregel des Spiels, daß derjenige, welcher spielt, so viel, als möglich, suche, auf eine angeworfene Karte ein niedriges Blatt zuzuwerfen, weil er dann seine höhern um so geschwinder fortbringen kann, indem er sie als Renonce zuwirft.

Spiel (Revolutions-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 739: mathematisches Dreiecksspiel.

— (Riemchen-), Riemstecherspiel, siehe unter Soldatenkniff, Th. 155, S. 427.

— (Ring-), Ringrennen, s. Ritter und Ritterspiel, Th. 125. Das elektrische Ringspiel, s. daselbst, S. 35. Ein Ringspiel wird

auch auf folgende Weise gespielt. Eine aufgerichtete Stange im Freien hat oben ein Querholz, woran vorn ein Bindfaden befestiget worden, an dem ein Ring hängt. An der Stange ist ein Haken, nach dem der Ring geworfen wird, und bei einem geschickten Werfen muß der Ring jedesmal auf dem Haken sitzen bleiben; s. auch unter Leibes-Uebungen, Theil 72, S. 743.

Spiel (Ritter-), siehe Theil 125. Das Ritter- u. Bürgerspiel, ein Turnspiel, s. unter Spiel (Turn-).

— (Roß-), Roßballett, eine Benennung des Carousels, s. unter Ritterspiel, Th. 125, S. 694.

— (Roulette-), Rouge et Noir, eine Art Hazardspiel, welches auf einer dazu eingerichteten Tafel gespielt wird; s. Spiel, (Tafel-). Man hat auch eine Art Roulettspiel, welches aus einer grün lakirten Scheibe, von einem schwarzen und einem rothen Rande umgeben, besteht. In der Mitte dieser Scheibe dreht sich ein mit Fächern versehenes Rad schnell herum, welches eingeworfene Kugeln aufnimmt.

— (Rühr-), s. unt. Schauspiel, Th. 140, S. 597 und 741.

— (Saiten-), s. Th. 130, S. 662.

— (Sauball-), s. Th. 157, unter Spiel (Ball-).

— (Schach-), siehe diesen Artikel, Theil 138, S. 221 u. f.

— (Schaf- und Wolf-), ein Spiel für Knaben, welches in einem lackirten Brette mit schwarzen Streifen, und aus einem Wolfe und eilf Schafen besteht. Eine gedruckte Anweisung, welche sich bei diesem Spiele befindet, enthält die Regeln desselben.

— (Schäfer-), ein Schauspiel, siehe Theil 139, S. 580. — Ein Schäferspiel, welches Aehnlichkeit mit dem Damen- und Schachspiele hat, erfand ein Herr Moreau-Bincard zu Paris. Es

besteht aus einer Herde von 18 Schafen, die der Hund des Schäfers leitet. Hinter den Schafen befindet sich die Schäferei, von wo aus der Hund die Herde vertheidiget. Vor den Schafen sind zwölf Gruben, jenseits welcher ein Wald sich befindet, aus dem der Wolf hervorbricht. Dieses Spiel spielen zwei Personen, wovon die eine die Herde und die andere den Wolf übernimmt. Wolf und Hund haben die nämliche Stärke.

Spiel (Schafkopf-), s. unter Spiel (Karten-).

— (Schatten-), s. Schattenbild, Th. 140, S. 389 u. f.

— (Schau-), s. Th. 140, S. 589 u. f. Lange hatte die Deutsche Schauspielkunst im Vaterlande der Französischen und Italienischen weichen müssen; lange blieb sie vernachlässiget als ein Zögling roher Kraft, ungeregelter Kunst, die Magd der erstgenannten, und diente nur den untern Klassen des Volkes zur Unterhaltung, zur Belustigung; nur erst durch Eckhof's gehaltvolles Spiel gewann sie einen höhern Rang, fand sie auch bei den gebildeteren Klassen des Volkes Eingang, jedoch nur in den Residenzen kleiner Staaten, und in den Freireichsstädten, die noch auf Deutsche Kraft und Deutsche Kunst, überhaupt auf Deutschthum hielten; in den größeren und großen Residenzen Deutscher Staaten blieb sie aber noch immer der oben angeführten Französischen und Italienischen Schauspielkunst untergeordnet, und ihr Lokal glich oft nur einem Stalle, statt eines Musentempels, nur selten demjenigen unserer jetzigen Liebhabertheater. Als Schröder und nachher Iffland auftraten, hatte die Deutsche Bühne freilich schon eine gewisse Höhe erreicht; wenn aber gleich die Bühne einen der Thalia würdigeren Platz erhielt, als zu Eckhofs Zeiten, so behielt das fremde Drama doch immer noch die Oberhand. Man übersetzte fleißig Lust-, Schau- und Trauerspiele aus dem Französischen und Englischen, und führte sie auf und

wieder auf, und die Deutschen Originalstücke mußten in den Schatten treten, weil man sie für eine zu schwere, derbe, nicht genug gewürzte Kost hielt, die den verwöhnten Geschmackswerkzeugen und dem Magen nicht mehr behagen wollte; man liebte eine lockere, dabei piquante oder stark gewürzte Kost, gleich viel, welchem fremden Boden sie entsprossen, oder entnommen worden; sie wurde übersetzt, umgearbeitet, und hin und wieder der Stoff unsern Sitten angeeignet, und so erschien auch manches fremdes Produkt als ein heimisches, wenn gleich dem feinen Kunstkenner auch auf fremdem Boden, Erfindung und Gegenstand als fremd nicht entgangen sind; indessen haben uns doch in den 1770r und 1780r Jahren von Gerstenberg, von Göthe, Lessing, Gotter, v. Dalberg, Jünger, Brezner, Großmann, Babo, v. Bonin, Brandes, Hagemann, Hagemeister, von Klinger, Engel, von Schiller, Iffland, von Kotzebue ꝛc. ꝛc. mit Originalen beschenkt, die der Deutschen dramatischen Dichtkunst Ehre machen, und lange, als Beweis ihrer Aufnahme und ihres erhaltenen Beifalls, die Theaterzettel zierten, und auch jetzt noch, wenn gleich die Uebersetzungen oder Uebertragungen Französischer Stücke neuerer Dichter dieser Nation wieder ein sehr gangbarer Artikel unserer Bühnen geworden sind, dann und wann auf dem Repertoire stehen. Werden uns die fremden Dramen bloß in der Absicht vorgeführt, um fremde Sitten, fremde Gebräuche, die verwickelsten Charaktere und Intriguen in der großen Welt von Frankreich und England ꝛc. kennen zu lernen, und ihren Werth oder Unwerth, gegen die unsrigen gehalten, zu beurtheilen, so wäre der Nutzen in so fern entschieden, daß wir im Lustspiele unsere Lachlust, und im Trauer- oder Rührspiele unser Mitgefühl, unsern Schmerz auf fremde Unkosten leeren können; aber dies allein ist nicht der Zweck der

dramatischen Kunst, sie soll uns nicht bloß unterhalten, und unsere Gefühle in Lust und Schmerz erregen, sondern sie soll uns durch einen vorgehaltenen Spiegel, worin wir unsere eigenen Thorheiten belachen, große und edle Charaktere bewundern, Verirrungen durch Leidenschaften ꝛc. beklagen und beweinen, selbst bessern, und uns einen höheren moralischen Werth durch den Zauber der Darstellung einimpfen; sie soll, mit einem Worte, ein Sittenrichter, also ein Sittenverbesserer seyn. Wie kann sie dieses aber erfüllen, wenn sie uns fremde Sitten, fremde Charaktere vorführt, die mit den unsrigen in gar keiner Harmonie stehen, also auch unbeachtet bleiben, es auch bleiben müssen, wenn wir nicht Zwitter werden wollen. Daher ist das Deutsche Schauspiel in Sprache und Vorführung unserer Sitten und Gebrechen eine Schule der Moral zu unserer Besserung, wo wir fehlen, und es kann daher nichts wünschenswerther seyn, als das Deutsche Schauspiel, nur dann und wann mit Stükken aus dem Französischen wechselnd, damit wir auch uns selbst belachen und bessern lernen, so wie wir es bei fremden Thorheiten thun. Ich kann hier nicht unterlassen, die Einweihungsrede, die von dem damaligen Director der Königlich Preußischen National-Schauspieler, Döbbelin, bei Eröffnung des neuen National-Theaters in Berlin, am 4ten December des Jahres 1786, ist gehalten worden, hier anzuführen, weil sie das ausdrückt, was jeder wahre Deutsche fühlt:

Sei mir dreimal gegrüßt, glückseliger Tag! da ich die Wonne fühlte, die Bahn zu brechen, diesen Tempel, den der allerhuldreichste König, Deutschlands Thalien gewidmet, zuerst zu betreten. — Wie lodert mein Herz, trunken im heiligen Gefühle patriotischer Freude! Deutschlands Musen! Euer Glück nähert sich dem Ziele. Preußens Schutzgott, der Va-

ter und Stolz echter Brennen, den schon ganz Germanien als den vielgeliebtesten König verehrt, hört, lieſt, empfindet die Lieder Deutſcher Barden, hat ſie in ihre Rechte wieder eingeſetzt. — Sie beſeelten ſchon in den dunkelſten Zeiten ihre Nation. Hermanns Barden und Druiden beſeelten durch ihre Schlachtgeſänge ſeine Krieger mit Tapferkeit, flößten ihnen biedern Sinn, Deutſchen, unüberwindlichen Muth ein. — Alte, Deutſche Redlichkeit, du Kleinod unſers Nationalcharakters, du Stolz Deutſcher Völker, kehre mit deiner göttlichen Schweſter, der Wahrheit, in unſere Seelen zurück, laſſe Neidſucht, Bosheit, Kabale und Verläumdung, dieſe Schandflecke der Menſchheit, aus deinen Grenzen entweichen. — Wetteifert ihr Deutſche! in denen noch Deutſches Blut lodert; wetteifert Deutſche Künſtler und Muſen, wahre Leidenſchaften der Seele zu fühlen, zu ſchildern. Wahre ungekünſtelte Natur, biederes Betragen, glänze aus allen enren Handlungen. — Ihr aber, erhabene, verehrungswürdige Gönner! ſchenkt der Kunſt und Natur ein gnädiges, aufmerkſames Gehör; erwägt, daß Rom nicht in einem Tage erbauet worden; erwägt, wie lange Deutſchlands Muſen, Deutſchlands Thalia, ohne Unterſtützung gelebt, und unter der Macht eines unerbittlichen Schickſals, und eines noch grauſamern Vorurtheils ſchmachtet. Die gütige Vorſicht, die alle große, edle, erhabene Handlungen belohnt, ſegne und erhalte unſern allergnädigſten König! dieſen allerhuldreichſten Vater Seines Volkes! Segne und erhalte Sein ganzes Königliches Haus! — Segne und erhalte — Euch!

Dieſer Einweihungsrede ging nun noch ein kurzer Prolog voran, welcher gleichfalls von dem Director Döbbelin verfertiget und gehalten wurde, aus dem ich folgende Stelle heraushebe: „Deutſchlands Muſen, freuet euch! Eine neue Sonne durchſtrahlt eure Empfindungen; ein neuer Allerhuldreichſter Vater Seines Volkes ſchmückt Preußens Thron, trägt einen neuen Brillant als Deutſchlands

August in seiner Krone. Schöne Künste und Wissenschaften, die verwaiſete Deutſche Muſe, die unter der Macht des Vorurtheils Jahrhunderte im Staube wimmerte, hebt ihr Haupt empor, wird unter ſeines Adlers Flügeln ihr Genie zeigen, und den Stolz ihrer Nachbarn dämpfen *).

---

*) Zum Verſtändniß dieſer Stelle in der oben ſtehenden Rede ſtehe hier folgende Anmerkung: Bis zu dem Tode Friedrichs des Großen war das Deutſche Schauſpiel unter Döbbelins Leitung, in einem Privathauſe in der Behrenſtraße, welches den Schuchiſchen Erben gehörte, nur ein Privat-Unternehmen. Sowohl Schuch, als Döbbelin hatten, jeder beſonders, ein Privilegium erhalten, eine Deutſche Schauſpielergeſellſchaft auf ihre Koſten zu errichten. Es befanden ſich demnach in den Preußiſchen Staaten zwei privilegirte Deutſche Schauſpielergeſellſchaften unter der Regierung Friedrichs des Großen, die Schuchiſche und die Döbbeliniſche, welche abwechſelnd in der Reſidenz, in Berlin, ſpielten; denn während die eine in Berlin ſpielte, reiſete die andere nach den großen Städten in den Provinzen des Staates, und eröffnete daſelbſt auf einige Zeit ihre Vorſtellungen. Nur die Königliche Italieniſche Oper, die Italieniſche komiſche Oper, und die Franzöſiſche Komödie wurden auf Königliche Koſten geſpielt, alſo auch die Mitglieder derſelben vom Könige honorirt. Außer der Königlichen Franzöſiſchen Komödie, war nun noch eine Franzöſiſche Privat-Komödie und komiſche Oper für Geld in dem Hauſe des Entrepreneurs Berge, nicht fern von dem Luſtſchloſſe Monbijou, welche Geſellſchaft auch im Schuchiſchen Komödienhauſe in der Behrenſtraße Vorſtellungen gab. Sowohl Schuch, als Döbbelin, beſonders Letzterer, verdienen daher den wärmſten Dank aller Freunde Deutſcher Schauſpielkunſt, daß ſie dieſelbe unter den ungünſtigſten äußern Verhältniſſen, wegen der damaligen Sucht der höheren Stände für die Franzöſiſche Komödie, und unter mancherlei Opfern aufrecht erhielten, und durch Engagirung tüchtiger Mitglieder, Aufführung guter Deutſcher Luſt-, Schau- und Trauerſpiele, dem Publikum Geſchmack für das Deutſche Schauſpiel einflößten, und ihre Bemühungen wurden auch in der Folge belohnt; denn gleich nach dem Tode des großen Königs nahm ſich deſſen Nachfolger, König Friedrich Wilhelm der Zweite, des verlaſſenen Deutſchen Theaters an, und erklärte es bald darauf zum Königlichen National-Theater der Deutſchen Schauſpielkunſt, indem er das Ganze übernahm, und es unter die General-Direction ſeines Maître des Spectacles ſtellte. K.

iel (Scheffel-), Spielscheffel, ein Spiel
elches aus 60 Nummern besteht, welche in einem
Scheffel in gewissen Höhlungen zu sehen sind, davon
sind 30 rothe Treffer, und 30 grüne Fehler. Das Ver-
goldete in der Mitte wird der König genannt. Es kann
auch nach den Nummern gespielt werden. Man legt
dann ein Häuflein Geld, so viel nämlich, als der Ge-
sellschaft beliebt, auf die Nummer, und wirft mit einer
elfenbeinernen Kugel. Wer nun die höchste Nummer
trifft, der gewinnt das auf die Nummer gesetzte Geld;
wirft aber einer in den König, der gewinnt, weil solcher
über alle Nummern ist, den ganzen Pot oder das auf-
gesetzte Geld.

— (Scheiben-), siehe unter Leibes-Uebungen,
Th. 72, S. 759 u. f.

— (Schiff- oder See-), s. unter Spiel (Gesell-
schafts-), Th. 157.

— (Schimmel-), s. unter Spiel (Gesellschafts-),
Th. 157.

— (Schul-), Lehrspiel, Spiele, welche die Kinder
zu unterrichten benutzt werden, um sie leichter empfäng-
lich für den Elementar-Unterricht zu machen; gewiß
eine sehr nützliche Erfindung, die wir vorzugsweise dem
Pestalozzi verdanken. Hierher gehören: das Abc-
spiel, s. Th. 157, S. 617; das Abc- und Buch-
stabierspiel; das Vocabular-, Universal-
Rechnenstäbe-, vaterländisch-geographi-
sche-, Nationen- und naturhistorisch
Spiel, siehe diese Spiele im Register. Hierh
gehören auch noch Kooks Reise um die Wel
mit 37 illuminirten Kupfern; das Forst- und Jag
spiel; der kleine Insektenjäger, und andere
storische Jagdspiele; das geographische Lot
spiel vom Rector Dihm in Großglogau. Auf w
Weise der Unterricht nach der Pestalozzis

Methode geſchieht, ſiehe unter Schule, Th. 149, S. 130 u. f.

Spiel (Seeweſen-), ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157.

—(Sieben-), Böſe-Siebenſpiel, ſ. unter Spiel (Karten-).

—(Singe-), ſ. Oper, Th. 105, S. 143 u. f.

—(ſinnreiches), ſinnreiche Spiele, Gedankenſpiele, Spiele, welche den Geiſt beſchäftigen und einen gewiſſen Scharfſinn zu ihrer Löſung erfordern, auch nur von einer Perſon geſpielt werden. Hierher gehören: das Grillen-, Kreuz-, Nonnen- oder Solitair-, Puzzle-, das Steck- oder Zwecklein-, und das Zacken- oder Hakenſpiel. — Das Grillenſpiel, der Grillenfänger, auch Nürnberger Tand, Wirreiſen, Zankeiſen genannt, beſteht aus einer mit einem Stiele verſehenen eiſernen Gabel, an der 13 Ringe von Meſſing, auch von Eiſen befindlich ſind, bei deren Abſpielung man darauf achten muß, daß wenn die Zahl der noch auf der Gabel befindlichen Ringe ungleich iſt, man mit einem Ringe, iſt ſie aber gleich, mit zweien anfängt, ſo wie auch darauf zu ſehen iſt, daß vor dem Ringe, der abgeſpielt werden ſoll, einer ſtehen bleibt. Die Zahl der Ringe beſchränkt ſich übrigens nicht bloß auf 13, ſondern man hat auch dergleichen Eiſen mit 7, 9, 11 und 15 Ringen. Die Zahl muß immer ungerade ſeyn. Die Gabel iſt hinten und vorne geſchloſſen, hinten durch den Handgriff. An jedem Ringe iſt ein eiſernes Stängchen, welches wieder an einem eiſernen Blatte befeſtigt iſt. Will man nun die beſchriebenen Ringe von der Gabel losſpielen, ſo ſteckt man den erſten Ring vorn an die Gabel zwiſchen dem zweiten Zinken durch, die zwei folgenden zieht man vorn darüber herab, den letzten von dieſen beiden ungleichen, den erſten nimmt man von unten durch die beiden

Zinken wieder herauf, ſo iſt dann der dritte von vorne los. Man nimmt die zwei erſten von der Gabel herunter, ſo ſind drei los. Man zieht nun den vierten und fünften von der Gabel herunter und läßt den fünften durchpaſſiren. Nr. 1 und 2 geht auf die Gabel hinauf, 5 und 3 liegen unten, 1 kommt auch herunter, 3 kommt hinauf, 1 desgleichen, alſo liegt 5 noch allein unten. Jetzt geht wieder ab 1 und 2, dann wieder abgezogen 4, wie bei 5; 1 und 2 gehen wieder hinauf, 1 wieder herunter, dann geht vorne 5 los, und 7 geht glatt herab; 1 und 2 geht ab, 4 wieder hinauf, und ſo geht dieſes ganze Spiel, ſo daß man bis zum Ende immer nur mit den zwei erſten Nummern ſpielt; gehen 2 herunter, ſo geht 1 hinauf, geht 1 herunter, ſo gehen 2 hinauf ꝛc. Ueberhaupt muß immer, wie auch ſchon oben angeführt worden, wenn die Ringe auf der Gabel ungerade ſind, nur einer vorne abgehen, wenn ſie aber gerade ſind, müſſen zwei zugleich genommen werden. Jetzt geht alſo 1 und 2 herunter, auch 4, 1 und 2 wieder hinauf, 1 wieder herunter, und 3 und 1 geht wieder hinauf, 1 und 2 wieder herunter; es ſind alſo 4 wieder los, und 6 geht glatt ab, wie vorhin 7. Weil nun, ſo oft einer hinten abgeht, vorne jederzeit 2 wieder hinaufkommen, ſo gehen 1 und 2 hinauf, 1 herunter, 3 hinauf, desgleichen auch 1, 1 und 2 gehen ab, 4 hinauf, 1 und 2 desgleichen. Jetzt ſind 6 und 7 völlig los; liegen nun ungerade Ringe auf der Gabel, ſo geht zuerſt 1 und dann auch 3 herunter, 1 geht wieder hinauf, 1 und 2 ab, 3 geht bei 6 und 7; 1 und 2 hinauf, 1 wieder herunter, 2 wieder hinauf, desgleichen 1 und 2 geht ab, 4 geht bei 5, und ſo ſind 4 Ringe los. Nunmehr geht 1 herunter, 3 wider hinauf, bei 4 und 5 los, 1 geht hinauf, und hernach geht 1 und 2 ab, und ſo ſind 7 Ringe abgeſpielt worden. Will man nun dieſe Ringe auf gleiche Weiſe wieder hinaufſpielen, ſo ſteckt man 1 und 2 wieder durch die Gabel, 1

dann herunter, 3 hinauf, desgleichen 1 und 2 wieder ab, 4 hinauf, desgleichen 1 und 2, 1 wieder herunter, wie auch 3; 1 wieder hinauf, 1 und 2 herunter, 5 hinauf, wie auch 1 und 2, 1 herunter, 3 ingleichen, 1 hinauf, 1 und 2 geht ab, 4 herunter; nun kommt 6 hinauf, desgleichen 1 und 2, 1 herunter, 3 hinauf, desgleichen 1, 1 und 2 herunter und 4 hinauf, desgleichen 1 und 2, 1 und 3 herunter, 1 hinauf, 1 und 2 herunter, wie auch 5; 1 und 2 hinauf, 1 und 3 herunter, 1 geht hinauf, 1 und 2 herunter, und nun geht der siebente und letzte hinauf ꝛc. So fährt man fort, bis alle 7 Ringe wieder hinauf und feste gespielt worden. Wer der Erfinder dieses Spieles, welches schon alt ist, gewesen, findet man nirgends angeführt; eben so wenig, ob es wirklich in Nürnberg erfunden worden; denn unter den Erfindungen Nürnbergs, in dem Werke des Herrn von Murr: Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten von Nürnberg ꝛc. Nürnberg, 1778, findet man es nicht angeführt. Auch in den Nachrichten Johann Neudörffers von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, welche innerhalb hundert Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1546, nebst der Fortsetzung von Andreas Gulden, 1660, Nürnberg, 1828, findet man nichts darüber. Wahrscheinlich ist der Name Nürnberger Tand daher gekommen, weil man es in Nürnberg hauptsächlich angefertiget und mit andern Nürnberger Waaren in den Handel gebracht hat. — Hierher gehört auch das deutsche Klippklappspiel oder der verfeinerte sogenannte Nürnberger Tand.

Das Kreuzspiel, Vexir-Kreuz, welches aus einem Passions-Kreuze von Eisen, Messing oder Holz besteht, und aus fünf Stücken oder Theilen zusammengesetzt wird, wie Fig. 8835 zeigt, wo die einzelnen Theile und das zusammengesetzte Kreuz zu sehen sind. Die Höhe dieses Kreuzes beträgt 3½ bis 4 Zoll,

und die Stärke 1 Linie, auch darüber. Von den fünf Stücken ſind drei wie ein Lateiniſches Z geſtaltet, und zwei Stücke ſind gerade, nur iſt das eine von den beiden letzteren a länger, als das andere b, beide Stücke haben aber unten einen Abſatz, wie die Figur zeigt. An dieſen Abſatz wird das kürzere Stück umgekehrt herangeſetzt, ſo daß es mit demſelben eine Höhe bildet. Man ſetzt nun die eine Z zu rechter Hand an die zwei Stücke, wo dann ſo viel Zwiſchenraum bleibt, daß es hineinpaßt, und dann die andere Z darin herum, und dann die dritte Z, ſo wird es ein ordentliches + vorſtellen, wie die oben angeführte Figur zeigt. Wenn man ein ſolches Kreuz dann wieder auseinanderſtößt, ſo wird es derjenige, der den Vortheil nicht weiß, nicht wieder zuſammenſetzen können, wenn er gleich bei der Zuſammenſetzung zugeſehen. Es hat ſelbſt Schwierigkeiten für denjenigen, der es ein paarmal ſchon zuſammengeſetzt hat, es wieder zuſammenzuſetzen.

Das Nonnen- oder Solitairſpiel, Stockſpiel, ſiehe oben, S. 63.

Das Chineſiſche Puzzleſpiel, ein ſehr ſinnreich erfundenes Spiel, welches aus 7 Täfelchen von Holz und 400 Figuren auf 34 Tafeln beſteht. Fig. 8836 zeigt die 7 Täfelchen von Holz. Die Figuren ſind von verſchiedener Geſtalt, Arabiſche Zahlen, Buchſtaben, Gefäße, Schnirkel von verſchiedenen Windungen und Zickzacken, mathematiſche Figuren ꝛc. ꝛc.; alle dieſe verſchiedenen Figuren werden bloß mit den 7 Holztäfelchen zuſammengeſetzt, das heißt, jede Figur einzeln, und ſie können einen ganzen Abend eine Perſon ſehr angenehm unterhalten. Zu bemerken iſt hierbei noch, daß die Zuſammenſetzung jeder Figur immer mit den 7 Täfelchen geſchehen muß. Nach dieſem Spiele ſind mehrere Spiele gebildet worden, z. B. die beluſtigende Baukunſt, ſiehe oben, unter Spiel (mathematiſches) und andere mehr.

Das Stecken- oder Zweckleinſpiel, ſiehe Spiel (Stecken- und Zwecklein-).

Das Zacken- oder Hakenſpiel, welches aus 4 Zacken und eben ſo vielen Haken von braunem Holze beſteht, die in einem flachen Schubkäſtchen liegen. Wenn die einzelnen Stücke herausgenommen werden, ſo hat man oft Stunden lang Mühe, um Alles wieder in die gehörige Ordnung zu legen, man müßte ſich denn Raths aus der dabei liegenden Kupfertafel erholen, welche zu dieſem labyrinthiſchen Gewinde die Auflöſung giebt. Dieſes Spiel eignet ſich vorzugsweiſe dazu, das Nachdenken junger Leute zu ſchärfen.

Spiel (Sitz-), Sitzſpiele, Spiele, welche im Sitzen geſpielt werden, wie die Karten-, Brett-, viele Pfänder-, Tafel- oder Tiſch- und andere Geſellſchaftsſpiele; die ſinnreichen Spiele ꝛc.

— (Soldaten-), ſ. unter Spiel (Militair-).

— (Solitair-), ſ. Spiel (Nonnen-), und oben, unter Spiel (Quadrille-), S. 90.

— (Solo-), ein Kartenſpiel, welches beſondors in Deutſchland ſtark geſpielt wird; ob es aber ein Deutſches Spiel iſt, wie einige Schriftſteller daraus ſchließen wollen, weil es in Deutſchland beſonders von Perſonen des Mittelſtandes häufig geſpielt wird, iſt zu bezweifeln, indem es nur eine Nachahmung des Quadrilleſpiels oder l'Hombre en quatre iſt; wenn es alſo als eine Abänderung des genannten Spiels angeſehen werden kann, und dieſe Variation eine Deutſche Erfindung iſt, ſo bleibt nichts deſto weniger die Baſis Franzöſiſch, daß es aber in ſo fern als ein Deutſches Spiel angeſehen werden kann, weil man es nur in Deutſchland ſpielt, wäre doch wohl zu beachten. — Es weicht von dem Franzöſiſchen Quadrilleſpiel darin ab, daß es nur mit 32 Blättern der Deutſchen Karte geſpielt wird. Die Folge der Deutſchen Karten in allen vier Farben iſt von oben herab: Daus, Kö-

nig, Ober, Unter, Zehne, Neune, Achte, Sieben. Die Farben sind Eicheln oder Eckern (Treff), Grün (Pique), Herzen (Coeur), Schellen (Carreau). Nimmt man statt der Deutschen eine Französische Karte, so wird sie mit der Deutschen übereinstimmend gemacht, indem die übrigen Blätter von der Sechse bis Zwei einschließlich herausgeworfen werden. Man spielt das Solo unter vier Personen, so daß entweder Einer allein das Spiel macht, und die drei Andern die Gegenspieler sind, oder auch zwei gemeinschaftlich das angesagte Spiel spielen, wo dann die beiden Andern das Gegenspiel führen. Die Plätze der Spieler werden durch vier Blätter bestimmt, die aus dem Spiele von ungleicher Farbe, einem Jeden eine, auf den Tisch gelegt wird; dann werden wieder vier Blätter von den vier Farben genommen, gemischt, und jedem Spieler eins ziehen gelassen, und nun nimmt jeder Spieler seinen Platz da, wo die Farbe, die er gezogen hat, liegt. Wer Eckern gezogen hat, giebt an. Nachdem die Karten gemischt worden, so wird dem Kartengeber zur linken Hand abgenommen, und rechts herumgegeben, Jedem erst drei, dann zwei, und dann wieder drei Blätter. Wenn zwei Spiele Karten zum Spielen benutzt werden, so wird das eine Spiel von dem Gegenübersitzenden gemischt, und eine Karte davon aufgeschlagen, welche Couleur ist, und die andere Farbe, worin ein Spiel angesagt worden, überbietet. In jedem Spiele, welches gemacht wird, ist die angesagte Farbe Trumpf, die Spielfarbe, welche jede andere Farbe sticht. Zwei Blätter sind in diesem Spiele beständig Trumpf, Eckern Ober (Treffdame), welcher Spadille oder Pamper heißt, und Grün Ober (Piquedame), welcher Baste heißt. Beide zusammen werden auch die beiden Alten genannt. Hier ist nun noch der Trumpf-Eckern, die Sieben zu bemerken, welche Manille oder Spitze heißt. Diese drei höchsten Trumpfe, Spa-

dille, Manille, Baste, sind, wie im l'Hombre, die drei höchsten Trümpfe, und heißen Matadors, man muß sie alle drei haben, um Matadors anzusagen. Die übrigen Trümpfe folgen in der natürlichen Ordnung der Karten, Daus, König ꝛc. bis zur Achte. In Eckern und Grün sind 9, in Herzen und Schellen 10 Trümpfe. Man zählt 4, 5, 6 Matadors, wenn die Folge der Trümpfe, von den drei ersten ab, weiter geht. In den übrigen Farben haben die Karten ihren Werth nach der natürlichen Folge. Da jeder Spieler 8 Kartenblätter in der Hand hat, so giebt dies, nach ausgespieltem Spiele, 8 Stiche. Die höhere Karte sticht die niedere, und die Trümpfe die übrigen. Um zu gewinnen muß man fünf Stiche machen, bei vieren ist das Spiel verloren, bei dreien Codille verloren. — Man hat im Solo folgende Spielarten: Frage, Großcasco oder forcé partout, Solo, und Kleincasco oder forcé simple. Die Frage wird vom Großcasco, und dieses vom Solo überboten; Kleincasco ist ein gezwungenes Spiel, welches, wenn Keiner ein Spiel anmeldet, derjenige spielen muß, der die Spadille hat. Wenn in Couleur gespielt wird, so überbietet dieses jedesmal das Spiel außer Couleur, eine Frage in Couleur überbietet die andere ꝛc. Eine Abwechselung macht auch noch der Mediateur, welcher aus dem Quadrillespiele genommen worden. Wenn die Karten ausgegeben worden, so erklärt sich zuerst derjenige, welcher die Vorhand hat oder dem Kartengeber zur Rechten sitzt, ob er ein Spiel unternehmen will, und dann die übrigen, wie beim l'Hombre, Th. 157, S. 770. Ein jeder muß bei der Anmeldung des Spiels abwarten, bis ihn die Reihe trifft. Wer gepaßt hat, kann sein Wort nicht wieder zurücknehmen. Wer Solo spielen will, muß dieses Spiel gleich nennen; denn wenn er sagt: ich frage, so darf er nicht mehr Solo spielen, es sey denn, daß seine Frage überboten würde, in welchem

Falle er das höhere Spiel selbst anmelden kann. — Wer fragen will, muß aus seiner Karte drei Stiche sicher und den vierten mit Wahrscheinlichkeit machen können. Hierzu gehören: eine Spadille, Manille, ein König, und noch ein kleiner in Trumpf, oder statt des Letztern ein As oder ein besetzter König in einer andern Farbe; oder Manille, Baste, Daus, und ein Trumpf, nebst Daus oder König in einer andern Farbe ꝛc. Es spielt hier nämlich der Spieler nicht allein, sondern ruft sich einen Gehülfen. Hat er die Farbe angesagt, und die Andern passen, so nennt er die Farbe, worin er spielen will, als Trumpf, und ruft ein Daus von den übrigen Farben, welches ihm helfen soll. Wer nun mehrere Däuser und selbst keine recht gute Frage hat, der thut wohl zu passen, in der Hoffnung, zum Gehülfen gerufen zu werden. Der Spieler, welcher das aufgerufene As hat, darf sich nicht entdecken und nicht eher bekannt werden, als bis es sich in Folge der Stiche zeigt. Er muß aber vom Anfange an dem Spieler zum Vortheil spielen, und ihm nach seinen Kräften Stiche zu machen helfen, thut er dieses nicht, und wird vielmehr durch seine Schuld das Spiel verloren, so muß er es allein bezahlen, und seinen Gehülfen noch für den entzogenen Gewinn entschädigen. Sonst bezahlen, wenn das Spiel verloren wird, beide Spieler, jeder an einen der beiden Gegenspieler, so wie bei gewonnenem Spiele jeder der Gegenspieler an jeden der Gewinner Zahlung leistet. Es ist nicht gleichviel, welches As der Fragespieler zur Hülfe ruft; er muß dieses vielmehr nach der Beschaffenheit seiner Karten wohl überlegen. So darf man nicht das Daus von einer Farbe aufrufen, von der man Renonce hat; auch darf der Spieler von der Farbe des gerufenen Asses nicht mehr als ein oder höchstens zwei Blätter haben, weil sonst dieses Daus in Gefahr kommen kann, abgestochen zu werden. Wer alle vier Däuser hat, kann nicht fragen, muß

paſſen, er müßte denn Solo ſpielen können; frägt er aber aus Verſehen, und weil er zu ſpät bemerkt, daß er kein Daus rufen kann, ſo iſt er gezwungen, Solo zu ſpielen. Ruft er aus Verſehen ein Daus, welches er ſelbſt in der Hand hat, ſo darf nicht geſpielt werden, und er muß Bete ſetzen; auch darf beim Frageſpiele kein einmal umgelegter Stich bei Strafe des Beteſetzens beſehen werden. Iſt der Fragende in der Vorhand und hat das Ausſpielen, ſo iſt es eine allgemeine Regel, mit Trumpffordern anzufangen, und das Hülfsdaus erſt dann anzuſpielen, wenn es mit Sicherheit geſchehen kann; ein Gleiches thut auch der Gehülfe, wenn er am Ausſpielen iſt, wodurch er ſich zugleich dem Freunde zu erkennen giebt. Dieſes Zeichen iſt aber nicht immer ſicher; denn wenn der, der die Vorhand hat, Einer der Gegner iſt, ſo kann er zuweilen das Trumpfſpielen zu ſeinem Vortheile benutzen, und den Spieler verführen. Hätte er z. B. die Manille und Baſte blank, ſo kann er es wagen ſie auszuſpielen; kann der Gehülfe des Fragenden ſie überſtechen, ſo iſt der Vortheil für den Gegner verloren; der fragende Spieler wird ſie vermuthlich durchgehen laſſen, wenn er auch ſtechen könnte, in der Vorausſetzung, daß der Ausſpieler der Gehülfe iſt, und ſomit einen mächtigen Stich verlieren. In der Regel aber muß ein Gegner beim Ausſpielen weder Trumpf, noch die Farbe des gerufenen Daufes ziehen. Es hängt alſo das Gelingen der erſten oder der beiden erſten Stiche, bei dem Spieler ſowohl, als bei dem Gegenſpieler, von der Richtigkeit der Vermuthungen ab. Indeſſen hat das Gegenſpiel noch mehr Mannigfaltigkeit und erfordert mehr Kunſt, als das Hauptſpiel. So lange der Gehülfe nicht bekannt iſt, muß ein jeder Spieler die Stiche, die er macht, zu ſich nehmen, nachher iſt es gleichgültig, ob beide in Gemeinſchaft ſpielende Spieler ihre Stiche zuſammenwerfen. Mit 5 Stichen iſt von Seiten der

Spieler das Spiel gewonnen, wofür ſie den Pot ziehen und unter ſich theilen. Die Honneurs werden von jedem der Gegenſpieler bezahlt. Zu den Honneurs gehören die Matadors, ſo weit ſie gezählt werden, ferner die erſten fünf Stiche, wenn ſie von den Spielenden gemacht worden ſind, und dann der Tout, das heißt, wenn die Spieler alle Stiche gemacht haben. Wird das Spiel verloren, ſo ſetzt der fragende Spieler allein die Bete, das heißt, ſo viel, als in dem Pot ſteht, die Honneurs bezahlen aber beide Spieler an beide Gegenſpieler. Iſt das Spiel Codille verloren worden, ſo ziehen dieſe den Pot und theilen ihn. Was den Tout betrifft, ſo iſt mit dem Ausſpielen des ſechſten Blattes derſelbe erklärt, und darf nicht zurückgenommen werden, oder wenn man ihn nicht weiter ſpielt, ſo muß er den Gegnern bezahlt werden. Sollte der Anfragende durch Zufall erſt beim fünften Stiche ans Spiel kommen, ohne zu wiſſen, ob derjenige, welcher die erſten vier Stiche gemacht hat, ſein Gehülfe iſt, ſo kann er darnach fragen, darf aber dann nicht auf den Tout ſpielen. Geht der Tout verloren, ſo werden immer die fünf erſten Stiche von den Gegnern bezahlt, oder es werden die andern Honneurs überhaupt gegen den Tout abgerechnet. Wird der Tout gewonnen, ſo werden die erſten nicht bezahlt, weil ſie in dem Tout enthalten ſind. Hat der fragende Spieler oder der Gehülfe ſeine Forcen hinlänglich gezeigt, und ſpielt ſeinem Freunde den fünften Stich in die Hand, ſo iſt dieſes eine Aufforderung für denſelben, auf den Tout fortzugehen. Auf eine andere Art darf er aber dem Freunde, der am Ausſpielen iſt, ſeine Abſicht auf den Tout nicht zu erkennen geben, ſondern muß ſich ruhig verhalten, und wenn der Freund nicht fortſpielt, es ſich gefallen laſſen; eben ſo wenig darf man den Freund warnen, nicht auf den Tout zu ſpielen.

Das Groß Casco oder Forcé partout, auch

Respect genannt, findet Statt, wenn Einer von den Spielern beide Alten in der Hand hat; er überbietet dann irgend eine Frage, und ist sogar genöthiget, Respect anzusagen, und darf bei Strafe des Beteſetzens nicht paſſen; nur der Solo überbietet. Bei dem Groß-Casco wird, wie im Frageſpiele, ein Daus gerufen, nur beſteht der Unterſchied des Spiels darin, daß der Anſager nicht ſelbſt Trumpf macht, ſondern ſolches dem gerufenen Dauſe überläßt. Der Gehülfe muß ſchnell die Trumpffarbe nennen, um nicht das Spiel zu verrathen. Gewöhnlich nennt er die Farbe, in welcher er Manille hat, um wenigſtens alle Matadors zuſammen zu bringen; hat er aber die Manille blank, ſo muß er eine andere Farbe wählen, worin er ſtärker iſt. Wenn es irgend möglich iſt, wird die Farbe zu Trumpf gemacht, weil das Spiel in Couleur doppelt bezahlt wird, als in gewöhnlicher Farbe mit drei Matadors; deshalb ruft der Anſager nicht gern das Couleur Daus zu Hülfe. Am liebſten ruft man übrigens in der Farbe, worin man nur ein Blatt oder einen beſetzten König hat. Beim Rufen des Dauſes iſt jede Anmerkung, z. B. daß man die Farbe deſſelben Renonce hat ꝛc., unerlaubt. Wer ein Daus ruft, welches er ſelbſt hat, muß ohne weitere Strafe Solo ſpielen. Wer vier Däuſer hat, kann groß Solo ſpielen, und wird es thun, da er nicht rufen kann. Das Groß-Cascoſpiel erfordert im Allgemeinen nicht ſo viel Kunſt und Vorſicht, als das Frageſpiel; es iſt auch diejenige Spielart, in welcher am häufigſten ein großes Spiel gewagt wird; denn nicht ſelten kommen dabei 4, 5 Matadors und der Tout vor. — Das Klein-Casco, oder Klein-Forcee, ſ. oben, S. 113, wird mit einem zu Hülfe gerufenen Daus geſpielt, von der Farbe, in welcher man Renonce hat; kann dieſes nicht geſchehen, ſo wähle man die Farbe, worin man nur ein geringes Blatt hat. Bei dieſem Spiele gelten dieſel-

ben Regeln und Gesetze, als beim Groß-Casco. Bei den genannten Spielarten spielen immer zwei in Gemeinschaft, und es ist eine allgemeine Regel, daß ein Jeder seinem Freunde so viel, als möglich, zum Vortheile spiele und dessen Farbe benutze, seinen Feinden hingegen so viel Abbruch thue, als möglich. — Das Solospiel ist die vorzüglichste Spielart, und hat daher dem ganzen Spiele den Namen gegeben. Wer Solo spielen will, muß suchen fünf Stiche machen zu können. Wenn Einer Solo ansagt, und die Andern passen, so muß er sogleich die Trumpffarbe nennen, wenn er in der Vorhand ist, oder indem er die Manille anspielt, Trumpf sagen. Spielt er aus, ohne die Trumpffarbe zu nennen, so macht sein Nachbar zur linken Hand eine ihm beliebige Farbe zu Trumpf, welche der Solospieler annehmen muß. Das Solo couleur kann sogleich angemeldet werden, ohne die Erklärung der Andern abzuwarten, weil es das höchste Spiel ist. Bei dem Solospielen in diesem Spiele, findet dasselbe in Hinsicht der Aufmerksamkeit, der Spielregeln ꝛc. Statt, was bei dem l'Hombrespiele beim Solo gesagt worden; s. Th. 157, S. 776.

Was das Bezahlen in diesem Spiele anbetrifft, so bekommt jeder Spieler gleich Anfangs eine Anzahl Marken oder Rechenpfennige, deren Werth bestimmt wird. Man setzt mitten auf den Tisch einen Teller, worein der Einsatz gelegt wird, welches der Pot ist. Der Einsatz besteht in 4 Marken, welche der Kartengeber auf den Teller legt, und dieser erste Einsatz ist der Stamm. Bei einem gewonnenen Spiele ziehen die Spieler den Stamm, bei einem verlornen setzen sie als Strafe soviel hinzu, als sie beim Gewinne würden gezogen haben. Diese Strafe heißt eine Bete. Wird auf den einfachen Stamm eine Bete gemacht, so beträgt diese 4 Marken, der hinzukommende Einsatz ebenfalls 4, so daß beim folgende Spiele der Pot

12 Marken enthält. Geht das Spiel wieder verloren, so beträgt die Bete 12 Marken, die aber vorläufig unter den Teller gelegt werden; zu den im Teller stehenden 12 Marken kommt der neue Satz mit 4 Marken. Diese 16 Marken sind die höchsten Bete, welche man im Teller stehen läßt. Die folgenden Bete, so lange 16 im Teller stehen, werden nebst dem neuen Einsatze unter den Teller geschoben. Wird eine Bete gezogen, so werden 12 Marken unter dem Teller hervorgenommen und eingesetzt, so daß mit dem neuen Satze immer 16 im Pot stehen, so lange bis die Bete zu Ende sind. Man spielt dieses Spiel auch mit dem Block, oder Stammbete von 16 Marken. Ein jeder der vier Spieler setzt nämlich an den Teller ein Geldstück, oder eine Schaumünze ꝛc., welcher Block 16 Marken gilt, welche bei einem gewonnenen Spiele von Jedem, wie ihn die Reihe trifft, bezahlt werden, wogegen er den Block einzieht. So lange keine Bete gesetzt werden, bleibt der Teller umgekehrt auf dem Tische stehen. Man bezahlt eine Frage in Couleur mit 1 Marke, klein Forcee 1 Marke, in Couleur 2; groß Casco 2, in Couleur 4 Marken, und eben so wird auch der Solo bezahlt. Die Bezahlung der Honneurs oder Matadors geschieht wie folgt: 3 Matadors gelten 1 Marke, 4 Matadors 2; 5 M. 5 ꝛc.; die Ersten 1 Marke; der Tout 4, der angesagte Tout 8 Marken; in Couleur Alles doppelt. Die Dauer des Spiels hängt von den Spielern selbst ab, wie man sie bestimmt, entweder auf eine gewisse Zeit, oder auf eine Anzahl Spiele. — Man hat bei dem Solospielen noch einige Variationen, z. B. mit dem Mediateur zu spielen, welches Spiel eine Art Solo ist, das man mit Hülfe eines eingetauschten Dauses spielt. Es steht in der Reihe der oben beschriebenen Spiele im Solo zwischen Gros-Casco und Solo, geht daher über das erstere Spiel, und es kann derjenige, welcher die beiden

Alten hat, auch Mediateur ſpielen, wenn er nicht Solo ſpielen kann. Der einfache Mediateur wird vom Mediateur in Couleur überboten. Man ſagt dieſes Spiel an, wenn zum Solo noch ein Stich fehlt, den man mit einem Dauſe zu machen hofft, welches man nicht hat. Man fordert dieſes Daus, und giebt dagegen ein entbehrliches Blatt fort. Derjenige, der das Daus giebt, zahlt für das gewonnene Spiel nichts, und das verlorene erhält er doppelt bezahlt; wer dieſes Daus ſticht, hat denſelben Vortheil. Für den Mediateur wird eine Marke bezahlt, in Couleur doppelt. Die Honneurs wie bei den übrigen Spielen.

Spiel (Sprichwörter-), ſ. unter Geſellſchafts-ſpiel, oder Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 735. Bei einem Sprichwörterſpiele theilt ſich die Geſellſchaft in zwei Partheien. Die eine Parthei übernimmt das Spiel, und die andere ſieht demſelben zu. Die ſpielende Parthei trifft ihre Vorbereitungen in einem andern Zimmer, und verabredet das Sprichwort und die Darſtellung deſſelben. Es übernimmt Jeder der Spielenden eine Rolle im Mienenſpiele oder Geſpräche, die ihm kurz angegeben wird. Man muß ſich die Verkleidung ſo leicht, als möglich, machen, und wenn man wenig geübt iſt, vorläufig das Spiel probiren. Hat man die Aufgabe ungefähr aufgefaßt, ſo kehrt man zur Geſellſchaft zurück und beginnt das Spiel. Die Sache der Zuſchauer iſt es, nach dem Schluſſe das Spiel zu errathen, und dann kommt die Gegenparthei ans Spiel. Sprichwörter, welche ſich vorzüglich für dieſes Unterhaltungsſpiel eignen, ſind: Ein verſchloſſener Mund fängt keine Fliegen. Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt. Allzu ſcharf und niemals gut, verdirbt der Jugend frohen Muth. Beſcheidenheit geht über Gelehrſamkeit. Ein Quentchen Mutterwitz iſt ſo gut als ein Centner Schulwitz. Leere Worte füllen den Sack nicht.

Wer Einen zum Narren machen will, iſt ſelbſt der größte Narr. Großer Zorn ohne einige Macht, wird nur verſpottet und ausgelacht. Ein guter Wundarzt muß ein Adlerauge, eine Frauenhand, und ein Löwenherz haben. Die Armen haben die Kinder, und die Reichen die Rinder. Wenn der Fuchs prediget, ſo nimm die Gänſe in Acht. Auf einen trüben Morgen folgt ein heiterer Abend. Der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels. Eigner Herd iſt Goldes werth. Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts. Ein gutes Gewiſſen iſt ein ſanftes Hauptkiſſen. Wer mit Gold und Silber ficht, fehlt des Sieges nicht. Ehrliche Leute heirathen bald, und kluge gar nicht. Es braucht lange Zeit, ehe der Bauer ein Junker wird. Wenn jeder Narr eine Kappe tragen ſollte, würde der Zeug ſehr theuer werden. Nach dem Tode kömmt die Liebe zu ſpät. Vor dem Schleicher hüte dich, denn der Rauſcher beißt dich nicht. Wer Gott zum Freunde hat, fürchtet ſeine Feinde nicht ꝛc. ꝛc. Wenn man nun Eins dieſer Sprichwörter zu dem Drama gewählt hat, ſo muß man es ſowohl durch Geberden, als durch die Handlung ſelbſt auszumalen ſuchen, daß es die Zuſchauer errathen können. Es wird aber beſſer ſeyn, da viele Sprichwörter nicht Jedem bekannt ſind, ein kleines Verzeichniß davon aufzuſetzen, und es vorher der Geſellſchaft zur Durchſicht vorzulegen, damit ſie ſolche leichter errathen kann.

Spiel (Stech=), ein Lanzenſpiel, oder ein Spiel, bei welchem mit Lanzen geſtochen wird, ein Ritterſpiel, Turnierſpiel, ſ. dieſe Spiele im Regiſter.

— (Stecken= oder Zwecklein=), ein Spiel, welches mit kleinen Stecken oder Stäben von Elfenbein, Knochen, hartem Holze ꝛc. auf einem dazu beſtimmten, mit Löchern verſehenen Brette geſpielt wird, worin die

Stäbchen ſtecken und abgeſpielt werden müſſen; ſ. unter Stecken.

Spiel (Stein-), ſiehe unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 768.

— (Stichel-), ſ. unter Sticheln.

— (Swayka-), ein Ruſſiſches Spiel, ſ. Swayka.

— (Tafel-), Tafelſpiele, Tiſchſpiele, Spiele, welche an einer Tafel, einem Tiſche vorgenommen werden; ſie unterſcheiden ſich noch von den Spielen, welche auf dem Tiſche, der Tafel geſpielt werden, wie alle Karten-, Brett- und Würfelſpiele, und viele Geſellſchaftsſpiele, bei welchen Karten, Spielpläne, Würfel ꝛc. gebraucht werden; ſie beſtehen daher in ſpaßhaften Aufgaben von Räthſeln, Charaden ꝛc.; in drolligen Redensarten, welche ſchnell von Mund zu Munde gehen ꝛc. ꝛc., ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Theil 157. — Eigentlich verſteht man nur unter Tafelſpiel, Tafelkunſt, die Taſchenſpieler-Künſte, magiſchen Spiele oder Kunſtſtücke; ſ. den Art. Taſchenſpieler und Taſchenſpielerkunſt, in T.; auch den Art. Magie, Th. 82, S. 280 u. f. In noch weiterer Bedeutung des Wortes verſteht man unter Tafelſpiel, auch diejenigen Spiele, welche auf Tafeln von Holz, auch nur mit kleinen Täfelchen von Holz, Knochen oder Elfenbein ꝛc. ausgeführt werden. Hierher gehören: das Schach-, Damen-, Roulett-, Schäfer-, Schaf- und Wolf-, Toccategli-, Mühlen-, Stecken-, Domino- ꝛc. Spiel, ſ. dieſe Spiele im Regiſter, und unter Tafelſpiel, in T.

— (Täfelchen-), Dominoſpiel, ein Spiel, welches mit kleinen Täfelchen von Elfenbein, Alabaſter, Holz ꝛc., die 1 Zoll 1 Linie lang, und etwas über ½ Zoll breit ſind, geſpielt wird. Die Zeit der Erfindung dieſes Spieles, ſo wie der Erfinder, oder das Volk,

unter dem es erfunden worden, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen; denn daß es von den Anachoreten Lybiens erfunden worden, wie es unter diesem Spiele, in dem neuesten allgemeinen Spielbuche, Wien, 1829, S. 36 des 2ten Abschnittes, ist angemerkt worden, bezieht sich wohl nur auf das Brettspiel im Allgemeinen, aber nicht auf das Dominospiel insbesondere; denn nach seinem Namen zu urtheilen, ist es wohl eine Erfindung der Italiener. — Man spielt dieses Spiel mit 36 und auch mit 45 Täfelchen oder Dominosteinen, unter zwei, drei, vier, fünf bis sechs Personen. Bei 36 Täfelchen folgen solche aufeinander:

$$\frac{8}{8}\ \frac{8}{7}\ \frac{8}{6}\ \frac{8}{5}\ \frac{8}{4}\ \frac{8}{3}\ \frac{8}{2}\ \frac{8}{1};\ \frac{7}{7}\ \frac{7}{6}\ \frac{7}{5}\ \frac{7}{4}\ \frac{7}{3}\ \frac{7}{2}\ \frac{7}{1};$$
$$\frac{6}{6}\ \frac{6}{5}\ \frac{6}{4}\ \frac{6}{3}\ \frac{6}{2}\ \frac{6}{1};\ \frac{5}{5}\ \frac{5}{4}\ \frac{5}{3}\ \frac{5}{2}\ \frac{5}{1};$$
$$\frac{4}{4}\ \frac{4}{3}\ \frac{4}{2}\ \frac{4}{1};\ \frac{3}{3}\ \frac{3}{2}\ \frac{3}{1}\ \frac{2}{2}\ \frac{2}{1}\ \frac{1}{1}.$$

Bei 45 Täfelchen oder Steinen kommt noch bei jeder Abtheilung eine Null zu, und eine Null macht den Schluß. Man breitet die Täfelchen verdeckt auf dem Spieltische aus, und schiebt sie mehrere Male untereinander, gleichsam, um sie zu mischen; dann nimmt sich jeder Theilnehmer am Spiele die ihm zukommende Anzahl Täfelchen, welche er zu seiner Einsicht so vor sich aufstellt, daß die Mitspieler nicht sehen können, was für Augen ihm zu Theil geworden, und in welcher Zahl seine Force besteht. Unter zwei Theilnehmern ist die Zahl der auszugebenden Steine 45, für jeden 15, unter drei, 12, unter vier, jedem 8, unter fünf und sechs, jedem 6. Die übrigen Täfelchen bleiben verdeckt auf dem Tische liegen, und bilden eine Art Talon, von welchem derjenige, welcher, wenn die Reihe an ihm ist, einen der beiden offenstehenden Zählplätze nicht besetzen kann, so lange Stück vor Stück kauft, bis er in den Stand gesetzt ist, weiter zu spielen. Der erste Aussatz beim Beginn des Spiels wird nach Uebereinkunft, entweder von den höchsten oder niedrigsten

Zählungen des für dieſen Zweck vor dem Ausgeben gezogenen Steines, oder auch ohne beſondere Looſung von dem Beſitzer des $\frac{6}{6}$, und ſollte dieſes Täfelchen im Talon liegen, von $\frac{1}{1}$ oder $\frac{5}{5}$ beſtimmt. Beim Spiele ſelbſt folgt jeder im Setzen dem Nachbar zur Rechten, und ſo auch nach Ende einer Parthie im neuen Anſatze; der Nachbar zur Rechten deſſelben, welcher das vergangene Spiel zuerſt angeſetzt hatte, ohne weitere Berückſichtigung der letzten Züge in der vorhergehenden Tour. Nach gemachtem Domino ſetzt allemal derjenige zuerſt aus, welcher nach der Reihe durch das richtige Anſetzen ſeines letzten Täfelchen Domino gemacht hat. — Bei dem Ausſetzen iſt es größtentheils gebräuchlich, mit einer gleichen Doppelzahl anzufangen, aber nicht ausgemachte Spielregel; denn man kann auch, nachdem man es in ſeinem Spiele für gut findet, mit einem Steine mit verſchiedenen Doppelaugen, als $\frac{6}{5}$, $\frac{5}{8}$ ꝛc. ꝛc. ſich ausſetzen. Man macht Domino, wenn man nämlich an der Reihe im Spielen iſt, indem man entweder in ordentlicher Folge, oder durch das Paſſen des Nachbars zur Linken, ſeinen letzten Stein mit Richtigkeit an eine der beiden zu beſezzenden Nummern anbringt. Ein ſolches Spiel wird beſonders honorirt, indem derjenige, welcher es macht, nicht nur die den andern Mitſpielern übrig gebliebenen Points zu ſeinem Vortheile aufſchreiben, und ſich nach dem bedungenen Preiſe, ſobald ſie hundert erreicht haben, bezahlen läßt, ſondern auch das gelungene Domino, von jedem Theilnehmer insbeſondere, gleich baar berichtiget erhält, wie jederzeit vor dem Beginn des Spiels mit allerſeitigem Einverſtändniß feſtgeſetzt werden muß. Nicht jedes Spiel wird Domino gemacht; weit öfter, als dieſes der Fall iſt, wird es bloß geſperrt, das heißt, daß keiner der Theilnehmer, nachdem der Talon bereits ganz aufgekauft iſt, aus Mangel erforderlicher Nummern weiter ſetzen kann.

Für ein gesperrtes Spiel zahlt man insbesondere nichts, man schreibt bloß von Jedem die ihm übrig gebliebenen Points auf, die immer nach sechs Touren gegenseitig ausgeglichen, und nach Verhältniß des Mehr an den weniger Habenden bezahlt werden. Die Steine mit gleichen Doppelaugen werden allemal, sowohl im Anfange, als auch im Gange des Spiels, die Quere gesetzt. Es befindet sich von jeder Zahl ein sogenannter Doppler darin, nämlich $\frac{8}{8}, \frac{7}{7}, \frac{6}{6}, \frac{5}{5}, \frac{4}{4}, \frac{3}{3}, \frac{2}{2}, \frac{1}{1}, \frac{0}{0}$, mithin neun; eben so viele Steine sind in der Zusammensetzung von einem jeden Doppler bis auf acht zurück oder blanche vor. Dieses Verhältniß, welches die Gesammtsumme von 45 Täfelchen giebt, muß stets vor Augen behalten werden, um die schon herausgekommenen oder noch im Spiele befindlichen Zahlen mit aller Gewißheit, so wie diejenigen, in deren Besitz dieser oder jener der Theilnehmer seyn dürfte, wenigstens der Wahrscheinlichkeit nach berechnen zu können. Hat man beim Ansetzen unter mehreren Steinen die Wahl, so ist es Regel, jene mit den höchsten Zahlaugen wegzubringen, wenn man nämlich versichert ist, in dieser Nummer stark genug zu seyn, um nicht späterhin mit um so größern Nachtheil kaufen zu müssen. Jeder Theilnehmer an einer Dominoparthie muß sogleich beim Gange des Spiels nach seinen in der Hand habenden Steinen oder Täfelchen sowohl seine Force, als seine Schwäche kennen, und nach diesen muß er operiren, die Schwäche seines Gegners zu seinem Vortheile benutzen, und seine eigene so viel, als möglich, zu verbergen suchen. Folgende Regeln geben einen ungefähren Maaßstab in diesem Spiele.

1) Wenn unter zwei Spielern im Domino, wo Jeder 18 Täfelchen erhält, Einer davon 5 hat, die in einem Felde gleiche Augenzahl haben, so ist er berechtiget, solche für seine Force zu halten, weil aller Wahrscheinlichkeit nach die andern 3 im Talon liegen, und der Gegner einen hat. — 2) Die freie Anwendung dieser Force *wird aber sogleich* durch die abweichende Au-

genzahl des andern Feldes beſchränkt. Z. B. A ſetzt aus $\frac{8}{8}$, B hat $\frac{7}{8}$ $\frac{5}{8}$ $\frac{3}{8}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{0}{8}$, dann $\frac{6}{6}$ $\frac{5}{6}$ $\frac{2}{6}$ $\frac{4}{6}$ $\frac{3}{6}$ $\frac{2}{6}$ $\frac{1}{6}$ $\frac{3}{3}$ $\frac{2}{3}$ $\frac{0}{0}$; ſo ſind hier augenſcheinlich die Achten ſeine Force, und Sieben und blanche ſind ſeine Schwächen, die er ſchonen muß; er muß daher nach Raiſon $\frac{5}{5}$ und $\frac{3}{5}$ anſetzen. — 3) Wenn unter drei Spielern Jeder 12, unter vieren Jeder 8 Täfelchen erhält, ſo werden bei erſtern 5 derſelben mit gleichen Augenzahlen ſeine Force bilden, weil ſich annehmen läßt, daß, ſo lange noch nicht gekauft worden, jeder Gegner einen dieſer Gattung habe, und zwei derſelben im Talon liegen werden. Unter vier Spielern zu 8 Täfelchen tritt daſſelbe Verhältniß mit 3 Steinen von gleichen Augenzahlen ein. — 4) Beim Ausſetzen iſt es hinlänglich einen Stein zu wählen, deſſen verſchiedene Augenzahlen man nur zweimal hat, um den Gegnern das Spiel zu lachiren und ſie zu zwingen, durch den weitern Verfolg ihre Force ſelbſt zu geben, worauf ſich die Schwäche leicht finden läßt. — 5) Gewahrt man beim erſten Kaufen, daß man nicht ſelbſt werde Domino machen können, ſo muß man wenigſtens alle Geſchicklichkeit aufbieten, dieſen von einem Andern zu befürchtenden Fall zu hintertreiben, und bloß auf das Sperren zu ſpielen, ohne ſich um einige bleibende Points mehr oder weniger ängſtlich zu kümmern; denn Domino verhält ſich dagegen immtr wie 25 zu 1. — 6) Läßt ſich unter drei oder mehreren Spielern vermuthen, daß C, D oder E in dieſer Parthie Domino machen werde, ſo haben ſich Alle gegen ihn zu vereinigen und gemeinſchaftlich gegen ſeine ſchon entdeckte Schwäche zu wirken, ohne ängſtliche Rückſicht auf die beim Sperren bleibenden Points. — 7) Beim Beginnen des Spiels iſt es erlaubt ſich zu renonciren, wenn nämlich das Setzen an uns kommt, aus dem Talon zu kaufen, wenn man gleich ſetzen könnte. Dieſes geſchieht dann aus politiſchen Gründen, um entweder unſere Force zu befeſtigen oder uns auf der ſchwachen Seite zu recrutiren, auch wohl um das Spiel beſſer zu maskiren. Wenn aber der Talon aufgekauft iſt, wird das Paſſen ohne Noth, um dadurch das befürchtete Domino eines Andern zu hintertreiben, ungültig. Man darf *daſſelbe* bloß durch eine geſchickte Auswahl ſolcher *Steine*, welche Jenes Schwäche bilden, zu verhindern

ſuchen. — 8) Wer auf dieſe Weiſe widerrechtlich am Domino machen gehindert wird, iſt beim Sperren, wenn die Täfelchen mit ihren Points aufgedeckt werden, und er die Verläugnung wahrnimmt, befugt, den begangenen Fehler ſogleich zu repariren, Domino zu machen, und die geſammten Points, die er fälſchlich renoncirte, dreifach zu machen.

Spiel (Taroc-), Tarokſpiel, ein Kartenſpiel, welches nach Einigen eine Erfindung der Portugieſen, nach Andern der Italiener ſeyn ſoll; es ſoll von dem Trappolierſpiele herſtammen; ſ. den Art. Tarok, in T.

— (Taſchen-), eine Gaukelei, in welcher man vermittelſt der Spieltaſche durch Gewandheit und Geſchicklichkeit den Leuten Blendwerke vormacht; ſ. Taſchenſpiel und Taſchenſpielerkunſt.

— (Taſſen-), ein Spiel der Marokkaner, ſiehe unter Taſſe, in T.

— (Tattel-), ſ. unter Tatteln, in T.

— (Theater-), ſ. Spiel (Unterhaltungs-).

— (Tiſch-), Tiſchſpiele, ſ. Spiel (Tafel-).

— (Tivoli-), ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 722, u. oben, unter Spiel (Jugend-).

— (Toccategli-), eine Art Brettſpiel, ſ. dieſes Spiel, unter T.

— (Tod- und Leben-), ſ. oben, unter Spiel (Karten-).

— (Todtenkopf- u. Kanonen-), ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 714.

— (Ton-), ſ. unter Spiel (Unterhaltungs-), und die Artikel Ton und Tonkunſt, in T.

— (Tontine-), ſ. unter Lotterie, Th. 81.

— (Trappolier-), ſ. unter Spiel (Taroc-).

— (Trauer-), ſ. unter Schauſpiel, Th. 140, S. 1.

— (Treſett-), ein Kartenſpiel, welches von den Neapolitanern erfunden ſeyn ſoll, und den Namen Tré Sette oder drei Sieben hat; ſ. Treſettſpiel.

— (Trictrac-), *ſ. dieſen Artikel*, unter T.

Spiel (Triumph-), ein Kartenspiel d. Italiener, welches besonders in Venedig sehr stark in den untersten Klassen des Volkes gespielt wird; s. unter Triumph, in T.

— (Troja-), Trojanisches Spiel, s. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 527.

— (Trojanisches), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Turn-), Turnspiele, Spiele, welche nach den Turn-Uebungen, s. den Art. Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 849 u. f., und Turnen, sowohl auf dem Turnplatze, als auch außer demselben auf dem besondern Spielplatze vorgenommen werden. Zu diesen Spielen gehören: der schwarze Mann, das Barlaufen, das Ritter- und Bürgerspiel, das Jagdspiel, das Stürmen oder der Sturmlauf, das Soldatenspiel, und das Ballspiel; s. diese Spiele zum Theil hier im Register, und unter Turnen.

— (Turnier-), s. den Art. Turnier, unter T., und Ritterspiel oder Spiel (Ritter-), oben, S. 100.

— (Universalrechenstäbe-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 739.

— (Unterhaltungs-), Spiele, welche zur Unterhaltung einer Gesellschaft, sowohl im Freien, als im Zimmer gespielt werden, und wozu nicht nur die Kartenspiele, sondern auch die Gesellschaftsspiele gehören, von denen die meisten unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, und oben, unter Spiel (Jugend-) vorgekommen. — In ausgedehnterer Bedeutung versteht man unter Unterhaltungsspiele, oder unterhaltende Spiele alle öffentliche und Privatspiele, welche zur Unterhaltung und Belustigung Anderer veranstaltet werden. Hierher gehören: alle Theater- oder Bühnenspiele, wie das Lust-, Schau-, Trauer-, Singe-, Schäfer- ꝛc. Spiel; s. diese Spiele

oben, im Register; ferner das Lese- und mimisch-plastische Spiel, s. weiter unten, in diesem Artikel; die Marionetten- und Puppenspiele, s. d. Spiele i. Reg.; die equilibrischen, gymnastischen, magischen ꝛc. Spiele, s. diese Spiele, im Register; die musikalischen Spiele, s. oben, im Register, und mehrere andere Spiele; s. den Artikel Spiel (Volks-). — Das Lesespiel, die Deklamation, die unterhaltende Vorlesung, ist besonders in der neuesten Zeit sehr beliebt geworden, vorzüglich die dramatischen und lyrischen Vorlesungen. Der Hauptzweck des Lesespiels ist: durch den Ton, die Stimme auf das Herz der Zuhörer zu wirken, und sie dadurch für die Gegenstände des Vortrags höchst empfänglich zu machen, ja sie bis zur Leidenschaft zu belustigen, oder zu rühren, je nachdem der Gegenstand komisch oder tragisch ist. Die Eigenschaften des Lesespielers, Vorlesers, müssen daher in einem vorzüglichen Grade hervorstechen, vorwalten, wenn der Vortrag jene Wirkungen hervorbringen soll; er muß ein wohlklingendes Sprachorgan, welches alle Modulationen der Stimme fähig ist, besitzen; dann eine ergreifende Geberdensprache, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, um die gezeichneten Charaktere so herauszuheben, daß sie ihre Wirkungen auf die Zuhörer nicht verfehlen, und eine genugsame Dreistigkeit ohne Anmaßung. Wer sich daher in der unterhaltenden Vorlesung auszeichnen und Ruhm erwerben will, der muß sich von Jugend auf gewöhnen, mit Empfindung zu lesen, und dazu solche Scenen aus Dramen, solche Gedichte, solche Romane und Novellen ꝛc. wählen, die sich nicht nur durch einen schönen, correcten Styl, sondern auch durch hinreißende Charaktere, üppige Naturscenen ꝛc. auszeichnen. Man lese erst den gewählten Gegenstand mit Aufmerksamkeit und Nach-

denken ruhig für ſich durch, und dann laut, wobei man die Geberdenſprache anwendet, jedoch Letztere nur in ſo weit, als es zur größeren Erregbarkeit der Zuhörer für die Empfindungen der Charaktere beiträgt. Obgleich das Leſen Hauptſache iſt, um eine reine, biegſame Stimme zu erhalten, ſo leſen doch ſehr wenige Perſonen gut, welches daher kommt, daß man ſich von Jugend auf zu wenig um die Grundſätze des Leſens bekümmert; dieſe auch in Schulen nur zu oft hintenangeſetzt werden. Man iſt in den Elementarſchulen, Elementarklaſſen froh, wenn man die Kinder bis zum Leſen gebracht hat; allerdings von den Buchſtaben an bis zum Leſen eine ſauere Mühe, eine Geduldprüfung für den Lehrer, beſonders bei den ungleichen Fähigkeiten und den oft widerſtrebenden Sprachorganen der Kinder; indeſſen ſollte doch auf fleißiges accentuirtes Leſen der Kinder geſehen werden, wodurch die Stimme Biegſamkeit erhält, mehr kann man freilich in Elementarſchulen nicht verlangen. Die höhere Ausbildung des Sprachorganes bleibt den Gymnaſien oder gelehrten und höheren Bürger-Schulen, — vorzüglich aber der Selbſtbildung überlaſſen. Es iſt Hauptſache, ſtets Herr von ſeiner Stimme zu ſeyn, ſo, daß man ſie erheben und ſinken laſſen, ſtärker oder ſchwächer machen, überhaupt alle Empfindungen der Seele damit ausdrücken kann. Man hat bei Vorleſungen zwei Abwege zu vermeiden, der eine iſt die Monotonie, und der andere die affectirte Modulation, jene lullt den Zuhörer in einen ſanften Schlaf, und dieſe erregt oder erweckt Widerwillen, unangenehme Empfindungen. — Eckhof, dieſer in den Annalen der Schauſpielkunſt unvergeßliche Künſtler, hat zuerſt im Vaterlande, in Deutſchland, dieſen Zweig der dramatiſchen Redekunſt in Anregung gebracht. Er war es, der durch ſeine Deklamation im Spiele Alles bezauberte und hinriß, der Männer durch ſeinen Vortrag ihn zu bewundern hin-

riß, die damals ein großes Gewicht in der Literatur und auf dem kritischen Dreifuße hatten, wie Engel, Nicolai ꝛc. Fr. Nicolai, als er in Weimar war, um Wieland und Musäus persönlich kennen zu lernen, sagt von dem Vortrage Eckhofs Folgendes*):

Da ich mich nur einige Tage in Weimar aufhalten und weiter keine Rolle von Eckhof auf dem Theater sehen konnte, indem nicht alle Tage gespielt ward, so ersuchte ich ihn, mir auf seinem Zimmer einige Scenen zu sagen. Er war dazu gleich willig, und überließ mir, welche Scenen ich wählen wollte. Ich sagte im Allgemeinen: Ich wünschte eine Scene aus einem sentenzenreichen Trauerspiele à la française, eine affektvolle Scene und eine lustige Scene zu hören, und überließ ihm wieder auszusuchen, was er lesen wollte. Der folgende Vormittag war dazu angesetzt. Wir fanden den guten Eckhof in Schlafrock und Nachtmütze, unter welcher seine nicht ganz kurz abgeschnittenen Haare, so wie er sie unter der Perrücke trug, etwas struppig herabhingen; sein hageres kummervolles Gesicht machte den Kontrast noch auffallender, wenn man sich hier den großen berühmten Schauspieler vorstellen sollte, nach Lessing den einzigen Mann in seiner Art. Zu der Scene voll Sentenzen hatte er aus Cronegks Trauerspiele Codrus den Monolog Medons, im 7ten Auftritte des 4ten Aktes, gewählt, dessen Anfang ist:

Grausame Pflichten! hört nur einmal auf zu kämpfen;
Mein Herz ist allzuschwach, den innern Streit zu dämpfen.

ꝛc. Er setzte seine Brille auf, und in dieser äußerlich so ungünstigen Lage las er die Scene mit einer so naturvollen Würde und mit einem so edlen Ausdrucke vor, ohne alle Deklamation, daß man den edlen jungen Fürsten zu hören glaubte, und Brille, Nachtmütze und Schlafrock nicht sah. Zu der affektvollen Scene hatte er aus Voltairs Zaire die berühmte Scene Lusignans mit seinen beiden Kindern gewählt, im dritten Auftritte des zweiten Aufzuges. Hier war ihm

*) Iffland's Theater-Almanach vom Jahre 1807, S. 39.

das Aeußerliche noch weit ungünſtiger. Er las von dem Verſe an:

Vous — Seigneur — ce serail eleva vôtre enfance
Hélas! de mes enfans auriez vous connoissance?

bis ganz zu Ende des Auftrittes. Er hatte eine Ueberſetzung in Deutſchen ſehr hölzernen Verſen ſitzend zu leſen. Der Abdruck mochte ſehr klein oder ſchwach ſeyn, oder er mochte dieſes Stück lange nicht angeſehen haben, daher er beim Leſen zuweilen anſtieß, und hin und wieder ein Wort zweimal oder verändert ſagen mußte. Anſtatt der beiden Kinder waren ein paar alte Stühle geſetzt, zu denen er ſich neigen mußte, und die er auch zu umarmen hatte. Gleichwohl waren Muſäus, mein Reiſegefährte Auguſt Mylius aus Berlin, und ich ſo gerührt, daß uns während ſeines affektvollen Leſens die hellen Thränen über die Wangen liefen. Sobald die Scene geendiget war, ſprang Eckhof vom Stuhle auf, wie ein junger Burſche, ſchnalzte mit den Fingern beider Hände, warf ſeinen Schlafrock auf die Erde, und ſagte augenblicklich aus dem plattdeutſchen Nachſpiele: „der Bauer mit der Erbſchaft" eine Scene auswendig her, ſo originell drollig, daß wir Alle einmal übers andere laut auflachen mußten ꝛc.

Eckhof war daher der große Künſtler, welcher nicht nur den damals in Deutſchland noch auf einer niedrigen Stufe ſtehenden dramatiſchen Spielen zuerſt Anerkenntniß und Würde durch ſein gehaltvolles, tief durchdachtes Spiel gab, ſondern auch den Grund zu den Leſeſpielen legte, die ſich bald zu einer anſehnlichen Stufe erhoben, und eine große, lange gefühlte Lücke in der Unterhaltung ausfüllten. Nach ihm, nach ſeinem tiefergreifenden, geiſtvollen Vortrage auf der Bühne, bildeten ſich bald mehrere geiſtvolle Männer in dem Leſeſpiele aus, und als einer der erſten und vorzüglichſten Deklamatoren Deutſchlands zeichnete ſich unter dieſen der Ober-Staatsſekretair Boje in Hannover aus, welcher gemeinſchaftlich mit Gotter im Jahre 1770 den erſten Deutſchen Muſenalmanach herausgab.

Jetzt folgten bald mehrere ausgezeichnete Deklamatoren und Leſeſpieler oder Vorleſer, worunter auch Eliſa Bürger, Gattin des berühmten Balladen- und Romanzendichters Bürger. In dem gegenwärtigen Jahrhunderte haben die Leſeſpiele eine beſondere Auszeichnung erhalten; nicht nur werden ſie öffentlich vor dem Publikum, ſondern auch in Privatzirkeln gehalten. Als vorzügliche Deklamatoren haben ſich in dem gegenwärtigen Jahrhunderte Henriette Hendel-Schütz, u. ihr Gatte, der Profeſſor J. Schütz, und C. F. Solbrig ausgezeichnet; Letzterer hat auch zu Leipzig, in der Baumgärtner'ſchen Buchhandlung, eine Sammlung in drei Bänden von Gedichten zum Behuf der Deklamation unter dem Titel: Muſeum der Deklamation, herausgegeben, worin man eine Auswahl von den beliebteſten Gedichten, Dialogen, Monologen und poetiſchen Erzählungen, ernſten und launigen Inhalts, älterer und neuerer Dichter, findet, nebſt Erläuterungen über den Vortrag derſelben. In den dramatiſchen Vorleſungen zeichnet ſich Herr C. v. Holtei aus, der ſeit einigen Jahren in den Wintermonaten öffentliche dramatiſche Vorleſungen in Berlin hält, die vom Publikum mit Beifall beſucht werden. — Wie ſchon oben erwähnt worden, ſprechen die Leſeſpiele jetzt ſehr an, und man kann nicht in Abrede ſtellen, daß ſie eine Lücke in der Unterhaltung einer Geſellſchaft ausfüllen, beſonders bei der Tafel, dem Tiſche, wo oftmals die Unterhaltung zu ſtokken beginnt, und durch ein kleines Zwiſchenſpiel wieder neu belebt wird; aber nur als ein kurzes Zwiſchenſpiel ſind die Leſeſpiele hier zu empfehlen, und beſonders wenn der Leſeſpieler die Eigenſchaften beſitzt, auf ein Viertelſtündchen die Geſellſchaft mit einem gehaltvollen Gedichte, oder einer beluſtigenden Anekdote ꝛc. in einem ſchönen, dem Gegenſtande angemeſſenen, Vortrage zu überraſchen; er wird dann nicht nur die Auf-

erksamkeit der Zuhörer fesseln, sondern sich auch
Beifall erwerben. Der Lesespieler muß den Beruf in
ich zu dieser Unterhaltung verspüren; er muß mit al-
len Kenntnissen dazu ausgerüstet, und ein Mann von
Gefühl seyn, der das, was er vorträgt, auch ganz
fühlt, ganz empfindet, wozu ihm noch ein wohltönen-
des, von der Natur geschenktes Sprachorgan zu Hülfe
kommen muß; denn es ist eine schwierige Aufgabe,
ein Gedicht, einen Monolog, eine Erzählung ꝛc. gut
vorzutragen, und man kann hier in Wahrheit sagen:
Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.
Man hält die Deklamation, die Vorlesung für so leicht,
und glaubt, wenn man nur richtig und mit gesenkter
und gehobener Stimme, also mit gewissen Modula-
tionen der Stimme lesen kann, so entspreche man al-
len Anforderungen, wenigstens sagt uns dies die Ei-
genliebe; allein man irrt sich nur zu oft, indem man
das für einen guten Vortrag hält, was bloß Spiel der
Stimme ist. Der gute Vortrag muß bei einer bieg-
sam-volltönenden Stimme aus dem Innern hervorge-
hen, er muß, so zu sagen, gefühlt, empfunden werden,
wenn er wieder Gefühl und Empfindung im Zuhörer
hervorbringen soll; man muß selbst gerührt seyn, um
wieder zu rühren; man muß selbst vergnügt und hei-
ter seyn, um wieder zu erheitern; man muß begeistert
seyn, um wieder zu begeistern. Dies Alles sind Be-
dingungen, die der gute Vortrag erheischt. Wer nich
vom Dünkel aufgeblähet, nicht stolz auf sein vermei
tes Talent im Lesespiele ist, der muß selbst fühlen,
er diese Bedingungen zu erfüllen im Stande ist,
er durch seinen Vortrag die beabsichtigeten Wirkun
bei den Zuhörern hervorbringt; findet er das Ge
theil, so lasse er ab, die Unterhaltung durch sein
spiel zu würzen, oder würzen zu wollen. Ueber
ist es eine Regel, die selbst der ausgezeichnetest
spieler nicht außer Acht lassen darf, sich nicht

derholen, nicht ein und daſſelbe Stück zu oft zu deklamiren, zu oft vorzuleſen, beſonders hintereinander, weil es dadurch den Reiz verliert, nicht mehr piquant bleibt; auch wähle man Gegenſtände zur Deklamation und Vorleſung, die ein allgemeines Intereſſe erwecken, allgemein rühren, oder allgemein beluſtigen, und die nicht zu lang ſind, und ſpare den Haupteffect im Vortrage für den Schluß auf. Dieſelben hier angegebenen Regeln ſind auch bei öffentlichen Vorleſungen zu beachten, und hier muß um ſo mehr auf Abwechſelung in den Gegenſtänden geſehen werden, weil oft ein zahlreiches Publikum ein Paar Stunden lang durch Leſeſpiele unterhalten werden ſoll. Man fange hier mit rührenden Scenen an, und ſchließe mit drolligen und beluſtigenden, damit der Zuhörer ein heiteres Bild aus den Vorleſungen mitnehme, und eben ſo heiter wieder in dieſelben zurückkehre. — Ein Mehreres über die Deklamation, ſ. unter Deklamation, im Supplement; dann die Artikel Vorleſung, in V., Wohlredenheit und Wohlredner in W., und Rede, Redekunſt und Redner, Th. 121.

Man hat nun auch noch die muſikaliſche Deklamation, wo zwiſchen dem Vortrage Inſtrumente einfallen, oder auch ein Paar Inſtrumente den Vortrag begleiten. Daß eine ſolche Deklamation nicht ohne Wirkung auf den Zuhörer bleibt, iſt leicht begreiflich, weil die Macht der Muſik auch den Stumpfſinnigſten ergreift; hier muß auch die Inſtrumental-Begleitung ganz nach dem Gegenſtande der Deklamation eingerichtet werden, ſanft und rauſchend, klagend und ermunternd, fröhlich, jedoch immer ſo, daß die Deklamation überragt, daß ſie hervortritt, und die Muſik nur der Nachhall ihres Inhalts iſt. Auch der Genuß dieſer Unterhaltung darf nicht zu oft dargeboten werden, nur dann und wann, als ein köſtliches Deſſert, ſo verfehlt ſie gewiß nicht ihre Wirkung.

Das plaſtiſche Spiel, die mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen, die lebenden Bilder, ſind auch in neueſter Zeit eine beliebte Unterhaltung, ſowohl in Privat-, oder geſchloſſenen Zirkeln, als auch in öffentlichen und auf der Bühne geworden. Ihre Erfindung verdanken dieſe Darſtellungen der berühmten Deutſchen mimiſchen Künſtlerin Henriette Hendel-Schütz, Gattin des Profeſſors der Aeſthetik Karl Julius Schütz, die durch ihre bezaubernden Darſtellungen auf ihren Kunſtreiſen mit ihrem Gatten durch Deutſchland, Rußland, Dänemark und Schweden überall einen ausgezeichneten Beifall einerndtete. Ueberall fanden dieſe Darſtellungen Verehrer und auch Nachahmer, ſo daß ſie auch als eine Art von Zwiſchenſpielen auf die Bühne gekommen ſind, und auch hier mit Beifall aufgenommen wurden. Dieſe Darſtellungen erfordern Kenntniſſe der Geſchichte, vorzüglich der Religionsgeſchichte und Mythologie, und dann auch viel Geſchmack, außer der Mimik, welche hier vorzüglich mit auf die Beſchauer wirkt; und da die Gegenſtände größtentheils nach Gemälden von großen Künſtlern, von Raphael, Guido Reni, Correggio, Caracci, Titian, Rubens, van Dyk, Rembrand, Tenier, Breugel, Brown, Dürer ꝛc. ꝛc., gebildet werden, ſo erfordert es auch Studium, oder doch wenigſtens Bekanntſchaft mit der Kunſt, um die aus den Gemälden entnommenen Gegenſtände gehörig zu gruppiren, und in allen ihren Nüancen darzuſtellen. — In Privatzirkeln theilt ſich die Geſellſchaft, um plaſtiſche Spiele zu geben, in zwei Partheien, die eine Parthei arrangirt und ſtellt die Tableaux dar, und die andere macht die Zuſchauer. In großen und vornehmen Zirkeln, wo man ſich auf dergleichen Spiele ſchon vorbereitet hat, um die Geſellſchaft zu vergnügen, werden hiſtoriſche Scenen oft mit der größten Treue, ſowohl in den

Charakteren, als auch im Kostüme, der Dekorirung, ja auch im Hausgeräthe, dargestellt, so, daß die höchste Ueberraschung dem Zuschauer wird. In kleinern Zirkeln, wo man weder ein reiches Kostüm, noch schöne Dekorationen haben kann, stelle man kleine komische Tableaux von Tenier, Brown ꝛc. dar, Trunkenbolde, Trinkgelage, Bauernfeste, Erntefeier, Kegelbahnen ꝛc. vor. Ueberhaupt sind folgende Tableaux zur mimisch-plastischen Darstellung sehr geeignet: Hagar und Ismael in der Wüste; die Geburt Christi; Christus im Tempel; Maria, und Christus und Johannes vor ihr an der Erde spielend; Madonnendarstellungen; Salomons Urtheil; die Auferstehung; Apollo unter den Hirten; Galathea und Pygmalion; die Gruppe der Niobe; Orpheus und Eurydice; Herkules am Scheidewege; Priamus und Andromache; das Urtheil des Paris; den Leichnam des Hector vom Achill erbittend; Herkules bei Omphale am Spinnrocken; Medea's Kindermord; Telemach und Calypso; Penelope und ihre Freier; Cephalus und Procris ꝛc. ꝛc. — Komische Scenen giebt es in großer Anzahl, wie schon oben erwähnt worden; man kann sie nach Tableaux von Niederländern, auch nach Hogarth, Calot ꝛc. darstellen. Ferner giebt es viele allegorische Darstellungen der Leidenschaften, Tugenden und Laster ꝛc., z. B. Haß, Rache, Verzweiflung, Liebe, Eifersucht, Furcht, Hoffnung, Traurigkeit, Freude, Geiz, Großmuth, Stolz, Demuth, Geduld, Frömmigkeit, Religion ꝛc.; dann die Jahreszeiten; die schönen Künste, wie Bildhauerei, Malerei, Musik ꝛc. ꝛc. Die letzteren Gegenstände lassen sich besonders in kleinen Gesell-

ſchaften ſehr gut darſtellen, weil ſie nur ein einfaches Koſtüm erfordern.

Die Phantaſieſpiele werden in das Zeichnen, Dichten und Muſiciren getheilt. Sie können gleichfalls ein Stündchen ſehr angenehm eine Geſellſchaft unterhalten; allein ſie erfordern Genialität, und können daher nur von einzelnen Mitgliedern einer Geſellſchaft, die dergleichen Talente beſitzen, ausgeführt werden. Das Zeichnen beſteht hier in Entwerfung beluſtigender Scenen, Caricaturen, im Silhouettiren der Mitglieder aus der Geſellſchaft, im Ausſchneiden verſchiedener künſtlicher Gegenſtände aus Papier ꝛc., welche Gegenſtände ſämmtlich unter die Geſellſchaft vertheilt werden. Aus der Dichtkunſt wird hier beſonders her gehören: die Verfertigung oder das Dichten der Sonnette nach aufgegebenen Endreimen; ſo wie die Verfertigung jedes andern Gedichtes nach einer Aufgabe; die Knittelverſe, die Räthſel und Charaden in Reimen; das Extemporiren dramatiſcher Scenen ꝛc. — In der Muſik das Phantaſieren auf dem Fortepiano, dem Klaviere, der Flöte ꝛc. Alle dieſe Phantaſieſpiele, dieſe Spiele der Genialität fruchtbarer Köpfe, ſind gewiß geeignet, eine Geſellſchaft angenehm zu unterhalten, beſonders wenn ſich damit noch die Kunſt ſchön zu ſprechen, die Wohlredenheit verbindet, und den geſchaffenen Werken durch Erklärungen, Erläuterungen ꝛc. Leben giebt. Wie reich iſt daher nicht das Feld der eigentlichen Unterhaltungsſpiele, die man von den Geſellſchafts- und Jugendſpielen noch trennen muß, weil bei dieſen die ganze Geſellſchaft an einem Spiele Theil nimmt oder Theil nehmen kann, alſo die ganze Geſellſchaft ſpielt, bei jenen aber nur einzelne Mitglieder die Rolle übernehmen, die Geſellſchaft durch ihr Talent, ihre Genialität zu unterhalten; ſie bleibt alſo hier Zuſchauer, wird unterhalten, ſtatt ſich bei den oben erwähnten Geſell-

schaftsspielen Einer mit dem Andern unterhält. — Man kann zu den Unterhaltungsspielen auch noch die Zauberspiele, die Gaukeltasche rechnen, das heißt, die Kunststücke mit Karten, mit Zahlen, mit der Schrift ꝛc., wozu man sich vorher vorbereitet. Auch diese Spiele sind sehr unterhaltend, wenn man sie mit der gehörigen Fingerfertigkeit ausführt, so daß die Zuschauer wirklich getäuscht werden. Ein Mehreres über diese Spiele, s. unter Taschenspieler und Taschenspielerkunst, in T. — Man hat nun noch Spiele der Phantasie, die nicht zur Unterhaltung gehören, sondern durch eine eigene Disposition des Körpers hervorgebracht werden sollen, indem man sowohl lebende, wie verstorbene Personen vor sich erblickt, sowohl in seiner Wohnung, seinem Zimmer, als auch im Freien und in der Wohnung Anderer; s. unter Phantasm, Th. 112, S. 497 u. f.

Zu den Unterhaltungsspielen kann man auch noch die Tonspiele, Koncerte rechnen, welche Dilettanten zur Unterhaltung und Belebung einer Gesellschaft, eines Familien-Vereins, eines Zirkels von Freunden und Bekannten aufführen. Die Quartetts, Quintetts, das Fortepiano- oder Klavierspiel mit Gesang, oder in Begleitung einer Flöte, das Harfen- und Guitarrenspiel mit Gesang, das bloße Vokalspiel ꝛc. Diese Unterhaltung fehlte auch unsern Vorfahren nicht, auch sie waren heiter und vergnügt beim Tonspiele, bei Gesang und Tanz in ihren Zirkeln, in ihren Vereinen; auch sie huldigten den schönen Künsten und besonders der Ton- und der Tanzkunst. Was bei uns Fortepiano und Guitarre sind, das war bei ihnen Flügel, Klavier, Harfe, Laute und Cither. Flöte und Geige oder Violine sind sich, nur mit wenigen Abänderungen, gleich geblieben; das Horn hört man aber jetzt seltener im Freien erschallen, obgleich das Vergnügen der Jagd und die ländlichen gesellschaftlichen Vergnügungen, die

ländlichen Feſte und Freuden, bei denen es oft erſchallte, nicht ganz in den Schatten getreten ſind. Wenn ſonſt das Mädchen, die Jungfrau, in die Saiten der Harfe, Laute und Cither griff, wenn ſie in ſeliger Ahnung künftiger Freuden der Häuslichkeit am eigenen Herde, im eigenen Familienkreiſe, ein Adagio, mit dem Silberklange ihrer Stimme begleitet, hören ließ. Welcher Zauber verbreitete ſich dadurch nicht in der Geſellſchaft! Wie war nicht Alles Ohr; denn die Aelteren fühlten wieder, was ſie in ihren Jugendjahren empfunden, und die Jüngern empfanden mit, theilen die Gefühle der Sängerin. Es war nicht Sentimentalität; es war nicht Zierrerei; es war kein Vordrängen im ſtolzen Gefühle der Virtuoſität; kein Haſchen nach Beifall, ſondern Kraft im Gefühle zu wirken, beizutragen zu den geiſtigen auf das Herz wirkenden Genüſſen des Lebens; zu Allem, was das Leben im Zauber der Geſelligkeit, was es uns in der Kraft fühlen und empfinden zu können bietet. Es war kein kaltes, froſtiges, kein eiſiges Convenienzleben; keine Auffriſchung der Gefühle im erſchlafften, erſtarrten Kreiſe; ſondern froher, herzlicher Erguß kräftiger Naturen, die keine Verzärtelung, keine Ueberbildung, keine Ueberfeinerung drückte; die ſich in dem Kreiſe der Geſelligkeit bewegten, wie die Sterne am Firmamente. — Auch in der neueſten Zeit iſt das Tonſpiel noch ein Aufheiterungsmittel der Geſellſchaften geblieben; auch jetzt noch bringt das Fortepiano, die Guitarre, die Flöte, der Geſang Leben in alle Glieder einer Geſellſchaft, eines Vereins; ob es aber überall mit dem herzlichen Gefühle, um Heiterkeit, Frohſinn und Freude dadurch zu verbreiten, geſchieht, wie bei unſern Vorfahren, ob nicht auch der Egoismus, die Sucht, dadurch zu gefallen, Andern vorgezogen zu werden ꝛc., gleichen Antheil hat, entſcheide derjenige, welcher Gelegenheit hat viele Geſellſchaften zu beſuchen, zu vielen Familienkreiſen ꝛc. Zu-

tritt zu haben. Immer aber bleibt das Tonſpiel ein vorzügliches Mittel zur Aufheiterung, ja mit das einzige, wenn nichts mehr die Langeweile zu verhindern vermag. Zu Anfange dieſes Jahrhunderts fingen auch die Serenaden an bei uns Liebhaber zu finden. Man zog an ſchönen Sommerabenden, wenn die Geſellſchaft ſich irgend wo im Freien mit Geſellſchaftsſpielen, Geſang und Spiel beluſtiget hatte, bei der Rückkehr in die Stadt vor das Haus eines Freundes, einer Freundin, und ließ ein Liedchen in Begleitung der Guitarre und einer Flöte d'Amour ertönen. Allein dieſe Sitte der Italiener Freundinnen und Geliebten zu huldigen, hat ſich bei uns bald wieder verloren. Der Norden von Deutſchland ſcheint dieſem ſüdlichen Tonſpiele im Freien nicht zuzuſagen. Es durchlebte nur einige Sommer, ſo wie überhaupt die Guitarre, zwar immer noch von Jungfrauen und Frauen geſpielt wird, von den jungen Männern aber ſchon größtentheils aufgegeben worden iſt. Wie viele junge Männer ſah man noch vor dem Jahre 1806 bei uns in Berlin an den Fenſtern mit der Guitarre, an einem blau, grün oder roth ſeidenem Bande, ein Liedchen ſpielen. Jetzt iſt dieſe Sitte der Südeuropäer, die Guitarre am Fenſter zu ſpielen, eben ſo bei uns vorübergezogen, wie ſich die Joujous de Normandie im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts verloren. — Die kleinen Concerte, Quartetts, Quintetts ꝛc. in Familienkreiſen haben auch noch ihre Liebhaber, werden noch ausgeführt, ſie erfordern aber ſchon Fertigkeit im Spiele, ſchon eine vorhergegangene ſorgfältige Uebung, und daher kommen ſie auch nur in engern Kreiſen von Muſikliebhabern vor, — ſind daher nicht für jede Geſellſchaft, wie die Guitarre, Flöte und das Fortepiano oder Klavier, welche letztere Inſtrumente man gegenwärtig faſt in allen Familien von einiger Bildung findet, alſo auch nicht verlegen ſeyn darf, wenn man eine Geſell-

ſchaft durch die Tonkunſt erheitern will, Spieler zu finden. Diejenigen Inſtrumente, welche ſich, außer den ſchon oben genannten, noch zur Ausübung des Tonſpiels in einer Geſellſchaft eignen, ſind: die Leyer, die Aeolsharfe, die Doppelharfe, das Flagiolet, die Flöte d'Amour ꝛc. Auch iſt das Tonſpiel in einem Zirkel von jungen Leuten ſchon daher ſehr empfehlenswerth, weil man leicht dabei ein doppeltes Vergnügen genießt, Spiel und Tanz. Man kann mit einem Fortepiano, mit einer Harfe, einer Flöte ꝛc. leicht Tanzmuſik machen, und alſo die Fröhlichkeit des Zirkels noch durch Tanz erhöhen.

Spiel (Verbindungs-), Connectionenſpiel, ein Kartenſpiel, welches ehemals am Hofe von Groß-Britannien ſehr beliebt und eine Erfindung der Prinzeſſin Eliſabeth, Herzogin von York, geweſen ſeyn ſoll. Man ſpielt daſſelbe unter drei, auch vier Perſonen mit einer vollſtändigen Franzöſiſchen Karte von 52 Blättern. Bei drei Perſonen erhält jede 10, bei vieren nur 8 Blätter, ſo daß jedesmal 22 oder 24 Blätter den Talon bilden. Man ſpielt dieſes Spiel auf dieſelbe Art, wie das Whiſtſpiel, nur mit dem Unterſchiede, daß Carreau hier beſtändig Trumpf iſt. Jeder Spieler ſetzt ein Gewiſſes, 12 oder 16 Gr. in den Pot. Die erſte Connection bilden das Piqueas und das Treffas; die zweite: das Piqueas und der König; die dritte: das Treffas und der Piquebube. Die erſte Connection gewinnt bei 16 Gr. 8 Gr. aus dem Pot, 4 für jedes As; die zweite 4 Gr., 2 für jedes As, und 2 für den König; die dritte 1 Gr. für jede Karte; der Spieler, welcher bei jedem Herumgeben die mehrſten Stiche macht, nimmt 1 Gr. aus der Kaſſe, ſind die Stiche gleich, ſo gewinnt Niemand. Sollte im Herumſpielen, in welchem ſich eine Connection befindet, ein Trumpf geſpielt werden, ſo gewinnt dieſer den Stich, ſonſt gehört er allemal demjenigen Spieler,

welcher die erſte Karte der Connection ausgeſpielt hat. Befindet ſich eine Connection auf dem Tiſche, ſo hat entweder der nächſte oder der letzte Spieler das Recht, ſie zu trumpfen, was immer für eine Farbe auch zuerſt ausgeſpielt wurde, ohne ſich deshalb der Strafe des Nichtbekennens ſchuldig zu machen; in jedem andern Falle muß die Farbe bedient werden. Welche Farbe auch geſpielt wird, ſo hat doch der Beſitzer einer Connectionskarte das Recht, dieſe ohne Strafe auszuſpielen; allein der nächſte Spieler muß die zuerſt ausgeworfene Karte bekennen; es ſey denn, daß er die Connectionskarte beantworten könne.

Neueſtes allgemeines Spielbuch. Wien, 1829. S. 136 u. f.

Spiel (Vereinigungs-), Réunion, ein Kartenſpiel, welches beſonders in dem weſtlichen Deutſchland, in den Rhein-, Main-, Lahn- und Neckargegenden beſonders ſtark geſpielt wird, und wahrſcheinlich eine Franzöſiſche Erfindung iſt, welches der Name Réunion anzeigt. Man ſpielt es unter drei Perſonen mit einer Franzöſiſchen Piquet-, oder der Deutſchen Karte mit 32 Blättern. Um die Plätze wird wie bei Whiſt ꝛc. gezogen, das erſte Geben abgehoben, welches an den kommt, welcher das niedrigſte Blatt hat. Das Geben iſt ein Vortheil beim Spiele, wie man aus der Folge des Spiels gewahren wird. Nachdem die Karte gehörig gemiſcht, und von dem Spieler linker Hand iſt abgehoben worden, ſo ſchlägt der Geber die unterſte Karte des Talons als Trumpf auf, und vertheilt darauf an den Nachbar zur Rechten, dann an den zur Linken, und zuletzt an ſich ſelbſt in drei Malen herum die Karten, indem er Jedem erſt drei, dann vier, und zuletzt wieder drei giebt, ſo, daß jeder Spieler 10 Blätter erhält, der Geber ausgenommen, der außer dem aufgeſchlagenen Trumpfe noch eine zweite mehr hat, und aus ſeinem aufgenommenen Spiele zwei Blätter

ecartirt, deren Points ihm jedoch zählen. Die Hauptkarten sind zwei Buben, von denen der der aufgeschlagenen Trumpffarbe der höchste ist, und der Rechte heißt, der andere von der aufgewählten rothen oder schwarzen Farbe, heißt der Linke, und ist der zweite à tout. Wird Pique à tout, so ist Treffbube der Linke, bei Coeur der von Carreau ꝛc. Die Rangordnung der Karten ist folgende in Trumpf: rechter Bube, linker Bube, As, Zehne, König, Dame, Neune, Achte, Sieben; in den Farben aber, die nicht Trumpf sind, folgt der Bube, wie gewöhnlich, nach der Dame, die Zehne hat jedoch immer den Rang vor dem Könige, und nach dem Asse. Reunion ist kein Stich-, sondern ein Pointsspiel; die beiden Trumpfbuben zählen jeder zwölf, das As, ohne Unterschied, ist eilf, die Zehne zehn, der König vier, die Dame drei, die beiden andern Buben, die nicht Trumpf sind, jeder zwei, und der letzte Stich zehn Points, welche zusammen 150 Points ausmachen, nämlich

2 Trumpfbuben	24	Points
4 As	44	"
4 Zehner	40	"
4 Könige	16	"
4 Damen	12	"
2 Buben der andern Farbe	4	"
Letzter Stich	10	"
	150	Points.

Zu jeder Parthie werden drei einzelne Spiele erfordert, damit jeder Theilnehmer einmal den Vortheil des Kartengebens und Ecartirens genossen habe. Nach der Raison sollen zwar die beiden andern Spieler gemeinschaftlich gegen den begünstigten Geber handeln; allein Jeder macht seine Stiche selbst, und zählt die drei erhaltenen Points zum eigenen Vortheile. Von Einem der Theilnehmer werden nach jedem Spiele die

Points eines Jeden auf die Tafel unter ſeinen Namen geſchrieben, womit immer die Summe von 150 herauskommen muß, z. B. A gilt 96, B 44, folglich muß C 10 haben. Wer in einem Spiele gar keinen Stich macht, erhält einen Querſtrich, den man eine Stange nennt, und zahlt für jede derſelben nach geendigter Parthie, das heißt, nach drei Spielen, 1 Marke, deren Preis im Voraus zu beſtimmen iſt, an Jeden. Wer mit dem rechten Buben den linken zu ſtechen bekommt, gewinnt nicht nur dieſen Stich durch 12 Points, ſondern erhält auch ſogleich, unabhängig vom weitern Spiele, vom Verlierer des linken Buben, eine Marke als Fanggebühr. Jede angeſpielte Farbe muß bei Strafe auf das genaueſte bedient werden; es ſteht jedoch dem Spieler frei, nach Gutdünken zu überſtechen, oder zu lachiren. Im Fall, daß man die Farbe gar nicht, oder nicht mehr hat, muß man ſie trumpfen, aber dabei ſtets auf der Hut ſeyn, den linken Buben nicht einzubüßen. Hat man weder die Farbe, noch Trumpf, ſo werfe man die niedrigſten Blätter zu; mit As und Zehne muß man, ihres hohen Zählwerthes wegen, ſehr vorſichtig ſeyn. Der Geber darf keinen von den beiden Trumpfbuben, und überhaupt kein As ecartiren, wohl aber einzelne Figuren oder Zehnen, um ſich entweder in einer oder zwei Farben zu renonciren, oder die Points, die er nicht nach Hauſe zu bringen hoffen darf, dadurch zu retten. Wenn der Geber keinen Stich erhält, ſo zahlt er zwar die auf jede Stange feſtgeſetzte Strafe; allein deſſen ungeachtet kommen ihm die ecartirten Points zu gut; hätte er dennoch zwei Zehnen gelegt, und erhielte keinen Stich, ſo würde man 20 ſchreiben, womit beides markirt iſt. Macht Einer der Spieler nur einen Stich, der keine Points zählt, ſo wird dies auf der Tafel durch eine Null markirt. Die Strafe gilt nur für die Stange.

Wer die Parthie gewinnt, das heißt, in den dazu erforderlichen drei Spielen die größte Anzahl von Points hat, erhält von jedem der beiden Theilnehmer eine Marke, als einfachen Gewinn. Wer von den Mitspielern nicht 100 Points zählt, befindet sich im Matsch und zahlt doppelt, also zwei Marken, wer nicht funfzig hat, drei, und wer Quadruple-Matsch ist, das heißt, in drei Spielen Stangen gehabt hat, zahlt außer der darauf festgesetzten Strafe, 4 Marken an den Gewinner. Wer über 150 Points in drei Spielen gemacht hat, zahlt an den Gewinner der Parthie nichts, weil sich der Dritte auf diese Art nothwendig im Matsch befinden muß. Wie in allen Spielen, so auch hier, erwecken die bereits gefallenen, und noch in den Karten befindlichen à Touts eine vorzügliche Aufmerksamkeit, besonders im Fordern, wenn man vielleicht die Absicht hat, sich eine große Forcefarbe, oder viele zählende Blätter frei zu spielen. Nur darf man dabei nicht den dreifachen Unterschied in der Blätterzahl der Farbe in Anschlag zu bringen vergessen, weil neun Trümpfe vorhanden sind, die andern mit Trumpffarbe übereinstimmenden, rothe oder schwarze, nur sieben, und zwei andere acht Blätter zählen. Der aufgewählte Trumpf muß bis nach dem zweiten Stiche auf dem Tische offen liegen bleiben; dann kann er von dem Kartengeber genommen werden. Die Vorhand hat weiter keinen Vortheil, als den des ersten Ausspielens; dabei hat sie ihr Hauptaugenmerk daranf zu richten, den Spieler, welches der Kartengeber ist, durch geschicktes Anspielen seiner wahrscheinlichen Renoncefarbe, zu schwächen. Ist dessen Spiel aber zu stark, so suche man wenigstens vom Dritten so viel Vortheil durch Matsch, eine Stange, oder Abstechen des linken Buben zu ziehen, weil in diesem Spiele wirklich drei Partheien sind, die als wirkliche Gegner, nur immer den eigenen Vortheil im Auge haben, einander

so viel, als nur immer möglich, Abbruch zu thun suchen.

Neuestes allgemeines Spielbuch. Wien, 1829, Seite 186 u. f.

Spiel (Vermummungs-), Maskenspiel, Redoute, s. Maskerade, Th. 85, S. 253 u. f.

— (Verständniß-), geheimes Verständnißspiel, Kabalespiel, ein Spiel, welches in Frankreich erfunden worden, in Deutschland aber wenig bekannt ist. Man zählt von zwei Whistspielen 12 Karten verdeckt ab, und legt die 13te besonders hin. Man deckt nun die 14te Karte auf, und fängt mit dieser an zu zählen; ist es zum Beispiel ein Bube, so folgt die Dame, dann der König, das As, die Zwei, Drei ꝛc., wobei auf die Farbe keine Rücksicht genommen wird. Hierauf legt man vier Reihen in die Länge herunter, und so oft ein Bube kommt, legt man ihn ab, und sucht ihn bis auf den Zehner zu belegen. Die Hauptsache bei diesem Spiele ist, daß sowohl die 12 Karten, als auch das aufgedeckte besonders liegende 13te Blatt abgelegt und weggeschafft werden, sonst, wenn eine Karte davon nicht abgelegt werden kann, ist das Spiel verloren. Man hat von diesem Spiele noch mehrere Abänderungen, von denen die beiden vorzüglichsten heißen: Cabale à la tue, und Cabale à la Pyramide. Alle diese Abänderungen sollen in Deutschland nirgends gespielt werden, und auch nur auf angenommene Willkührlichkeiten beruhen, die aber schwer zu erörtern sind. — S. das oben angeführte Spielbuch, S. 165.

Ein ähnliches Spiel ist das Patiencespiel, von welchem man zwei Spiele hat, das kleine und das große Patience. Das erste Spiel, Klein-Patience, wird auf folgende Weise gespielt. Man legt aus zwei gut gemischten Whistspielen 52 Blätter nach der rechten und umgekehrten Ordnung, und nach Maß-

gabe der abzunehmenden Karten auf acht Haufen in folgender Weise. Man zieht nämlich, nachdem die Karten abgehoben worden, ein Blatt nach dem andern ab, das man einzeln, oder zu zweien auf einander legt, bis ein As oder ein König kommt. Die Asse werden dann über, und die Könige unter die abgenommenen Blätter gelegt. So wie nun die Zweier abgenommen werden, legt man sie auf die Asse, die Damen auf die Könige ꝛc., immer auf einen von den acht Haufen, wo sie hingehören, so, daß wenn das Spiel geendiget und gewonnen ist, oben sowohl, als unten, ein vollständiges Spiel liegt, nur mit dem Unterschiede, daß in dem obersten Haufen die Asse unten und die Könige oben, in dem untersten Haufen aber das entgegengesetzte Verhältniß eintritt. Dem Spieler werden 20 Blätter, die man in zwei Reihen unter einander legt, und davon jedes einmal belegt werden darf, hinzulegen gestattet; hat er aber 20 Blätter auf diese Art belegt, und kann die 41ste Karte nicht auf einen der acht Haufen anbringen, so ist das Spiel eben so verloren, als wenn man eine belegte Karte nicht ablegen kann. — Groß-Patience. Dieses Spiel kommt mit dem vorhergehenden ganz überein, nur daß hier die 20 Blätter erst alle belegt seyn müssen, ehe eine Karte abgelegt werden darf; daher ist es auch weit schwerer zu gewinnen; man kann drei verlorene Spiele gegen ein gewonnenes rechnen. Man spielt es übrigens selten. Auch dieses Spiel ist unfehlbar eine Erfindung der Franzosen, welches auch der Name anzeigt.

Spiel (Versteck-), s. unter Versteck, in V.

— (Verwandlungs-), s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 737.

— (Vocabular-), s. unt. Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 738.

Spiel (Vogel-Lotterie-), s. Vogellotterie, unter V.

— (Volks-), Volksspiele, Spiele, welche bei einem Volke Eingang gefunden, von demselben gespielt werden. Man könnte in dem allgemeinen Sinne dieses Wortes alle Spiele hierher rechnen, welche von allen Klassen eines Volkes, wenn auch in verschiedenen Modifikationen, gespielt werden, also auch die Karten-, Brett-, Kugel- und viele andere Gesellschaftsspiele; allein insbesondere versteht man unter Volksspielen nur diejenigen Spiele, welche dem Volke öffentlich gegeben werden, und wobei es bloß Zuschauer ist, oder auch selbst Theil daran nimmt. Zu diesen Spielen gehörten und gehören: die olympischen Spiele, überhaupt die gymnastischen Spiele der Alten, Griechen und Römer, die Kampfspiele, die Lust-, Schau- und Trauerspiele, die Singespiele, Schäferspiele, Ritterspiele, Turnspiele, Marionetten- oder Puppenspiele, Lotteriespiele, Taschenspiele, Kühreihen, Kreisspiele, und mehrere Nationalspiele bei einzelnen Völkern ꝛc. ꝛc.; s. den Art. Volksspiel, unter V.

— (Vor-), s. unter Schauspiel, Th. 140.

— (Waffen-), s. Spiel (Soldaten-), auch den Art. Fechtkunst, im Supplement, und Kampfspiel, Th. 34.

— (Wage-), s. Spiel (Hazard-), Th. 157. Auch eine Art Börsenspiel, s. unter Staatspapiere.

— (Wahrsagen-), Zigeunerspiel, s. unter Spiel (Gesellschafts-), Th. 157, S. 733, 734, u. unter Wahrsager u. Wahrsagerkunst.

— (Wasser-), s. diesen Artikel, in W.

— (Wechsel-) Ablegungsspiel, Abwerfungsspiel, Ecarté, ein Kartenspiel, welches seinen Namen von dem Wechseln oder Ablegen der Karten erhal-

ten hat. Dieses Spiel ist eine Erfindung der Franzosen, und wird gegenwärtig in allen Zirkeln, hohen und niedrigen, der Pariser Welt gespielt. Ueberall, wo man in Gesellschaft sich einfindet, wird der Ecartétisch aufgestellt. Man hat in Paris eigene Ecartétische, deren Fußgestell sich durchkreuzt, und in eleganten Gesellschaften hat man förmliche Ecartékästchen, die über 4 Zoll lang, 6 bis 7 Zoll breit, und 2 Zoll hoch sind, von Citronen-, Cedern-, Zuckerkisten- ꝛc. Holz, auf deren Deckel man oben in der Mitte das Wort „Ecarté" von kleinen brillantirten Stahlstiftchen sieht. Das Innere des Kästchens besteht aus drei gleich tiefen Abtheilungen der Breite nach, deren Mitte, abermals der Quere nach getheilt, die Marken enthält, nämlich vier in jedem Fache, in dem einen die rothen, in dem andern die blauen, die einen wie die andern sind gewöhnlich weiß geändert. Beim Beginnen des Spiels wählt man eine der beiden Farben von diesen Marken. Die zwei Seitenabtheilungen des Kästchens sind jede zur Aufbewahrung eines Spieles Karten bestimmt, die man mit Hülfe eines seidenen Bandes aus dem genau passenden Raume hebt. Das Spiel wird mit einer Piquetkarte von 32 Blättern unter zwei Personen gespielt. — Nachdem man über den Spielsatz übereingekommen, zieht man zuerst um die Vorhand, welche derjenige erhält, der am höchsten abgehoben hat. Der Geber giebt seinem Mitspieler und sich, Jedem fünf Blätter zu drei und zwei, oder zu zwei und drei nach eigener Willkühr, jedoch darf die einmal angenommene Art des Gebens während derselben Parthie nicht geändert werden. Die eilfte Karte wird als Trumpf aufgeworfen, und der Rest des Talons zu des Gebers Rechten gelegt. Die Rangordnung der Karten ist: König, Dame, Bube, As, Zehne, Neune, Achte und Sieben. Die Parthie wird gewöhnlich auf 5 oder 7 Points gespielt, welches von den Spielern abhängt.

Eine verabredete Parthie besteht gewöhnlich aus zwei oder drei Spielen, und um sie zu gewinnen, muß man zwei Spiele von dreien gewonnen haben. Ist die aufgewählte oder aufgeworfene Trumpfkarte ein König, so markirt der Geber einen Point, eben so der Gegner, der den König der aufgewählten Farbe in der Hand hat. Man sagt den König, ehe man ihn spielt, mit den Worten: „Ich habe den König," an, welches man auch noch thun kann, wenn man ihn schon aus der Hand geworfen hat, in diesem Falle aber muß man ihn ausgespielt haben, nur darf er nicht von der Karte des Gegners bedeckt seyn, sonst kann man keinen Point markiren. Dieses bezieht sich jedoch nur auf den, der am Ausspielen ist, der Andere kann immer den König, ehe er ihn spielt, ansagen; er wird es aber seines eigenen Vortheils wegen nicht eher thun, als bis der Gegner zum ersten Male ausgespielt hat. Ist der Ausspieler mit seinen Karten nicht zufrieden, kann er sagen: „wenn es erlaubt ist" oder: „ich markire," hat der Andere auch keine sonderlichen Blätter, so genehmiget er den Vorschlag, giebt dem Gegner so viele Karten, als er verlangt, und nimmt sich so viele, als er braucht, es versteht sich bis auf die Zahl von fünf. Sobald man einmal Karten verlangt hat, darf man nicht mehr sich weigern sie anzunehmen. Ist bei dieser zweiten Vertheilung der Ausspieler mit seinen Karten noch nicht zufrieden, so kann er auch zum dritten und folgenden Male, so weit der Talon reicht, andere verlangen, es steht aber dem Gegner jeder Zeit frei, es zu genehmigen oder zu verweigern. Beide Spieler werfen jedes Mal, ehe sie neue kaufen, die Blätter, welche sie ecartiren wollen, zusammen auf einen Haufen, der aber etwas entfernt von dem Kauftalon seyn muß, um eine Vermischung mit demselben zu verhindern. Sobald ecartirt worden, kann man weder mehr, noch weniger Karten kaufen, als man an-

fangs verlangte, und die ecartirten Blätter nicht mehr berühren; wer sie besieht, ist verpflichtet sein Spiel offen zu spielen. Man darf in diesem Spiele weder eine angespielte Farbe verläugnen oder nicht bedienen, wenn man sie hat, noch lachiren, das heißt, zwar bekennen, aber eine geringe, als ausgespielt worden, während man stechen kann. Wenn ein Spieler das Eine oder das Andere thut, so muß er augenblicklich, sobald man es gewahr wird, seine fünf Karten wieder aufnehmen, und man spielt aufs Neue; allein derjenige, welcher verläugnete oder lachirte, gewinnt, wenn er die Vole macht, nur einen Point, und markirt für drei Stiche gar nicht. Spielregeln sind folgende:

1) Wenn nach dem ersten Ausgeben der Karten der Ausspieler ecartiren will, der Gegner es aber verweigert, so muß Letzterer zwei Marken bezahlen, wenn er nicht drei Stiche macht; eben so verliert auch der Ausspieler, wenn er ausspielt, ohne das Ecartiren verlangt zu haben, und die erforderlichen drei Stiche nicht macht. — 2) Wenn der Geber nach bereits geschehener Ecartirung wieder geben will und mit der Karte zurückzieht, als sey er zu geschwind gewesen, so darf er ein zweites Ecarté nicht abschlagen, wenn der Gegner es verlangt. — 3) Den König ungerechnet, kann man nicht mehr, als auf einmal 2 Points machen, erlangt man diese ohne König, so hat man die Vole gemacht, welche darin besteht, daß man alle Stiche machen muß; und ist von beiden Seiten ein oder mehrere Male ecartirt worden, so zählt derjenige, welcher drei Stiche macht, 1 Point. — 4) Das Kartenvergeben wird hier in so fern nicht für einen Fehler gerechnet, wenn man denselben noch vorher, ehe die Karten aufgenommen worden, verbessert. Sind aber die Karten von beiden Spielern besehen worden, und der Geber hatte eine oder zwei Karten zu wenig, so hängt es von der Willkühr des Gegners ab, ihn eine oder zwei der obersten Blätter des Talons nachnehmen oder neue geben zu lassen. Hat der Geber eine Karte zu viel, so kann der Gegner nach Belieben aus dem

Spiele des Andern was immer für ein Blatt herausziehen oder frische geben lassen. Hat der Ausspieler eine oder zwei Karten zu wenig, so kann er nach Willkühr die obersten oder zwei ersten des Talons nehmen oder frisch geben lassen, und hätte er ein oder zwei Blätter zu viel, diese nach eigner Auswahl wegwerfen aber neu geben lassen. Rührt der Fehler aber vom Ausspieler her, daß er beim Ecartiren sich versehen und zu viel oder zu wenig Blätter genommen hätte, so verliert er 1 Point, und darf den König nicht zählen. Eben so verliert der, welcher nach dem Kaufe mit mehr als fünf Karten spielt, 1 Point und das Recht den König zu markiren. — 5) Spielt Jemand außer der Reihe, so braucht er seine Karte nur dann zurück zu nehmen, wenn er dann noch nicht mehr als eine ausgespielt hat; sind aber schon mehrere Stiche vorbei gegangen, so kann das Spiel nicht mehr gehindert werden; denn in beiden Fällen hat der Spieler wie der Andere Unrecht; der Erste, weil er außer der Reihe gespielt hat, und der Zweite, weil er ihn spielen ließ, mithin ist keiner strafbar. — 6) Wer unter was immer für einem Vorwand die Stiche des Gegners besieht, ist verpflichtet die Taille mit offenen Karten auszuspielen. — 7) Wirft ein Spieler aus Verdruß seine Karten weg, daß sie unter die des Talons oder des Ecartés gerathen, so markirt der Gegner 2 Points. — 8) Sind die Karten unrichtig, so ist die Taille, in der man sich davon überzeugt, nichtig, die früher gemachte aber gültig. In den Spielsälen von Paris finden noch folgende Bemerkungen Statt. a) Wer mit einem der beiden Spieler wettet, darf dann rathen, für welchen er wettet. b) Wenn auf eine zu gebende Revanche gewettet wird, ist diese nur der Gewinner anzunehmen verbunden, keinesweges aber der Verlierer, wenn er nicht selbst Lust dazu hat. c) Haben die Spieler vor den Zuschauern ein Vorzugsrecht, die eingegangenen Wetten selbst zu halten. d) Die Wetten sind nicht weiter gültig, als für die laufende Parthie, in jeder neuen Parthie müssen auch die Wetten erneuert werden ꝛc.

Neuestes allgemeines Spielbuch. Wien, 1829, S. 180 u. f.

Spiel (Wechſelball-), ſ. unter Spiel (Ball-), Th. 157, S. 649.

— (Weltkarten-), ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 721.

— (Whiſt-), ein jetzt wieder in allen Geſellſchaften der gebildeten Klaſſen des Volkes in Deutſchland und auch in andern Ländern ſehr beliebtes Kartenſpiel, welches zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, und nicht, wie in dem neueſten Spielalmanache des Herrn v. Abenſtein, in der Einleitung, S. XXIV, aus Verſehen bemerkt worden: zu Anfange dieſes Jahrhunderts von dem Engländer Edmund Hoyle iſt erfunden worden, der eine eigene Abhandlung darüber geſchrieben und herausgegeben, nach welcher aber dieſes Spiel in der neueſten Zeit viele Abänderungen erlitten; ſ. den Art. Whiſt, in W.

— (Wider-), ſ. dieſen Artikel in W.

— (Witz-), Witzſpiele, Wortſpiele, Calembourgs, ſ. unter Spiel (Geſellſchafts-), Th. 157, S. 733, 735, und unter Wortſpiel, in W.

— (Wort-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Würfel-), ein Spiel, welches mit einem cubiſchgeſchnittenen Stücke Elfenbein, Knochen, Alabaſter, Marmor, hartem Holze ꝛc., welches auf ſeinen Flächen mit Punkten oder Augen verſehen iſt, geſpielt wird, indem man dieſen Würfel wirft, und dann die oben auf liegenden Augen zählt. Wer nun in ſeinem Wurfe die mehrſten Augen zählt, hat gewonnen. Man hat verſchiedene Würfelſpiele, z. B. Würfel-Geſellſchaftsſpiele, mit Spielkarten und Spielplänen, und Würfel-Hazard-, Glücks- oder Wageſpiele, ſ. unter Würfel und Würfelſpiel, in W. Hierher gehören noch die Würfel-Dame, oder das Damenſpiel mit Würfeln, das Würfellotto, das Würfelſchach oder Schachſpiel

mit Würfeln, lauter Gesellschaftsspiele; und das Briefstellerspiel mit Würfeln ꝛc., s. unter Würfel, in W.

Spiel (Würfel-Damen-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Würfel-Lotto-), s. daselbst.

— (Würfel-Schach-), s. das.

— (Zacken- und Haken-), s. unter Spiel (sinnreiches-).

— (Zahlenlotterie-), s. unter Lotterie, Th. 81, S. 62.

— (Zauber-), Zauberspiele, magische Spiele, Spiele, welche nicht allein durch eine große Körpergewandtheit und Fingerfertigkeit, sondern auch vermittelst der Chemie, Mechanik und Optik gespielt werden. Hierher gehören alle Kartenkunststücke oder Belustigungen, die Becherkünste, die Kunststücke mit geheimer Schrift, die Belustigungen der Gaukeltasche; dann auch das Schattenspiel, die Zaubermaschine, die Phantasmagorie, so wie überhaupt alle optische Spiele, die vermöge der Spiegel, Vergrößerungsgläser ꝛc. durch dahinter gestellte Bilder ꝛc. hervorgebracht werden; die Chinesischen Feuerwerke, die magnetischen, elektrischen, hydraulischen und hydrostatischen Belustigungen; die mathematischen und arithmetischen Aufgaben, die Zauberbrieftasche ꝛc. ꝛc.; s. unter Taschenspiel, Taschenspieler und Taschenspielerkunst, in T., und unter Zauber und Zauberei, in Z.

— (Zauberbrieftaschen-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Zeitkürzungs-), Zeitkürzungsspiele, Spiele, welche in Erholungsstunden zur Kürzung der Zeit gespielt werden, wohin alle Brett-, Kugel-, Karten-, Würfel- und Gesellschaftsspiele gehören; s. die Artikel Spiel (Gesellschafts-),

Th. 157; Spiel (Jugend-), oben, S. 1; Spiel (Karten-), daſelbſt, S. 11; Spiel (Kugel-), daſ., S. 47; Spiel (ſinnreiches), daſ., S. 107; Spiel (Tafel-), daſ., S. 122; Spiel (Würfel-), daſ., S. 154; dann die einzelnen Spiele in dieſem Regiſter.

Spiel (Zigeuner-), ſ. Spiel (Wahrſager-). — (Zweckſein-), ſ. unter Spiel (ſinnreiches). — (Zweiball-), ſ. unter Spiel (Ball-), Th. 157, S. 654.

Spielalmanach, Spielbuch, ein Almanach oder Buch, worin die verſchiedenen Karten-, Brett-, Kugel-, Würfel- ꝛc. Spiele nach ihrer Entſtehung oder Erfindung, ihrer Ausführung oder Spielart, ihren Spielregeln, Spielgeſetzen ꝛc. abgehandelt worden. Dergleichen Spielalmanache ſind in der gegenwärtigen Zeit, wo die Spiele ſowohl in der eleganten, als gewöhnlichen Welt ganz heimiſch geworden, und es ſowohl zum guten Tone, als auch zur Weltklugheit gehört, ſein Spielchen in Karten, auf dem Billarde, auf dem Brette ꝛc. machen zu können, ein nothwendiges Toilettengeſchenk geworden, um die Regeln dieſes oder jenes Spieles bei der Toilette zu ſtudieren. Zu den Deutſchen Werken dieſer Art, die im erſten und zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts erſchienen, gaben die Franzöſiſchen Werke über die Spiele, beſonders das Werk unter dem Titel: l'Académie des Jeux, und dann viele einzelne Abhandlungen über beliebte Spiele Veranlaſſung. Beſonders zeichneten ſich in Aufnehmung und Verbreitung der Spiele durch Schriften, die ſüdlichen und weſtlichen Staaten Deutſchlands aus, vorzüglich wurden in Wien alle Spiele, die in Italien und Frankreich erfunden worden, und die man in dieſen Staaten erfand, bald aufgenommen und geſpielt, ſo auch in den Staaten am Rheine, Maine ꝛc. Das nördliche Deutſchland

nahm sie erst später an, wenigstens wurden sie in den Staaten dieses Theiles von Deutschland nur unter den höheren Ständen gespielt. Ueberhaupt kam hier Alles mehr auf den höheren oder geringeren Glanz dieses oder jenes Hofes an; so fanden z. B. unter dem Könige Friedrich dem Ersten von Preußen, und dem Churfürsten Friedrich August dem Ersten von Sachsen, alle Kartenspiele bei dem Glanze dieser Höfe leicht Eingang, dagegen verminderten sich die Spiele wieder unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten von Preußen, weil dieser Monarch allem Glanze, allem Gepränge und Aufwande abhold war, und nur auf die Industrie der Staatsbewohner, auf einen guten Staatshaushalt sah, und diesen zum Wohle seiner Unterthanen ersprießlicher fand, als einen großen Aufwand ꝛc. In den Oesterreichischen Staaten, besonders aber in Wien, war auch ein größerer Zufluß von Fremden, nicht nur aus allen Gegenden des weitläuftigen Kaiserreiches, sondern auch aus Frankreich, Italien, und den andern Staaten Deutschlands; eben so war dieses in mehreren Freireichsstädten der Fall, wie in Frankfurt a. M., in Nürnberg, Augsburg ꝛc., und dann auch in den vielen Badeörtern in den Rhein- und Maingegenden, besonders aber zu Neuwied, in welcher Stadt damals ein besonderes Leben und Weben von Gelehrten, Künstlern, Spielern, Chevaliers d'Industrie ꝛc. war, und daher wurden auch besonders die Spiele in diesen Staaten und Orten stark betrieben, und machten es nothwendig, auch in Deutschland Schriften darüber erscheinen zu lassen. Ein ausführliches Werk über die damals in der Kaiserlichen Residenzstadt Wien üblichen Spiele, erschien im Jahre 1769 zu Nürnberg, unter dem Titel: Die Kunst, die Welt erlaubt mitzunehmen in den verschiedenen Arten der Spiele, so in den Gesellschaften höhe-

ren Standes, besonders in der Kaiserlichen Königlichen Residenzstadt Wien üblich sind. Nebst einem Anhange von dem neuen Spiele Lotto di Genoua; in zwei Theilen, in 8., welches Werk die bekanntesten Brett-, Kugel- und Kartenspiele enthält, als: das Schach-, Damen-, Billard-, Ball-, Mail-, Kegel-, Kugel-, l'Hombre-, Whist-, Quadrille-, Quintille-, Taroc-, Tresett-, Kaiser-, Ambigu-, Guinguette-, Mariage-, Guimbarde-, Triumph-, Baziga-, Reversis-, Mouche-, Komet-, Piquet- ꝛc. Spiel. Dann enthält das Werk auch noch mehrere der beliebtesten Kartenkunststücke, Spieledicte ꝛc. Sämmtliche Spiele sind größtentheils ausführlich mit den Spielregeln und Gesetzen darin beschrieben worden. Es erschienen auch viele Abhandlungen über einzelne beliebte Spiele. Besonders reich ist aber das Feld der Spielliteratur in dem gegenwärtigen Jahrhunderte angebauet worden. — Unter den Spielbüchern, welche sich gegenwärtig auszeichnen, gehören: der in Berlin bei Hayn erschienene Spielalmanach für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kugel- und Ballspieler, zum Selbstunterricht, nach den gründlichsten Regeln und Gesetzen, von G. W. v. Abenstein; von dem die dritte verbesserte, und mit neuen Spielen vermehrte Ausgabe 1830 erschien; und das neueste allgemeine Spielbuch, welches in der Haas'schen Buchhandlung zu Wien 1829 erschienen ist; enthaltend: Der vollkommene Kartenspieler in allen bekannten, beliebten, erlaubten, auch mehreren, noch nirgends beschriebenen Kartenspielen; nebst warnenden Winken über die Mischungen listiger und unredlicher Spieler: Der allezeit fertige Brettspieler, oder Anweisung zur schnellsten praktischen Erlernung sowohl, als auch der Regeln vom Schach-, Domino-,

Dame-, Kegel-, Billard-, Ball-, Trictrac- und Toccateglispiel ꝛc.: Der willkommene Gesellschafter ꝛc. In dem zuerst angeführten Werke findet man abgehandelt: das l'Hombre-, Whist-, Cayenne-, Taroc-, Boston-, Kasino-, Imperial-, Piquet-, Tresett-, Mariage-, Elfern-, Commerze-, Alliance-, Bassadewitz-, Solo-, Pharao-, Schach-, Dame-, Toccategli-, Billard-, Kegel- und Ballspiel; in dem zuletzt erwähnten Spielbuche: das l'Hombre-, Whist-, Piquet-, Taroc-, Boston-, Kasino-, Rabouge-, Tresett-, Solo-, Brandel-, Alliance-, Connectionen-, Imperial-, Preference-, Figuren-, Commerce-, Reversis-, Bassadewitz-, Tattel-, Patience-, Cabale-, Hundert-, Ecarté-, Reunionspiel u. die oben angeführten Brett- und Kugelspiele. Einzelne Werke und Abhandlungen über bekannte und beliebte Spiele giebt es in Deutscher Sprache eine große Anzahl; so zum Beispiel über Schachspiel: von Koch, Allgaier, Ebeling, Enderlein, Netto ꝛc.; über Billardspiel: von Gruner, v. Abenstein u. A.; über l'Hombre, von mehreren Verfassern, so auch über Whist, Boston, Piquet ꝛc. ꝛc. In den beiden oben genannten Werken sind die meisten bekannten Spiele so abgehandelt worden, daß sich derjenige, der einigermaßen den Gang einiger Spiele kennt, das heißt, sie hat spielen sehen, oder darin ist praktisch unterrichtet worden, sie leicht, auch ohne weitere praktische Anweisung, wird erlernen können; denn nicht nur ist die Schreibart deutlich, ja elegant, sondern auch die Regeln sind faßlich, so wie überhaupt ein jedes Spiel so zergliedert worden ist, daß man aus den einzelnen Theilen auch leicht das Ganze begreifen wird.

Spielart, die Art und Weise, wie man spielt, daher die

Spielart eines Virtuoſen. Auch beim Karten-, Brett- und Kugelſpiele, die Art, wie man ſpielen will, wie man ſolches unter ſich ausgemacht hat, z. B. das l'Hombre mit Grandiſſimo und Nulliſſimo, oder ohne dieſelben; das Whiſt mit oder ohne Cayenne ꝛc. — In der Naturgeſchichte iſt Spielart die zufällige Abweichung eines natürlichen Körpers von den übrigen Körpern ſeiner Gattung, z. B. in der Farbe der Blume, in ihrer gefüllten Beſchaffenheit ꝛc., weil die Natur in ihrer Hervorbringung gleichſam ſpielt; ſiehe auch Pflanzenabänderungen, Abarten, Spielarten, Th. 111, S. 571. Auch beim Obſte findet man Spielarten, ſ. unter Obſt, Th. 103. — Ueberhaupt ſind Spielarten, wenn die Abänderung bei allen Verpflanzungen und Verſetzungen in ander Erdſtriche wohl das Unterſcheidende ihrer Abartung beſtändig beibehält, und alſo nachartet, aber in der Vermiſchung mit andern Abarten nicht nothwendig halbſchlächtig zeugt, welches z. B. der Fall mit blonden und brünetten Menſchen iſt. Blonde und Brünette ſind Spielarten der weißen Menſchenrace; zeugen ſie nur unter ſich, ſo behalten ſie das Unterſcheidende ihrer Abartung, nämlich die Farbe der Haut, der Haare und Augen beſtändig und unter allen Himmelsſtrichen bei; wenn aber Blonde und Brünette ſich mit einander vermiſchen und Kinder zeugen, ſo ſind dieſe nicht nothwendig halbſchlächtig; denn oft ſind ſie alle brünett, bisweilen, jedoch ſeltener, ſind alle blond. Es entſteht alſo kein Mittelſchlag zwiſchen Blond und Brünett. — Auch eine Phaläne, Phalaena lusoria, führt dieſen Namen.

Spielbahn, eine Bahn, ein ebengemachter Platz, um darauf ein Spiel vorzunehmen, zu begehen, wie z. B. die Kegelbahn, Stoßbahn, ein dazu eingerichteter, von beiden Seiten begränzter Platz der Länge nach, die Kugeln bis zu den Kegeln herunter zu werfen, ſo,

daß sie diesen Platz herab zu den am Ende aufgestellten Kegeln laufen, und sie treffen, oder auch wohl, ohne sie zu berühren, durchgehen. Auch jede glatte, zu einem Spiele eingerichtete Ebene, sey es auch auf einem Brette ꝛc., führt den Namen einer Bahn, daher die Stoßbahn, eine Art Kegelbahn auf einer dazu eingerichteten großen hölzernen Platte, ꝛc.

Spielball, ein Ball, womit man spielt, ein Spiel ausführt, wozu nicht nur die Bälle von Leder, Wolle ꝛc. gehören, sondern auch uneigentlich die Kugeln, die Bälle von Elfenbein, welche auf dem Billarde gebraucht werden; siehe unter Spiel (Ball-) und Spiel (Billard-), Th. 157, S. 632, und S. 660.

Spielbank, wird in Hazardspielen das Geld genannt, welches vom Banquier beim Pharaotische zum Pointiren ausgesetzt wird, welches von den Pointeurs gewonnen werden kann; s. unter Spiel (Hazard-), Th. 157, S. 751.

Spielbogen, s. Spielplan.

Spielbrett, ein Brett, auf welchem man gewisse Spiele, z. B. Schach, Dame, Toccategli, Mühle, Würfel ꝛc. ausführt oder spielt; s. unter Spiel, Th. 157, S. 588.

Spielbuch, s. Spielalmanach.

Spielcasse, s. Spielkasse.

Spieldocke, s. Spielpuppe.

Spieldose, eine Schnupftabacksdose von Silber, in welcher sich ein Spielwerk befindet, welches, nachdem die Walze eingerichtet worden, mehrere Stücke, beliebte Arien, Walzer, Ecossaisen, Märsche ꝛc. spielt; die Einrichtung dergleichen Spielwerke, s. unter Uhr, Spieluhr.

Spieldublett, Venus Chione, eine Conchylie.

Spiele, ein für Spille übliches Wort, ein zugespitzter Körper, besonders einen zugespitzten Körper zu bezeichnen, daher die Spielen in einem Bienen-

ſtocke. Bei den Jägern werden die Lappreiſer, oder die kleinen dünnen, mit Haken verſehenen Stangen, womit die Lappen geſtellt werden, gleichfalls Spielen genannt. Die zarten Kiele der Federn an dem Geflügel, ſo lange ſie noch in der Haut ſitzen, heißen im nördlichen Deutſchland die Spiele. Dann das Spiel oder die Spiele beim Büchſenmacher, wovon ſchon unter Spiel, Th. 157, S. 511, geſprochen worden.

Spieledict, ſ. Spielverordnung.

Spielen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, auch ein Zeitwort der Mittelgattung. Es wird 1) als ein unmittelbarer Ausdruck eines gewiſſen Lautes gebraucht, wo es mit lallen, nach Adelung, verwand ſeyn ſoll. (1) In der menſchlichen Stimme für reden, ſprechen, eine jetzt veraltete Bedeutung. (2) Von dem harmoniſchen Laute, ſowohl der menſchlichen Stimme, als auch muſikaliſcher Inſtrumente. Von der menſchlichen Stimme iſt es gleichfalls veraltet, von den Inſtrumenten wird es aber noch gebraucht; es bedeutet hier harmoniſche Klänge durch Berührung der Saiten mit den Fingern, oder auch mit einem andern Inſtrumente hervorbringen; daher ſagt man: das Klavier, Fortepiano, den Flügel, die Orgel, Harfe, Guitarre, Violine ꝛc. ſpielen; ſo gebraucht man es auch von einigen Blaſeinſtrumenten, z. B. auf der Flöte, Klarinette ꝛc. ſpielen, jedoch in dieſem Falle, ſo wie in dem vorhergehenden, wird es nur von der Hervorbringung ſanfter harmoniſcher Töne gebraucht, nicht von rauſchenden, oder ſtark tönenden, klingenden, wie z. B. von Trompeten, Waldhörnern, Poſaunen, Pauken, Trommeln ꝛc.; hieraus, ſagt Adelung, ſcheint zu erhellen, daß ſpielen in dieſer Bedeutung zunächſt nicht ſowohl den Klang, als vielmehr die leichte ſchnelle Bewegung der Finger oder Hände ausdrückt, alſo gleichſam ein Spielen, ein

Spiel, in welcher Bedeutung es zu dem Folgenden gehören würde. Wenn das musikalische Instrument in der vierten Endung mit diesem Zeitworte verbunden wird, als die Laute, die Violine, die Flöte, das Klavier ꝛc. spielen, so bedeutet solches nicht allein harmonische Laute auf diesen Instrumenten hervorbringen, sondern auch überhaupt Fertigkeit besitzen, auf diesen Instrumenten harmonische Klänge hervorzubringen; daher die Ausdrück: gut, schlecht, vortrefflich spielen; ein Lied, eine Menuett ꝛc. spielen. Eine Spieluhr, eine Spieldose spielen lassen. — (3) Lärm, ein Getöse machen, eine veraltete Bedeutung, von welcher in einigen gemeinen Mundarten noch das Zeitwort spalken übrig ist, welches lärmen, toben, in Preußen scherzen bedeutet.

2. Als eine Nachahmung des mit gewissen Bewegungen verbundenen Lautes, da es denn diese Bewegung selbst bezeichnet. (1) Von gewissen heftigen Bewegungen, da es mit fallen, wälzen ꝛc. verwandt ist; in dieser Bedeutung ist es nur noch in einigen Fällen üblich. So sagt man eine Mine spielen lassen, für springen. Mit Mörsern auf eine Festung spielen, für schießen. Ein Gang, unter welchem die Sturmböcke gegen die Mauer spielten. — (2) Von gewissen leichten, auch freien Bewegungen, deren eigentlicher Ausdruck dieses Zeitwort zu seyn scheint. (a) Eigentlich. Das Pferd spielt mit der Zunge, mit dem Gebisse, wenn es dieselben häufig und frei bewegt. Die Fahne spielen lassen, fliegen. Der Henker spielt ein gutes Rad, wenn er es leicht und geschickt zu führen weiß. In der Mechanik wird dieses Zeitwort sehr häufig von der freien, ungehinderten Bewegung eines Körpers in einem bestimmten Raume gebraucht. Die Zapfen des Rades oder der Welle spielen in ihrer Pfanne, wenn sie sich

frei in derſelben herumdrehen. Das Riedblatt ſpielt in der Lade des Webers, iſt beweglich darin, weil es ſonſt zerbrechen würde. Hierher gehören auch die figürlichen Ausdrücke: Jemanden etwas in die Hand, aus der Hand ſpielen, es ihm auf eine behende, unmerkliche Art in die Hand, aus der Hand bringen. Eine Sache ins Weite ſpielen, ſie zu verlängern ſuchen. Er ſucht es dahin zu ſpielen, daß ꝛc., ſucht es dahin zu bringen. Einen feinen Betrug, Jemanden eine Liſt, einen Poſſen, einen böſen Streich ſpielen, Bankerott ſpielen, machen. Wo es in einigen Fällen auch eine Figur der folgenden Bedeutung ſeyn kann. (b) In enger Bedeutung iſt ſpielen eine Bewegung, und im weitern Verſtande eine Beſchäftigung zum Zeitvertreibe oder zur Ergötzung vornehmen. a) Ueberhaupt, wo es, wie Spiel, nur von den Beſchäftigungen dieſer Art üblich iſt, welche keinen eignen und beſondern Namen haben. Mit den Fingern, mit einem Papiere, mit einem Stäbchen, mit einem Meſſer, mit der Scheere ſpielen. Mit einem jungen Hunde oder mit einer jungen Katze ꝛc. ſpielen. Die Thiere ſpielen. Das Kind ſpielt mit der Puppe. Aus der Taſche ſpielen, eine Gaukelei, welche durch Fingerfertigkeit hervorgebracht wird; ſ. Taſchenſpiel. Mit jemanden unter dem Hute, unter dem Mäntelchen ſpielen, in einer böſen Sache mit ihm einverſtanden ſeyn, eine, von einer ehemaligen Art betrüglicher Taſchenſpiele hergenommene Figur, vermöge welcher Spielerei den Leuten Taſchentücher, Doſen, Uhren ꝛc. entwendet wurden. Im gemeinen Leben wird es noch häufig für ſcherzen gebraucht, daher ſagt man auch figürlich: mit der Religion, mit einem Eide, mit der Tugend ſpielen, ſie als bloß zur Beluſtigung erfundene Dinge behandeln. —

Nach einer andern Figur, wo der Begriff der Beluſtigung verſchwindet, und dagegen der Begriff der Mannigfaltigkeit merklich hervortritt, ſagt man, die Natur ſpielt, wenn ſie zufällige Veränderungen unter den Geſchöpfen hervorbringt; ſ. Spielart, oben, S. 159, u. Naturſpiel, Th. 101, S. 647. Das Glück ſpielt oft wunderlich, wenn es mannigfaltige Veränderungen hervorbringt. Die Weisheit Gottes ſpielt auf dem Erdboden, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Werke und Veranſtaltungen. — β) Beſonders von einigen einzelnen Arten ſolcher bloß auf die Zeitverkürzung oder die Ergötzung abzielender Handlungen. — 1. Gewiſſe durch Regeln beſtimmte Handlungen dieſer Art vornehmen, um vor einer andern einen gewiſſen Vorzug oder Genuß zu erlangen. Der Name des Spieles ſteht allemal in der vierten Endung. Ein leichtes Spiel ſpielen, l'Hombre, Whiſt, Piquet, Schach, Billard, Kegel ꝛc. ſpielen. Verſteck ſpielen, blinde Kuh ſpielen ꝛc. Das Werkzeug oder Hülfsmittel des Spielers erhält oft das Vorwort in. In der Karte, im Brette ſpielen; ſelten das Vorwort mit, mit Würfeln ſpielen, wofür man lieber würfeln ſagt. Indeſſen ſcheint es wohl nicht ganz unrichtig zu ſeyn, wenn man ſagt, mit Steinen mit Kugeln ꝛc. ſpielen, wenn man wirklich mit dieſen Gegenſtänden ſpielt, und ſie nicht bloß um ein Spiel auszuführen dienen, wo ſie aber ein Spiel auszuführen dienen, da möchte es Zweideutigkeiten geben. Zuweilen ſteht es auch in der vierten Endung. Kegel ſpielen, Ball ſpielen, Billard ſpielen. Um Geld, um Pfänder ſpielen. Sehr hoch ſpielen, um vieles Geld, um einen ſtarken Spielſatz. Falſch ſpielen, ehrlich ſpielen. Sich arm, ſich reich ſpielen. In engerer Bedeutung iſt in manchen, beſonders einigen Kartenſpielen, ſpielen,

dem passen entgegengesetzt. Ich spiele nicht, sondern ich passe. Ueber das Spielen im Allgemeinen, wie ins Besondere, s. den Art. Spiel Th. 157, und das Register daselbst, und oben. — 2. Menschliche Handlungen nach gewissen Regeln zur Belustigung Anderer nachahmen. (1) Eine Komödie, eine Tragödie, eine Oper spielen. Heute wird nicht gespielt. Der Acteur oder Schauspieler kann heute nicht spielen oder mitspielen. Seine Rolle gut oder schlecht spielen. Die Actrice, Schauspielerin, hat heute ihre Rolle gut gespielt; auch figürlich von der Art und Weise des Betragens in einem übernommenen Geschäfte. In engerer Bedeutung ist jemanden spielen im gemeinen Leben, ihn in einem Schauspiele lächerlich machen. (2) Figürlich, wo es für vorstellen, seyn wollen und zuweilen für wirklich seyn gebraucht wird. Den Herrn spielen, einen Herrn vorstellen, sich in seinem äußern Betragen wie ein Herr gebehrden; daher: Stolz die Dame spielen; den Freigeist spielen; eine ungewisse Person spielen; einen Buhler spielen; eine Nonne, einen Affen, einen Elegant oder Zierling, einen Stutzer, einen Betrogenen, einen Haushalter, einen Demagogen ꝛc. spielen. Alle diese Eigenschaften beziehen sich aber nicht auf die Wirklichkeit, es in der Wirklichkeit seyn, sondern es bloß zu seyn scheinen, sich diesen Anstrich geben, die Mode mitmachen, also im eigentlichen Sinne spielen, eine Rolle zu spielen übernehmen. Es sind also erheuchelte Eigenschaften, die dem, der sie zur Schau trägt, nicht beiwohnen. Dergleichen Rollenspieler giebt es jetzt genug, und hat es zu allen Zeiten in großer Anzahl gegeben, die bloß mit dem Anstriche zufrieden sind; aber auch sehr oft wegen dieses bloßen Anstrichs gewaltig in die Klemme gerathen, wenn man

ihn wegwischt und das eigentliche Original erblickt. — (3) Figürlich wird spielen auch häufig von glänzenden Körpern gebraucht, wenn sie die Lichtstrahlen auf eine dem Ansehen nach bewegliche Art zurückwerfen. Geschieht dieses Zurückwerfen in einem hohen Grade, so daß zugleich das Bild der umstehenden Gegenstände mit vorgestellt wird, so wird solches durch spiegeln ausgedrückt. Der Diamant spielt schön; ein spielender Glanz, eine spielende Oberfläche, besonders wenn die zurückgeworfenen Lichtstrahlen mehrere Farben zeigen. Man gebraucht es in diesem Verstande auch von Körpern, welche keine glänzende Oberfläche haben; so sagt man: die Farbe spielt ein wenig in das Gelbliche, in das Grünliche, in das Röthliche ꝛc. Von dem Worte kostspielig, kostbar, viele Kosten verursachend, gehört die letzte Hälfte dieses Wortes nicht hierher, sondern zu spielen, jetzt spillen, verschwenden.

Spieler, eine Person, welche spielt, oder eine spielende Person, in allen Bedeutungen des vorher angeführten und zergliederten Zeitwortes, außer in der letzten des Glanzes. Die auf musikalischen Instrumenten spielenden Personen heißen Spieler, im gemeinen Leben nennt man aber geringere Personen, welche diese Kunst ausüben, Spielleute, Musikanten. — Von andern Spielen heißen diejenigen Personen, welche sie ausüben: Schauspieler, Kugelspieler, Brettspieler, Ballspieler, Kartenspieler, Taschenspieler ꝛc. In einem Kartenspiele wird der Spieler in engerer Bedeutung demjenigen entgegengesetzt, welcher paßt. Nach einer andern Einschränkung dieses Wortes, ist der Spieler derjenige, welcher aus dem Spielen um Geld sein vornehmstes Geschäft macht, bei welchem das Spielen zur Leidenschaft geworden ist, der Glücks-, der Hazardspieler, und von diesem Spieler, der Profes-

sion vom Spiele macht, dem es sein Gewerbe ist um Geld zu spielen, kann hier nur die Rede seyn. „Man kann die ganze Klasse der Spieler in zwei Abtheilungen bringen, sagt ein Ungenannter im Hannöverschen Magazine, Jahrg. 6, St. 70, S. 1114, ein Jeder, der Karten- oder Würfelspiel, oder Wetten zu seinem täglichen Geschäfte macht, ist entweder ein Betrogener oder ein Betrieger, zwei Charaktere, die gleichviel Neid und Bewunderung zu erwecken pflegen. Der Betrogene ist gemeiniglich ein Mann von großem Vermögen und schwachem Verstande, der sich, wie Shakespeare sagt, so geduldig wie ein Esel bei der Nase herumführen läßt. Er spielt nicht deswegen, weil er ein Vergnügen an den Karten und Würfeln findet, sondern weil es Mode ist; und wenn l'Hombre, Whist, oder ein Hazardspiel in Vorschlag gebracht wird, so wird er es eben so wenig ausschlagen, mit von der Parthie zu seyn, als er es unter einem Gelage starker Trinker deswegen ausschlagen würde, sein Glas in der Reihe mit zu leeren, weil ihn nicht dürstet. Es giebt auch Beispiele von Leuten, die eben so viel Verstand, als Ansehen und Vermögen besitzen, und im Spiele angeführt und betrogen wurden. Sie haben einen so außerordentlichen Anfall von der Spielsucht, daß sie derselben Alles aufopfern. Nichts ist trauriger und beklagenswerther, als wenn ein vernünftiger Mann auf diese Art bethört und verblendet ist. Er macht sich und seine Familie zur Beute von einer Anzahl Plünderer, und vielleicht, wenn sein völliger Ruin da ist, so entschließt er sich, mit denselben, die ihn ins Unglück brachten, gemeinschaftliche Sache zu machen, und von der Beraubung Anderer zu leben, die er zu eben den Thorheiten verleiten kann, die für ihn so traurige Folgen hatten." — Diese kurze Skizze der beiden Abtheilungen der Klasse von Spielern ist so unrichtig nicht, das heißt, von Hazardspielern,

bei andern leidenschaftlichen Spielern, z. B. im l'Hombre, Whist, Boston, Kasino, Billard ꝛc., möchten freilich die Umrisse wohl zu scharf seyn, weil bei einiger Kenntniß dieser Spiele, sich so leicht nicht Jemand ins Unglück stürzen wird, weil es von ihm, den Spielsatz zu machen, mit abhängt; auch müßte er schon ein entschiedenes Unglück haben, wenn er bei einer Parthie l'Hombre, Whist ꝛc., die er alle Abende machte, immer verlieren sollte, da es hauptsächlich von ihm abhängt, vorsichtig zu spielen, besonders beim l'Hombre; auch wird er leicht seine Mitspieler kennen lernen, wenn er sie außer dem Spieltische noch nicht gekannt hätte, sobald er mit Aufmerksamkeit und Feinheit spielt, und seine Gegner im Spiele, so wie seinen Spielgehülfen, nicht aus den Augen läßt; denn dieses sind Bedingungen, die man an jeden Spieler machen muß, der mit Fremden sich in ein Spiel einläßt. Ganz anders ist es aber bei Hazardspielen. Hier kann man bei der größten Feinheit, die man in andern Spielen besitzt, doch überlistet werden, wie solches unter Hazardspiel, oder Spiel (Hazard-), Theil 157, S. 758 u. f., ist gezeigt worden; denn unter mit Feinheit spielen, und betrieglich spielen, ist noch ein großer Unterschied, eine tiefe Kluft, die derjenige Spieler ermessen wird, der die Nüancen der Nicht-Hazard- und der Hazardspiele kennt. — Das Portrait eines vollkommenen Spielers, Hazardspielers, ist ungefähr folgendes: Da er in der großen Welt auftreten und eine anständige Figur spielen muß, so muß er auch mancherlei liebenswürdige Eigenschaften besitzen, welche vermögend sind, Spieler anzulocken und festzuhalten. Daß körperliche Vorzüge gerade nicht durchaus nothwendig sind, aber dennoch viel zur Erhöhung des äußern Werthes eines Spielers beitragen, wird hier bloß nebenbei angemerkt; hauptsächlich bestehen aber seine Vorzüge in den geistigen Eigenschaften. Um die ge-

wöhnlichen Pflichten seines Amtes zu erfüllen, muß er ein Mann von munterer und lebhafter Natur seyn, mit einer großen stoischen Gemüthsruhe, mit einem Gleichmuthe, der ihn beim Spieltische nie verläßt, immer sein Begleiter ist, und einer beständigen Gegenwart des Geistes. Er muß bei dem Verluste von Tausenden eben so gleichgültig seyn, als bei dem Gewinne derselben. Dreht ihm das Glück den Rücken, schlägt es ihm Schnippchen, er bleibt sich gleich, verändert keine Miene; kein Zug des Gesichts sagt sein Unglück oder sein Glück. Da er unter und mit den Großen der Welt zu leben hat, so muß es ihm nicht an Artigkeit, überhaupt an Lebensart, feinen Ton fehlen; er muß demüthig und unterwürfig, aber nicht sklavisch und kriechend seyn, und eine anscheinende Offenherzigkeit in seinem Umgange besitzen. Dieses ist die glänzende Außenseite, die besticht, und die Kunden zum Spieltische, zur Bank wirbt. Jetzt auch einen Blick in das Innere unsers Helden. Wir sehen gleich anfangs die Habsucht, als die vornehmste Triebfeder, welche die ganze Maschine in Bewegung setzt, und alle ihre Kräfte gleich einer Stahlfeder spannt. Jeder wahre Spieler, jeder Spieler von Profession ist mißtrauisch, und wird vom Geize verzehrt, oder doch wenigstens von der Begierde zu gewinnen, wenn man gleich äußerlich, wie schon oben bemerkt worden, die größte anscheinende Ruhe und Gleichgültigkeit bemerkt, und wenn diese Eigenschaft ihre größte Höhe erreicht, sagt ein Schriftsteller, so ist ihre Gewalt stärker, als die Macht irgend einer andern Leidenschaft; sie bezwingt sogar sinnliche Begierden oder Lüste, und bezwingt sie stärker, als das Alter, welches sie nur durch seinen Mangel an Kräften bezwingt. Wir werden im 60sten Jahre noch ein hübsches Mädchen mit Wohlgefallen betrachten, wenn aber Karten und Würfel unsere Aufmerksamkeit gefesselt haben, so verachtet man

ein Frauenzimmer und alle ihre Reize schon im 25sten Jahre. Ein Spieler von Profession muß Meister in der Verstellung, oder so abgehärtet durch das ihn abwechselnd betroffene Glück oder Unglück seyn, daß er alle die oben angeführten Tugenden, welche, wenn er sie wirklich besäße, zum Wohle der Menschheit führen könnten, nur zum Verderben seiner Mitmenschen anwenden kann und anwendet; denn sein Herz ist dem Mitleiden, überhaupt jeder edlen Handlung verschlossen, es ist, so zu sagen, versteinert; denn mit kaltem Blute nimmt er seinem weniger erfahrenen Mitspieler das Geld ab, und sieht ihn händeringend bald darauf zum Selbstmörder werden; es rührt ihn nicht; allenfalls belächelt er den Thoren, daß er diesen letzten Schritt begehen, und noch Gefühl für Ehre und Schande zeigen konnte. — Seine erkünstelte Lebhaftigkeit und Beweglichkeit dienen nur dazu, die Karten zu seinem Vortheile zu mischen, und die Würfel so zu paaren, daß sie nur ihm den Gewinn bringen. Seine Standhaftigkeit, sein Gleichmuth bei dem Verluste von Tausenden, dienen nur, ihn in den Augen seiner Mitspieler als schuldlos und rein darzustellen; sie sind bloß der Deckmantel gegen die Vorwürfe seines Gewissens; und sein gefälliges Wesen, seine angenommene Offenherzigkeit ist bloß ein scheinbarer Schleier, womit er seine Habsucht empfiehlt und verbirgt. — Werfen wir nun einen Blick auf eine andere Seite seines Herzens, da wir schon diejenige betrachtet haben, die seine Untugenden verbirgt, so gewahrt man hier wieder mancherlei andere Eigenschaften. Wenn der feige Mann, der nicht Muth und Kraft genug hat, sein Vermögen durch Karten oder Würfel, durch Wetten zu vermehren, seine Tausende durch heimliche Kunstgriffe zu häufen, oder durch Mittel, welche nicht so ungewiß sind, in beständigem Argwohn und Schrecken lebt, so lebt der Spieler in beständiger und größerer

Furcht und Unruhe, indem er ſtets eine Maske tragen muß, die ſeinen wahren Charakter verbirgt; und wehe ihm, ſagt ein Schriftſteller, wenn dieſe Maske einmal abfällt, wenn er von einem Andern, der ſeine Feinheiten durchſchaut, ſie enthüllt, entlarvt wird. Und geſetzt, daß ſeine Maske nie abgezogen wird, in welchem Gemüthszuſtande muß ſich nicht ein Menſch befinden, deſſen Glück von der Falſchheit ſeiner Handlungen abhängt, von der Verfälſchung ſeiner Karten und Würfel? Welche Empfindungen muß er nicht unterdrükken, wenn bei einem böſen Spiele, wo er von andern ihm ähnlichen Spielern überliſtet, und ihm kund gegeben oder gethan wird, daß man ſein Spiel verſteht. Er muß hier lächeln, und den Stoiker ſpielen, wo er im Innern vor Aerger und Verdruß platzen, berſten möchte; wo er bei der äußerſten Verzweiflung eine heitere Miene annehmen muß, ohne daß ihm das Mitgefühl irgend eines der Mitſpielenden wird, die ſich an ſeiner dennoch durchblickenden Verlegenheit, die ächten Spielern, die zugleich gute Phyſiognomen ſind, nicht entgeht, ergötzen. Wie unglücklich muß er ſelbſt in derjenigen Lage ſeyn, von welcher er den meiſten Vortheil erwartet, nämlich zwiſchen Großen, zwiſchen Sternen und Ordensbändern, im Gedränge und Gewühle der Leute von Welt, von gutem Tone, von Vermögen, welchen er die Spiellaune abſehen muß, weil ſie nicht immer zu ſpielen aufgelegt ſind; denn bald ſind ſie fröhlich, bald haben ſie böſe, üble Launen, ſind nicht zum Scherzen, zum Lachen aufgelegt. Er muß daher die glückliche Stunde erwarten, muß dann mitlachen, und ihren Späßen Beifall geben, ja ſich in jeden wunderlichen Einfall ſolcher Leute ſchicken, und dabei denken: ſie müſſen dir ja ihre Launen und Späße, die du mitmachen mußt, bezahlen. Sehr oft iſt es auch der Fall, daß der betriegeriſche Spieler gleich die Kunſtfertigkeit ſeiner Mitſpieler bemerkt, er kann alſo ſeine

falschen Würfel, seine beschnittenen Karten nicht anbringen; er ist also dem Ungefähr im Spiele wie jeder Andere ausgesetzt, und muß bei dem Mißgeschicke, daß ihm die Glücksgöttin nicht lächelt, oft seine letzten Louisd'or, oder seine Dukaten, eben so kaltblütig weggeben, als er einem Armen einen Schilling leihen würde. Das Ende dergleichen Spieler von Profession ist in der Regel sehr tragisch; denn so wie sie kaltblütig oft diejenigen als Selbstmörder enden sehen, die sie geplündert haben, derselbe Tod ist auch ihr Loos, wenn der Hebel zerbricht, der sie im Gleichgewichte mit der Spielgesellschaft erhält; denn selten findet ein solcher Spieler, wenn er im Unglücke ist, Freunde; er wird selbst von seinen ehemaligen Genossen, die sich auf der Leiter der Fortuna noch erhalten haben, verspottet, daß er es nicht klüger angefangen, und von denjenigen, die klug genug waren, sich mit einem Theile des Erworbenen zeitig aus den Spielsälen, Spielhäusern zurückzuziehen und in Ruhe zu setzen, daß er seinen Rückzug nicht auch unter günstigeren Verhältnissen angetreten, und die Nichtspieler verachten ihn als einen Auswurf der Menschheit, der kein Mitleiden verdient; freilich mit Unrecht, weil das Unglück, in welchem Verhältnisse und unter welcher abgezogenen Larve es sich zeigt, immer noch Mitleiden und Unterstützung verdient. — Ludwig Schubart entwirft in seinen Charakteren, oder Gemälden nach dem Leben, Berlin, 1810, ein Gemälde eines Banke haltenden Spielers, aus dem ich folgende Züge hier mittheile. Um seine Rolle als Banquier zu spielen, und die Augen der Neulinge und Pointeurs zu blenden, geht er stattlich gekleidet, mit einem reich galonnirten Rocke, gestickter Weste, großer zierlicher Hemdkrause, schwarzen seidenen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen, und Schuhen mit goldenen Schnallen, und beim Spiele selbst blitzen an seinen Fingern ein Paar Brillantringe,

deren Feuer nicht wenig die Gewinnsucht der Pointeurs reizt. Unter dem Arme trägt er in einem weißen Tuche eine Art Scheerbeutel, welcher sein Geld enthält. Er führt oft mehr als tausend Dukaten in Kompagnie, und seine sämmtlichen Taschen stecken außerdem voll Geld. Da er als ein Mann von Welt, auch die Menschen hat kennen lernen, und sie ihm sehr übel bei seinen Spielzügen mitgespielt haben, so ist auch das Mißtrauen ein Hauptzug seines Charakters; er läßt daher sein Geld nicht aus den Augen, geht nie unbewaffnet, macht sich überall den Rücken frei, und nimmt beim Spiele, oder in Gesellschaft, nie einen andern Platz ein, als den an der Wand, wo Flanke und Rückseite gedeckt sind. Beim großen Spiele, wo er Bank hält, wo die Wachskerzen brennen, wo Gold und Silber blinkt, und der grüne Tisch mit schweren Börsen garnirt ist, da ist auch sein Element, da leuchtet sein Gesicht, da sprüht sein Auge Feuer, da runzelt oder glättet sich seine Stirne, da lächelt sein Mund, oder zieht sich zusammen; nichts entgeht seinem Falkenauge, was sich auf Karten und Geld bezieht; selbst wenn dreißig und mehrere spielen, so sieht sein Auge mehr, als diejenigen seiner beiden Gehülfen. Steht Einer noch so entfernt von ihm, und seine Karte verliert oder sagt zu, er erblickt ihn, und expedirt ihn so schnell, als hätte er es nur mit ihm allein zu thun. Seine Finger besitzen eine außerordentliche Beweglichkeit; Daumen und Zeigefinger werden vor großen Hauptactionen gewöhnlich mit dem Scheermesser vorbreitet, das heißt, gehäutet, um sie für die Farbe der Karten fühlbarer zu machen. Bei der Bank nimmt er nur ein Glas frisches Wasser zu sich, um sich hier den Geist frei von irgend einem andern geistigen Einflusse zu erhalten, und daher sieht man ihm auch eben so wenig eine besondere Gemüthsbewegung an, wenn er stark verliert, als wenn er stark gewinnt; das einzige nach starken Verlusten

ſind große Promenaden, welche er vor Tagesanbruch antritt, auf welchen er mit ſich ſelbſt laute Monologen hält. Des Nachts geht er um zwei, drei Uhr nach Hauſe, aber nie ohne einen Dolch und ein geladenes Piſtol bei ſich zu führen, um ſich jeden Anfall auf ſein Geld abzuwehren. Die Thür ſeines Zimmers im Gaſthauſe wird verſchloſſen, verriegelt und verrammelt, ein Nachtlicht angezündet, und Dolch und Piſtolen auf ſeinem Tiſche bei ſeinem Bette zurecht gelegt. Wenn Alles in Ordnung iſt, geht er ins Bett. Er lieſet weder eine Zeitung, noch ſonſt etwas Gedrucktes, weil er alle intereſſante Nachrichten über die Weltangelegenheiten ꝛc. in ſeinen Spielgeſellſchaften, auf den Kaffeehäuſern und an der Wirthstafel, die er, um Kunden zu werben, beſucht, erfährt. Er ſchöpft daher ſein Wiſſen, ſeine Abgeſchliffenheit, Tournüre, nur aus dem Umgange mit Menſchen, auf praktiſchem Wege. Stundenlang bringt er des Morgens im Bette, oder auf ſeinem Zimmer damit zu, ſeine Karten, deren er ſtets mehrere Spiele bei ſich führt, vorzunehmen, und mit ſich ſelbſt zu ſpielen, gleichſam ſeine Manövres in den Karten an ſich ſelbſt zu verſuchen. Er übt ſich hier in allen erlaubten und unerlaubten Feinheiten, die er mit gutem Erfolge dann am Spieltiſche ausübt. Sowohl ſein Eſſen, als ſeine tägliche Miethe, bezahlt er ſogleich; denn er, der ſelbſt Niemanden traut, verlangt auch kein Zutrauen. — Bei den großen Tables d'hôtes findet er ſich gewöhnlich erſt beim Nachtiſche ein, und ſeine Erſcheinung verbreitet ſogleich allgemeinen Frohſinn, allgemeine Lach- und Spielluſt. Man räumt ihm einen Ehrenplatz ein, zieht ihn mit ſeinen Abentheuern, ſeinen Spaziergängen und Fußreiſen, ſeinen Großthaten in den Bädern, ſeinen liegenden Kapitalien, ſeinem Teſtamente, ſeinen muthmaßlichen Erben ꝛc. auf; Alles dieſes erträgt der ſchlaue Fuchs mit Lammsgeduld, weil dadurch allgemeine

Munterkeit, und die Laune mit ihm zu spielen, hervorgebracht wird; ist diese Losung gegeben, so packt er seinen Scheerbeutel aus, legt Geld und Karten zurecht, und sein Wild rennt dann unfehlbar in das aufgestellte und lockende Netz. Er schlägt dann ein Schnippchen, und lacht der Thorheiten derer, welche ihn noch vor einer halben Stunde aufzogen; denn er nimmt ihr Geld mit in seinem Scheerbeutel, und ist, wenn er in seinem Gasthofe ankommt, froh, solche Necker gefunden zu haben." — So weit Schubart.

Nach diesem Originale eines Bankhalters kann man zwar die übrigen nicht alle beurtheilen, aber mehr oder minder gleicht ihnen dieses Gemälde, wenigstens in Allem, was sich auf das Spiel bezieht. Alle Eigenschaften, welche die Spielsucht erzeugt: Habsucht, Geiz, Mißtrauen, Hinterlist, Heuchelei, Encrustirung des Herzens ꝛc., wohnen auch dem Spieler von Profession bei, sind seine Gefährten. Sie sind keine Fehler des Blutes, keine Fehler der früheren Erziehung, sondern sie erzeugen sich durch das Spiel selbst. Der beste Mensch, mit den vortrefflichsten Grundsätzen, mit einem Herzen, dem Mitleide geöffnet, und rein wie Gold, kann, wenn er sich dem Spiele, besonders dem Hazardspiele, ganz hingiebt, diese Untugenden annehmen, in diese Fehler fallen; sie werden ihm zuletzt so zur Gewohnheit, als wenn sie angeboren, als wenn sie Fehler der Erziehung wären. Es geht ihm, wie dem Feldherrn, wie dem Soldaten. Das Kriegshandwerk, besonders das praktische, ein paar Feldzüge härten ihn ab, machen die ehemalige Weichheit und Biegsamkeit seines Charakters, die Gefühle und Empfindungen seines Herzens zu Stahl; er zieht über den Wahlplatz, Kampfplatz dahin, u. achtet auf das Gestöhne, Gewimmere seiner verwundeten Kameraden, achtet der Sterbenden und Gefallenen im Gewühle nicht; und dennoch wohnt in ihm nicht Mordlust, nicht Stumpf-

ſinnigkeit für das Elend Anderer, ſondern nur abgehärtetes Gefühl, Kaltblütigkeit und Unerſchrockenheit, und dann die bittere Nothwendigkeit, das „du mußt deines Vaterlandes Feinde bekämpfen, wie es die bleſſirten und gefallenen Brüder gethan; daher beſeelt ihn nur der Gedanke der zu erringenden Thaten, und daher achtet er auf nichts um ſich her in der Schlacht, zieht er kaltblütig an Verwundeten und an Leichen vorüber. Bei dem Spieler von Profeſſion tritt eine gleiche Abhärtung aller Gefühle ein; ſein Gewerbe bedingt keine Weichheit des Gemüths. Der tägliche Umgang mit Menſchen ſeines Faches, mit Spielern, erzeugt oder erweckt in ihm die Begierde, es ihnen in den Thaten des Spielerlebens, der Spielerabentheuer gleich zu thun; denn die Erzählungen von dem Rupfen ſolcher Perſonen, die Geld im Ueberfluſſe haben, und es nicht geſcheut an den Mann zu bringen wiſſen, malen ſich in der jungen Seele des angehenden Spielers als eine gerechte Handlung, um das Geld durch dieſes Abnehmen geſcheuter unter die Leute zu bringen; denn, wie bekannt, führt der Spieler von Profeſſion ein etwas lockeres, leichtes Leben; weil er nur dadurch in alle Geſellſchaften kommen, ſich alſo Zutritt zu denſelben verſchaffen, und Beute machen kann. Man darf daher nicht gleich das Verdammungsurtheil über jeden Spieler ausſprechen, ihm nicht gleich lieblos im Unglücke begegnen; ſondern man muß immer die Quelle berückſichtigen, aus der ſein Unglück floß; den jugendlichen Leichtſinn, den eigenen Verluſt, die dadurch erzeugte Begierde, wieder zu gewinnen, und die Gewohnheit nachher, es als Gewerbe mit allen Feinheiten zu treiben. — Wie weit oft die Feinheiten in Hazardſpielen, beſonders im Pharao gehen, beweiſet folgender Fall. Eine Bank hatte einige unglückliche Taillen gemacht. Einer von den Theilhabern, der bisher nicht abgezogen hatte, und vom Spiele nicht viel zu ver-

ſtehen ſchien, erbot ſich ein Paar Taillen abzuziehen, ob vielleicht das Glück ihm günſtiger ſeyn werde, als den geübten Bankiers. Man räumte ihm ſogleich den Platz ein. Nach einigen Abzügen that er, als ob er ſich mit der einen Hand des Schnupftuches bedienen und bei abgewendetem Geſichte mit der andern Hand allein abziehen wollte. Wie von ungefähr zeigte ſich ein verkehrt liegender König unter der obern Karte, der folglich als zweite Karte des Abzuges gewinnen mußte. Die ganze Gallerie ſetzte nun Haufen Gold auf dieſes Blatt. Die andern Bankiers ſchalten ihn aus und bemerkten, daß wenn er die Karten nicht einmal ordentlich zu legen wiſſe, er ſich auch nicht zum Tailliren hätte anbieten müſſen. Mit anſcheinendem Schrecken ſchien Jener jetzt ſeinen Fehler zu bemerken, und bat, man möchte ihn als Anfänger nicht ſo hart durch einen ſo großen Verluſt für ſeine Ungeſchicklichkeit ſtrafen, um ſo mehr, da ihm die Bank nicht allein gehöre. Dieſes fruchtete nichts, man erhöhete nur noch den Einſatz, und rief von allen Seiten: er ſolle abziehen. Mit einer verzweiflungsvollen Miene ergab er ſich in ſein Schickſal, und zog ab: König und König plié. Vom ganzen Tiſche ſtrömte nun Gold in die Bank. Die Pointeurs fluchten, und die Bankiers erkannten ihren Meiſter. — Ein Spieler, der beinahe Alles verloren hatte, und noch den letzten Reſt wagen wollte, rief ſeinem Bedienten zu: hole mir den großen Sack. Die Bankiers, die ſchon das Spiel aufheben wollten, da ſie ſahen, daß er kein Geld mehr hatte, wurden dadurch von Neuem gereizt, weil ſie einen großen Geldſack vermutheten. Sie ſpielten fort und ließen ihn jetzt abſichtlich gewinnen. Der Bediente kam endlich an, und brachte — nicht einen Geldſack, ſondern einen — Fußſack, den ſein Herr verlangt hatte, weil ihn fror. Durch dieſe Liſt gewann er einen Theil ſeines Geldes wieder. Voltaire, dieſer Heros

seiner Zeit, war einer der leidenschaftlichsten Spieler; er verlor in einer Nacht 1500 Pistolen; indessen gewann er es eine Zeit lang über sich, nicht zu spielen, und schrieb deshalb an einen Freund: „Ich habe so gut wie Aristoteles eingesehen, daß das Spiel keinen Segen bringt, und in der That spiele ich schon seit sieben Monaten nicht mehr; allein dieser Entschluß war nicht von Dauer, denn er konnte sich so wenig beherrschen, daß er bald nach der verflossenen Zeit, die er ohne zu spielen ausgehalten, wieder in die gefährlichsten Rückfälle verfiel. Descartes, dieser berühmte Mathematiker und Philosoph, und auch Montaigne, waren beide Spieler, konnten dem Reize des Spiels in der Jugend nicht widerstehen, zuletzt überwanden sie ihn, und bewiesen dadurch, daß diese Leidenschaft nicht unbesiegbar ist. Dasselbe erzählt auch Cardan, der unter andern durch eine Regel für cubische Gleichungen die Algebra bereicherte, in seiner Lebensbeschreibung. Paschasius Justus, ein Mann von dem besten Charakter, war ein so leidenschaftlicher Spieler, daß er vierzig Jahre mit sich selbst im Kampfe lag, um diese Leidenschaft, deren Schädlichkeit er einsah, zu bezwingen. Er setzte mehrere Gebete schriftlich auf, worin er Gott bat, ihn von dieser Leidenschaft zu heilen; er schrieb selbst ein Buch über die Leidenschaft des Spiels, und konnte sich dennoch nicht davon befreien, und starb unglücklich und ungebessert. Guido Reni, dieser liebenswürdige und selbst gelehrte Maler aus der Lombardischen Schule, Schüler der Caraccis, war ein leidenschaftlicher Spieler in den letzten Jahren seines Lebens, so, daß er darin bedeutende Summen verlor, und nicht von dieser Leidenschaft geheilt werden konnte. Die in dieser unglücklichen Zeit verfertigten Gemälde tragen auch die Spuren dieser Verirrung; denn durch die Schnelligkeit, mit der sie gemalt wurden, um nur Geld zum Spiele zu erhalten, fehlte sei-

nen Köpfen, ſonſt die höchſte Zierde ſeiner Figuren, in der letzten Zeit die Anmuth und hinreißende Lieblichkeit, wodurch viele ſeiner Gemälde nur als mittelmäßig beurtheilt werden, die bloß als Folge der Uebereilung ſeinem Pinſel entſchlüpften, und ihm gewiß nie entſchlüpft wären, wenn nicht die Spielſucht ihn fortgeriſſen. Rotrou, der Verfaſſer des Trauerſpiels Wenzeslaus, und vieler anderer Theaterſtücke, ein Mann von vielumfaſſendem Geiſte, den Peter Corneille ſeinen Vater und Lehrer nennt, war ein leidenſchaftlicher Spieler. Er hatte einſt 300 Stück Louisd'or erhalten, die er, um ſie nicht zu verſpielen, an einem ſichern Orte unter Reiſigbündel zerſtreuete; er verſpielte ſie aber ſchon in der folgenden Nacht, und mußte ein Bund nach dem andern ausſchütteln, um ſeine Goldſtücke dem Glücke zu opfern. Wie groß die Spielſucht unter Heinrich dem Vierten war, kann man aus den Memoiren von Baſſompierre gewahren. Es entſtanden eine große Anzahl Spielhäuſer, die man mit dem Namen Académies de jeu belegte. Baſſompierre gewann in einem Abende 100,000 Thaler, und ſtarb in ſo ſchlechten Umſtänden, daß kaum der zwanzigſte Theil ſeiner Schulden bezahlt werden konnte. Unter Ludwig dem Vierzehnten war die Spielſucht faſt noch höher geſtiegen, und noch allgemeiner verbreitet. Nach der Frau von Sévigné lagen Tauſende von Louisd'or auf dem Teppiche, die Sätze waren von fünf, ſechs, ſiebenhundert Louisd'or. Das Hora war in Paris bei Lebensſtrafe verboten, und dennoch ſpielte man es bei dem Könige. 5000 Piſtolen vor Tiſche gewonnen oder verloren zu haben, war eine Kleinigkeit. Man giebt den Kardinal Mazarin, der auch das Hocſpiel bei Hofe einführte, vorzüglich als Urheber der ſtarken Spielſucht in Paris an; ſ. auch den Artikel Spielſucht. Ein zu ſeiner Zeit berühmter und gefürchteter Spieler war Gour-

ville. In seinen Memoiren führt er seine Art zu spielen an, woraus hervorgeht, daß der vorsichtige Spieler nicht im Nachtheile ist. Er sagt: „Ich hatte mir zum Gesetze gemacht, nie hoch zu spielen, wenn Andere die Bank hatten; denn es war bei mir Grundsatz geworden, mich im Verluste zurück zu ziehen, und ich erinnere mich, nur ein einziges Mal im Spiele hitzig geworden zu seyn.“ An einer andern Stelle in seinem Werke erzählt er die Geschichte eines Abends am Spieltische, woraus man gewahrt, wie hoch damals gespielt wurde. Er sagt: „Fouquet setzte einmal so hoch gegen mich, daß er mir 60,000 Livres schuldig war, und gewann diese in einem einzigen Coup wieder. Die Umstehenden zogen mich auf, daß ich mich nicht zurückgezogen hätte. Ich antwortete, daß dieses kein Mann von Ehre thäte. Als wir fortgehen wollten, nahm Herr von Herval die Karten, und forderte mich auf, gegen ihn zu setzen. Ich setzte 500 Pistolen, und gewann, nachdem ich die Karten übernommen hatte, in kurzer Zeit 5000.“ Wie sehr das Spiel den sich ihm Ergebenden fesselt, bewies ein gewisser Pennichon, der in der Conciergerie in Paris als Gefangener saß. Er konnte sich auch hier des Spiels nicht enthalten, und verwünschte bei jedem unglücklichen Coup seinen Leib und seine Seele. Einer aus der Gesellschaft ermahnte ihn, die göttliche Gerechtigkeit zu fürchten; allein er kehrte sich nicht nur nicht daran, sondern machte es noch ärger. Eines Tages fand man ihn mit beiden Armen auf den Tisch gestützt, gleichsam als wollte er die in seinem Hute vor sich liegenden Karten besehen, in unbeweglicher Stellung sitzen; man glaubte, er sey eingeschlafen, und stieß ihn an, aber er war todt. Auch in Deutschland, besonders in den Bädern, oder Badeörtern, so wie in allen andern Reichen Europa's, außer Frankreich, in welchem Lande das Spiel, wie aus dem Vorhergehen-

den zu ersehen, besonders stark getrieben wurde, und auch noch wird, gab und giebt es noch viele ausgezeichnete Spieler, sowohl von Profession, als auch solche, welche sich die Fesseln des Spiels nicht abstreifen können, in allen Ständen der gebildeteren Klassen des Volkes. Auch hier fanden Viele ihren Untergang, Viele zogen sich aber auch glücklich zur rechten Zeit aus dem Spiele zurück, und überwanden ihre Leidenschaft. Wie weit die Verzweiflung mancher Spieler beim Verlieren im Unglücke geht, beweisen folgende Fälle. Ein unglücklicher Spieler verschlang in der Verzweiflung ein Stück Wachslicht, ein anderer in Neapel biß in der Wuth so in den Tisch, daß die Zähne tief eingedrungen waren, und in dieser Stellung blieb er liegen. Zwei unglückliche Pointeurs saßen neben einander am Pharaotische. Der Eine in stummer Verzweiflung, der Andere Verwünschungen gegen die Glücksgöttin ausstoßend. „Wie können Sie so kaltblütig verlieren," fuhr er endlich seinen Unglücksgefährten an. „Kaltblütig!" entgegnete dieser, „sehen Sie her!" Er zog die Hand von der Brust, und zeigte, daß sie blutig gekratzt war. Im Jahre 1783 erschoß sich zu Aachen ein Greis, Namens Ramier de la Raudier, nachdem er sein letztes Geld verloren hatte, auf seinem Zimmer. Er war Secretair bei einem Minister, und hatte in der Histoire de l'Académie des Sciences gelesen, daß es Sauveur gelungen sey, die Bassette zu berechnen. Wahrscheinlich hatte er es so verstanden, als ob Sauveur berechnet habe, welche Karten gewinnen müßten. Dieses brachte ihn auf die unglückliche Idee, eine solche Berechnung auch für das Pharaospiel zu unternehmen, und dieses war ihm seiner Meinung nach geglückt; er traumte von den Reichthümern, die er gewinnen wollte, ja zu gewinnen gewiß war nach seiner Berechnung. Alle seine Versuche, die er am Pharaotische mit seiner

Triangulaire u. Perpendiculaire, die Kunſtwörter ſeines Syſtems, machte, mißlangen, ohne ihn von ſeinem Wahne zu heilen, dennoch den Schlüſſel zu ſeiner Berechnung zu finden; denn er ſchob die Schuld des Mißlingens ſeiner Verſuche immer auf den Mangel an Aufmerkſamkeit. Er reiſete in alle Bäder, um Freunde für ſein neues Syſtem zu finden; allein vergebens; denn man bekämpfte alle Gründe für ſein Syſtem mit ſeiner eigenen funfzigjährigen Erfahrung, welches auch die beſte Widerlegung deſſelben war; indeſſen überzeugte ihn Niemand von der Unhaltbarkeit deſſelben; bei jedem Anfalle darauf lachte er nur, und zuckte die Achſeln mitleidsvoll über die Einfalt derer, die ſeinen Prinzipien nicht trauen wollten. Er meinte, ſein beſtändiges Unglück komme bloß daher, daß er nicht Fond genug daran wenden könne. Er war ſchon längſt von Allem entblößt, und ſpielte nur noch von dem Gelde, was Andere aus Mitleid oder aus Leichtgläubigkeit ihm gaben; da aber endlich auch dieſe Spenden aufhörten, brachte ihn Verzweiflung zu dem oben angeführten tragiſchen Ende*). Wie dieſem unglücklichen, verblendeten Greiſe, iſt es auch vielen jungen Männern ergangen, die in der Verzweiflung, nicht nur Alles verſpielt, ſondern ſich auch in Schulden geſetzt zu haben, ſich ſelbſt entleibten. — Die feinſten Spieler ſind die Grecs, welche alle Künſteleien beim Pharao, auch beim Piquet und Whiſt üben. Sie ſind den angehenden Spielern, den Anfängern in der Karte gefährlich, und daher müſſen ſich dieſe vor ihnen hüten; denn da ſie in der Regel Spieler von Profeſſion ſind, ſo üben ſie ſich auch täglich und in der Zeit, die ihnen von ihrem Gewerbe, dem Spiele, zur Erholung übrig bleibt, in allen Künſten der Miſchung der Kar-

*) Chronique scandaleuse etc. à Paris, dans un coin d'où l'on voit tout, 1791, Tom. II, p. 121.

ten, und in allen Fingerfertigkeiten dabei. Sie ſelbſt ſuchen ſich einander an fremden Pharaotiſchen zu überliſten, und der ruhige, mit manchen ihrer Künſte vertraute Zuſchauer, hat, oder genießt manchmal einige angenehme Stunden bei dieſem Ueberbieten in der Feinheit zu ſpielen, und die beſchnittenen Karten ꝛc. ſpielen zu laſſen. Ein ausgezeichneter Spieler in der ſchwarzen Spielerkunſt, wußte oft ſchöne Bijouterien, wie Ringe, Buſennadeln ꝛc. mit Brillanten, und auch andere Sachen von Werthe auf eine wohlfeile Art an ſich zu bringen, indem er immer einige Louisd'or mehr, als ſie koſteten, bot, mit der Bedingung, ſie zuſammen zu ſpielen. Hierauf zog er auf eine eben ſo geſchickte, als ſchnelle Weiſe, mit dem Schnupftuche eine Karte aus ſeiner Taſche, die er mit der auf dem Tiſche liegenden unvermerkt vertauſchte, indem er ſcheinbar abſichtslos das Schnupftuch vor ſich hinlegte. Dieſe Karte war gewählt, und es wurde dann eine Miſchung à la grecque oder à la parisienne vorgenommen; ſ. Spiel (Hazard-), Th. 157, S. 759. So viel von den Hazard- oder Glücksſpielern, die vom Spiele Profeſſion machen, ſey es nun bloß in Karten, oder auch in Würfeln ꝛc.

Was die übrigen Spieler in den verſchiedenen Spielen in Karten-, Würfeln-, Kugeln-, im Brette-, in Geſellſchaftsſpielen, Jugendſpielen, Unterhaltungs- und Volksſpielen ꝛc. anbetrifft, ſo ſehe man über ihre Stellung zum Spiele unter ſich, ſo wie über die nöthigen Eigenſchaften eines jeden einzelnen Spielers, und des Spiels insbeſondere, das Regiſter von Spiel, Th. 157, und auch oben, nach, ſo wie das folgende Regiſter von Spieler. Hier noch einige Regeln, die den Spieler im Allgemeinen angehen.

1) Ein jeder Neuling im Spiele, oder ein jeder angehender Spieler in Karten, muß ſich erſt mit den Blättern gehörig vertraut machen; muß ſie erſt gehö-

rig mischen, abheben und austheilen lernen. Beim Billardspielen muß er sich erst üben, mit dem Queue gehörig den Ball von allen Seiten zu nehmen, zu schneiden ꝛc.; beim Kegelspiele gehörig auf das Vordereck zu zielen, und die Kugel so zu werfen, daß sie immer die ihr einmal gegebene Richtung im Wurfe behält, wozu nicht nur ein fester Stand, sondern auch ein kräftiger Arm gehört. Beim Würfelspiele muß er sich üben, die Würfel so in der Hand zu legen und zu drehen, daß sie beim Auswerfen die möglichst höchsten Augen geben. — 2) Wird man an öffentlichen Orten zu einer Spielparthie eingeladen, oder will man sich in eine Spielparthie einlassen, in welchem Spiele es auch sey, so muß man sich erst sorgfältig von den besonderen Regeln und angenommenen Gebräuchen der Gesellschaft, zu der man treten will, dem Spielsatze, warum gespielt wird ꝛc., unterrichten, damit man seine Kasse überschlagen kann, ob diese auch dabei ausreicht, und man keine Schulden zu machen nöthig habe; denn vor diesen muß man sich hüten. Beim Pharaospiele ist daher das Markenspiel eines der verderblichsten. — 3) Muß sich der Spieler beim Kartenspiele ganz ruhig verhalten, und nur dasjenige sprechen, was sich auf das Spiel bezieht. Durch Mienen und Geberden dem Mitspieler die Stärke oder Schwäche der Karten zu verrathen, ist nicht erlaubt; eben so wenig muß er durch ein ungeschicktes Halten seiner Karten es dem Nachbar möglich machen, den Zustand seines Spiels kennen zu lernen. — 4) Die höchste Aufmerksamkeit ist bei jedem Spiele, so unbedeutend es auch seyn mag, nöthig, hauptsächlich aber bei dem Schachspiele und den Kartenspielen, bei welchen man nicht zerstreut seyn darf, weil die Fehler, besonders bei Letzteren, auch den Mitspielern unangenehm sind. Auch muß man ohne Erinnerung wissen, an wem das Kartengeben, Ausspielen ꝛc. ist. — 5) Derjenige Spieler, welcher besonnen und schnell ist, im Augenblicke seine Blätter überzählt und übersieht, ist in jeder Spielgesellschaft angenehm. Der geübte Spieler kommt auch dem Gedächtnisse durch das schnelle Ordnen seiner Karten zu Hülfe, so daß ihm das Anziehen der Karten beim Ausspielen nicht

man den ganzen Kartentalon oder das ganze Kartenspiel der Länge nach in der linken Hand, und nehme mit der rechten ungefähr die untere Hälfte davon hinweg, welche man dann durch ein schnelles Abschieben mit dem rechten Daumen, einzeln oder paarweise in die verschiedenen Querzwischenräume der locker gehaltenen Oberhälfte wieder in die linke Hand spedirt, und mit dieser zuvor eingeübten Manipulation zwei, höchstens dreimal fortfährt, worauf die Karten sehr gut untereinandergemischt seyn werden. Hat man eine Fertigkeit im Zusammenwerfen der Karten in der Hand, das heißt, im schnellen Ueberschieben der Karten, so wird man dadurch eben so gut die Karten untereinander bringen. Nachdem nun die Karten gemischt worden, lege man das ganze Spiel, so gerade, als möglich, auf den Tisch, damit der Nachbar zur Rechten oder zur Linken, wie es die Regel des Spiels erfordert, abheben, oder auch, wie es zuweilen geschieht, die Karten gleich von oben herab verlangen kann. Ist abgehoben worden, so setzt der Mischer oder Geber den auf dem Tische liegen gebliebenen Rest des Spieles auf den abgehobenen Theil, und giebt dann die Karten nach der in jedem Spiele bestimmten Regel. Beim Geben selbst sey man schnell, nehme sich aber in Acht die Blätter zu vergeben, das heißt, dem einen Spieler zu viel, und einem andern zu wenig zu geben, welches jedoch Alles auf eine große Uebung ankommt; denn ohne Uebung wird gewiß niemals Jemand ein großer Spieler, sowohl in Karten, als in Kugeln, im Brette ꝛc. werden; denn nur die Uebung macht den fertigen, den feinen Spieler. — Was übrigens die verschiedenen Spieler in Karten, im Brette, in Kugeln ꝛc. anbetrifft, so sehe man auch das unten folgende Register.

Was die Spieler im Schauspiele, in der Oper, in der Musik, als die Flöten-, Geigen-, Klavier-, Guitarren-, Lauten-, Harfen- ꝛc.

Spieler; dann die Spieler in der Lotterie, in Staatspapieren, in der Magie oder in der Gaukeltasche ꝛc., anbetrifft, so sehe man das folgende Register nach.

Spieler (Ball-), siehe unter Spiel (Ball-), Th. 157, S. 627 u. f.

— (Billard-), s. unter Spiel (Billard-), daselbst, S. 658 u. f.

— (Brett-), s. die Spiele Schach, Dame, Pochbrett, Toccategli ꝛc. ꝛc. in dem Register der Spiele, Th. 157, und oben.

— (Börsen-), s. unter Staatspapiere.

— (Damen-), s. Spieler (Brett-).

— (Fahnen-), wird bei einigen Gewerken, z. B. bei den Bäckern, Böttchern ꝛc. derjenige in dem feierlichen Aufzuge eines solchen Gewerkes genannt, der die Fahne desselben führt, und damit allerlei Schwenkungen ꝛc. macht; s. unt. Spiel (Fahnen-), Th. 157, S. 710.

— (Flöten-), eigentlich Flötenbläser, weil man die Töne heraushaucht, herausbläset, und nicht allein durch das Fingerspiel hervorbringt, welches nur die verschiedenen Töne und Halbtöne ꝛc. angiebt, erzeugt, die Modulationen des Hauches, des Einblasens. Daß das Flötenspiel, s. oben, unter Spiel (musikalisches), sehr alt seyn muß, beweiset uns die Mythologie der Griechen und Römer, nach welcher bald Apoll, bald Merkur, bald Minerva, bald Pan der Erfinder des Instrumentes, Flöte genannt, seyn soll. Die ersten einfachen Flöten waren wohl aus dem Rohre geschnitzt worden, und daher deren Erfindung dem Apoll oder Pan wohl nicht mit Unrecht beigelegt werden, da sie auch Hirten waren. Nach Alexander dem Polyhistor soll Hyagnis der älteste Flötenspieler gewesen seyn, ihm sey dann Marsyas, und diesem Olympus gefolgt, der die Griechen auch mit dem Saitenspiele bekannt gemacht habe.

Nach dem Athenäus war es ein gewisser Numidier, Namens Seirites, der die aus einem Stücke bestehende Flöte erfunden, und Marsyas soll zuerst die Flöte aus Rohr erfunden haben. Nach einigen Schriftstellern wird die Erfindung der Flöte verschiedenen Völkern beigelegt; so z. B. sollen nach dem Abbe Goulley *) die Sicilianer die Erfinder der Flöte und der erste Sicilische Schäfer, der sie erfunden und geblasen, soll, nach dem Jisidor von Sevilien, Idis von Agrigent gewesen seyn. Nach alten Schriftstellern sollen bald die Phrygier, bald die Arcadier, bald die Lybier, bald die Aegyptier die Erfinder der Flöte gewesen seyn. Nach dem Plinius hat Pan die Schalmey, Midas die krumme oder gewundene Flöte, und Marsyas die doppelte erfunden, und nach dem Apulejus hat Hyagnis dieses Instrument zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Hier ist nun nicht der Ort, die verschiedenen Arten der Flöte und deren Erfindung weiter nachzuspüren, weil dieses unter Flöte gehört, s. diesen Artikel, im Supplement, da unter Flöte, Th. 14, S. 336, dieses Instrument nur kurz berührt worden, und unter: musikalische Instrumente, Th. 98, S. 629 u. f., wohl die verschiedenen Arten der Flöte, aber bloß deren Namen, ohne alle weitere Beschreibung von deren Erfindung und Gestalt, vorgekommen ist. In den Römischen Komödien, die auf der ordentlichen Schaubühne aufgeführt wurden, bliesen die Flötenspieler jederzeit zwei Flöten zugleich. Diejenige, welche sie in der rechten Hand hielten, hieß tibia dextra, und die andere in der linken Hand, tibia sinistra. Erstere hatte nur wenige Löcher und gab einen tiefen Ton, die andere hatte deren mehrere und gab höhere

*) Abhandlung von den Sicilianischen Hirtendichtern, vom Jahre 1718.

Töne. Spielten nun die Flötenbläſer, Flötenſpieler, auf dieſen beiden unterſchiedenen Flöten, ſo hieß es: das Stück werde aufgeführt tibiis imparibus, das iſt tibiis dextris et sinistris; bedienten ſie ſich aber nur einer Art von Flöten, z. B. zweier rechten, oder zweier linken, ſo hieß es tibiis paribus, und zwar im erſten Falle tibiis paribus dextris, im andern tibiis paribus sinistris. Ein und daſſelbe Stück wurde auch nicht immer mit einerlei Flöten unterſtützt und aufgeführt. Flöten und andere Inſtrumente wechſelten bei den Aufführungen ab, und es ſcheint auch, daß man bei einem und demſelben Stücke mit den Flöten abgewechſelt habe. Nach dem Donat richtete ſich die Art der Flöten, die man bei den Komödien gebrauchte, nach der Beſchaffenheit des Stückes. War nämlich deſſen Inhalt ernſthaft, ſo bediente man ſich der tibiarum parium dextrarum, die auch lydiae hießen; war der Stoff der Komödie luſtig, ſo brauchte man tibias pares sinistras, welche auch tyriae oder sarranae hießen. Sarranae iſt aber mit tyriae gleichbedeutend. War das Stück gemiſcht, und wechſelten darin luſtige Rollen mit ernſthaften, ſo nahm man tibias impares, welche auch phrygiae genannt wurden. Die Flötenſpieler auf der Bühne bedienten ſich einer gewiſſen Bandage um den Mund, die hinten an dem Kopfe befeſtiget war, welche theils die durch das Blaſen der Flöte verurſachte Unannehmlichkeit der Mienen verbargen, theils die Stelle eines Flötenanſatzes vertreten mußten. — Man fand die Flötenſpieler bei den Alten nicht bloß auf dem Theater, ſondern man bediente ſich derſelben auch bei vielen andern Gelegenheiten, z. B. bei den öffentlichen Feierlichkeiten, bei Hochzeiten, bei Leichen, bei Opfern, und im Kriege. Bei den Griechen gehörte es ſogar mit zur feinen Erziehung, die Flöte ſpielen zu können, wie wir ſolches in der Vorrede des Cornelius Nepos ſehen, daß

Epaminondas trefflich auf der Flöte geblaſen hat, und überhaupt in der Muſik iſt unterrichtet worden; es war daher auch eine Eigenſchaft eines Feldherrn, die Muſik zu verſtehen. So wurden die Cretenſer durch die Flöte zur Schlacht aufgefordert; und die Spartaner gingen unter dem Blaſen der Flöte in die Schlacht. Als man einſt den Spartaniſchen König Ageſilaus nach der Urſache dieſer Gewohnheit fragte, gab er zur Antwort: daß es deswegen geſchehe, daß die Zaghaften um ſo beſſer unterſchieden werden könnten, indem ſolche aus Angſt nicht im Stande wären, nach dem Takte der Muſik in die Schlacht zu marſchiren, welches die Lacedemonier zu thun gewohnt waren. Bei den Opfern der Griechen und Römer waren die Flötenſpieler unentbehrlich; denn unter allen muſikaliſchen Inſtrumenten ſcheint die Flöte am meiſten dabei gebraucht worden zu ſeyn. Dieſe Flötenſpieler wurden gut gehalten, indem ſie einen Theil von dem Opfer, bei dem ſie dienten, bekamen. Bei den Römern waren den Flötenſpielern bei den Opferungen gewiſſe Vorrechte bewilliget, unter andern dieſes, daß ſie an den Tagen gewiſſer feierlicher Opfer in dem Tempel des Jupiters eſſen durften. Dieſes Vorrecht wurde ihnen im Jahre der Stadt 442 von den Cenſoren benommen; aus Mißvergnügen über dieſe Einbuße verließen ſie Rom, und begaben ſich ſämmtlich nach Tibur. Man war über dieſen Vorfall nicht wenig beſtürzt in Rom, und beſonders, als man den Gottesdienſt verrichten wollte, und ſie hierbei fehlten. Der Senat ſchickte ſogleich nach Tibur, um dieſe in der Republik ſo wichtigen Leute zur Rückkehr zu bewegen, und die Tiburtiner zu bitten, daß ſie dieſelben durch ihr Zureden dazu bewegen möchten. Da man ſie, aller Verſprechungen ungeachtet, nicht dazu bewegen konnte, und auch nicht gern Gewalt brauchen wollte, ſo fielen die Tiburtiner auf folgende Liſt. Man bat ſie in die

vornehmsten Landhäuser, die um die Stadt herum waren, zu Gaste, und da die Musici, wie die Dichter, den Wein liebten, wie sie ihn noch jetzt lieben, so kostete es wenig Mühe, sie zu berauschen; man setzte oder brachte sie hierauf auf Wägen, u. unter dem Vorwande, sie nach Tibur zurück zu schicken, fuhr man sie nach Rom zurück, wo sie nicht wenig am andern Morgen, beim Erwachen aus ihrer Berauschung, erstaunten, sich mitten auf dem Römischen Markte zu befinden, von einer Menge Volks umringt, das ihnen seine Freude über ihre Rückkehr bezeugte. Man bewog sie jetzt zu bleiben, indem man ihnen nicht nur ihre geraubten Rechte wiedergab, sondern für sie sogar ein jährliches Fest stiftete, welches drei Tage dauerte, während welcher sie verkleidet in der Stadt herumliefen. — Auch bei den Römischen Rednern war die Flöte im Gebrauche, s. unter Declamation, im Supplement. Die Flötenspieler standen bei den Alten schon daher in großem Ansehen, weil die der Flöte entlockten Töne eine große Wirksamkeit auf das Herz der Menschen äußern. Pythagoras sah einstens, nach dem Zeugnisse des Boethius, einen jungen Menschen, der, durch die Phrygische Musik, welche ein geschickter Tonkünstler auf der Flöte ausführte, erhitzt, das Haus seiner Gebieterin anzuzünden im Begriffe stand, weil sie ihm einen Nebenbuhler vorgezogen hatte. Der Weltweise befahl dem Flötenspieler, eine andere Melodie mit verändertem langsamen, spondäenförmigen Takte zu spielen, und stellte dadurch Ruhe und Besonnenheit bei dem wüthenden Liebhaber wieder her. Nach dem Galen sollen einige betrunkene Jünglinge, durch den Phrygischen Nomos, eine Art rauschender Melodie, von einer Flötenspielerin bis zur Wuth erhitzt, vom Tonkünstler Damon aber durch den Dorischen Nomos auf der Flöte plötzlich zu den entgegengesetzten sanftesten Empfindungen gebracht

werden seyn. Nach dem H. Chrysostomus soll der Flötenspieler Timotheus, nach dem Plutarch aber der Virtuose Antigenides es gewesen seyn, welcher durch den Nomos orthios Alexandern bei einem Feste bis zur Wuth erhitzt habe. Von dem thrazischen Könige Seuthes wird eine ähnliche Geschichte vom Xenophon erzählt, und nach dem Philologen Saxo, soll ein geschickter Harfenspieler den Dänischen König Erich durch sein Saitenspiel zu einer ähnlichen Wuth erhitzt haben. Dergleichen Wirkungen der Musik sind zwar jetzt sehr selten, und müssen es auch seyn, wenn man bedenkt, daß alle die genannten Virtuosen oder Tonkünstler ihre Kunst bei oder an Personen erwiesen, die bereits vom Weine erhitzt waren, also mußte hier eine doppelte Wirkung hervorgebracht werden, die des Weins, und die der Musik, und hieraus läßt sich auch nur diese Wuth erklären, sonst bei der bloßen Musik, ohne berauschende Getränke, war sie nicht möglich; denn die Musik kann wohl zur Fröhlichkeit und Traurigkeit, Trübsinn stimmen, aber nicht zu solchen Exaltationen des Gemüths. S. auch unter Spiel (Unterhaltungs-), oben, S. 139 u. f.

Auch bei den übrigen alten und neueren Völkern standen die Flötenspieler im Ansehen. So hatten auch die Juden ihre Flötenspieler, welche sich der sogenannten Aegyptischen Flöte bedienten, die den Osiris zum Erfinder gehabt haben soll. Die Perser hatten eine besondere Art von Flöte, die sie Sanai nannten, mit 15 Löchern, 10 Löcher oben, 2 kleine auf beiden Seiten, und 1 Loch unten. Die Länge der Flöte betrug 14 bis 15 Zoll. — Sie war von Metall, wenigstens das untere Stück, weil nach den Lehrsätzen der Perser der Athem Alles verunreiniget. Die Chinesen oder Sinesen haben Flöten, gleich den Papagenopfeifen, aus 12 bis 14 einzelnen

Pfeifen beſtehend. Auch die Türken haben ihre Flötenbläſer; und die Bewohner der Südſeeinſeln haben Flöten aus Bambusrohr. Alle Europäiſche Nationen der neueren Zeit hatten und haben ihre Flötenſpieler, welche ſich, außer der gewöhnlichen Flöte, auch anderer Arten bedienen. Man hatte und hat Flötenſpieler nicht nur in den Muſikbanden, Muſikchören, Kapellen der Kriegsheere, des Militairs, ſondern auch im Orcheſter der Theater, Bühnen, in Konzerten, und bei allen feierlichen und feſtlichen Gelegenheiten; und ausgezeichnete Flötenbläſer oder Flötenſpieler genießen ein beſonderes Anſehen im Publikum. Es gab auch eine Zeit in Deutſchland, die Schäferzeit, die ſentimentale, wo die Flöte in beſonderem Anſehen ſtand, und es keinen Jüngling gab, der einigermaßen auf Bildung und Lebensart Anſpruch machte, der nicht auch die Flöte ſpielen lernte, um der Geliebten ſeines Herzens im Freien ſeine Gefühle, ſeine Empfindungen darauf vorzutragen. In ſchattigen Gehölzen, auf Wieſen ꝛc. hörte man nur der Flöte Töne, hörte man die ſanften Klagen, die zarten Vorwürfe der Liebe aus dieſem beredeten Inſtrumente. Ueberall gab es nur Flötenſpieler, und was in neueſter Zeit die Guitarre den kultivirten Völkern Europas, alſo auch den Deutſchen, geworden, das war damals die Flöte, die Harfe und die Laute. Das Mädchen griff in die Saiten der Harfe, ſchlug die Laute, und machte dadurch dem gepreßten, liebenden Herzen Luft, und der Jüngling durch die Töne der Flöte, die oft durch die Stille der Nacht mit ihrem Wiederhalle, gleich Nachtigallengeſang, den Lauſcher entzückten. Auch in neueſter Zeit iſt die Flöte immer noch in ihrem Werthe geblieben, und wird es bleiben, ſo lange man noch Empfindungen für die Tonkunſt hat. Sie behauptet zwar nicht mehr den ausſchließlichen Rang, das Inſtrument der Liebe zu ſeyn, und ſo häufig von

Dilettanten erlernt und geblaſen zu werden, wie ehemals; allein ſie findet immer noch ihre großen Verehrer, welche ſie zu ihrem Vergnügen erlernen, und zählt auch jetzt noch viele ausgezeichnete Flötenſpieler von Profeſſion, wenn gleich nicht in der großen Anzahl, wie vormals, wo ſich Alles auf dieſes Inſtrument legte, und ſich dadurch auch außerordentliche Talente ausbildeten, und beſonders geſchah dieſes in unſerm Vaterlande, Preußen, als Friedrich der Große dieſes Inſtrument unter Quanz Leitung in ſeinen Erholungsſtunden zu ſeinem Lieblingsinſtrumente erwählt hatte, welches er mit Leidenſchaft ſpielte oder blies. Hier eine Anzahl Flötenſpieler von Profeſſion anzuführen, die auf dieſem Inſtrumente glänzten, würde dieſen Artikel zu ſehr ausdehnen, ſolches wird am beſten für den Artikel Tonkunſt und Tonſpiel, in T., aufgeſpart bleiben.

Spieler (Flügel-), ſ. unter Tonkunſt, in T.

— (Fortepiano-), ſ. daſelbſt.

— (Geigen-), ſ. daſelbſt, und Violine und Violinſpieler, in V.

— (Glocken-), Glockeniſt, ſ. unter Tonkunſt, in T., und unter Glockenſpiel, Th. 19, S. 185.

— (Glücks-), ein Spieler, welcher auf das Glück ſpielt, oder welcher Spiele ſpielt, die einzig und allein nur das Glück entſcheidet, die alſo, nach dem einmal angenommenen Satze, vom bloßen Zufalle abhängen, vom Ungefähr. Hierher gehören ſowohl alle Hazardſpiele, als auch die Lotterie- oder Lottoſpiele. Welche Eigenſchaften der Glücksſpieler haben muß, um in ſeinem Spiele den Takt zu behalten, das heißt, im Glücke nicht übermüthig, und im Unglücke nicht kleinmüthig, verzagt zu erſcheinen, iſt freilich etwas ſchwer zu beſtimmen, indeſſen ſind wohl die Haupteigenſchaften bei jedem Spieler Gleichmuth, Seelenruhe, und daher auch bei dem Glücksſpieler; denn wer bloß ſpielt um

zu gewinnen, muß ſich auch bei dem Verluſte, den er im Spiele erleidet, gleich bleiben; denn nur dadurch wird er mit einigem Vortheile jedes Spiel unternehmen können. Er wird ſein Spiel nicht überbieten, nicht bei jedem Verluſte gleich in den Harniſch gerathen, oder hitzig werden, den Satz verdoppeln, ja verdreifachen, um dadurch ſeinen Verluſt wieder gut zu machen, ſondern er wird mit Ruhe den ſich beſtimmten Satz fortſpielen, wohl die Hoffnung auf das Glück ſetzen, wohl ein Verlangen darnach tragen, weil dieſes das Glücksſpiel bedingt, aber mit dieſem Verlangen nicht auch die Abſolutheit des Gewinnens verbinden, ſondern auch auf den Verluſt gefaßt ſeyn. Ueber das Glücksſpiel und den Glücksſpieler, ſiehe auch den Art. Spiel, Th. 157, und oben, unt. Spieler.

Spieler (Guitarren-), ſ. unt. Tonſpiel, Tonkunſt, in T., und dann auch oben, unter Spiel (Unterhaltungs-).

— (Harfen-), ſ. unter Harfe, Th. 22, S. 25 u. f.

— (Hazard-), ſ. unter Spiel (Hazard-), Th. 157, und oben, den Art. Spieler.

— (Joujou-), ſ. unter Leibes-Uebungen, Th. 72, S. 695 u. f.

— (Karten-), ein Spieler, welcher in oder mit Karten ſpielt, daher ein l'Hombre-, Whiſt-, Boſton-, Piquet-, Solo-, Taroc-, Kaſino- ꝛc. Spieler; ſ. den Artikel Spiel, Th. 157, und die verſchiedenen Kartenſpiele, im Regiſter von Spiel, Th. 157, und oben.

— (Kegel-), ſ. unter Kegelſpiel.

— (Klavier-), ſ. unter Tonſpiel und Tonkunſt.

— (Komödien-), ſ. Schauſpieler, oder Spieler (Schau-).

— (Kugel-), ein Spieler, welcher mit Kugeln ſpielt, ſowohl der Billard-, als auch der Kegelſpieler, ſo wie überhaupt ein jeder Spieler, welcher mit Ku-

geln ſpielt; im eigentlichen Verſtande der Jongleur, derjenige, der Kunſtſtücke mit Kugeln macht.

Spieler (Kunſt-), der Marionettenſpieler, und auch der Kunſtreiter, Equilibriſt, Jongleur ꝛc.; auch der Kunſtpfeifer.

— (Lauten-), ſ. unter Tonſpiel und Tonkunſt; auch oben, Spiel (Unterhaltungs-).

— (Leſe-), ſ. oben, unter Spiel (Unterhaltungs-).

— (Lotterie-), Lottoſpieler, ſ. Th. 81, unter Lotterie.

— (Lotto-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Marionetten-), ſ. Th. 84, S. 446 u. f.

— (Marken-), ſ. unter Hazardſpiel oder Spiel (Hazard-), Th. 157.

— (Orgel-), ſ. unter Orgel, Th. 105.

— (Poſſen-), eigentlich derjenige, welcher in einer Poſſe, einer Art einaktigen Luſtſpiels, auftritt, eine Rolle darin ſpielt; uneigentlich auch eine Perſon, welche gern Andere aufzieht, ihnen einen Schabernack anthut, Kurzweil mit ihnen treibt ꝛc.

— (Puppen-), ſ. Th. 118, S. 738.

— (Schach-), ſ. unter Schachſpiel, Th. 138.

— (Schatten-), ſ. unter Schattenbild, Th. 140.

— (Schau-), Komödienſpieler, Tragödienſpieler, ſ. Th. 141, S. 138 u. f.

— (Taſchen-), ſ. dieſen Artikel, unter T.

— (Tragödien-), ſ. Spieler (Schau-).

— (Violin-), Geigenſpieler, ſ. dieſen Artikel, unter V.

— (Würfel-) ſ. unter Würfel und Würfelſpiel, in W.

Andere Zuſammenſetzungen mit Spieler müſſen hier übergangen werden, weil ſie ſelten vorkommen.

Spielerei, in dem erſten Falle der zweiten Bedeutung des Zeitwortes ſpielen, eine bloß zur Beluſtigung oder zum Zeitvertreibe vorgenommene Handlung; auch

ein bloß aus dieser Ursache hervorgebrachtes Werk, ein Spielwerk, s. diesen Artikel.

Spielgehülfe, derjenige, welcher uns im Spiele beisteht, hilft, welcher mit uns in einer Farbe spielt, uns unterstützt, wenn wir ein Spiel angesagt haben, ein Spiel machen wollen, wie im Whiste ꝛc. derjenige, der mit uns Gewinn und Verlust trägt, theilt ꝛc.; s. oben den Art. Spieler.

Spielgeld, dasjenige Geld, um welches man spielt, welches als Gewinn in einem Spiele ausgesetzt worden; auch das Geld, welches man zum Spiele, oder zum Verspielen bestimmt hat, es sey nun an dem Tage, da man spielt, oder überhaupt, welches man zum Spielen monatlich von seinem Einkommen zurücklegt; s. unter Spiel, Th. 157, S. 565. In einigen Gegenden versteht man darunter auch dasjenige Geld, welches den Töchtern bei ihrer Ausstattung, außer dem Heirathsgute und der Ausstattung, mitgegeben wird, um es zum Spiele und zu andern kleinen Bedürfnissen anzuwenden.

Spielgenosse, s. Spielgesell.

Spielgesell, Spielgenosse, ein nur selten in der Umgangssprache vorkommendes Wort, denjenigen von gleichem Alter zu bezeichnen, mit dem man spielt, mit dem man seine Jugendjahre, eigentlich Kinderjahre, in jugendlichen Spielen verlebt, der Gespiele; in weiterer Bedeutung bezeichnet dieses Wort auch einen jeden Kamerad.

Spielgesellschaft, eine Gesellschaft, ein Verein von Personen, sowohl einerlei, als beiderlei Geschlechts, welche zu ihrer Unterhaltung das, oder ein Spiel erwählt haben, sey es nun in Karten, im Brette, oder mit Kugeln und Würfeln. Dergleichen Gesellschaften giebt es sowohl in großen Städten, Residenzen, als auch in kleineren Provinzialstädten. So hat man Vereine oder Gesellschaften, in denen von Kartenspielen bloß l'Hombre, oder Whist, oder Boston, oder Piquet,

oder Solo ꝛc., von Brettspielen: Schach, oder Dame, oder Toccategli ꝛc., von Kugelspielen: Kegel ꝛc. ꝛc. gespielt wird. Man hat in diesen Vereinen ordentliche Gesetze entworfen und ausgehängt, nach welchen gespielt wird, damit weder der Spielsatz, noch die einmal festgesetzten Regeln beim Spiele überschritten werden, um dadurch Ordnung in dem Vereine zu erhalten, damit das gewählte Spiel auch wirklich zur Unterhaltung, zum Vergnügen jedes einzelnen Mitgliedes, so wie der ganzen Gesellschaft gereicht. Daß dergleichen Spielzirkel, in denen man hauptsächlich nur die Unterhaltung, das Vergnügen, nicht den Gewinn im Auge hat, sehr vortheilhaft auf die Geselligkeit wirken müssen, wird Jedem einleuchten, und daher sind sie denjenigen jungen Leuten zu empfehlen, welche dieses oder jenes Spiel praktisch erlernen, oder sich darin vervollkommnen wollen; sie müssen suchen, in solche, zum Theil Familien-, Zirkel zu kommen, weil sie hier nicht der Gefahr ausgesetzt sind, wie so häufig an öffentlichen Orten, in die Hände unredlicher Spieler zu gerathen, und wenn dieses auch nicht ist, doch in diejenigen sehr feiner und geübter Spieler, die ihre Fehler zu ihrem Vortheile benutzen, und wo sowohl das Erlernen eines Spieles, als auch die Vervollkommnung darin manche volle Börse kostet. Siehe auch unter Spiel, Th. 157, S. 583, und S. 586. — Spielgesellschaften nennt man auch bei Hazardspielen den Banquier mit seinen Gehülfen, und den Pointeurs, so wie überhaupt diejenigen, die sich zu einem Hazardspiele vereinigen, und, die Badeörter ꝛc. ausgenommen, ihr Spiel heimlich treiben müssen, bei verschlossenen Thüren, verriegelten Fensterladen ꝛc. Ueberhaupt in Winkeln, wo sie den Augen der Polizei-Offizianten entgehen. — Spielgesellschaften nennt man auch, jedoch außergewöhnlich, die musikalischen Vereine, musikalischen Zirkel, in welchen man sich, um kleine Konzerte ꝛc. mit Spiel-

oder Blase-Instrumenten auszuführen, vereinigt hat. Siehe unter Tonspiel, in T.

Spielgesetz, Spielgesetze, nicht nur diejenigen Gesetze, welche von den Landesregierungen zur Steuerung der Spielsucht, der Spielwuth, besonders in Hazardspielen, gegeben werden, sondern auch diejenigen, welche von Spielern, Spielverständigen bei den Karten-, Brett- und Kugelspielen zur Verhütung der Streitigkeiten beim Spiele entworfen worden sind, und nach denen sich die Spieler im Spiele richten müssen. Was die Letzteren betrifft, so sehe man solche unter den verschiedenen Spielen im Register, Th. 157, und oben nach, wo sie zum Theil mit den Spielregeln verschmolzen worden, und die Ersteren unter Spielordnung. Der Verfasser des Grabes der Chikane sagt im ersten Bande dieses Werkes, S. 294:

Die unglückliche Leidenschaft des Spiels pflegt gemeiniglich der Jugend anzukleben, und ein junger Mensch, der sich derselben ohne Mäßigung ergiebt, ist so gut als verloren. Indessen endiget sich die Spielsucht nicht immer mit den jugendlichen Jahren, sondern verfolgt ihre Anhänger öfters auch in das männliche und späteste Alter. Die Vernunft, wie die Erfahrung lehrt, ist nicht hinlänglich, diese Leidenschaft, wenn sie einmal überhand genommen hat, zu bändigen, vielweniger auszurotten. Es sind daher öffentliche Gesetze nöthig, um diesem verderblichen Uebel, wodurch so mancher ins Unglück gestürzt und um sein ganzes Vermögen gebracht wird, Einhalt zu thun. Man trifft zwar fast in allen wohlgeordneten Staaten die schärfsten Verbote, besonders wider die Hazardspiele, an, welche fast jährlich erneuert werden; allein es ist bekannt genug, wie wenig diese heilsame Verordnungen beobachtet werden. Die Spieler wissen, wenn sie es gleich nicht öffentlich thun dürfen, ihre unordentliche Leidenschaft in diesen Stücken schon im Verborgenen zu vergnügen, und dergleichen geheime Spielgesellschaften pflegen gemeiniglich die gefährlichsten zu seyn. Ginge der Verlust im Spiele bloß auf das baare

thige Ruhe, den Gleichmuth, und giebt in der Hitze dasjenige wieder hin, was man gewonnen hatte. Daher ist jedem Spieler, der im Glücke ist, oder der Glück hat, Vorsicht und Ruhe zu empfehlen; man kann, nach Verhältniß der gewonnenen Summe, den Satz, Einsatz wohl steigern, jedoch immer nur so, daß man frei spielt, nur den Gewinn dazu anwendet, nicht aber wieder den eigenen Beutel. Denn das ist der Vortheil des Spielers, der sich im Glücke befindet, daß er mit fremdem Gelde das Vergnügen des Spiels genießt. Trifft er nun seine Einrichtungen so weise, daß er bei seinem Glücke mäßig spielt, den dazwischen fallenden Verlust mit Gleichmuth erträgt, und ihn nicht gleich wieder durch höhere Spielsätze, oder durch Forcirung des Spiels zurück haben will, so wird er selten sein gehabtes Glück zu beklagen haben; denn er wird immer wieder das gehabte Unglück mit dem sich wieder einstellenden Glücke balanciren können, ja Letzteres ihn nicht verlassen. —

Spielgraf, Erbspielgraf, in Oesterreich, ein Erbbeamter dieses Reiches, welcher ehemals alle Spielleute (Schauspieler und Musikanten) des Kaiserthums unter seiner Aufsicht hatte; daher das Erbspielgrafenamt. Es bestand als ein allein stehendes Amt nur bis zu Anfange des 17ten Jahrhunderts. Von der Zeit an wurde dasselbe mit dem Erbkämmerer-Amte verbunden, bei dem es auch geblieben ist.

Spielhahn, ein Name des Birk- oder Laubhahns, dessen Weibchen das Spielhuhn genannt wird; s. Birkhahn, Th. 5, S. 382 u. f. Nach Adelung soll diese Benennung entweder von seiner Stimme, oder von der Beweglichkeit seines Schwanzes, oder auch von seinen spielenden schwarzen Federn herrühren.

Spielhaus, ein Haus, in welchem gespielt wird, sowohl ein Haus, in welchem dramatische Vorstellungen ge-

geben werden, das Schauspielhaus, s. dieses, Th. 141, S. 230, als auch ein zu Gesellschaftsspielen: Karten, Schach, Dame, Toccategli, Roulette ꝛc., bestimmtes Haus; dergleichen Häuser giebt es in Italien, besonders in Venedig und Florenz ꝛc., welche Kasino genannt werden; s. unter Spiel (Kasino), oben, S. 24. Auch diejenigen Gast-, oder Gesellschafts-, Conversations-Häuser in den Bädern ꝛc., in welchen man Bank hält, werden Spielhäuser genannt; so auch diejenigen Häuser, in welchen die Lotterie gezogen wird, das Lottocomptoir ist. Man pflegt auch uneigentlich die Wohnungen derjenigen Caffetiers und Restaurateurs, in welchen stark in Karten gespielt wird, Spielhäuser zu nennen, wenn gleich sie nur einzelne Spielzimmer halten, in denen erlaubte Spiele gespielt werden; eben so auch die Schach-, l'Hombre-, Whist-, Boston- ꝛc. Klubs in Privathäusern. Die Zimmer in den eigentlichen Spielhäusern müssen so getheilt seyn, daß der eine dazu bestimmte Theil für die am Tage Spielenden, besonders im Sommer, nach dem Hofe hinaus liegt, und der andere Theil, für die Spieler am Abende, in der Nacht, nach der Straße, weil man hier die Fensterladen ꝛc. schließen kann. Diese Wahl, oder dieser Unterschied in den Zimmern, ist darum nöthig, damit die Spieler nicht im Spiele durch das Geräusch auf der Straße gestört werden; denn jedes Spiel, hauptsächlich aber in Karten, erfordert Aufmerksamkeit, und diese könnte doch durch manche zufällige Ereignisse, an die man nicht so gewöhnt ist, wie an das bloße tägliche Geräusch auf der Straße, gestört werden. Dann ist noch am Tage ein gutes Licht erforderlich, und überhaupt Geräumigkeit, damit mehrere Spieltische gestellt werden können, ohne daß sich die Spieler gegenseitig hindern. Das Dekoriren der Zimmer, so einfach als möglich, hängt von dem Eigenthümer des Spielhauses,

oder auch von der Gesellschaft ab, sobald Letztere es ausschließlich nur für sich gemiethet hat.

Spieljacht, in den Seestädten, eine zu Spazierfahrten bestimmte Jacht.

Spielkabinet, das Kabinet oder Stockwerk auf einem Thurme, der ein Glockenspiel hat, worin die Walzen angebracht werden, welche das Glockenspiel in Harmonie setzen, und durch ihre Hebarme die Tangenten jeder Glocke anschlagen; s. unter **Glockenspiel**, Th. 19, S. 189.

Spielkarte, Charta lusoria; Fr. Carte à jouer; Engl. Card; Ital. Carta; eine Karte, oder Karten, Blätter zum Spielen, mit denen man ein Spiel zur Unterhaltung, Zeitkürzung, um einen bestimmten Spielsatz ꝛc. ausführt. Die Gestalt der Karten, dieser jetzt überall verbreiteten und gekannten Blätter, ist länglichviereckig; sie sind steif, glatt, auf der einen Seite mit Figuren, auf der andern aber mit rothem oder blauem Geäder, Geflamme ꝛc. bedruckt. Diese Gleichheit der Zeichnung auf der Rückseite hat oder gewährt den Vortheil, daß Niemand eine Karte von der andern unterscheiden kann, und dieserhalb sind sie auch gleich groß und breit, und egal beschnitten. Man hat auch Spielkarten, die auf der Rück- oder Hinterseite weiß sind; allein sie werden nicht so allgemein zum Spiele gebraucht, wie die auf der Rückseite geflammten, geaderten ꝛc. Daß die Zeichnung der Rückseiten der Karten bloß darum geschehen, daß man den Schmutz nicht so leicht gewahren soll, der durch die häufige Betastung derselben auf dieser Seite mit den Fingern entsteht, wie man es in manchen Schriften über die Spielkarten angeführt findet, ist wohl unrichtig; denn wenn man bloß dieses im Auge gehabt hätte, so hätte man der Rückseite wohl eine andere Farbe oder Zeichnung, eine ganz graue, oder dunkelbraune, eine graue Marmorfarbe geben können; allein die Absicht scheint

wohl nur durch die jetzt darauf befindlichen bekannten Zeichnungen gewesen zu seyn, die Karten auch von dieser Seite zu dekoriren, ihnen auch von dieser Seite eine Zeichnung zu geben, und dann auch wohl, durch diese gleiche Zeichnung die Figuren, oder die vordere Seite, unkenntlich zu machen; obgleich Spieler von Profession auch durch tägliches aufmerksames Studium in dem Geflammten, Geäderten ꝛc. es dahin gebracht haben, die Figuren der Blätter daran zu erkennen.

Geschichte der Erfindung der Spielkarten. Zu welcher Zeit die Spielkarten eigentlich erfunden worden, und in welchem Welttheile, von welchem Volke dieses geschehen, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, da die Nachrichten darüber, die man in alten Werken zerstreut findet, sich widersprechen. Die ältesten Spuren der Karten, oder die ältesten Notizen über die Spielkarten weisen auf Asien und Afrika hin, und wahrscheinlich haben die Wahrsagerkünste und Gaukeleien der Zigeuner, die sich dazu gewisser Blätter oder Täfelchen von Holz, Rinde, Baumblättern, Knochen, Fellen ꝛc. zur Ausübung ihrer Künste bedient haben mögen, wie auch schon oben, unter Spiel (Karten-) ist angeführt worden, zur Erfindung der Spielkarten Veranlassung gegeben; denn auch noch jetzt findet man überall in den Ländern Europa's, wo sich die Zigeuner hauptsächlich aufhalten, wie in Ungarn, Siebenbürgen ꝛc., daß sie sich mit der Wahrsagerei abgeben, besonders die Weiber dieser Nation. Nach Griselini*) verkaufen sie auch im Temeswarer Banat gewisse kleine Steine, meist schlackenartig, von denen sie rühmen, daß wer sie trage, glücklich in der Liebe, im Spiele, und in andern Dingen sey; auch

*) Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temeswarer Banats. 1r Thl., S. 207, 208.

verkaufen ſie kleine, mit ſeltſamen Charakteren beſchriebene Zettelchen, Amuletten ꝛc., zu ähnlichen Zwekken. Dieſes Alles deutet bei dieſem Volke darauf hin, daß ſie die Erfinder und Verbreiter der Spielblätter und der damit vorgenommenen erſten Spiele, Arten von Hazardſpielen, in den Morgenländern, in Aſien ꝛc. geweſen ſind, wovon auch die Urſache in ihrer herumziehenden, ungebundenen, und auf Wahrſagerkünſte, Dieberei und Betrug ſich gründenden Lebensart liegt, wie Grellmann ſie in ſeinem Werke: Hiſtoriſcher Verſuch über die Zigeuner, Göttingen, 1787, treffend genug ſchildert. Das Pharaoſpiel deutet auch auf die Zigeuner hin; denn nicht vom Könige Pharao führt dieſes Spiel den Namen, ſondern von den Zigeunern, welche in Frankreich Aegyptier oder Pharaonen genannt wurden. Dieſes Spiel kann daher eben ſo gut Zigeunerſpiel heißen, weil der Name Pharao mit Zigeuner gleichbedeutend iſt. Auch aus der unter Spiel, Th. 157, S. 545, angeführten Stelle des Cyprianus, Biſchofs zu Karthago, aus dem dritten Jahrhunderte, geht hervor, daß man damals ſchon gemalte Karten gehabt haben müſſe. Alle dieſe einzelnen Notizen, die man hin und wieder in Werken zerſtreut findet, geben über die Erfindung und Art, wie die Karten zuerſt angefertiget worden und ausgeſehen haben, weiter kein Licht, und ſo bleibt Alles, was man von den Karten und Kartenſpielen vor dem dreizehnten Jahrhunderte hin und wieder in Schriften angeführt findet, nur ein Beitrag zu der Vermuthung, daß die Spiele mit einer Art von Blättern, Karten genannt, ſchon ſehr alt ſind, und aus dem Morgenlande, wahrſcheinlich aus Indien, herſtammen, und dann durch die Zigeuner, den Handel, die Araber und Mauren, Kreuzfahrer ꝛc. weiter durch die alte Welt verbreitet worden ſind. So viel ſcheint übrigens gewiß zu ſeyn, daß die Spielkarten bei den Morgenlän-

diſchen Völkern zur Zeit ihrer Erfindung und Ausbreitung ganz anders geweſen ſeyn müſſen, als diejenigen der neuern Europäiſchen Völker. Die Erfindung der eigentlichen Spielkarten, wie man ſie noch jetzt zum Theil zu dem Spiele gebraucht, gehört daher einem neuern chriſtlichen Volke an, wem es aber ſo eigentlich angehört, iſt etwas ſchwer zu entſcheiden, weil ſich mehrere Völker dieſer Erfindung ſtreitig machen. Der Jeſuit Meneſtrier in ſeiner Bibliotheque curieuse et instructive, giebt, nachdem er zum Lobe des Spieles bis zur Schöpfung der Welt zurückgeht, Frankreich als das Land dieſer Erfindung an, und ſetzt die Zeit zwiſchen 1380 — 1392, in einem von den genannten Jahren ſey dieſe Kunſt alſo daſelbſt entdeckt worden; man habe ſie beſonders angewendet, um dem in Wahnſinn gefallenen Könige, Karln dem Sechſten, die Zeit zu kürzen. Er erklärt ferner die gewöhnlichen ſogenannten vier Farben, Coeur, Pique, Trefle und Carreau, für die vier Stände, nämlich für den Geiſtlichen-, Soldaten-, Bauer- und Bürgerſtand; die vier Könige, David, Alexander, Cäſar und Karl der Große, für die vier Monarchien, die Jüdiſche, Griechiſche, Römiſche und Deutſche; die vier Damen, Rahel, Judith, Pallas und Argina oder Regina, für die verſchiedenen Arten über einander zu herrſchen, nämlich durch Schönheit, Frömmigkeit, Klugheit und das Recht der Geburt, und was dergleichen Erklärungen mehr ſind. Auch die Verfaſſer der Franzöſiſchen Encyklopädie halten die Karten Franzöſiſchen Urſprungs, weil die Lilien auf den Kleidern aller Kartenbilder ſichtbar ſeyen, und vermuthen, daß der unter dem Herzbuben ſtehende Name La Hire der Name des Erfinders ſey, Hector und Ogier le Danois aber, welche Namen unter dem Carreau- und Piquebuben ſtehen, die Namen ſeiner Gehülfen geweſen ſeyn könnten; daß aber der Trefle-

bube ohne Namen geblieben, sey darum geschehen, um auch dem Kartenmacher einen Platz zu seiner Verewigung übrig zu lassen. Der Abbe Rivet*) entreißt aber seiner Nation den Ruhm die Karten erfunden zu haben. Nach ihm sind sie schon im Jahre 1330 bekannt gewesen, von den Spaniern erfunden, und von ihnen zu den Italienern und Franzosen gebracht worden. Diese Art von Spiel sey aber bald in eine gewisse Verachtung gekommen, und es schon im Jahre 1332 in Spanien verschiedenen Ritterorden durch ihre Statuten untersagt worden. Auch in Frankreich sey es Anfangs nicht besonders begünstiget worden, indem es vom Könige Karl dem Fünften ausdrücklich hieße: daß dieser Monarch dem kleinen Johann le Saintré bloß darum so sehr gewogen gewesen sey, weil dieser weder das Würfel-, noch Kartenspiel geliebt habe. Man habe dieses Spiel auch in einigen Provinzen dieses Reiches sehr verabscheut, welches aus den bösen Namen, die man hier und dort den Kartenbildern gegeben, hervorgehe. So z. B. nannte man in der Provence im Jahre 1361 die Buben Tuchim nach einer grausamen Räuberbande, welche damals sowohl diese Provinz, als auch die Grafschaft Venissin aufs schrecklichste verheerte. Uebrigens soll das Kartenspiel nach Rivet erst seit Erfindung des Piquets unter König Karl dem Siebenten in Frankreich in gute Gesellschaften eingeführt worden seyn. Nach dem Herrn Bibliothekar Tiraboschi zu Modena, in seinem Werke von der Literatur Italiens, sollen die Spielkarten schon in einer Italienischen Handschrift vom Jahre 1299 erwähnt werden**). Hiernach wären die

*) In den Eclaircissements historiques et critiques sur l'Invention des Cartes à jouer.

**) Fin dal secolo XIII, cioè assai prima che in Francia, e in Allemagna, si usavano in Italia le carte da giaoco. Ho Fatta altrove menzione del Trattato del Governo della Famiglia, scritto nel 1299 da Sandro di Pipozzo, di cui conservava un Codice a penna Francesco Redi.

Spielkarten eine Erfindung der Italiener. Auch Volatteranus, ein gelehrter Florentiner, welcher zu Ende des funfzehnten, und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gelebt hat, beschreibt die Spielkarten als eine noch damals neue Erfindung, und eignet sie auch seinen Landsleuten, den Italienern, zu, indem er sagt: daß sie aus Italien nach Frankreich und Deutschland gekommen. Wenn die Italiener schon am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts Spielkarten gehabt haben, so können dies wohl nur gemalte Karten gewesen seyn, so wie überhaupt die Briefmaler der damaligen Zeit sich mit allen dergleichen kleinen Malereien beschäftigeten. Auch waren die gemalten Karten schon in Frankreich im Jahre 1364 Mode *), wie sie auch noch im achtzehnten Jahrhunderte vor der Revolution in diesem Lande bei Hofe Mode waren. Herr von Murr **) sagt: Es sey von Papillon ein Irrthum, wenn er schon im Jahre 1254 Spielkarten in Frankreich angiebt; denn in einem pergamenen Gesetzbuche in Nürnberg, aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, lieset man im Jahre 1286 oder 1290 noch nichts von Karten, wohl aber von andern Spielarten, dagegen kommen die Karten zwischen 1380 und 1384 vor. Nach dem berühmten Französischen Formschneider Papillon sollen auch die ersten Holzschnitte von einem Grafen und einer Gräfin Cunio in Ravenna um das Jahr 1285 verfertiget, und dem Pabste Honorius dem Vierten überreicht worden seyn. — Hiernach zu urtheilen, könnten die Italiener wohl die

---

Storia della Letteratura Italiana. Tomo VI, Part. II, p. 402. Modena, 1776.

*) Bullet, Recherches historiques sur les cartes à jouer. Lyon, 1757.

**) Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in der H. R. Reichs freien Stadt Nürnberg ꝛc. Nürnberg, 1778, S. 668. — Journal zur Kunstgeschichte von C. G. v. Murr, erster Theil, S. 93.

Karten mit Druck, die bedruckten Spielkareen erfunden haben; allein nach den Bemühungen, die ſich dieſerhalb der Herr von Murr, um dieſe Erfindung der Deutſchen zu retten, gegeben hat, iſt von einem Grafen Cunio nichts zu ermitteln, alſo auch dieſe Erfindung der Italiener in Zweifel zu ziehen, und ſie gebührt wohl den Deutſchen. Daß aber die gemalten Karten, oder überhaupt diejenigen Spielblätter, womit man früher geſpielt hat, und die aus dem Morgenlande herſtammen, welche Geſtalt und Figuren ſie auch gehabt haben mögen, uns aus Italien zugebracht ſeyn müſſen, daran iſt wohl nicht zu zweifeln. — Daß auch unſere Voreltern leidenſchaftliche Spieler geweſen ſeyn ſollen, geht ſchon aus dem Tacitus hervor; und daß auch die Karten früh bei ihnen Eingang gefunden, beweiſet das Landsknechtsſpiel, nach einigen Schriftſtellern auch Lanzknechtsſpiel, weil die Soldaten in der frühern Zeit mit Lanzen bewaffnet geweſen, und daher Lanzenknechte hießen, welchen Namen des Spiels die Franzoſen in Lansquenet verwandelt haben, ſ. auch unter Spiel, Th. 157, S. 547, und S. 765. So viel iſt aber gewiß, daß man zu den Zeiten der Minneſänger, und auch noch ſpäter, noch nichts vom Kartenſpiele wußte; denn außer dem Schach- oder Zarelſpiele, kannte man damals weiter nichts, als Würfelſpiel, über deſſen Erfinder, als ein Bevölkerer der Hölle, Reimar von Zweter das Wehe ausruft. Indeſſen ſollen doch ſchon, wenn nicht im dreizehnten, doch gewiß im vierzehnten Jahrhunderte Kartenmacher in Deutſchland geweſen ſeyn; auch hat man ſchon im funfzehnten Jahrhunderte wider das Kartenſpiel zu predigen für nöthig gefunden. Es läßt ſich daher aus der Geſchichte, aus allen Notizen, die man über die Karten und Kartenſpiele in alten Werken zerſtreut findet, nicht ermitteln, wer eigentlich der Erfinder der Spielkarten in der Geſtalt, wie wir ſie noch aus älteren Zeiten vorfinden, das heißt, aus Kar-

tenpapier und in länglich viereckiger Gestalt, gewesen. Da die Klöster die Bewahrer der Künste und Wissenschaften in den Zeiten der Barbarey, der Roheit gewesen; da manches Heiligthum in den Wissenschaften und Künsten durch sie wieder an das Tageslicht gekommen, so wollte man ihnen auch die Erfindung der Spielkarten zuschreiben. Es hatte sich nämlich eine alte Sage bei den Kartenmachern fortgepflanzt, nach welcher die Mönche in einem Kloster sie erfunden, und auch damit zur Erholung gespielt haben sollen; das Spiel hätte sich nun weiter in andere Klöster verpflanzt, und ein Fleischer, der in einem Kloster wegen seines Gewerbes zu thun gehabt, hätte es erlernt, und sowohl die Verfertigung der Blätter, als auch den Gebrauch derselben bekannt gemacht. Auch sei deswegen noch das Fleischerbeil auf dem sogenannten Eckerdause der Deutschen Karten beibehalten worden. Zincke macht dabei in seinem Deutschen Real-Manufaktur- u. Handwerks-Lexicon, Th. 1, S. 406, die Bemerkung: Wenn gleich Erasmus zu seiner Zeit die Klöster so beschreibt, daß man solches vermuthen könne, so sey es doch eine ungewisse Sage, und auch nicht viel daran gelegen, daß wir mit Aufsuchung des Erfinders dieser herrlichen Sache Zeit und Mühe verlieren. — Wenn nun auch der Erfinder der Spielkarten, wie man sie die Zeit her gebraucht hat, nicht zu ermitteln ist, so bleibt uns Deutschen doch die Ehre: Erfinder des Kartendruckes zu seyn; denn wenn die oben angeführten Holzschnitte des Alberico und der Isabella Cunio ihre Richtigkeit hätten, so können sie unserer Erfindung doch nichts schaden; denn sie blieben so geheim, als ob sie gar nicht da gewesen wären; da selbst der oben erwähnte Bibliothekar Tiraboschi zu Modena nichts darüber hat ermitteln können; denn dieser Gelehrte, ein Freund des Herrn von Murr, schreibt an diesen am 19. Juli des Jahres 1778, daß er nirgends von

der Erfindung des Grafen Cunio in Holz zu schneiden etwas gefunden habe, daß sich kein Denkmal davon in Italien aus dem dreizehnten Jahrhunderte vorfinde; und auch nur Papillon der Einzige sey, der dieses aufstelle. Es haben auch Einige den Niederländer Janſen Koſter für den Erfinder des Kartendruckes angegeben, allein mit eben so wenig haltbaren Gründen; Herr von Murr hält die ganze Erfindung dieſes Koſters, sowohl in Holz geschnitten zu haben, als auch seine Druckerei, für ein Mährchen; da vor dem Jahre 1575 nirgends die geringste Meldung von dieſem Manne geschehe. Daß er gelebt, Kartenmacher oder Briefmaler gewesen, und 1440 gestorben seyn kann, könnte man annehmen, sagt Herr von Murr, allein auch dieſes sey nicht einmal erwieſen. Nach der Académie des Sciences et des Arts ꝛc., Amsterdam, 1682, Tom II, wird seiner, des Koſters, schon um das Jahr 1568 gedacht, in welchem Jahre Adrian Junius Bruchstücke aus seinem Leben und über seine Erfindung liefert.*) Uebrigens hatte Nürnberg schon im Jahre 1433 Kartenmacher, und 1438 Kartenmaler, welche 1473 Briefmaler, u. 1486 Illumineur genannt wurden, wie aus den Stadtbüchern daſelbſt zu ersehen. Nach Allem, was sich über die Erfindung der Karten ermitteln läßt, geht hervor, daß sowohl dieſe Blätter, als auch die Spiele und Spieler selbſt in sehr schlechtem Anſehen im Allgemeinen bei dem Volke geſtanden haben müſſen, da man so wenig aus den früheſten Zeiten bei den Schriftſtellern aller kultivirten Völker davon angeführt findet. Man hat die Kartenſpiele immer zu den geheimen Künſten, zu den Künſten des Teufels gerechnet, und das Spielen mit gaunern, und die Spieler mit Gauner gleichbedeutend gehalten, welches auch mit daher gekommen, daß man gegen das Karten- und Würfelſpiel oftmals nicht nur

*) In dem angeführten Werke findet sich auch sein Portrait, von Campen gezeichnet u. von de Larmeſſin geſtochen.

sehr geschärfte Edicte erlassen, sondern auch dagegen von der Kanzel herabgedonnert hatte, wodurch es in den Augen des Volkes völlig herabgesetzt, und der Straßenräuberei gleich geachtet wurde. Dieses ist auch der Grund, daß die Schriftsteller in den früheren Jahrhunderten der Christenheit das Spiel nur selten erwähnen, und wo es geschieht, nur immer von der Schattenseite desselben reden, also sich auf weitere Untersuchungen über dessen Erfindung ꝛc. nie eingelassen haben, und daher hat der oben erwähnte Ober-Consistorialrath Zincke wohl recht, wenn er es für eine nutzlose Mühe ansieht, in einem so wenig erhellten Felde Forschungen anzustellen, um so mehr, da auch die Angaben der Schriftsteller, wegen der muthmaßlichen Erfindung der Karten und des Kartenspiels, bei diesem oder jenem Volke, sich so entgegen sind. Die ältesten Nachrichten von Karten und dem Kartenspiele in Deutschland findet man in einem Buche, welches den Titel führt: Das Guldin Spiel, gedruckt bei Günther Zeiner, in Folio, 1472, worin gesagt wird, daß das Kartenspiel im Jahre 1300 nach Deutschland gekommen, welches nach Breitkopfs Meinung wohl durch den Zug Kaiser Heinrichs des Siebenten nach Italien geschehen wäre. Wie die Karten zu dem Spiele aber ausgesehen, wird nicht angeführt, wahrscheinlich waren es gemalte Karten, wie schon oben gesagt worden. Man vergleiche mit dieser Geschichte der Karten auch den Artikel Spiel, Th. 157, und die Spiele im Register desselben.

Gestalt, Farbe und Bedeutung der Spielkarten. Daß auch die Spielkarten so gut, wie alle andere Gebrauchsgegenstände des Lebens, der Mode unterworfen worden, braucht hier wohl kaum angeführt zu werden; indessen bezieht sich diese Mode nicht auf die Veränderung ihrer Gestalt, sondern auf das Gewand, den Druck, die Malerei. Die Gestalt der Spielkarten ist, wie schon oben, S. 206, angeführt wor-

den, ein längliches Viereck, welches länger bei den alten, bei den neuen kürzer ist. Daß sie von einem dazu eigends bereiteten Papiere gemacht werden, wird weiter unten vorkommen. Die Grundfarbe der Karten ist weiß, und die Augen und Figuren auf der rechten Seite unterscheiden sich jetzt in schwarz und roth, die linke, oder Kehrseite, ist entweder blau-, oder rothgeädert, oder geflammt, oder getäfelt, oder gesternt ꝛc. Der Hauptunterschied liegt aber in den schwarzen oder rothen Figuren ꝛc., die zum Spielen dienen, oder wonach ein jedes Kartenspiel gespielt wird. Die ältesten Karten sind die Italienischen sogenannten Trappolierkarten, hierauf folgen die Deutschen, und dann die Französischen, als die neuesten Karten. Andere von den genannten, in den Figuren abweichenden Spielkarten, die hin und wieder in manchen Ländern gebraucht worden sind, können zu diesen angeführten drei Hauptarten der Spielkarten so eigentlich nicht gerechnet werden; sie machen nach ihrer bald kurzen, bald längeren Dauer, und nach der Beschränkung auf gewisse Länder und gewisse Zirkel, auch besondere Arten aus. Einige davon werden unten erwähnt werden. — Die Trappolierkarten, als die angeführten ältesten Karten, haben vier verschiedene Figuren, nämlich: Spadi, Schwerdter; Bastoni, Stäbe; Denati, Pfennige u. Coppe, Becher; dann vier Bilder, als König, Königin, Kaval oder Reiter, und Bube, und das Spiel besteht aus 52 Blättern. — Die vier verschiedenen Figuren der Deutschen Karte sind: Herzen, braunroth; Laub, grün; Eicheln oder Eckern, grün und gelb; Schellen, mennigroth. Die Bilder sind: König, Ober und Unter, oder Bube. Das ganze Spiel besteht nur aus 32 Blättern. — Die Figuren der Französischen Karte, als der jetzt allgemein verbreiteten, bestehen in roth aus: Coeur oder Herzen, und

Carreau oder Rauten, auch Schellen und Eckstein genannt; in schwarz aus: Pique, oder Spaden, auch Schippen genannt, und aus: Treffle, Kreuz, oder Klee. Die Bilder sind: König, Dame und Bube, oder Valet, und das Spiel besteht aus 52 Blättern; bei vielen Spielen auch nur aus 32, es fallen dann die Blätter von 2 bis zur 6 eingeschlossen heraus. Die Tarokkarten bestehen aus 78 Blättern, und die Bilder sind: König, Dame, der Reiter oder Kaval, und der Bube. Bei 52 Blättern gehen diese von Eins, als das As, bis zur Zehne in jeder Farbe; dann folgen die Bilder von dem Buben aufwärts bis zum Könige, in jeder Farbe also 13 Karten, z. B. Coeur oder Herzen 13, Carreau oder Schellen 13 u. s. w. Auch die verschiedenen Figuren der Kartenblätter haben ihre Ausleger und Deuter gefunden, wie auch schon oben, S. 209, Einiges darüber angeführt worden; denn wie hätten sie auch ohne Bedeutung zum Spiele dienen können; der Zauber des Wahrsagens, den sie verbreiteten, mußte doch auch in ihre Figuren eine Deutung legen, mußte diese doch auch reinigen von den Schlacken der Unbedeutsamkeit. So sind in den Trappolierkarten die vier höchsten Tugenden vorgebildet: durch die Schwerdter, die Tapferkeit; durch die Stäbe, die Klugheit; durch die Pfennige, die Gerechtigkeit; und durch die Becher, die Mäßigkeit. Bei den Deutschen Karten sind die vier Farben, als die vier Jahreszeiten angenommen, nämlich: das Laub ist der Frühling; das Herz, wegen der Wärme, die es verbreitet, der Sommer; die Eichel, eine Anzeige der Fruchtbarkeit und der Früchte, der Herbst; und die Schellen, das Schellengeläute der Schlitten, der Winter. Oder man stellte durch die vier Figuren die vier Elemente dar; z. B. durch das Herz, als der Ursprung

aller Wärme und der Circulation des Bluts, das Feuer; durch Schellen die Luft, weil sie den Schall giebt; durch das Laub das Wasser, welches zum Theil diese Farbe hat, auch die vornehmste Ursache der Vegetation ist; und durch die Eicheln die Erde, weil sie daraus erzeugt werden. Bei den Französischen Karten hat der Herr von Saint-Foix in den Essais historiques sur Paris, 2de Partie à Londres, 1755, über die Figuren folgende Erklärung gegeben: As ist ein Lateinisches Wort, welches eine Sorte Geldes, und daher auch Reichthum und Vermögen bedeutet. Um also anzuzeigen, daß das Geld die Seele des Krieges, und die Macht eines Fürsten ohne dasselbe nur sehr schwach sey, ist den Assen, oder Däusern die erste Stelle, und selbst der Rang über die Könige in den meisten Kartenspielen gelassen worden. Trefle, Kleeblatt, ein auf den Wiesen ganz gewöhnliches Kraut, giebt einem Generale die Lehre, sein Lager niemals an solchen Orten aufzuschlagen, wo es ihm an Unterhalt für sein Truppenkorps fehlen kann. Die Piques und die Carreaux bedeuten die Zeughäuser, die beständig gut versehen seyn müssen. Auch waren Carreaux eine Art starker und schwerer Pfeile, die mit dem Paleſter geschossen wurden, und die man wegen der viereckigen Gestalt ihres Eisens so benennt. Die Coeurs oder Herzen stellen den Muth der Soldaten und Befehlshaber vor. David, Alexander, Cäsar, Karl der Große stehen an der Spitze der vier Quadrillen oder Farben, und geben den Beweis, wie nöthig es sey, daß die Heere durch kluge, erfahrene und tapfere Generale angeführt werden. Unter den Bildnissen der vier Buben lieset man (ehemals) die Namen Ogier u. Lanzelot, zwei tapfere Krieger zur Zeit Karls des Großen; la Hire und Hector, zwei angesehene Befehlshaber unter Karl dem Siebenten. Auch haben die größ-

ten Herren, ehe sie Ritter geworden, den Namen Valets, oder Buben geführt. Die vier Buben stellen daher den Adel, und die Neune und Zehne die Soldaten vor. Trefledame war die Königin Maria von Anjou, Gemahlin Karls des Siebenten; die Dame in Coeur, die schöne Agnes Sorel; Piquedame, das Mädchen von Orleans, und Coeur-Dame, die Fürstin Isabelle von Baiern. Unter den Königen war nur der Piquekönig als Karl der Siebente dargestellt mit seinen Schicksalen. Die übrigen Könige hat Herr v. Saint-Foix zu erklären übergangen. Am Schlusse seines Aufsatzes sagt derselbe: daß ein Spiel Karten, mit der Hülfe eines Commentars, von eben der Wichtigkeit seyn kann, als viele Griechische und Römische Schriftsteller. So unrecht hatte hier Herr von Saint-Foix nicht; denn ein solcher Commentar wird gewiß, besonders in der damaligen Zeit, hundertmal mehr Leser gefunden haben, als die Ausleger des Homers und Virgils. — Uebrigens deuten die Bildnisse, so wie überhaupt die Figuren der Karten, das Kriegeshandwerk, die Kriegskunst an, und hiernach kann man urtheilen, daß die Kartenspiele vorzüglich von den Soldaten, den Kriegern in Feldlägern, und nachdem die stehenden Heere eingeführt worden, in den Garnisonen, auch auf den Wachen u. s. w. sind gespielt worden, wie sich solches bei den Soldaten auch noch bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt hat, weil der Soldat, besonders auf den Wachen, um sich des Nachts munter zu erhalten, keine andere Zeitkürzung gut vornehmen kann; denn hier nehmen gleich Mehrere an einem Spiele Theil, kürzen sich so die Zeit, und bleiben munter, besonders im Winter, bei den langen Abenden. In der Trappolierkarte deutet das Schwerdt den Becher, die Pfennige und Stäbe den Krieger an. Das Schwerdt zum Fechten, der Becher

zum Trinken, welches in Feldlägern die Würze beim Spiele iſt, die Pfennige der Sold, welcher den Spielſatz ausmacht, und mit den Pfennigen daher verglichen wird, weil er beim gemeinen Soldaten nur geringe iſt, und die Stäbe zum Rechnen oder Berechnen der Augen im Spiele. Bei den Deutſchen Karten iſt die Auslegung der Figuren auf den Krieger freilich nicht ſo einleuchtend, indeſſen kann man auch hier eine Auslegung nach dem Charakter des Vaterlandes wagen. Das Herz deutet theils auf die Tapferkeit des Deutſchen, der Herz hat, und beherzt iſt, theils auch auf die Liebe, die der Krieger auch auf ſeinen Heereszügen pflegt. Das Grün, oder Laub, die Farbe der Hoffnung, die ihm überall auf ſeinen Zügen, da ſonſt die Kriege nur in der ſchönen Jahreszeit, im Sommer geführt wurden, von den Feldern, Wieſen ꝛc. entgegen lächelte; auch wohl weil die Krieger ſich mit belaubten Zweigen den Hut ſchmückten; dann auch, da die Jagd ein Hauptvergnügen des Deutſchen iſt, und der Jäger, der Schütze ſich grün kleidet. — Die Eichel, das Sinnbild des Deutſchen, die Frucht der Eiche von Deutſchlands Wäldern, durch die er zog, und in denen er oft lagerte; und Schellen, das klingende Spiel, mit dem voran er in das Feld zog. Bei den Franzöſiſchen Karten finden gleiche Deutungen auf den Krieger in den Figuren Statt. Das Coeur, oder Herz deutet auf die Liebe, der der Franzöſiſche Krieger beſonders huldiget, und da überhaupt die Kartenſpiele auch in die Zeiten der Turniere, ſpäterhin Carouſſelle, Roßballetts, überhaupt der Ritterſpiele fallen, wobei die Damen den Preis austheilten, ſo mußten die Figuren der Karten auch wohl dieſes Gepräge tragen, beſonders da die Kartenſpiele von den Großen und Vornehmen geſpielt wurden, und da der Franzoſe in jenen Zeiten beſonders galant war, in welchem Grade er es jetzt nicht mehr iſt, ſo

mußte auch die Liebe bei ihm, außer der Tapferkeit, mit oben anstehen, und daher kann das Coeur auf den Französischen Karten erklärt werden. Das Trefle oder Kreuz ist das Bild eines frommen Ritters, eines Kreuzritters, deutet also gleichfalls auf den Krieger. Das Pique, oder Spade, Schippen, ist das Bild einer Waffe, und das Carreau, oder die Raute, Schellen, eine bekannte Figur in der Heraldik. Betrachtet man nun die Bildnisse der Karten, die Könige, Damen, die Kavals oder Reiter, und die Buben oder Knechte, Valets; so wird man hier wieder die Erklärungen der oben ausgelegten Figuren finden, wieder die Deutungen auf den Krieger, die Tapferkeit und die Liebe; König oder Fürst, Ritter, Dame und Knecht, Alles aus den Ritterspielen, denen alle erste Stände der Europäischen kultivirten Nationen huldigten, Spanier, Portugiesen, Italiener, Franzosen, Deutsche und Engländer ꝛc. Alle Embleme, Figuren, Zeichen ꝛc. der Karten sind daher dem Mars und der Venus, der Tapferkeit und der Liebe gewidmet; und da der sogenannte dritte Stand zu der Zeit noch kein so bedeutendes Gewicht in der Ständeleiter hatte, wie in der neuern und neuesten Zeit, wo die Wissenschaften und Künste, die besonders von diesem Stande gepflegt wurden, eine vorzügliche Höhe erreichten, so daß dadurch die Stände sich näher rückten, und ihre besondern Befähigungen in den verschiedenen Zweigen des öffentlichen, des Geschäftslebens gegenseitig mehr auszutauschen anfingen, so konnten auch die Figuren der Karten keine Beziehung auf diesen Stand haben, und auf die Tugenden, die ihm beiwohnten; daher sind diejenigen Auslegungen, die sich auf andere Eigenschaften bürgerlicher Verhältnisse beziehen, außer dem Kriege oder der Kriegskunst ꝛc., hier nicht an ihrem Orte. — Wie schon oben erwähnt worden, sind auch die Bildnisse der Karten der Mode un-

terworfen worden, und daher hat man Türkenkarten, Soldatenkarten, Hexenkarten ꝛc. mit allen nur möglichen sinnbildlichen Nebendeutungen, die sich theils auf Personen, theils auf die Thorheiten der Zeit bezogen, gehabt, und daß diese Bilder sowohl in Italien und Frankreich, als auch in Deutschland mit bittern, satyrischen Ausfällen verziert gewesen seyn müssen, geht daraus hervor, daß der Brief- und Kartenmaler in einigen Polizeiordnungen Erwähnung geschieht, und sie der Censur unterworfen werden. Man hat aber auch, um die grotesken Figuren der gewöhnlichen Spielkarten zu verbannen, Bildnisse in einigen Kartenmanufakturen schneiden lassen, die doch wenigstens einigen Kunstgeschmack verrathen; allein sie scheinen nicht recht Fortgang gehabt zu haben, wenigstens gewahrt man in dem Preußischen Staate immer noch die gewöhnlichen Bildnisse auf den ordinairen Karten, jedoch mit einigen Abänderungen gegen die ganz alten. In Hamburg hatte man z. B. auf den Geismarschen Karten Personen aus dem Shakespeare angebracht, die nach gut ausgeführten Kupferstichen geschnitten waren. Die Stellen der Könige nahmen Heinrich der Fünfte, Hamlet, Macbeth, und König Lear ein, diejenigen der Damen vertraten Ophelia, Cordelia, Lady Macbeth und Frau Quickly, und die Stellen der Buben: Fallstaff, Polonius, Mörder und Narr. Der Einfall dieser Vertauschung der Figuren soll Beifall gefunden haben, aber wie es scheint, nicht lange; denn man erblickt jetzt dergleichen Karten nicht. Hierbei macht Einer den Vorschlag, daß es nicht schwer fallen könnte, die Bildnisse zu vervielfältigen, da uns das Theater dazu Stoff genug, sowohl im Komischen, wie im Tragischen liefere. Man hat nun zwar dergleichen gegebene Winke in den Kartenfabriken nicht benutzt, wohl aber sind die feinen Karten mit bessern Figuren

in Kupferstich decorirt worden, die, wenn gleich nicht Scenen aus beliebten Theaterstücken, doch als hübsche andere, gut ausgeführte Bildnisse sehr ansprechen. Bei den gewöhnlichen Karten, die in die Hände eines nicht so kunstsinnigen Publikums kommen, thun die alten Bildnisse immer noch ihre Dienste; s. auch den Art. Spielkartenhandel.

Verfertigung od. Fabrikation der Spielkarten. Die Materialien, die zur Verfertigung der Spielkarten nöthig sind, bestehen in einigen Sorten geleimten u. ungeleimten Papiers, in einem guten Kleister, und in den zu den Augen und Bildnissen nöthigen Farben. Da jede Karte gewöhnlich aus drei Blättern besteht, nämlich aus dem Vorder-, Mittel- und Hinterblatte, so wird dazu auch verschiedenes Papier gebraucht. Das Vorder- oder Figurenblatt der feinen Deutschen und Französischen Karten erhält Holländisches, das Hauptblatt Herren-, und das Mittelblatt Conceptpapier; auch nimmt man zu ganz feinen Karten, besonders den Französischen, sowohl zum Vorder- als zum Hinterblatte, Holländisches Papier. Zu den gewöhnlichen Deutschen Karten nimmt man zu dem Mittelblatte nur weißes Makulaturpapier, und zu dem Vorder- und Hinterblatte gewöhnliches Druckpapier. Das zu den feinen Karten bestimmte Papier muß übrigens weiß, gut geleimt, und ohne Musterzeichen seyn, damit nichts dem Spieler einige Merkmale verrathe. Zu den gewöhnlichen Karten, Bauerkarten, gehört das oben angeführte Druckpapier ohne Leim. Man kann zu den feinen Karten auch Bischofs-, pro Patria, und andere feine Sorten Papier nehmen, welche den gehörigen Leim und eine schöne Weiße haben. — Den Kleister kocht man aus klarem Mehle und guter Stärke, das Verhältniß ist zu zwei Theilen Weizenmehl ein Theil weißer Stärke, so man vorher in

laulichem Waſſer zerklopft hat. Man ſchüttet das Ganze in den mit dem nöthigen Waſſer gefüllten kupfernen Keſſel zu der Zeit, wenn das Waſſer faſt kocht, rührt es beſtändig mit einer ſchmalen Kelle um, und läßt es unter Umrühren ſo lange kochen, bis er die gehörige Conſiſtenz erhalten hat. Man thut den Kleiſter dann in ein Gefäß, oder beſſer in eine Halbtonne, und rührt ihn des Tages über von Stunde zu Stunde mit einer Kelle um. Dieſer Kleiſter hält ſich im Winter drei Wochen, im Sommer kaum acht Tage. Indeſſen ſoll er ſich weit länger halten, wenn man demſelben im Kochen etwas gepülverten Alaun zuſetzt. Wenn der Kleiſter gekocht worden, wird er den folgenden Tag darauf durch ein Sieb mit einem Haarbeſen gerührt. Farben, die man zu den Karten gebraucht, ſind: zur gelben: der Curcumey in Milch gekocht, oder die Avignonsbeeren, Kreutzbeeren, mit ½ Pfd. fein geſtoßenen Alaun und 6 Maaß oder 8 Quart Waſſer vermiſcht; zur rothen: der gemahlene Zinnober, das Florentinerlack, Wienerlack, in Waſſer zerrieben und mit etwas Kleiſter vermiſcht; zur blauen: das Berlinerblau oder der Indigo, zerrieben und mit Kleiſter vermiſcht; zur grünen: der Grünſpan in Weineſſig zerrieben; zur ſchwarzen: der Ruß mit Waſſer und Kleiſter, und dieſes zuſammen faulen laſſen; auch das Frankfurter Schwarz, mit Waſſer zerrieben und Kleiſter hinzugeſetzt. Man kann auch noch andere Farben, als die genannten nehmen, z. B. zur rothen auch die Scharlachbeeren, welche in Waſſer gekocht werden ꝛc. — An Geräthſchaften gebraucht man in den Kartenmanufakturen: einen kupfernen Keſſel zum Kleiſterkochen, kupferne, meſſingene oder hölzerne Formen oder Platten, zum Abdrucke der Augen und Bildniſſe, mehrere Stockſcheeren, als die Durchſchlag-, Riem- und Blättelſcheere; mehrere Meſſer, worunter ein hölzernes Schnei-

demeſſer, Preſſen, Tiſche, als der Schneide- und der Glättiſch ꝛc., ein Glättſtein, ein Wärmofen, Patronen von Pappe, Rührkelle oder Rührſpatel, Borſten- und Haarpinſel, meſſigne Nadeln, Siebe, Pfriemen, Töpfe, Farbenäpfe, Farbeſtein und Reiber ꝛc. ꝛc.

Eine jede gut eingerichtete Kartenmanufaktur muß einen geräumigen Arbeits- und auch einen guten Trockenſaal haben; letzterer muß viele Fenſter beſitzen, die geöffnet und vor deren Oeffnungen Gazevorſätze geſtellt werden, damit die Zugluft gehörig durchſtreichen, aber kein Schmutz hindurch kommen kann. Auch müſſen die Fenſter von außen mit Läden verſehen ſeyn, um dieſe bei neblichter, regnichter und windiger Witterung zu ſchließen. Ferner muß der Saal an der Decke gut gegypſet und der Fußboden mit Quaderſteinen gepflaſtert ſeyn, damit weder Sand, noch Staub auf die geleimten Blätter falle. Erſterer, der Arbeitsſaal, muß geräumig, hell und mit allen nöthigen Geräthſchaften zur Arbeit verſehen ſeyn. — Das erſte Geſchäft, oder die erſte Arbeit, die in einem beſondern Zimmer oder einer Kammer vorgenommen wird, iſt das Sortiren des Papiers. Bogen, die Runzeln, Eiſenmähler und Knoten haben, werden ausgeſtoßen; kleine Knötchen mit einem Meſſer abgenommen, kleine Eiſenmähler läßt man noch zur Figurenſeite mitunterlaufen; das Papier zur Rückenſeite muß aber ganz tadellos ſeyn, weil ſich die Spieler ſonſt dergleichen Fleckchen ꝛc. merken, und ſo die Blätter erkennen könnten. Beſonders nöthig iſt aber dieſe Reinigung bei dem Mittelbogen, weil ſich die Knötchen dieſes Bogens beim Leimen und Preſſen nicht nur auf dem Vorder- und Hinterbogen ausdrucken, ſondern ſolche Knötchen ziehen auch den Schaden nach ſich, daß beim Glätten der Karten ein Stück aus dem Hinter- oder Vorderbogen ausreißt. Das ſortirte Papier wird nun nach ſeinem

Gebrauche in drei Haufen gelegt, der eine nämlich zum Vorder-, der andere zum Mittel- und der dritte zum Hinterblatte, so, daß man nur beim Zusammenkleben oder Kleistern der Blätter zur Karte nur zugreifen darf; denn da jede Karte nicht einzeln verfertiget wird, sondern so viele Karten zugleich, als auf einem Bogen Papier Raum haben, so heißen in diesem Falle alle Vorderblätter, die auf einem Bogen sind, Vorderbogen, alle Hinterblätter dieser Art Hinterbogen, und alle Mittelblätter Mittelbogen, und daher ist dieses Sortiren und Legen um so vortheilhafter für den Arbeiter. Das ausgeschossene gute Papier wird nun, wie es bei dem Buchdrucker mit dem zum Drucke bestimmten Papiere geschieht, angefeuchtet oder naß gemacht, welches aber nur mit dem Vorder- und Hinterbogen geschieht, weil diese Bogen in der Presse dem Mittelbogen ihre Nässe mittheilen. Es werden aber einige Musirfarben (Benennung der Farben, welche zu dem Geäderten, Geflammten auf der Rückseite der Karten gebraucht werden) auch auf einem unangefeuchteten Hinterbogen abgedruckt, und geschieht dieses, so muß auch der Mittelbogen gefeuchtet werden. Die Anfeuchtung des Papieres geschieht deshalb, damit es beim Drucken der Musirung auf dem Hinterbogen die Farben desto besser annehme. Bei starken Karten, wie bei den Tarok- und Deutschen Karten, auch bei den Bauerkarten, werden die Mittelblätter doppelt genommen, besonders bei nicht gut geleimtem u. beim Maculaturpapiere. Dieses geschieht auf folgende Weise. Der Kleisterer bedient sich einer langen Borstenbürste, womit er den Kleister aufträgt. Der eine Bogen wird nämlich mit dem Kleister auf der einen Seite bestrichen, und dann der andere Bogen darauf gelegt und angedrückt. 250 solcher gekleisterter Blätter oder Pappen bringt man nun unter die Presse, die man anfangs nur schwach anzieht,

dann ſtärker, damit der Kleiſter überall durchziehen, und der überflüſſige abfließen kann. Wenn der gepreßte Haufen von allem Kleiſter ꝛc. gereiniget worden, ſo ſticht man zehn oder zwölf Blätter mit einem Pfriemen durch, und ſteckt in dieſes Loch eine meſſingene Nadel, an deren Ende ein Pflöckchen von Pappe oder Pergament ſtatt des Nadelknopfes feſt iſt, und hängt ſie an dieſer Nadel auf. Dieſes Aufhängen geſchieht in dem oben beſchriebenen Trockenſaale. An die oberſten Balken deſſelben ſind immer 18 Zoll von einander Stricke angemacht, an welche der Aufhänger die gekleiſterten Blätter mit der Nadel von Meſſingdraht, welche durch ſie gezogen iſt, anheftet. Das Trocknen nimmt im Winter 24 Stunden Zeit weg; auch ſchaden Froſt und Hitze dabei. Wenn die Blätter recht trocken geworden, welche Bedingung beim Trocknen vorangeht, weil ſonſt die Karten weich und trübe werden, ſo nimmt man ſie von den Leinen ab. Man faßt nämlich die Blätter mit der rechten Hand, und macht den Draht oder die Nadeln los, und wirft dieſe in eine Schachtel, und den Haufen Papier mit der Linken auf die andere Seite um. Weil nun die zugleich geklebten und ausgebreiteten Blätter an ihren Rändern aneinander geklebt ſind, ſo iſt es nöthig, ſie zu ſcheiden. Um dieſe Arbeit zu verrichten, nimmt ein am Tiſche ſitzender Arbeiter einen Stoß nach dem andern, öffnet eine Ecke, und fährt mit einem hölzernen Meſſer, welches man Scheidemeſſer nennt, zwiſchen durch, und ſo ſcheiden ſie ſich ſchnell und leicht, weil ſie bloß durch den äußeren Rand aneinander kleben. Der Scheidearbeiter muß auch dahin ſehen, daß die Seite, durch welche die Nadel gezogen iſt, vor ihm liege; denn wenn er von dieſer Seite ſcheiden wollte, würde er die Blätter zerreißen. Sollte etwa Sand, oder ein anderer harter Körper, welcher die Blätter beim Glätten zerreißen würde, wie auch ſchon oben bei den Knöt-

chen angeführt worden, so muß man sie auch dieserhalb untersuchen, und davon säubern. Sie werden daher den dazu bestimmten Mädchen und Weibern übergeben, welche mit einem spitzigen Messer alles Unreine und Fremde von beiden Seiten sorgfältig ablesen. Durch diese Säuberung werden die Blätter geschickt gemacht, auf der einen Seite mit dem Vorder- und auf der andern mit dem Rückblatte bedeckt zu werden. Ehe nun dieses geschieht, werden erst diese beiden Blätter mit ihren Figuren und der Musirung bedruckt, das heißt, auf dem Vorderbogen wird der Umriß und die Bilder der Deutschen Gesteine, so wie auch die schwarzen Französischen Augen mit schwarzer Farbe abgedruckt, die rothen Französischen Augen werden dagegen mit einer Patrone gefärbt und nicht gedruckt. Auf dem Hinterbogen werden, wie schon oben erwähnt, allerhand Schnörkeleien, als: Sterne, kleine Würfel, Flammen ꝛc. ꝛc., Musirung genannt, abgedruckt. In den in Holz geschnittenen Figurenformen sind, wie bekannt, die Bilder erhaben geschnitten. Die in Kupfer oder Messing geätzten, oder radirten, gegrabenen Figuren, sind dagegen vertieft, liegen in dem Metalle, statt sie bei jenen im Holze herausstehen. Man hat Rückenformen und Vorformen in Holz, so auch Platten von Kupfer. Die Rückenform enthält die Musirung, und die Vorform die Figuren oder Bilder, Gesteine ꝛc., eben so ist es auch bei den Kupfer- oder Messingplatten, jetzt auch Stahlplatten. Sobald nun das Papier, sowohl zum Vor-, als auch zum Rückenblatte, ist genetzt, gefeuchtet worden, so wird zuerst der Rückenbogen mit der Musirung bedruckt, welches auf folgende Weise geschieht: Man bepinselt die Form, welche die Musirung zu zwölf Karten, oder die musirten Rückseiten von zwölf Karten enthält, mit der flüssigen Farbe, die man dem Geäder, Geflammten, den Sternen ꝛc. geben will, gewöhnlich roth oder

blau, und die vorher in einem Napfe mit Waſſer eingerührt, nnd mit etwas Kleiſter verſetzt worden, legt dann einen angefeuchteten Bogen, das heißt, die Halbſeite deſſelben darauf, und reibt den Bogen auf der Rückſeite mit einem Tuchballen. Man kann die Farbe auch auf die Form mit einer dazu eingerichteten Bürſte auftragen. Man zieht nun den Bogen von der Form ab, und legt ihn ſo auf den Tiſch, daß die Muſirung oben kommt, und ſo bedruckt man auch auf gleiche Weiſe die übrigen Bogen von dem dazu beſtimmten ganzen Rieße Papier ab, und legt die Bogen immer ſo zuſammen, daß ſich zwei Bogen mit ihren Muſirungen berühren, und ſo bleiben auch zwei und zwei Kartenbogen, wenn ſie auf den Mittelbogen geklebt werden, bis zum Glätten vereiniget liegen, hierdurch wird die Muſirung beider Bogen bedeckt, und kann nicht anſchmutzen. Man läßt jetzt die abgehobenen Rückenbogen trocknen. Hierauf nimmt man die Vorform, welche ebenfalls zwölf Kartenfiguren enthält, jedoch nur die Umriſſe der Bilder, die man nachher in den Bogen nach dem Striche von einander ſchneidet. Die zwölf Umriſſe auf der Form ſind vier Könige, vier Damen, und vier Buben. Die Farbe zu den Umriſſen der Figuren beſteht aus geriebener Buchdruckerſchwärze, gutem Kienruß, welcher mit gekochtem Leinöle gerieben worden. Man trägt nun dieſe Farbe mit kleinen Ballen, gleich den Buchdruckerballen, auf die Form. Nach einer andern Methode trägt man eine in Kartenkleiſter mit Rindsgalle zerlaſſene und gegohrene Schwärze, wie oben, S. 224, angeführt worden, mit einer Bürſte, oder mit einem großen Borſtenpinſel auf die Form, legt dann die zu bedruckende Seite des angefeuchteten Vorderbogens darauf, und reibt ihn mit einem Haarreiber an; ſ. auch den Art. Form, Th. 14, S. 478. Bei der erſten Art legt man den genetzten Bogen auf die Form, und reibt oder drückt

ihn mit einem bloßen Tuchballen an. Das Benetzen oder Befeuchten, Anfeuchten des Papiers vor dem Drucke, Abdrucke der Form darauf, unter der Presse, wie schon oben, S. 226, angeführt worden, geschieht am besten so, daß man immer sechs trockne und sechs nasse Bogen auf einander schichtet, so daß das ganze zum Abdrucken bestimmte Papier nur so viel Feuchtigkeit erhält, als zur bessern Annahme des Drucks nöthig ist. Man druckt nun gleichfalls ein Rieß Papier auf die angeführte Art, jeden Vorderbogen auf eine Seite ab, und bei jedem Abziehen, Abnehmen des Bogens von der Form, hat man die schwarzen Umrisse der zwölf Figuren. Es versteht sich hier, daß jedesmal die Form beim Auflegen eines neuen Bogens, auch wieder mit der Farbe bestrichen werden muß. Die Formen, die zum Abdrucke der Musirung auf dem Hinterbogen gebraucht werden, heißen Musir-Formen, diejenigen aber, welche die Umrisse der Bilder, die schwarzen Augen der Französischen Karten, und das Gestein der Deutschen ꝛc. geschnitten enthalten, und auf den Vorderbogen abgedruckt werden, Vorformen; dann folgen die Paßformen oder Patronen, womit die Farben der Bilder, die rothen Augen der Französischen Karten ꝛc. aufgetragen werden; s. weiter unten. — Sobald die bestimmte Anzahl Bogen alle bedruckt worden, so läßt man sie trocknen, legt sie dann Packweise unter die Presse, damit sie eben, gleich und glatt werden. Dann werden sowohl die bedruckten Hinterbogen, als auch die Vorderbogen vor dem Kleben mit den Mittelbogen gemischt, das heißt, jeder Theil besonders, damit sie gleich geklebt werden können. Sowohl der Vorder-, als auch der Hinterbogen, werden auf dieselbe Weise auf den Mittelbogen gekleistert, wie es oben, S. 226, angeführt worden. Nach dem Kleistern legt man die Bogen so zusammen, daß sich zwei Bogen mit ihrer Musirung berüh-

ren, wie auch schon oben, S. 229, angeführt worden, und so bleiben auch zwei und zwei Kartenbogen, bis zu ihrer Glättung vereiniget liegen. Man legt die zusammengekleisterten Bogen jedesmal wieder unter die Presse, damit der überflüssige Kleister herausquillt, und sie fein, eben und glatt werden. Man zieht dann die in der Presse gestandenen Bogen mit der Hand, da wo sie zusammengeklebt sind, auseinander, jedoch so, daß immer zwei Musirungen zweier Bogen, wie oben angemerkt worden, zusammenbleiben. Zwei solcher verknüpfter Bogen werden mit einem Spatel dann an drei Seiten von einander getrennt, jedoch so, daß sie am Rande der vierten Seite noch zusammenhängen, und so werden sie auf Stangen oder Stricken getrocknet. Das Aufhängen geschieht, wie es oben, S. 227, angeführt worden, nämlich, man sticht mit einem Pfriemen ein Loch in dem vereinigten Rande beider Bogen durch, zieht ein Stück Messingdraht, wie ein Haken gestaltet, durch das Loch, und hängt so zwei Bogen vereiniget auf die Stangen. Nach dem Trocknen werden sie wieder gepreßt, um sie hierdurch vorläufig zu glätten. Der Vorderbogen der rothen Französischen Augen darf nicht vor dem Zusammenkleistern mit dem Mittelbogen gedruckt werden. Es wird nur die Musirung auf dem Hinterbogen gedruckt, und ein weißer Bogen auf den Mittelbogen aufgekleistert oder geklebt. Das Auftragen dieser Augen geschieht mittelst einer Patrone, s. Patronenmalerei, Th. 108, S. 165, und auf eben diese Art werden auch die Bilder, Bildnisse, Figuren ausgemalt. Die Patrone zu den Karten, der Kartenmalerei, besteht aus Pappe, die nach einer Zeichnung, Vorzeichnung, so ausgeschnitten ist, daß die Augen der rothen Farbe, oder die rothen Augen der Französischen Karten sich nach ihrer Zahl und Stellung darin befinden, wie sie auf den Spielkarten stehen. Man legt

nun die Patrone, welche mit einer Oelfarbe auf der obern Seite braunroth, und unten weiß, wo sie auf das Papier zu liegen kommt, bestrichen und trocken ist, auf den weißen Vorderbogen, und streicht mit einem Pinsel die oben angeführte Zinnoberfarbe durch die in Pappe geschnittenen Augen, so erhält man die Kartenaugen in Coeur und Carreau. Bei den Figuren-Patronen sind diejenigen Theile der Figur, welche eine Farbe erhalten sollen, offen, die andern sind aber bedeckt, das heißt, man hat zu jeder Farbe eine ausgeschnittene Pappe voller figurirter Löcher, die an den Stellen, wo die Farbe durchdringen und färben soll, offen sind. Die Einschnitte einer jeden Stelle in der Figur werden, nachdem die Patrone auf das Vorderblatt gelegt worden, mit einem Pinsel mit der erforderlichen Farbe bestrichen, alle andere bildende Stellen einer andern Farbe sind von dieser Patrone bedeckt, und sobald man eine andere Farbe auftragen will, und die dazu gehörige Patronen aufgelegt worden ist, so bedeckt diese sowohl die schon angestrichenen, als auch die andern leeren Stellen, und man verfährt dann weiter, wie zuvor. Auf diese Weise geschieht die ganze Malerei der Figuren sehr schnell, und eben so schnell werden auch die rothen Augen dargestellt. Es versteht sich hier, daß die Patrone sehr genau nach der Größe der Karten, und dann nach der Stellung, bei den Augen, und nach den einzelnen Theilen der Figuren ausgeschnitten seyn muß, damit beim Durchstreichen der Farbe, wenn sie genau nach den Linien und Zeichen gelegt worden, keine Fehler entstehen, besonders bei sehr feinen Karten, damit es keiner besondern Nachhülfe nach der Abnahme derselben in der Malerei ꝛc. bedarf. Man gebraucht dazu die oben angeführten Farben. Zu den Französischen Karten gebraucht man zur Ausmalung der Bilder mit der Patrone, erst die gelbe, dann die hellblaue, die rothe, die dunkelblaue, u. zuletzt die schwarze

Patrone. Man nimmt die Patrone von dem gemalten Kartenbogen ab, und trocknet dieſen am warmen Ofen oder in einer Alme, welches ein kleiner Herd in einem Schranke iſt, über welchem ein Gerüſte ſteht, darin Stäbe ſenkrecht und Reihenweiſe ſtecken. Auf dem Herde macht man Feuer an, oder ſetzt ein Kohlenbecken darauf, und auf das Gerüſte, zwiſchen die Stäbe, ſtellt man die gefärbten oder gemalten Kartenbogen; auf welche Weiſe ſie in kaum einer Viertelſtunde trocken werden. — Wie ſchon oben, S. 228, bemerkt worden, hat man auch Spielkarten in Kupfer geſtochen oder geätzt, und beſonders ſind die feinen Spielkarten in Kupfer geſtochen, das heißt, die Umriſſe der Bildniſſe, und die ſchwarzen Augen; die Bildniſſe ſind in einigen Fabriken auch ſauber ausgeführt, mit Schatten und Licht, kurz in allen Theilen der Figur. Dieſe geſtochenen oder radirten, geätzten Karten in Kupfer, werden auf dieſelbe Weiſe abgedruckt, wie die Kupferſtiche, das heißt, die Platte wird mit zubereiteter Kupferdrucker-Schwärze, vermittelſt eines Druckerballens eingerieben, dann mit einem Wiſchlappen die Platte wieder rein abgewiſcht, ſo, daß nur die Radirung, das Geätzte mit Farbe angefüllt iſt; dann der Vorderbogen darauf gelegt, und unter einer Kupferdruckerpreſſe abgedruckt; ſ. den Artikel Kupferdruckerei, Theil 56, S. 227 u. f. Bei ganz feinen Karten werden die Bilder auch beſonders ausgemalt, illuminirt, ſonſt geſchieht es hier auch mit der Patrone, wie ſchon oben, Seite 231, angeführt worden, jedoch nur mit dem Unterſchiede, daß die Patronen zu den feinen Karten mit vieler Sorgfalt geſchnitten ſind, und eben ſo werden auch die Farben durchgeſtrichen. In Frankreich hat man auch Formen aus Meſſing zu den feinen Karten, wo die Umriſſe der Figuren, wie in Holz, erhaben geſchnitten ſind, wo der Abdruck dann wie bei den Holzformen geſchieht. Man kann auch die Lithographie

Blättelscheere. Die Deutschen Karten werden mit allen drei Scheeren geschnitten, erst mit der Durchschlagscheere, dann mit der Riemscheere zu Riemen, und zuletzt mit der Blättelscheere einzeln in Blätter. Die Französischen Karten hingegen nur mit den beiden Letztern oder Erstern zu Riemen und einzelne Blätter zerschnitten. Auf den Schneidetisch ist ein vierkantiges Brett senkrecht aufgerichtet und mit zwei Zapfen im Tische befestiget. Oben stecken an einer Schraube eine oder zwei Scheeren so weit vom Brette ab, als die Karten lang und breit sind. Eine große, die Durchschlagscheere, die den Bogen mitten durch, der Länge nach, durchschneidet; dann die kleinere oder Riemscheere, welche diese vier Schnitte wieder in fünf Theile, also in zwanzig Karten zerlegt, hier enthält also der Bogen Spielkarten oder der Spielkarten-Bogen zwanzig einzelne Karten, darnach wird denn auch die Form eingerichtet, geschnitten, nach der Größe und der Anzahl der Karten, die auf den Bogen gehen. Man hat auch Formen mit zwölf und mit sechzehn geschnittenen Karten, welches die gewöhnlichsten sind. Ueberhaupt hängt dieses von der einmal eingeführten Einrichtung einer jeden Karten-Manufaktur ab, wie der Besitzer derselben es für gut findet, größere Kartenbogen oder kleinere bedrucken zu lassen. Bei den in Kupfer gestochenen Karten findet man auf der Platte zwölf Karten. Die Scheerenblätter stehen mit den Seiten des Brettes parallel, und beider Untergriff ist am Tische fest. Zuletzt werden die Karte noch in eine Presse eingesetzt, und der Schnitt derselben mit einem Schnittmesser glatt und eben gemacht. In einigen Sächsischen Spielkarten-Manufakturen beschneidet man die Karten beinahe wie der Buchbinder ein Buch, und besprengt auch den Schnitt, wie es von dem genannten Handwerker bei den Büchern geschieht. — Bei den Bauerkarten wendet man die Bockpresse an,

worein Spiel an Spiel eingesetzt, und mit dem Schnitzmesser gerade geschnitten wird. Bei den feinen Karten muß besonders darauf gesehen werden, daß der Schnitt recht eben und glatt ausfällt, so daß das ganze Spiel auch ein geschlossenes Ganzes bildet, das heißt, daß keine Karte auch nur um eine Linie, sowohl der Länge, als Breite hervorstehe. Bis zum Zerschneiden mit der Scheere wird immer noch der ganze Kartenbogen behandelt; er geht alle Stationen des Klebens, Bedruckens, Ausmalens, Trocknens, Pressens, Seifens, u. Glättens durch, bis zum Zerschneiden; von da ab treten erst die eigentlichen Spielkarten ein, wie sie nachher in den Handel und in die Hände des Publikums kommen. — Wenn die Karten zerschnitten und beschnitten worden, so hat man in den Werkstätten der Kartenmacher einen großen Tisch, auf welchen man die zerschnittenen Karten legt, um sie auszusondern, zu reinigen, durchzusehen, und sie nach Spielen oder halben Dutzenden in Papier zu wickeln. Diese Papiere werin einer Form von Holz oder Kupfer abgedruckt, so daß sie ein Etiquett, überhaupt mancherlei gefällige Verzierungen enthalten, die Bezug auf das Spiel ꝛc. haben. Die Farbe dieser Verzierungen richtet sich nach der Musirung des Spiels, und ist roth oder blau. Die ganzen Namen der Spiele, z. B. Whist, l'Hombre, Piquet, Mediateur ꝛc., werden in vielen Manufakturen auf längliche, lose Stücke gegraben, welche man auf eben die Art auf die Platte bringt, auf welche man den Namen des Kartenmachers derselben hinzufügt. Dieses Letztere, nämlich das Einschlagen der Spiele ꝛc., sind Willkührlichkeiten, die von jedem Besitzer der Manufaktur abhängen, so wie die Wappen, die man auf manchen Einschlägen außer dem Stempel findet. — Die Eigenschaft, oder die Vollkommenheit der Karten besteht darin, daß sie überaus weiß und rein auf der Vorderseite, und besonders auf dem Rücken ohne alle

Flecken sind, daß die Farben nicht zerfließen, und überhaupt die Karten hart, hell, leicht, und glatt sind. Hauptsächlich muß aber die Musirung auf der Rückseite, in welchem Geäder, Geflamme ꝛc. sie auch bestehen mag, sehr egal in ihren Zügen seyn, damit sich der Spieler kein Merkmal aus irgend einer kleinen Veränderung oder Abweichung machen kann; denn der Kartenmacher muß mehr auf die vollkommene Gleichheit der Rückenseite sehen, als auf die Vorderseite; dann müssen auch die Seiten sehr gut beschnitten, selbst scharf seyn, und die Karten eine rechte spiegelnde Glätte haben, damit sie beim Mischen gut herabrutschen, eben so beim Einstecken und Ausspielen.

Was die Verbesserungen in neuester Zeit mit den Karten in den Karten-Manufakturen anbetrifft, so beziehen sich diese auf die Augen und Figuren oder Bildnisse, sowohl in den Holzschnitten, Kupferstichen, als auch in der Malerei, der Färbung derselben, da man sich jetzt auch vieler anderer Farben bedient. Auch die Musirung ist jetzt viel geschmackvoller, als früher, und läßt dem Spieler von Profession ein weites Feld zum Studium derselben, um daraus Points und Figuren zu entziffern; denn die Verschlingungen und Schlängelungen der Verzierung in Punkten mancherlei Art, erfordern gewiß ein kräftiges Gedächtniß, um etwas darin Aufgefundenes, ein kleines Merkmal zur Kenntniß des Vorderblattes einer Karte zu behalten. Bei den Bildnissen haben jetzt die ganzen Figuren den doppelten halben, den doppelten Brustbildern Platz machen müssen, so wie auch der Kupferstich immer mehr an die Stelle des Holzschnittes tritt, nur bei den gewöhnlichen Karten ist Letzterer geblieben. Bei dem jetzt wieder bedeutenden Fortschreiten der Kunst in Holz zu schneiden, indem man darin Arbeiten liefert, welche den Kupferstichen an Kraft und Weichheit in den Zügen ꝛc. wenig nachgeben, so sollte man auch bei den

feinern Karten die Holzschnitte nicht ganz aufgeben, um so mehr, da sie weit mehr Bequemlichkeit im Abdrucken darbieten, als die Kupferstiche. Daß auch die Lithographie wohl zu dem Kartendrucke angewendet werden könnte, ist oben, S. 233, schon erwähnt worden. In den ganzen Bildnissen oder Karten-Figuren hatte man zu Anfange dieses Jahrhunderts noch verschiedene Abänderungen in den Figuren; so waren z. B. in Kupferstich den zwölf Bildnissen oder Figuren die zwölf Himmels-Zeichen auf Schilden beigesellt. So z. B. hat auf dem mir vorliegenden Exemplare der Herzenkönig den Wassermann, und auch einen Adler, der zur Sonne fliegt, der Carreaukönig die Fische, der Treff- oder Treflkönig den Widder, und der Piquekönig den Stier; Coeurdame die Zwillinge, Carreaudame den Krebs, Trefldame den Löwen, und Piquedame die Jungfrau; Coeurbube die Waage und eine Sonnenblume, Carreaubube den Skorpion, Treflebube den Schützen, und Piquebube den Steinbock u. ein. Windhund zur Seite; u. so hatte man mehrere Sinnbilder den Kartenbildern beigefügt, ohne die eigenthümlichen, ganz von den gewöhnlichen Bildern abweichenden Gestalten der Figuren, wie auch schon oben, S. 222, angeführt worden. So hatte man Tarokkarten à la Figaro; Zauberkarten, Republikanische Karten, zur Zeit der Französischen Republik ꝛc. ꝛc. Auch bei den Italienern hatte man Karten mit besondern Figuren, z. B. bei dem Minchiatespiele, s. oben, S. 57, welches mit 97 Karten gespielt wurde. — Was die Farben anbetrifft, die man jetzt, außer den schon oben angeführten, noch anwendet, so sind solche aus dem Krapp gezogenes Roth, dann Französische Mennige, bei den Deutschen Karten; ferner das Mineralblau zur hellblauen Farbe; zur grünen Farbe die gemischte Farbe

aus Blau und Gelb, ſo auch einige andere chemiſche Grüne ꝛc. Ueberhaupt iſt die Anzahl der Farben, die man zum Kartenmalen gebrauchen kann, in der neueſten Zeit ſehr geſtiegen. — Man hat früher die Spielkarten auch zur Beförderung der Wiſſenſchaften angewendet, indem man die Grundſätze derſelben auf Karten geſetzt, und damit Spiele angegeben, durch welche ſie der Jugend auf eine leichte und faßliche Weiſe beigebracht werden können; daher hatte man chronologiſche, geographiſche, heraldiſche und hiſtoriſche Spielkarten, worin die vier Farben die vier berufenen Monarchien ſind, und nach welchen man jetzt wieder Kinderſpiele in Karten hervorgezaubert hat, durch welche man den Kindern gleichſam ſpielend die Buchſtaben, das Buchſtabiren, Leſen ꝛc., und ſo auch andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände auf eine leicht faßliche Weiſe beizubringen ſucht, und auch wohl, bei richtiger Anwendung und Erklärung, nicht ohne Erfolg, wie auch ſchon unter Spiel (Schul-), oben, S. 106, iſt bemerkt worden. Man gewahrt aber hieraus, daß nichts Neues unter dem Monde ſich producirt, was nicht vielleicht ſchon in einer veränderten Geſtalt da geweſen wäre, die Mechanik, Maſchinenbaukunſt ꝛc. ausgenommen, man müßte denn die Menſchen als wirkende Maſchinen nicht übergehen. — Chemie, Botanik ꝛc. gehören nicht hierher. Zu den oben, S. 217, angeführten Auslegungen der Karten kann ich hier nicht unbemerkt laſſen, daß auch die Kehrſeiten des Kartenſpiels in den Karten ihre Ausleger gefunden haben; hier eine Auslegung der Deutſchen Karten. Die Eichel zeigt an, daß diejenigen viehiſch ſind, die ſich dem Spiele zu ſehr ergeben; das Laub, daß die um Gewinn Spielenden leichtſinnig und unbeſonnen handeln; das Herz, daß diejenigen, die ſich in das verführeriſche und gewinnſüchtige Spiel verlieben, ein verſtocktes und unverſtändiges

Herz haben, und das Schellen, daß derjenige thöricht iſt, der auf Gewinn im Spiele hofft, und dergleichen mehr.

Erklärung der Abbildungen, der oben hin und wieder angeführten, zur Spielkartenfabrikation nöthigen Geräthſchaften.

Fig. 8837 zeigt eine Form zum Abdrucke der Bildniſſe oder Figuren der Spielkarten.

Fig. 8838 iſt der Reibeballen von Tuchecken, oder überhaupt von Tuch, das Papier auf der Form anzudrücken. Man fährt, wie ſchon oben, S. 229, bemerkt worden, mit dieſem Ballen über das auf die mit Farbe beſtrichene Form gelegte Papier ſanft hin, und drückt dadurch das angefeuchtete Papier in dem Grade an, daß ſich die Umriſſe der Figuren oder die Points gehörig auf das Papier von der Form abdrucken.

Fig. 8839, eine Bürſte, die Druckerſchwärze auf die Form zu tragen, ſ. oben, S. 229.

Fig. 8840, ein Pinſel oder eine runde Bürſte von Borſten, die verſchiedenen Farben durch die Patrone aufzutragen, ſ. oben, S. 232.

Fig. 8841, ein Pfriem, die geleimten Blätter durchzuſtechen, wenn man ſie aufziehen will, ſ. oben, S. 227, 231.

Fig. 8842, meſſigne Nadeln, die gekleiſterten Blätter auf die Bindfaden oder Stricke zu heften.

Fig. 8843 zeigt einen Farbentopf, wie er am bequemſten zum Aufnehmen der Farben gebraucht werden kann.

Fig. 8844, ein großer Topf zur Druckerſchwärze, ſowohl zu den Formen, als auch zum Malen der Karten.

Fig. 8845, ein Stein, worauf man die mit gekochtem Leinöl geriebene Druckerfarbe, Druckerſchwärze thut, um ſie mit dem Druckerballen aufzunehmen, und auf die Form zu tragen. Sie muß auf

dem Steine mit dem Ballen gehörig durchgearbeitet werden; ſ. auch oben, S. 229.

Fig. 8846 zeigt einen Druckerballen zum Auftragen der Druckerſchwärze auf die Kupferplatte, auch auf die Holzform.

Fig. 8847 iſt das hölzerne Meſſer, die gekleiſterten Blätter von einander zu ſondern, ſ. oben, S. 227.

Fig. 8848, ein Reibeballen von den Stücken eines alten Filzhutes.

Fig. 8849, die Marmortafel, auf welcher die Karten geglättet werden, und welcher Glätttiſch auch Th. 18, Fig. 966, ganz ſo, wie er in den Kartenfabriken zum Glätten mit dem Feuerſteine gebraucht wird, abgebildet worden, ſ. auch oben, S. 235.

Fig. 8850, das Schraubebrett des Beſchneiders; a die Spitzen, auf welchen man den Rand der Karten ruhen läßt, nach den bezeichneten und punktirten Linien b, b; c, c Zapfen, die durch den Tiſch gehen; d, d Keile, die in die Schneidelöcher b, b gehen; e großer eiſerner Nagel, welcher in das Loch f des Schraubenblattes geht, welcher Nagel durch eine Schraube feſt gemacht worden; f iſt ſeine Schraubenmutter, welche ihn feſt an das Brett macht; g h ſind die runden Bleche, durch welche eine Schneide der Scheere geht; x das gebogene Stück, welches nahe am Schraubenloche die zwei Schneiden der Scheere umfaßt, y, y die Schraube dazu; x das Schraubenloch, welches durch den Tiſch geht, und worin die Schraube y geht. Hier muß jedoch angemerkt werden, daß nicht in allen Kartenmanufakturen oder Fabriken dieſe Zurichtungen gleich ſind, ſondern oft merklich abweichen. Dieſe hier beſchriebene Zurichtung gebrauchte man ehemals in den Franzöſiſchen Spielkartenfabriken, auch hier können ſie in neueſter Zeit wohl einige Ab-

änderungen erlitten haben, obgleich dieſe Einrichtung bequem für den Schneider iſt.

Fig. 8851, die Schneiden der Schraube beſonders vorgeſtellt, V die Schneide feſt gemacht, wenn der Theil 2, der den Tiſch quer überkreuzt, und bisweilen angeſchraubt, und durch einen Nagel gehalten wird, und ein andermal wieder durch eine Klammer 1; u die bewegliche Schraube; z, z das Loch, worin der Schraubennagel y geht, welcher die Schneiden der Scheere zuſammen fügt.

Fig. 8852, der Wärmofen. A das Gitter, worin man das Feuer thut, a, a; b, b die eiſernen Bänder, welche ſich in Haken endigen, c, c, in welche man die Karten legt, damit ſie ſich erhitzen; ſ. auch oben, S. 234. Auch dieſe Wärmöfen ſind nicht in allen Fabriken gleich zuſammengeſtellt oder gebauet, wie auch ſchon aus der oben angeführten Beſchreibung erhellt.

Fig. 8853, die Preſſe; a, a die zwei gleichen Balken; b der Hebebaum; c das bewegliche Brett, welches auf das Papier kommt; d die feſtgemachte Platte; e die Schraube; f der Baum, womit man die Preſſe dreht; g das Seil; h der Baum, wo herum ſich das Seil windet.

Fig. 8854, eine Art Schachtel, worin man die Spiele in Ordnung bringt oder legt.

Alle übrigen Geräthſchaften, wie die verſchiedenen Tiſche, der Keſſel und die Gefäße zum Kochen der Farben, die aus Beeren, Hölzern ꝛc. gezogen werden, bedürfen keiner Abbildung, weil ſie von denjenigen in andern Fabriken, z. B. Kattunfabriken, Tapetenfabriken ꝛc. ꝛc. nicht abweichen. — Hier muß nun noch angemerkt werden, daß die große Scheere, Durchſchlagſcheere, welche die Karten in vier Striche ſchneidet, welches man Schnitte nennt, von dem Nagel bis zu dem Aeußerſten der Schneide etwa 20 Zoll in der Länge hat. Bei der darauf folgenden Riem-

ſcheere hat die Klinge aber nur 10 bis 11 Zoll in der Länge. Die Blättelſcheere, die nicht in allen Fabriken gebraucht wird, indem man ſich nur der vorher benannten beiden Scheeren bedient, iſt noch kleiner; ſ. auch oben, S. 235.

Was nun den Handel mit Spielkarten anbetrifft, ſo kann man annehmen, daß derſelbe bei dem großen und allgemeinen Beifall, den die Kartenſpiele in allen kultivirten Ländern der Welt, und faſt in allen Klaſſen des Volkes, in allen Ständen, in der neueren und neueſten Zeit gefunden haben, ſehr bedeutend iſt, nur iſt er in den meiſten Staaten paſſiv, beſchränkt er ſich nur auf den Debit der eigenen Fabriken oder Manufakturen im Lande, da die Einfuhr fremder Spielkarten verboten iſt. So iſt z. B. der Spielkarten-Debit in den Preußiſchen Staaten ein Regal der Krone, und der Handel damit nur den Diſtributeurs erlaubt. Alle fremde ungeſtempelte Spielkarten werden confiscirt, und wer ſie einbringt, vertheilt, oder beſitzt, zahlt 10 Rthlr. Strafe für jedes Spiel. Der Spielkartenhandel iſt daher als ein Separathandel zu betrachten, den die Krone mit ihren Unterthanen führt. Indeſſen wird doch auch mit Spielkarten aus mehreren Fabriken Deutſchlands, oder Deutſcher und auch auswärtiger Staaten auf Meſſen ꝛc. ein Activhandel getrieben. Die Karten, welche im Handel am meiſten vorkommen, ſind: Deutſche, Franzöſiſche, Polniſche und Tarokkarten. In Deutſchland liefern Berlin, München, Hamburg, Lübeck, Nürnberg, Breslau, Brünn ꝛc. ꝛc. die meiſten Karten in den Handel; jedoch ſollen die Karten der Deutſchen Fabriken, denjenigen der Holländiſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen und Brüßler Kartenmanufakturen nachſtehen, wegen der Glätte, Weiße, Leichtigkeit und Kernhaftigkeit; indeſſen werden jetzt auch in Deutſchland aus mehreren Fabriken ſehr gute Karten geliefert, die den eben genann-

ten nicht viel nachgeben werden. Man theilt diese Waare im Handel in Kupfer- und Holzschnittkarten; in extrafeine, feinfeine, feine, mittel und ordinaire Sorten, in Militair-, Kampagne-, Mignon-, Mode-, Anker-, Schwerdt-, planirte und unplanirte Bauerkarten, groß, mittel und klein Format ꝛc., und handelt sie bei Groß, Dutzend, oder, wenn es extra feine Sorte i. Futterale ist, Stückweise. Hierher gehören noch Kinderkarten, Sirenenkarten, Karniffelkarten ꝛc. Eine der größten Spielkarten-Manufakturen, welche zugleich ein vollständig assortirtes Lager von allen nur möglichen Spielkarten hält, ist die Traßlersche in Brünn, welche zugleich eine Niederlage ihrer Fabrikate in Wien unterhält. Diese Manufaktur versieht einen großen Theil der Kaiserlich-Oesterreichischen Erbstaaten mit Karten. Sie liefert z. B. a) an Bauerkarten, in Holzstich, ordinaire und bessere Sorte, Nr. 30; Rumpfskarten, Nr. 32, und mittelfeine mit Musirung, Nr. 29. — b) An Deutschen Karten, mit Holzstisch; Polnische, ganz figurirt und musirt, Nr. 27; dergleichen gemarmelte; feine Deutsche, musirt und gemarmelt, Nr. 28; kleine Deutsche, eben so, Nr. 36. — c) Deutsche Kupferstichkarten; Polnische, musirte und gemarmelte, Nr. 26; die Fechtschule, dergleichen, Nr. 25; moderne Sorte, Nr. 24. — d) Französische Piquetkarten, mit Holzstich; Polnische, mit ganzen Figuren, musirt und gemarmelt, Nr. 1; Nikolsberger, gemarmelt, Nr. 2; dergleichen beste Gattung, vierfach; Kinderkarten, ohne Stempel, Nr. 3; Gesellschafts-Piquetkarten, blau und roth musirt, Nr. 5; dergleichen feinere Art, ganz weiße und kleine Sorte, Nr. 3; Tyroler, musirte und marmorirte, Nr. 9; Hamburger, mit Kattunmusirung, Nr. 10. — e) Französische Piquetkarten, mit Kupfer-

ſtich; Polniſche, mit ganzen Figuren, muſirt und gemarmelt, Nr. 4; Schäferpiquet, in ganzen Figuren; dergleichen Nr. 6; Türkiſche, in Oval, Nr. 12; Maroccaner, muſirt oder gemarmelt, Nr. 17, wie auch vergoldet und im Futteral; Carricaturſorte, muſirt oder gemarmelt, Nr. 18, wie auch vergoldet und im Futterale; Modepiquet, muſirt und gemarmelt, wie auch vergoldet und im Futteral, Nr. 21; Altdeutſche, eben ſo, Nr. 22; broncirte, in Engliſcher Manier, muſirt oder gemarmelt, wie auch vergoldet und im Futterale, Nr. 33; muſikaliſche l'Hombrekarten, Durchſchnitt-Figuren, muſirt oder gemarmelt, auch vergoldet und im Futterale; Engliſche Triſettkarten, eben ſo, Nr. 35; Geſellſchafts-Piquetkarten, mit Einfaſſung, muſirt und gemarmelt, Nr. 38, wie auch ganz weiß, vergoldet und im Futterale. — f) Tarokkarten, mit Holzſchnitt; Franzöſiſche, muſirt oder gemarmelt, Nr. 30; Italieniſche, Nr. 19. — g) Franzöſiſche Tarokkarten, mit Kupferſtich, worauf Gegenſtände aus der Mythologie, muſirt oder gemarmelt, Nr. 7, wie auch vergoldet und im Futterale. Ferner Chineſiſche, dergleichen Nr. 23. — h) Trappolierkarten, ordinaire, kleine, muſirte, Nr. 16; fein muſirte und gemarmelte, Nr. 14, große feine, Nr. 14, wie auch vierfache, Nr. 13. Dann i) Lottokarten, in 24 Blatt, vierfach marmorirt, Nr. 11. Nach dieſen hier angeführten verſchiedenen Spielkarten der Brünner Fabrik oder Manufaktur, findet man ſie auch in vielen andern Fabriken, ſowohl Deutſchlands, als auch Frankreichs, Hollands, Belgiens, Englands, Rußlands, Italiens, Spaniens ꝛc. ꝛc. — Außer den Brünner Spielkarten werden in neueſter Zeit auch die Spielkarten der Linzer Manufaktur ſehr empfohlen; ſie hat nicht nur eine Niederlage in Wien, ſondern verſorgt auch die übri-

gen Oesterreichischen Erbstaaten, wie die Brünner, mit ihren Fabrikaten, und dann gingen auch in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts viele Karten dieser Fabrik nach Polen. Ihr Lager ist auch sehr assortirt mit dieser Waare. — In den Preußischen Staaten haben die vorzüglichsten Spielkarten-Manufakturen Berlin und Breslau. In den Berliner-Manufakturen werden eine Menge Karten verfertiget, aber nicht aus den Fabriken selbst debitirt, sondern alle Karten werden zur Haupt-Stempelkammer geliefert, woselbst jedes Spiel mit einem Stempel versehen wird, und diesen Stempel erhält das Coeur- oder Herzenas, oder das Daus dieser Augen für das ganze Spiel. Das Hauptstempel-Magazin hat den Hauptdebit; den einzelnen Debit haben mehrere Distributeurs, in Berlin sechzehn. Die Stempelung der Spielkarten führte König Friedrich der Erste im Jahre 1700 ein, anfangs zum Besten der Armen; späterhin ist der Spielkartenhandel aber ein förmliches Monopol der Krone geworden. Die Preise der verschiedenen Spielkarten aus den Berliner Fabriken sind nach der Feinheit und Gattung der Karten auch verschieden; so hat man Tarokkarten, das einzelne Spiel zu $1\frac{1}{2}$, $1\frac{1}{3}$, 1, $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{2}$ Rthlr. Cour; Deutsche Karten zu 12, 10, 8, 6 und 4 Gr. Cour.; Französische Karten, das Spiel zu 12, 8 und 4 Gr. Cour. Die Spielkarten-Manufaktur in Breslau lieferte noch zu Anfange dieses Jahrhunderts eine so große Menge Spielkarten, daß sie damit einen nicht unbeträchtlichen Handel nach Polen trieb. — Baiern hat Spielkarten-Manufakturen in München, Nürnberg ꝛc., die viele Karten nach dem Auslande absetzen; indessen hatten im Jahre 1825 von den vier Spielkarten-Mannfakturen in München, zwei zu arbeiten aufgehört. — Sachsens Spielkarten-Manufakturen liefern auch sehr gute Fabrikate, besonders diejenigen zu Leipzig, und so fin-

det man auch noch Karten-Manufakturen in den andern Staaten und Freireichsstädten Deutschlands, z. B. zu Kassel, im Königreiche Würtemberg und Hannover ꝛc.; dann in Hamburg, Frankfurt am Main ꝛc. — Frankreich hat seine vorzüglichsten Spielkarten-Manufakturen zu Paris und Straßburg, und der Kartenhandel ist daselbst, bei der so sehr eingerissenen Spielsucht in allen Ständen, besonders in Paris, sehr ansehnlich. Die Pariser Karten zeichnen sich durch ihre Güte und Eleganz im Drucke besonders aus, sie sind weiß, dabei leicht, sehr glatt, und die Figuren und Augen darauf sind sehr gut im Stiche ausgeführt, auch eben so gut gemalt, und daher finden sie überall hin Absatz. — Daß diese Eigenschaft, welche die Karten ganz vorzüglich empfiehlt, nicht so in den Fabrikaten anderer Manufakturen angetroffen wird, hat seinen Grund darin, daß man die Karten oft an Orten aufbewahrt, welche feucht sind, welche Feuchtigkeit sich oft in Zimmern und Gemächern in den obersten Stockwerken findet, wo man es am allerwenigsten erwarten sollte; daher muß man die Spielkarten in den Manufakturen in ganz trocknen Zimmern aufbewahren, die auch keine Spur von Feuchtigkeit geben; und dann muß man sie nicht in offene Repositorien legen, sondern in große Holzschränke oder Spinden, auch Kommoden, oder sonst große Koffer und Kasten, die innerhalb mit Druckmakulatur beklebt und gut ausgetrocknet worden. Auf diese Weise erhalten sich die Karten sehr gut; es versteht sich jedoch hier, daß diese Spinden und Kasten ꝛc. an trockenen Orten stehen müssen, sonst würde die Feuchtigkeit auch in das Holz dringen, und dann auch den Karten nachtheilig werden. Die Französischen Kartenmacher berücksichtigen dieses ganz besonders, und daher liefern sie auch eine so ausgezeichnet gute Waare. Ehe man eine Auflage auf die Karten vor der Revolution in Frankreich legte,

beſchnitt man die gebrauchten Karten, um daraus diejenigen zu machen, welche man unter dem Namen verbeſſerte Karten verkaufte, und die auf den gewöhnlichen Kaffeehäuſern, und in den Tabagien von Paris, und dann in der Provinz ꝛc. immer noch Abgang fanden, als man aber eine Auflage auf die Karten machte, wurde das Beſchneiden aller Karten verboten. Zur Zeit der Revolution, und bei dem öftern Wechſel der Regierung, bis zur ausgebildeten Republik mit einem oberſten Konſul, und dann bis zur Regierung Napoleons, als Kaiſer der Franzoſen, wurde auf dieſe Spielkarten-Verbeſſerung, nämlich aus alten, neue zu machen, wenig geachtet; nur unter Napoleons Regierung wurde auch darauf wieder geſehen, beſonders bei der ſtarken Spielſucht der Franzoſen. — Die Fabriken aus Frankreich bringen alle nur mögliche Sorten Spielkarten in den Handel: Trappolier-, Tarok-, und die unter dem Namen ihres Landes ſo bekannten Franzöſiſchen Karten, zu allen bekannten Spielen in 78, 52, 40, 36, 32 ꝛc. Blättern, als: zum Tarok-, l'Hombre-, Whiſt-, Boſton-, Ecarté-, Treſett-, Patience-, Preference-, Pique-ꝛc. Spiel, und da man den Franzoſen zuerkennen muß, daß ſie Geſchmack in Allem beſitzen, was ſich auf Kunſt und Mode bezieht, ſo beweiſen ſie dieſes auch in der Fabrikation, und dem Einpacken und Verzieren ihrer Spielkarten. Man verkauft die Karten nach Spielen, in halben Dutzenden, und auch nach dem Gewichte, die Letzteren ſind die ſchlechteſten, und nur als Ausſchuß zu betrachten. Die Karten aus den Straßburger Manufakturen werden gleichfalls ſehr geſucht, beſonders von den Rheinländern. — Die Engliſchen Karten kommen weniger auf dem Feſtlande vor, weil die Deutſchen, Holländiſchen und Franzöſiſchen Karten-Manufakturen ihre Fabrikate überall hin in Europa abzuſetzen ſuchen. Die Karten aus den

Holländiſchen Manufakturen, ſo auch aus den Belgiſchen, beſonders von Antwerpen und Gent, finden auch einen nicht geringen Abſatz, vorzüglich in den angrenzenden Ländern ꝛc. Wie ſchon oben bemerkt worden, iſt der Spielkarten-Handel nur als paſſiv zu betrachten, da dem freien Verkehre damit, die Monopole entgegen ſtehen. Indeſſen iſt dieſer ſcheinbare Druck, der in manchen Staaten exiſtirt, wohl mehr mit zum Vortheile der inländiſchen Fabriken oder Manufakturen, als er nachtheilig auf den Handel wirkt. Man kann die Spielkarten nur als einen Luxusartikel betrachten, der, wenn er gleich nicht mehr entbehrt werden kann, doch kein nothwendiges Bedürfniß des Lebens iſt, und in ſo fern kann eine Beſchränkung des Handels damit auch kein Uebel genannt werden, und da die Karten nach dem Verhältniſſe des Spieles in den verſchiedenen Ausgaben wohl nicht zu theuer ſind, ſo wird dieſe Beſchränkung auch nicht einmal gefühlt, beſonders in den Landen, wo dieſes Regal ſchon lange exiſtirt, und man daran gewöhnt iſt; und wie könnte man auch ein ſolches Regal, in Beziehung auf den oft großen Gewinn oder Verluſt im Kartenſpiele, beachten, da es dagegen erſcheint, wie ein Tropfen im Oceane; und diejenigen, die bloß zu ihrem Vergnügen um einen kleinen Spielſatz ſpielen, wechſeln ja ſo oft nicht mit den Karten, um dieſe Ausgabe zu fühlen. Uebrigens ſcheint die Spielſucht ſich in manchen Staaten ſchon bedeutend gelegt zu haben, welches man an dem Aufhören ſo mancher Kartenmanufaktur bemerkt. So hatte Berlin vor dem Jahre 1806 noch vier dergleichen Manufakturen, und gegenwärtig nur noch drei; München hatte vier, und, wie ſchon oben bemerkt worden, arbeiten nur noch zwei ꝛc. Mehrere Staaten haben gar keine Fabriken, ſo hatte Karlsruhe, als die Hauptſtadt von Baden, im Jahre 1815 noch keine Spielkarten-Manufaktur. Dieſes will nun nicht ſa-

gen, daß in diesen Ländern darum nicht gespielt wird; denn es werden daselbst fremde, besonders Französische Karten eingeführt; allein es beweiset doch, daß der Debit an Spielkarten nicht so bedeutend seyn muß, daß Jemand es unternimmt, eine solche Manufaktur auf seine Kosten anzulegen; auch möchte es in einem Lande nicht einmal gerathen seyn, eine solche Manufaktur anzulegen, wo ein freier Handel mit Spielkarten gestattet ist; denn die fremden Spielkarten, wenn nicht eine besondere Auflage ꝛc. darauf gesetzt ist, würden nicht allein wegen ihrer Wohlfeilheit, sondern auch wegen des Vorurtheils ihrer vorzüglicheren Güte, und auch wohl wegen ihres wirklich höheren Werthes einen größeren Absatz finden, besonders in den Rheingegenden von Deutschland, wo die Niederländischen, Französischen ꝛc. Karten einen sehr leichten Eingang finden. Wenn gleich der Spielkartenhandel nicht ein allgemeiner in Deutschland ist, so werden doch bedeutende Geschäfte mit diesem Artikel auf verschiedenen Messen Deutschlands gemacht, und viele Deutsche Spielkarten gehen auch in das Ausland, besonders macht Wien bedeutende Geschäfte in Spielkarten. Auch auf der Leipziger Messe werden viele Spielkarten abgesetzt, selbst von den eigenen Fabrikaten, da die Sächsischen Spielkarten den Französischen in der Güte und in dem Striche nicht viel nachgeben; sie sind daher eine gesuchte Waare. Italienische Spielkarten kommen in Deutschland selten vor. Der Handel damit beschränkt sich mehr auf das eigene Land, die Staaten Italiens, und auf die angrenzenden Länder, wie z. B. die Schweiz. Auch Rußland hat einen nicht unwichtigen Spielkartenhandel, welcher besonders durch die Spielsucht, die den nördlichen und östlichen Völkern, besonders in den höheren und gebildetern Ständen derselben, so eigen ist, Nahrung erhält; denn in allen großen Städten Rußlands, besonders aber in Moskwa

und Petersburg, ist das Kartenspiel die allgemeinste Unterhaltung an Winterabenden für beide Geschlechter; in einigen Häusern, besonders bei Hausfesten, die nicht selten vorkommen, beschäftiget es die Gäste schon vor dem Mittagstische. — Schon unter der Kaiserin Katharina der Zweiten befanden sich in Petersburg acht Deutsche Spielkarten-Manufakturen, von welchen eine dem Findelhause gehört, und trotz der erlaubten Einfuhr der Französischen Spielkarten, die damals, nach Georgi*), sehr ansehnlich war, bestanden sie doch recht gut. Auch die Kartenmanufakturen Moskwas waren sehr ansehnlich, und geben jetzt den Petersburger Manufakturen dieser Art nichts nach; sie machen, so wie diese, bedeutende Geschäfte mit ihren Fabrikaten nach dem Innern des Reiches, und nach dem Königreiche Polen, in welchem letztern Reiche, auch unter Rußlands Scepter, die Spielsucht immer noch sehr stark ist, besonders unter den Großen und den andern Ständen, sowohl in der Hauptstadt Warschau, als auch in den Provinzen. Wie stark das Kartenspiel in diesem Lande Wurzel geschlagen hat, geht aus dem bedeutenden Handel mit Spielkarten dahin hervor, welcher sowohl aus dem Oesterreichischen, als aus dem Preußischen und Sächsischen noch zu Anfange dieses Jahrhunderts nach Polen getrieben ward, ohne die Französischen Spielkarten zu rechnen, welche einen gleichfalls bedeutenden Absatz fanden. Was die andern nordischen Reiche, wie Schweden, Dänemark, anbetrifft, so läßt sich über ihren Handel mit Spielkarten hier sehr wenig sagen, da er nur im Allgemeinen aller Waaren mit eingeschlossen ist, und so wichtig er auch jedem einzelnen Staate gewiß ist, so findet man sowohl der Spielkarten-Manufakturen oder Fa-

*) Versuch einer Beschreibung der Kaiserl. Russisch. Residenzstadt St. Petersburg ꝛc. St. Petersburg, 1790, S. 182.

briken, als auch des Handels mit den Fabrikaten derſelben ſo ſelten in ſtatiſtiſchen Werken Erwähnung, und nur ſo nebenbei findet man hin und wieder einzelne Notizen darüber, gleichſam verloren, eingeſtreut, ein Beweis, nicht von dem geringen Fortſchreiten des Spiels im Allgemeinen, ſondern von der Beſchränkung des Handels; denn ſonſt müßte man darüber mehr aufgezeichnet finden.

(In dieſem Artikel leſe man oben, S. 210, Jehan le Saintré, u. S. 219, die Dame in Carreau, die ſchöne Agnes Sorel.)

Spielkartenfabrik, ſiehe Spielkarten-Manufaktur.

Spielkartenfabrikation, Spielkarten-Verfertigung, ſ. oben, unter Spielkarte, S. 223, u. f.

Spielkartenfarben, Farben, welche zur Ausmalung der Spielkarten gebraucht werden; ſ. oben, unter Spielkarte, S. 227, und S. 239.

Spielkartenform, ſ. oben, unter Spielkarte, S. 228, und S. 229.

Spielkartengefäß, ein auf einer Seite offener viereckiger Kaſten, von ungefähr 4 Zoll Breite, in welchen die Karten beim Sortiren gelegt werden. Zu einem jeden Blatte iſt auch ein beſonderes Gefäß, ſo daß man nach dem Sortiren die Spiele ſehr leicht zuſammenſetzen kann, weil man aus jedem Kaſten ein Blatt zu einem Spiele nimmt.

Spielkartenhandel, ſ. oben, unter Spielkarte, S. 244 u. f.

Spielkartenkleiſter, Kartenkleiſter, ſ. daſelbſt, S. 223.

Spielkartenmacher, Spielkarten-Verfertiger, Kartenmacher, Kartenfabrikant; Fr. Cartier, ein Arbeiter, Handwerker, welcher die Kunſt ver-

ſteht, die Spielkarten zu kleben, zu drucken und zu malen. In denjenigen Ländern, wo die Karten geſtempelt werden, alſo der Debit der Karten ein Regal iſt, findet man die Kartenmacher nur in den Hauptſtädten des Reiches. So z. B. in den Preußiſchen Staaten nur in Berlin, Breslau ꝛc. Mit den Karten, welche in Berlin gemacht werden, wurde vor 1806 das ganze Land, außer Schleſien und den Ländern jenſeits der Weſer, verſorgt. Mit den Karten, welche die Breslauer Karten-Manufaktur lieferte, wurde Schleſien und das angrenzende Polen (damals Süd-Preußen) verſorgt ꝛc.; und ſo geſchieht es auch in andern Staaten, daß der Hauptdebit der Karten immer von der Reſidenz und den Hauptſtädten des Landes ausgeht. Die Kartenmacher erlernen ihr Gewerbe, ihre Kunſt in vier Jahren; ſie können aber in denjenigen Ländern, von denen ſo eben die Rede geweſen iſt, das heißt, wo die Spielkarten ein Regal ſind, niemals Meiſter werden; es ſey denn, daß ſie ein Privilegium erhalten, oder die Wittwe eines Kartenmachers heirathen ꝛc. In denjenigen Staaten, wo dieſes Gewerbe frei iſt, wie in den großen Reichs- und Seeſtädten, da kann derjenige eine Kartenmanufaktur anlegen, der die Mittel dazu beſitzt, und ſeine Karten, wie es ihm beliebt, in den Handel bringen; auch iſt er daſelbſt nicht gebunden, nur gewiſſe Karten zu verfertigen, ſondern er kann eine jede Sorte machen, die er verſteht, und die des Orts gewöhnlich iſt. In den oben angeführten Staaten aber, wo der Spielkartenhandel eine Regal iſt, da beſchäftigen ſich auch die Kartenmacher ein Jeder mit einer andern Art. So z. B. macht Einer bloß Deutſche Karten, ein Anderer Tarokkarten, ein Dritter Franzöſiſche Karten ꝛc.; indeſſen hat ſich dieſes in neueſter Zeit doch in etwas geändert, ſo daß die einmal privilegirten Kartenmacher, die ihre Fabrikate zur Staats-Stempelkammer

liefern, auch wohl mehrere Sorten machen können; nur da dergleichen Fabriken in der Regel auf eine bestimmte Art von Spielkarten eingerichtet sind, so bleiben sie auch dabei, und mögen nicht gern darum ihr Gewerbe mehr ausdehnen. Uebrigens ist die Spielkartenfabrikation ein freies Gewerbe, kein zunftmäßiges, nach der ehemaligen Art der Zünfte. Wer es daher erlernen will, der kann mit seinem Lehrherrn auch einen Kontrakt auf drei Jahre, und wohl auf noch wenigere Zeit machen, wenn er bloß die Spielkarten zu machen erlernen und keinen Wochenlohn nehmen will, wie in den Kattun- und Tapetenfabriken, wer aber diesen nimmt oder nehmen muß, muß sich auch auf längere Zeit zu lernen verbindlich machen, jedoch ist die höchste Zeit nur auf vier Jahre; dann bekommt er aber gleich in der Woche etwas Bestimmtes, wie in den oben angeführten Fabriken. Wird er endlich Gesell, so ist er entweder ein Drucker, der alle die andern Fabrikarbeiten auch verstehen muß, und ehemals wöchentlich, nebst Essen und Trinken und Schlafstätte, 16 Gr. erhielt, oder ein Glätter, mit dem man einen andern Kontrakt machte. Gegenwärtig erhalten sie weder Wohnung, noch Beköstigung von ihrem Herrn, also auch einen weit höhern Lohn. Diejenigen Kartenmacher, welche ihr Gewerbe oder ihre Kunst nur in solchen Fabriken erlernt haben, die dem Staate ihre Fabrikate abliefern oder einliefern müssen, und also nur eine Art Karten gewöhnlich machen, müssen wandern oder reisen, um sich auch in den andern Arten von Karten zu vervollkommnen, welche sie zu machen nicht erlernt haben. Die vorzüglichsten Oerter, welche sie besuchen müssen, um sich in ihrer Kunst weiter auszubilden, sind in Deutschland: Augsburg, Berlin, Bremen, Breslau, Brünn, Braunschweig, Cassel, Dresden, Goslar, Hamburg, Hanau, Hannover, Haf, Lübeck, Lüneburg, Leipzig, Linz, Memmingen,

München, Neu-Brandenburg, Nürnberg, Prag, Ulm, Wien, Wismar. — In den Niederlanden Amsterdam und Brüssel, in Frankreich: Paris und Strasburg. — Die vorzüglichste Geschicklichkeit der Kartenmacher in ihrer Kunst, besteht im guten Pappen oder Zusammenkleben, Kleistern oder Leimen der Papiere zur Karte, in Austheilung der Quadrate auf dem Bogen, im Patronenschneiden, Mischen der Farben, im Abdrucken, im Glätten und Beschneiden der Karten. Ehemals bestand in den Kartenmanufakturen zu Paris das Gesetz, daß die Arbeiter nicht eher als vier Uhr des Morgens anfangen, und bis um acht Uhr des Abends arbeiten sollten. Im Winter von fünf Uhr des Morgens, bis neun Uhr des Abends. Ferner ward ihnen zugestanden, drei Stunden zu ihrer Mahlzeit; die wirkliche Arbeit war also des Tages dreizehn Stunden durchs ganze Jahr. Hier in Berlin, so wie auch in andern Städten Deutschlands, fangen sie die Arbeit des Morgens um sechs Uhr an, bis Mittags zwölf Uhr; dann von zwei Uhr an bis Abends acht Uhr, im Sommer und Winter. Wie alt dieses Gewerbe ist, oder zu welcher Zeit es wohl begonnen hat, und von wem es erfunden worden, siehe oben, unter Spielkarte; dann den Art. Spiel, Th. 157, und die verschiedenen Spiele, im Register. Worin die Kunst der Spielkarten-Verfertigung besteht, oder wie sie ausgeübt wird, sagt der Artikel Spielkarte, oben, S. 223 u. f. — Der Kartenmacher sucht Alles, was durch seine Fabrikation hervorgebracht wird, zu benutzen, so auch den Ausschuß und Abgang der Karten, und des Papiers. So z. B. wird der Ausschuß, die ausgemusterten Karten, wieder um ein Billiges verkauft, das heißt, nicht als Spielkarten, oder Karten zum Spielen, sondern zu andern Zwecken, da der Ausschuß immer so gemischt ist, daß man sich kein ganzes Spiel herausuchen kann; denn

es fehlen nicht nur einzelne Figuren, ſondern auch das Coeuras, welches gewöhnlich den Stempel trägt, wenn man auch alle übrigen Aſſe darunter findet. Zum Auswurfe gehören alle fleckigen und beleimten Karten, alle Karten, die in der Malerei verdorben worden, deren Farben in einander gelaufen oder verwiſcht worden ſind. Alle dieſe Karten werden entweder Hundertweiſe oder nach Pfunden erhandelt. Man kann rechnen, daß auf eine Schicht von 40 halben Dutzenden, 2 bis 3 halbe Dutzend fehlerhaft ſind, die der Kartenmacher als Ausſchuß verkaufen muß; ſ. auch unter Spielkarten-Manufaktur. Auch das ausgeſchoſſene Papier, der Abgang an Kartenpappe, oder von den Kartenblättern, wird, Erſteres an Kaufleute, und Letzterer an die Papiermühlen verkauft, in welchen er geſtampft und von Neuem zum Papiere gebraucht wird. — Der Preis in den Papiermühlen für dieſen Abgang iſt freilich nur geringe, indeſſen muß doch der Kartenmacher Alles zu Gelde zu machen ſuchen, ſelbſt ſeine Fehler.

Spielkartenmaler, uneigentlich derjenige, welcher ſowohl die rothen Augen, als auch die Umriſſe der Figuren durch die Patrone färbt. Es iſt daher kein förmliches Ausmalen der Gegenſtände, ſondern nur ein Durchſtreichen der Farben auf diejenigen Stellen, wo ſie hinkommen ſollen, wie bei der Schablone in der Zimmermalerei; daher kann man dieſe Verrichtung auch nicht malen, ſondern nur färben nennen. S. auch oben, unter Spielkarte, S. 231.

Spielkartenmalerei, ſ. oben, unter Spielkarte, S. 231 u. f.

Spielkarten-Manufaktur, Spielkartenfabrik, eine Manufaktur, das heißt, ein Ort, eine Werkſtatt, in welcher Spielkarten fabricirt werden. Daß eine ſolche Werkſtatt geräumig ſeyn muß, iſt ſchon oben, unter Spielkarte, S. 225, erwähnt worden. Vor

allen Dingen kommt aber Alles auf eine gute Einrichtung, gehörige Stellung der Geräthschaften, der Tische, sowohl zum Sortiren, als Kleben des Papiers, zum Drucken oder Abdrucken der Formen, zum Ausmalen der Karten, zum Glätten, u. zum Beschneiden derselben, Stellung der Presse zum Pressen ꝛc. an, damit in der Fabrikation keine Hinderung von Seiten der Arbeiter geschehe, und Jeder das ihm nöthige Geräth in seiner Nähe habe. So muß auch im Trockensaale Alles an seinem Orte, und die Leinen und Stangen, worauf die Kartenbogen getrocknet werden, nicht nur in hinlänglicher Anzahl vorhanden, sondern auch so angebracht seyn, daß sich die Bogen im Hängen nicht einander berühren können; auch daß man beim Aufhängen nicht daran stoße, uud sie herabwerfe, oder beschmutze, siehe auch oben, S. 227 und 231. In einer gut eingerichteten Manufaktur kann der Herr oder Meister mit einem Kleber, zwei Druckern, einem Glätter, einem Ausmaler, und ein Paar Lehrburschen, außer den Frauensleuten, welche das Papier reinigen, und andere auf das Kleben der Karten sich beziehende Handarbeiten thun müssen, in einer Woche viele Dutzend, ja Groß Karten verfertigen; denn Alles kommt hier nur auf eine gute und zweckmäßige Einrichtung an, so daß sich die Arbeiter einander in die Hände arbeiten, und kein Aufenthalt entsteht. Wo aber in einer solchen Manufaktur Unordnung herrscht, nichts an seinem gehörigen Orte ist oder steht, sondern immer erst hervorgesucht werden muß, da wird auch die Arbeit aufgehalten, und es kann bei weitem nicht so viel gefertiget werden, als in den Manufakturen, wo Alles, so zu sagen, nach der Schnur geht. Es darf in einer gut eingerichteten Manufaktur an nichts fehlen; Alles muß in Vorrath eingekauft seyn, sowohl das Papier, wie die zum Kleistern nöthige Stärke und das Mehl, die Farben, Pinsel und Bürsten; dann müssen die Formen in gehörigem Stande

seyn; auch immer neu geschnittene in Holz, oder radirte, geätzte in Kupfer, vorräthig dastehen, daß wenn irgend im Drucke etwas bei den Holzformen zerbricht, oder sowohl diese, als auch die in Kupfer gestochenen nicht mehr ihre Dienste thun, der Abdruck schlecht ist, nicht mehr mit Ausdruck geschieht, man eine andere nehmen kann, und also im Abdrucke der Musirung, der Figuren und der Points kein Aufenthalt entstehe; eben so sorge man auch für eine hinlängliche Anzahl von Patronen zum Ausmalen der Karten; so, daß wo etwas den Dienst versagt, man nicht verlegen seyn darf, um den Druck ꝛc. fortzusetzen. Auch müssen die übrigen Geräthschaften, der Kessel, die Farbentöpfe, die Kleistertine, die Tische, die Pressen, kurz Alles, was bei der Fabrikation gebraucht wird, zum öftern nachgesehen werden, damit auch hier, bei irgend einem Mangel, einigen Fehlern, gleich das Nöthige besorgt werden kann. Ferner müssen die Gemächer, Zimmer, Säle, worin die Fabrikation geschieht, immer gehörig gereiniget werden, besonders aber der Trocknensaal, damit nicht Staub sich auf die Kartenbogen anlege, und solche verunreinige; denn hierauf muß besonders gesehen werden, weil von der Reinlichkeit und Sauberkeit der Kartenbogen sehr viel abhängt, besonders bei den feinen Karten, daher muß man hier mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Dieselbe Vorsicht muß auch bei der Fabrikation beobachtet werden, daß man die Bogen mit reinen Händen anfaßt, die Formen gehörig abwischt, die Patrone, welche man auf die Bogen legt, eben so rein erhält, überhaupt Alles, was auf die Fabrikation Bezug hat, mit großer Reinlichkeit vollbringt. Nur auf diese Weise ist es auch möglich, weniger Ausschuß zu erhalten; denn der meiste Ausschuß entsteht durch ein zu schnelles unbedachtsames Arbeiten, besonders beim Ausmalen, und durch Unreinlichkeit, welches man in denjenigen Fabriken findet, wo es an ei-

ner gehörigen Aufsicht und guten Ordnung fehlt. — Die Verrichtungen, Arbeiten, in den Spielkarten-Manufakturen, das Sortiren des Papiers, das Kleben oder Pappen der Kartenbogen, das Trocknen, Pressen, Drucken, Ausmalen, Glätten, Beschneiden, Sortiren, Einschlagen und Zeichnen der Karten, ist schon oben, unter Spielkarte, S. 225 u. f., beschrieben worden. Hier noch Einiges über das Absondern, Reinigen und Durchsehen der fertigen Karten in den Manufakturen. Das Ab- und Aussondern der Karten besteht darin, jede Gattung Karten besonders zu legen, z. B. alle Könige, alle Damen, alle Buben, alle Asse, Zehnen ꝛc. Man nimmt ein Muster, welches nach den verschiedenen Fabriken aus der Arbeit von fünf oder sechs Büchern besteht; sechs Bücher enthalten 300 Blätter Karten durcheinander, das heißt, von allen Augen und Figuren. Sind es nun Figuren, so fängt man bei der Pique- oder Schippendame an, die man auf den zum Sortiren bestimmten Tisch legt, ihr zur Seite kommt der König und der Bube von Pique; dann in derselben Reihe König und Dame von Coeur oder Herzen, König und Dame von Carreau oder Schellen; dann Bube, König und Dame von Trefle oder Kreuz, welche zehn Blätter einer Reihe, oder einen halben Bogen machen. Die andern zehn Blätter legt man auf dieselbe Weise etwas über die andern. Wenn nicht durch die Scheere etwas beim Schneiden versehen worden, so müssen alle Karten jeder Gattung sich an ihrem Orte befinden. Auf gleiche Weise legt man die rothen und schwarzen Augen, Points, Zahlkarten, so, daß die Augen so vertheilt werden, daß man die Spiele schichten, oder Spiele daraus machen kann. Jetzt fängt man an die Karten zu mustern und zu reinigen. Das Reinigen geschieht mit einem spitzen Messer, Federmesser, indem man

damit alle Unreinigkeiten von beiden Seiten abnimmt. Das Mustern oder Auswerfen besteht im Ausstoßen derjenigen Karten, die solche Fehler haben, daß sie davon nicht befreit werden können; man wirft sie in einen zur Seite stehenden Kasten. Der Musterer nimmt nun eine Gattung Karten, es seyen Könige, Damen, oder Buben, läßt sie aus der rechten in die linke Hand laufen, um zu sehen, ob sie auch nicht durch den Leim aneinander kleben, oder beschmutzte darunter sind; finden sich Letztere, so legt er sie besonders; er läßt sie nun von der weißen Seite noch einmal durchlaufen, und wenn er etwas Unreines darauf findet, radirt er es mit einer scharfen Spitze weg. Dann scheidet man auch die ganz weißen Karten von den dunklern. Es entstehen daher durch das Mustern drei Gattungen Karten. Die erste Sorte, der Kern genannt, sind die allerweißesten und reinsten, die zweite Sorte ist nicht so rein, und dann folgt die dritte Sorte, als die dunkelsten in der Farbe. Man findet auch in einigen Fabriken noch eine andere Sorte, indessen ist dieses eine Willkühr eines jeden Karten-Manufaktur-Inhabers, sie in so viele Sorten zu bringen, als er glaubt nach der Farbe und Reinheit machen zu können. Der eigentliche Auswurf soll ungefähr sechs oder sieben aufs Hundert machen. In einigen Fabriken werden die ausgesuchten Karten wohl noch einmal vorgenommen und durchgesehen, ob man nicht eine falsche beim Sortiren habe unter eine bessere Sorte unterwerfen lassen, und sie auch von gleicher Weiße ꝛc. sind. Findet man nun die gemusterten Karten ohne Tadel, so werden sie zu Spiele geordnet und eingeschlagen, nach dem der Brauch in dieser oder jener Fabrik ist. Wie die Französischen Karten sortirt werden, eben so geschieht es auch mit den Deutschen und Tarokkarten.

Was die verschiedenen Spielkarten-Mannfakturen, sowohl in Deutschland, als in andern Staaten betrifft,

so läßt sich hierüber wenig mittheilen, weil es an hinlänglichen Nachrichten fehlt, indem die statistischen Werke, wie auch schon oben, S. 253, bemerkt worden, sie nur nebenbei erwähnen. Die bedeutendsten Manufakturen in diesem Zweige hat Frankreich, England, Deutschland und Rußland. Von Deutschen, Französischen und Russischen Fabriken ist Manches schon oben, unter Spielkarte, und unter Spielkartenmacher vorgekommen. — In den Spielkarten-Manufakturen Deutschlands werden jetzt die Deutschen Karten, außer ihren gewöhnlichen Figuren und Augen, auch noch mit andern Sinnbildern geschmückt, die sich theils auf bürgerliche Gewerbe, theils auf Belustigungen, Spiele, theils auf andere Verhältnisse des Lebens und auf das Kriegshandwerk beziehen. In den Gewerben beziehen sich die Sinnbilder auf Handwerke, Ackerbau, Fischerei ꝛc., gewiß sehr gut gewählte Gegenstände, da die Karten wohl größtentheils in die Hände dieser Klasse des Volkes kommen; und entspräche die Ausführung nur einigermaßen dem Gehalte der Bilder, so würden sie, beim Spielen damit, auch den Zweck, warum sie gewählt worden, gewiß nicht verfehlen; wenn nämlich ein Zweck bei ihrer Wahl Statt gefunden, und sollen sie nur als bloße Verzierungen dienen, dann entspricht ihre Ausführung dem Kunstsinne der Zeit eben nicht. — Dieser Kunstgeschmack in der Verzierung Deutscher Karten trifft aber nicht alle Spielkarten-Manufakturen Deutschlands; denn in vielen findet man die Gegenstände, die als bloße Verzierung dienen sollen, gut gewählt und in den Umrissen ausgeführt, oder ganz weggelassen, welches Letztere gewiß besser, als das Erste ist.

Spielkartenmaß, Spielkartenmaaß. Das Maß der Französischen Spielkarten ist 3 Zoll 1 Linie in der Höhe, und 2 Zoll und 1 Linie in der Breite. Man macht sie aber auch, besonders in Deutschland, ein Paar

Linien höher, und 1 Linie breiter. Die Deutschen und Tarokkarten sind ein Paar Linien höher, aber nicht so breit, wohl um 1 Linie schmäler ꝛc.

Spielkartenmuster, Patronen zum Ausmalen der Spielkarten, s. oben, unter Spielkarte, S. 231. Die Musterblätter oder Patronen zu den Karten werden auf folgende Weise verfertiget. Man nimmt, um die Augen oder Points der Französischen Karten zu machen, Ausschneideeisen von Stahl, die an ihrem Rande scharf sind, und die Figuren von Herzen oder Coeur, Carreau oder Schellen, Pique oder Spade, und Trefle oder Kreuz enthalten, siehe Fig. 8855. Man legt nun das zur Patrone bestimmte kartonirte Papier, welches von der einen Seite mit weißer, und von der andern mit brauner Oelfarbe angestrichen worden, und gehörig trocken ist, auf einen hölzernen Klotz, Fig. 8856, und setzt die Stahleisen, Schnitteisen, auf diejenigen Oerter, wo die Figur, die sie enthält, auf die Karte hinkommen soll, und schlägt mit dem Schlägel T darauf, so erhält man mit einem einzigen Hammerschlage das Coeur, Pique ꝛc. Die Eintheilung auf dem Kartenbogen geschieht auf folgende Weise. Man nimmt ein Figurenblatt, dessen Umrisse, wie oben, S. 229, angeführt worden, mit einer Holzform oder mit einer Kupferplatte abgedruckt worden, damit die Karten mit Augen von derselben Größe werden, als die Bildnisse, und daß auf den Kartenbogen oder der Pappe 20 Karten sind, wie auf der Form, und dann wird das Eingetheilte ausgeklopft. Man legt daher, wie schon oben bemerkt worden, das eingetheilte Blatt auf einen großen hölzernen Klotz, Fig. 8856, und nimmt das Ausschneideeisen R, Fig. 8855, welches Pique oder Trefle, Herzen oder Carreau hat, welches die vier Karten im Spiele sind, und setzt es auf die Pappe. Z. B. das Eisen enthält Pique, so fängt man von der linken Seite, von oben der Ein-

theilung an, und klopft mit einem Schlägel nur leicht auf, und macht auf dieſe Weiſe in dem erſten Viereck des Bogens die Piqueſieben. In dem folgenden Viereck das As oder Daus, hierauf die Neune, dann die Zehne und die Achte. Dieſe fünf Karten machen den erſten Strich aus, welches man Schnitt heißt, weil ihn die Scheere durch einen Schnitt theilt. Man ſchlägt nun die Piqueneune unter die Achte, die Sieben unter die Zehne, das As unter die Neune, die Achte unter das As, die Zehne unter die Sieben, welches den zweiten Schnitt ausmacht. Die Treſle- oder Kleeblätter werden in die zwei unterſten Striche des Bogens ausgeklopft, nach derſelben Ordnung, wie die Piques, und mit Coeur und Carreau macht man es auf dieſelbe Weiſe, wie vorher gezeigt worden, das heißt, man beobachtet dieſelbe Ordnung. Fig. 8857 und 8858 zeigt zwei ſolche ausgeſchlagene Points-Patronen oder Muſter. Man hat zu den Sieben, und zu den rothen und ſchwarzen Aſſen auch beſondere Bogen; auch zu den rothen und ſchwarzen Zehnen. Die Kartenmacher haben nur die Größe der Karten abgezeichnet, die Augen ſetzen ſie nach dem bloßen Augenmaße, und treffen die Stelle, wo ſie ſtehen müſſen, jedesmal. Man kann ſich dazu aber auch Muſter ſchneiden, und die Stellen, wo die Augen zu ſtehen kommen, mit Linien bezeichnen, um ſicherer den Ort und die Stelle zu treffen. Mit den Figurenſtellen, die nach der Patrone ausgemalt werden ſollen, geſchieht das Ausſchneiden auf dieſelbe Weiſe, auch hier werden diejenigen Stellen der Karten, welche bemalt werden ſollen, nach der Patrone ausgeſchnitten, welches nach einer genauen Zeichnung daraaf geſchieht. Das Ausſchneiden dieſer Stellen geſchieht aber hier mit einem ſcharfen Meſſer, Federmeſſer. Wenn man die Karten nicht auf der Patrone aufzeichnen oder ſich aufzeichnen laſſen will, ſo darf man nur ein ausgeſuchtes Kartenblatt nehmen,

und es auf die Patrone legen, und mit kleinen Drathstiften darauf befestigen, und diejenigen Stellen dann nach dem Umrisse der Figur herausschneiden, wo die Farbe hinkommen soll. Das Malen der Karten durch die Patrone geschieht, wie es oben, unter Spielkarte, S. 231, ist angeführt worden.

Spielkartenpapier, das Papier, welches zur Verfertigung der Spielkarten gebraucht wird; s. oben, unter Spielkarte, S. 223.

Spielkartenpatrone, s. Spielkartenmuster.

Spielkartenplatte, eine Kupferplatte, Stahlplatte ꝛc., worein Spielkarten, Figuren oder Augen, zum Abdrukke radirt oder geätzt worden; s. oben, unter Spielkarte, S. 228.

Spielkartenpreis, Spielkartenpreise, die Preise von den Spielkarten, das heißt, was ein Groß, ein Dutzend, oder ein Spiel kostet. Was der Preis der einzelnen Spiele ist, oder wie hoch ein einzelnes Spiel im Preise steht, ist schon oben, unter Spielkarte, S. 247, angeführt worden. Man kann diesen Maßstab des Preises der Berliner Karten-Manufakturen ungefähr als geltend für alle Manufakturen Deutschlands annehmen, nur daß die Karten hin und wieder feiner für den angeführten Preis sind, oder nach ihrer Feinheit wohlfeiler, als in dieser oder jener Fabrik, wo man für einen gleichen Preis ordinaire erhält. In denjenigen Staaten, wo der Kartenhandel ein Regal ist, bekommen die Distributeurs derselben gewisse Prozente vom Hundert. Was die Spielkartenpreise in den Fabriken außerhalb Deutschland anbetrifft, so sollen die Französischen nach ihrem Gehalte am wohlfeilsten seyn. Mehr über die Kartenpreise läßt sich hier nicht sagen.

Spielkartenstempel, ein Stempel, ein aufgedrucktes Zeichen, sowohl um die Karten, als einen im Lande allein gangbaren Artikel, eine gangbare gute Waare

zu bezichnen, als sie auch als ein Vermehrungsmittel der Landesherrlichen Einkünfte zu betrachten. In dem ersten Falle hat die Bezeichnung der Karten mit einem Stempel, Werthstempel, das Gute, um das Publikum vor beschnittenen, heimlichen Karten feiner Spieler, Spieler von Profession, sicher zu stellen, obgleich es ungeachtet dieser strengen Maßregel der Regierung dennoch während des Spiels geschieht; im andern Falle, als ein Landesherrliches Einkommen, muß man die Karten als ein Luxusartikel betrachten, der diese kleine Steuer wohl tragen kann, wenn man bedenkt, wie man mit dem Gelde beim Spiele umgeht, und es oft zu Tausenden aufs Spiel setzt. Der Spielkartenstempel, so wie die Accise ꝛc., ist eine Erfindung Französischer Finanziers, und von Frankreich aus ist derselbe mit andern Verordnungen auch zu uns herüber gekommen, und wer daher Französische, überhaupt fremde Spiele mit fremden Karten spielt, muß es sich auch gefallen lassen, daß er nach fremder Sitte besteuert wird; denn wem das Eine gefällt, dem muß auch das Andere gefallen, wie man ein Uebel durch das andere vertreibt. — Die Stempelung und der Debit der Karten geschieht entweder von einer eigends dazu bestallten Kammer, Direktion, oder von einem dazu ermächtigten Kameralbedienten, oder von einer Person, die es von der Regierung gepachtet hat, ꝛc. ꝛc.

Spielkarten-Verfertigung, s. oben, unter Spielkarte, S. 223, u. Spielkarten-Manufaktur.

Spielkarten-Verordnung, s. unter Spielverordnung.

Spielkasse, eine Kasse zum Spielen, woraus diejenigen, die dazu beigetragen haben, gemeinschaftlich spielen, dieses ist besonders beim Kegelspiele der Fall, wo mehrere Spieler zusammen aus einer Kasse spielen, und nach Beendigung des Spiels den Gewinn und Verlust theilen, oder den Gewinn theilen und den Ver-

luſt tragen. Eine ſolche Kaſſe kann nur bei allen den Spielen geführt werden, wo mehrere Spieler, oder doch zwei das ganze Spiel hindurch zuſammen bleiben können, bei andern Spielen aber, beſonders Kartenſpielen, wo ſolches nicht möglich iſt, und die Spieler oft getrennt werden, oder doch ein verſchiedenes Intereſſe bei dem Spiele haben, und auch haben müſſen, fällt dieſes weg. — Auch dasjenige Geld, welches Jemand zum Spiele beſtimmt hat, welches er zu dieſem Vergnügen beſonders von ſeiner Einnahme monatlich od. vierteljährlich zurückgelegt, führt dieſen Namen; ſiehe auch unter Spiel, Th. 157, S. 565. Daher ſagt man auch: Aus einer Kaſſe ſpielen; die Spielkaſſe iſt bald erſchöpft, bald gefüllt. Die Spielkaſſe hat ein Loch bekommen, wenn das Geld verſpielt iſt ꝛc.

Spielkäſtchen, kleine, ſauber gearbeitete, auch wohl bunt ausgelegte Käſtchen von Mahagony-, Roſen-, Zuckerkiſten-, Buxbaum-, Schwarzeben-, Cedern-, Citronen-ꝛc. Holz, worin man die Spielmarken und auch die Karten zum Spiele aufbewahrt. Man hat l'Hombre-, Whiſt-, Ecarté-ꝛc. Käſtchen, welche die Marken und Karten zu dieſen Spielen enthalten.

Spielkaſten, eine Benennung der Drehorgel, Leyerkaſten.

Spielkatze, Spielkätzchen, ſagt man gewöhnlich von einem ſchon etwas herangewachſenen jungen Mädchen, welches noch gern ſpielt, die Puppe an- und auszieht, überhaupt ſich gern den Kinderſpielen hingiebt. Dieſe Benennung eines jungen, gern ſpielenden Mädchens iſt keinesweges ſtrafend, oder verhöhnend, ſondern nur ein Ausdruck des Spaßes, eine Benennung im Scherze; eben ſo ſpielend, wie ein Kätzchen.

Spielkegel, ſ. unter Kegel, Th. 36.

Spielkenner, ein Kenner dieſes oder jenes Spieles, der die Einſicht von einem Spiele hat, der es zu beurthei-

len verſteht, die Regeln ꝛc. kennt, ohne es praktiſch geübt zu haben. Dieſe Kennerſchaft des Spieles bezieht ſich auch auf alle andere Spiele, wie auf das Schauſpiel, Tonſpiel ꝛc. ꝛc.; wenn man die Regeln aller dieſer verſchiedenen Spiele kennt, ein jedes Spiel zu beurtheilen verſteht, alle Nüancen deſſelben durchdringt, und ſowohl die Vollkommenheit der Ausführung, ſo wie die Fehler deſſelben klar darlegen kann, ohne ſelbſt zu ſpielen, oder es praktiſch geübt zu haben. Kenner eines Spieles zu ſeyn, beſonders bei den zuletzt angeführten Spielen, wo Kunſt und Natur vereint wirken müſſen, erfordert ein langes Studium im Zuſchauen und Zuhören, ein ſcharfes, geübtes Auge, und ein feines Gehör, und dann viel Scharfſinn, und eine geläuterte Beurtheilungskraft, um ſich nicht mit der Tagesfluth fortreißen zu laſſen. Die Kennerſchaft in einem Spiele zu beſitzen, iſt daher von nicht geringer Wichtigkeit; ſie iſt das vollgültigſte Urtheil, das Zeugniß der Reife oder Unreife eines Spielers oder Spielenden. Es gehört dazu eine beſondere Gabe, ein beſonderes Talent, das nicht ein Jeder beſitzt; denn man kann ſehr gelehrt ſeyn, außerordentlich viel wiſſen, und dennoch ein ſchlechter Kenner eines Schauſpiels, eines Tonſpiels ſeyn, wenn man gleich die Regeln von Beiden weiß, und ſowohl im Theater, als auch auf dem Konzertſaale nicht fremd iſt. Man wird Beides beurtheilen, aber ſo hölzern, mit ſo wenig Geſchick und Geſchmack, daß den Leſer oder Zuhörer das Gähnen ankommt; denn was iſt eine Rede, ohne Gefühl, und eine Beurtheilung oder Kennerſchaft, ohne Geſchmack? Beide gleichen den Lichtſtrahlen, welche wohl leuchten, aber nicht wärmen. Der Abbé d'Aubignac hatte eine Tragödie, Zenobié betitelt, gemacht, welche mißfiel. „Wie kommen Sie dazu," fragte ihn ein angeſehener Mann, „ſo ſchlecht zu ſchreiben, da Sie doch ein Kenner aller Situationen des Lebens, und deren

Wirkung auf das Gemüth seyn müßten?" — „Ich kann versichern," antwortete der Abbé, „daß selbst Corneille und Racine nichts gegeben haben, was mehr den Regeln des Aristoteles entspricht, als mein Stück." — „Ja so," antwortete Jener, „Sie haben sich das Vergnügen machen wollen, nach den Regeln zu arbeiten, das mußte Ihnen frei stehen; allein den Regeln kann man es nie verzeihen, daß sie Ihr Stück langweilig machten." —

Spielklub, ein Verein, eine Gesellschaft, welche an irgend einem Orte, auf einem Kaffeehause ꝛc. zusammen kommt, um zu spielen; daher hat man Schach-, l'Hombre-, Whist-, ꝛc. Klubs, wo man nur Spiele der genannten Gattungen spielt; dann hat man Spielklubs, in welchen bloß Hazardspiele gespielt werden. Woher das Wort Klub, und also auch diese Vereine, Gesellschaften stammen, ist schon unter Klub, Th. 41, S. 1 u. f., erklärt worden, auch daselbst mehrere Gesellschaften, Vereine mancherlei Art in London, Petersburg, Berlin ꝛc. ꝛc. beschrieben worden, welche diesen Namen führen. Hier nur noch einige Worte über die Hazard-Spielklubs in Paris, da sich über die übrigen oben angeführten Klubs, die man fast in allen großen Städten, sowohl Frankreichs, Englands, als auch Deutschlands, Rußlands ꝛc. findet, nicht viel sagen läßt, weil sie ganz in der Ordnung die festgesetzten Spiele nach ihren Prinzipien, nur im geschlossenen, geselligen Kreise, und nach den eigends sich entworfenen Gesetzen spielen, wobei dasjenige geboten wird und herrscht, was die Freuden, oder vielmehr die Vergnügungen beim Spiele erhöhen kann; nicht so ist es mit den Hazardspiel-Klubs in Paris, und auch wohl in andern Ländern, wo dergleichen Spiele im Geheimen existiren mögen, da sie sonst öffentlich zu treiben, überall, außer in den Bädern, verboten sind, nur nicht in Paris und in London. Die

Pariſer Hazardſpiel-Klubs ſind eigentlich öffentlich, keine geſchloſſenen Geſellſchaften, man könnte ſie daher eher Spielhäuſer nennen, als Klubs; allein, da es nur einige ſind, ſo hängt man vielleicht, um ſie deſto anziehender zu machen, der Oeffentlichkeit ein Mäntelchen um, und nennt ſie Klubs, da überhaupt das Wort Klub, in politiſcher Beziehung, ſeit der Franzöſiſchen Revolution einen mächtigen Reiz erhalten hat, und ſie auch, nach der Beſchreibung des Herrn von Archenholz, in ſeinem Werke: England und Italien, wie auch ſchon Th. 41, unter Klub angeführt worden, nicht nur die Geſelligkeit befördern, ſondern auch republikaniſche Geſinnungen verbreiten, und den Public Spirit unterhalten ſollen. Unter Napoleon waren die ehemals in Frankreich, mit Ausnahme der Revolution und Republik, ſtark getriebenen Hazardſpiele in ganz Frankreich ſtrenge verboten, nur in Paris war es erlaubt, jedoch nicht allgemein, ſondern nur gewiſſen Unternehmern von Banken, welche dafür der Regierung eine ungeheure Pacht zahlen mußten. Es war Politik Napoleons, der die Verderblichkeit dieſer Spiele auf die Sitten eines Volkes recht gut kannte, und ſie dieſerhalb, außer Paris, wie ſchon erwähnt, auch in ganz Frankreich bei ſtrenger Strafe verbot, hier dieſe Nachſicht zu haben, weil er wohl wußte, daß bei dem großen Zufluß von Fremden, beſonders von Engländern, Ruſſen, Polen ꝛc., die Paris in jedem Jahre beſuchten, auch große Summen von ihnen in Hazardſpielen verloren wurden, die dem Lande zu gute kamen, und die auf keine andere Weiſe ihren Börſen ſo entſtrömt wären, als bei dieſen Spielen. — Die Hazardſpiel-Klubs befinden ſich in einem Hauſe der Vorſtadt St. Germain, in dem Café Anglais, auf den Boulevards, und in vier Sälen des Palais royal, wo öffentlich geſpielt wird. Außerdem gab Mr. de Livry im zweiten Decennium dieſes

Jahrhunderts noch besondere Gesellschaften, neben Frascati, dem Tummelplatze der schönen Welt, wohin man aber nur auf Einladung Zutritt erhielt. Die Hazardspiel-Klubs im Palais royal, die aber Jedem geöffnet sind, oder offen stehen, sind in Nr. 8, 50, 129 und 154. Ueberall findet man an diesen Klubs von 11 Uhr des Morgens, bis 3 Uhr des Nachts, einen Thürsteher, der jedem Eintretenden den Hut abnimmt, und ihm dagegen eine Nummer einhändiget; auch dem Neuling und Fremden den Weg mit einer Verbeugung zeigt, auf welchem er sein Glück, oder sein Unglück zu hoffen hat. Hat man das Ziel erreicht, so gewahrt man einen großen grünen Tisch, woran je zwei und zwei abgelebte Individuen, sowohl an der breiten, als an der schmalen Seite desselben sitzen, die mit ihren aufgedunsenen Gesichtern und in abschreckender Gestalt ihr monotones: Rouge gagne et couleur etc. dem Herantretenden zurufen. Diese Spielmaschinen, denn so kann man sie nennen, indem sie den Automaten gleichen, die hier und da für Geld gezeigt werden, sind nur Diener von dem Unternehmer des Spielklubs, und gehörten zum Theil ehemals höheren Ständen an, die sich durch das Spiel ruinirt haben, und jetzt gezwungen worden sind, in dieser ihrer früheren Laufbahn auf einer solchen Stufe ihren Unterhalt zu gewinnen. Sie sind gewiß des Mitleids würdig, um so mehr, da sie in dieser untergeordneten Sphäre, unter Vermünschungen ꝛc. der Spieler ihren Unterhalt suchen müssen. Sie werden mit zwei bis drei Laubthalern des Tages bezahlt, und von einem vertrauten Director dirigirt, der etwas besser besoldet ist. Für dieses Honorar müssen sie zwei Stunden hintereinander sitzen, und werden dann von Andern abgelöset, die ihnen nach zwei Stunden wieder Platz machen. Dieses soll für Jeden ungefähr des Tages acht Stunden Arbeit ausmachen. Der Unternehmer dieser Klubs ist gleichfalls

ein routinirter Spieler, vor funfzehn Jahren ein Herr Perrin, einer der reichsten Privatmänner in Frankreich; er inspicirte dann und wann die Spieltische. Dem Staate entrichtete er eine jährl. Pacht von 5 Mill. Frcs. und nahm gewiß noch 3 Millionen ein, um damit die Polizei, den Miethszins, die Söldlinge, und das Haus seines ersten Direktors zu bezahlen, der oft glänzende Feste gab. Es wurden daher mehr als 8 Millionen jährlich verloren, und dennoch war der niedrige Satz nur 30 Sous, der höchste dagegen, wie ein Anschlag an der Thür besagte, 6000 Livres. Der niedrige Satz ist aus Politik so gestellt worden, weil er am meisten zum Spiele heranlockt, Kunden zum Spiele wirbt; denn Jeder, der auch nur um zu sehen gekommen war, wird durch die 30 Sous verführt, ein paarmal zu setzen, und muß oft in der Folge einen kleinen Gewinn sehr theuer bezahlen. Es fehlt auch an dem Tische nicht an Gehülfen, an Rouge- et Noir-Männern, welche diese oder jene Farbe empfehlen, eben so wenig an Pflastertretern, welche bloß einkehren, um sich zu ruhen von ihrem Herumirren auf den Straßen und den Boulevards, und dem Spiele zuzusehen, wie es wohl fällt; sie bleiben oft Stunden lang und wohl noch länger mit ihrem Laubthaler, und erwarten die günstige Chance; wenn aber die Rechnung täuscht, so lassen sie auch ihren Unwillen doppelt laut werden, und das sacre etc. muß man dann oft hintereinander in stürmendem Galopp hören, so daß man gern, wenn man an dergleichen Spielverwünschungen nicht gewöhnt ist, einen solchen Spielklub verläßt. Bei allen diesen, den Geist abspannenden und das Herz verengenden, Spielen, besteht der Gaumengenuß, die Labung, nur in einem Glase Bier; denn Wein und andere Spirituosa wagt man bei dieser Arbeit nicht zu reichen, weil die Gemüther doch schon erhitzt genug werden, und käme ein solches Fluiduum noch dazu, so könnte es üble Folgen

für die Bank und die Bankhalter haben; denn diese würde gewiß im Sturme genommen, oder zertrümmert; denn man muß den Gemüthszuſtand der Spieler bei einer ſolchen Bank ſehen, um zu begreifen, was geſchehen könnte, wenn auch noch hitzige Getränke ihren Einfluß darauf ausübten. An ein Beſänftigen wäre dann gar nicht zu denken; daher die weiſe Einrichtung bei Hazardſpielen in Paris, nur Bier zu reichen. Mit Tröſtungen iſt der Franzoſe gleich bei der Hand, beſonders wenn ein Fremder verliert. „Ah! Monsieur, heißt es ſogleich, j'ai pitié de votre malheur. Ah! je meurs de douleur de vous voir perdre tant d'argent etc.“ Dagegen wird aber auch, wider Erwarten, das Glück eines Spielers gerügt; es heißt dann: „Hélas! Monsieur, quelle fortune en si peu de temps.“ Oder: „C'est à crever de voir une si grande fortune pour une bagatelle, etc.“ Man ſollte glauben, daß bei einem Spiele, wo Alles auf Gewinn oder Verluſt ankommt, man auf kleine Vortheile gar nicht ſehen würde, und doch geſchieht dieſes; denn ſie tauſchen die Thaler von 5 Francs, die $1\frac{1}{4}$ Sous Agio gelten, gegen Laubthaler um, und die Bankzettel wechſeln ſie für weniger ein, als der Wechſler unten in demſelben Hauſe. Die Dukaten werden nur zu 10 Livres angenommen. Die Stärke der Bank kann ungefähr 4 bis 6000 Carolins betragen. Pharao wurde unter der Regierung Napoleons nur ſehr ſelten geſpielt, unter der Reſtauration fand es aber wieder ſeine Liebhaber. Am meiſten ſpielt man das Piripi, welches auch, nebſt Roulette, und dem Würfelſpiele Craps, in Nr. 50 des oben genannten Pallaſtes geſpielt ward. An dem zuerſt genannten Spiele nehmen auch Frauen Theil. — Der Spielklub Nr. 8 bietet wieder eine andere Art des Schauſpiels dar; denn um 12 Uhr öffnen ſich die Thüren linker Hand, und führen zu einem Kaffeehauſe, worin gegen den Eintritt

von 20 Sous der ſogenannte Bal des Etrangers gegeben wird. Hier vereiniget nun die Stunde der Mitternacht zwei Geſellſchaften, die Spieler und die Freudenmädchen des Palais royal, gleich verderblich für den unerfahrenen Fremden, für den Jüngling, der ohne Führer ſeine Ausflucht in die große Welt macht. Dieſe Mädchen ſind gleichfalls Werber zum Spiele; denn wenn ſie den Fremden auf keine andere Weiſe anlokken können, um von ihm Geld zu erpreſſen, ſo drängen ſie ſich mit Gewalt an ſeine Seite, und erbetteln von ihm 30 Sous, um mit ihm das Spielglück an der Roulette zu verſuchen. Es heißt dann gleich: „Monsieur, oder mon aimable, ne voulez vous pas chercher fortune avec moi; je suis sur de vous rembourser le double, le triple, le quadruple etc.“ Wer ſich zu allen ihren Lockungen nicht verſtehen, nicht in ihr Netz laufen will, der iſt denn doch genöthiget, um ſie nur los zu werden, ihnen ein kleines Almoſen zu reichen, warum ſie am Schluſſe betteln, um ſich ein Glas Bier dafür reichen zu laſſen, den Durſt zu ſtillen. Wer nur einigermaßen nicht ganz fremd in der großen Welt iſt, der wird bald gewahren, welche Vertraulichkeit unter den Spieldirigenten oder Spieldienern und dieſen Mädchen Statt findet, und daß ſie, außer den Netzen, die ſie für ſich ausſtellen, auch die Werber zur Spielbank ſind, und auch hiervon ihre Prozente genießen. Es greift hier Alles ineinander, Tanz, Spiel u. ſ. w. So ſind die Hazardſpiel-Klubs, die weiter auszumalen, hier nicht der Ort iſt, in Paris beſchaffen, die ſich bis auf die neueſte oder jüngſte Zeit forterhalten haben, und worüber es ſchon manche Erörterungen in der Deputirtenkammer gegeben hat, ſie abzuſchaffen; allein es ſcheint wohl nicht gut möglich zu ſeyn, weil ſie erſtens dem Staate eine namhafte Summe einbringen, und zweitens auch der Franzoſe, beſonders aber der Pariſer, an derglei-

chen Vergnügungen gewöhnt iſt, und gern ſeine Laubthaler verſpielt; ſelbſt der aus der Provinz kommende Pachter oder Gutsbeſitzer muß es doch wenigſtens in Paris an der Roulette verſuchen, oder beim Piripi, Craps ꝛc., ſonſt wäre er ja nicht in der Reſidenz geweſen, in ſeinem weltberühmten Paris, und dieſe, außer den Fremden, ſind es auch mit, welche reichlich zu der Spielpacht beiſteuern, indem ſie dabei noch, ſo wie jeder Fremde von einigem Range, oder beſſer: mit einer vollen Börſe, mit einem Billet-doux, worin ſich eine Einladung befindet, beehrt werden. Ein ſolches Billett lautet ungefähr: „Monsieur, une personne de Vôtre connoissance m'ayant chargée de Vous communiquer quelque chose, que je ne peut dire qu'à Vous même, je prend la liberté de Vous écrire, pour Vous prier de vouloir bien me faire le plaisir de passer chez moi. Voici mon addresse etc." — Allein, ſtatt der Unterſchrift liegt nun eine Viſitenkarte in dem Billette, die, wenn ja die Polizei dieſe Einladung mißbilligen ſollte, keinen Beweis gegen die Abſenderin abgeben kann; und dieſes um ſo weniger, da die Einladerin einen Putzladen beſitzt, alſo mit dieſer Waare eine andere, bei ihrem Gewerbe verbotene, verbindet. — Freilich, dieſe Galanterie ſtört den Deutſchen bei ſeinen Hazardſpielen, wo ſie in den Bädern und Badeorten ꝛc. getrieben werden, nicht. Es geht bei ihm etwas ernſter zu. Ein Billet-doux von einer ſolchen Marchande de Modes käme ihm beim Pointiren oder an der Roulette gewiß ſehr ungelegen, da er nicht gern ſeine Beſchäftigungen, ſo wie ſeine Vergnügungen zerſplittert, und in einer Minute der Liebe, und in der andern dem Spiele huldiget. Indeſſen giebt es doch auch Deutſche, die von den Wundern des Palais royal und von der Galanterie der Franzoſen ſo eingenommen ſind, welche Galanterie ſich beſonders in ih-

rer Sprache ausdrücke und selbst dem gewöhnlichsten Menschen beiwohne, daß sie darüber die Schönheiten ihres Vaterlandes und sich selbst vergessen. Ein solcher Deutschfranzos, der erst kürzlich aus Paris zurück gekehrt war, befand sich auch in einer Gesellschaft, und war von den Wundern, die er in Paris gesehen und erfahren, so voll, daß er, wie besessen, Niemanden zu Worte kommen ließ, und die Französische Sprache, als eine so galante und gebildete, bis zu den Sternen erhob, und so auch die Freiheit der Hazardspiele. Ey, das ist ja schön, fiel ihm endlich ein ehrwürdiger Greis in die Rede, daß ich einen Mann finde, der mir wird sagen können, ob es denn wirklich wahr ist, daß in Frankreich selbst die Bauerkinder Französisch sprechen? — Diese Persiflage brachte auf kurze Zeit den Schwätzer durch das Gelächter der Anwesenden zum Schweigen. — Was die Hazard-Spielklubs in London anbetrifft, so ist davon unter Klub, Th. 41, S. 3, gesprochen worden. —

Spielkugel, Kugeln, mit welchen gespielt wird, sowohl die Kegel-, Billard- ꝛc. Kugeln, als auch diejenigen, mit welchen die Jongleurs ꝛc. spielen.

Spielleute, s. Spielmann.

Spielmagen, s. Spillmagen.

Spielmann, in der Mehrheit Spielleute, Jemand, der spielt, ein Wort, welches im gemeinen Leben in verschiedenen Bedeutungen vorkommt. 1) Ein Musikant, das ist, ein Mann, welcher ein Gewerbe daraus macht, Andere mit seinem Instrumente zu belustigen, nach dieser allgemeinen Benennung würde es ein Jeder seyn, welcher besonders um Geld andere Leute mit der Musik vergnügt; allein es leidet hier einige Einschränkungen, und wird in diesem Sinne nur von demjenigen gebraucht, welcher mit der Drehorgel, Harfe, oder Flöte ꝛc. herum geht, und die Leute vor den Häusern und in denselben darauf belustiget, und dafür eine Klei-

nigkeit von Jedem nach Belieben erhält, wenn er es freiwillig thut, und wird er dazu gerufen oder bedungen, ein Gewisses. In diesem Verstande würde also der Spielmann derjenige seyn, welcher mit einem Instrumente sich durch Spielen vor den Thüren anderer Leute sein Brod verdient, und wenn es Mehrere in Gesellschaft thun, die auf verschiedenen Instrumenten blasen oder spielen, die Spielleute. Diese Benennung erhielten auch ehemals die Musikanten oder das Musikchor bei den Regimentern, wofür jetzt, wie so eben erwähnt worden, Musikchor oder Kapelle üblich ist; auch die Stadtmusikanten, Kunstpfeifer, erhielten diesen Namen. Man findet dieses Wort auch in der Bibel. Laß mir einen Spielmann, 3 König, 3, 25. Die Spielleute gehen den Sängern nach, Ps. 68, 16. Für Instrumentisten besserer Art ist es, so wie das gleichbedeutende Musikant, zu gewöhnlich, indem man solche daher Musici, und wenn sie eine gewisse Vollkommenheit darauf erlangt haben, oder vollkommen darauf sind, Virtuosen nennt. — 2) Wurde auch im gemeinen Leben einiger Gegenden ein Schauspieler gleichfalls ein Spielmann genannt, obgleich diese Benennung jetzt auch selbst in den Gegenden, wo sie gangbar war, nicht mehr gehört wird. In beiden Fällen kann die Mehrheit Spielleute auch von beiden Geschlechtern gebraucht werden.

Spielmannia, s. den folgenden Artikel.

Spielmannie, Spielmannia Linn., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der vierzehnten Klasse (Didinamia Angiospermia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Der Kelch ist fünfspaltig; die Krone desgleichen und röhrig, und der Schlund derselben ist mit Grannen geschlossen. Ferner findet man vier ungleich lange Staubfäden, und einen Griffel mit hakenförmi-

ger Narbe. Die Nuß der Steinfrucht ist zweifächerig und mit Warzen besetzt. Dietrich führt in seinem Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Bd. 9, eine Art auf: Die Afrikanische Spielmannie, Spielmannia Africana, Lamark, deren Stengel strauchartig, aufrecht, und mit abwechselnden besondern Zweigen besetzt ist. Die Blätter stehen wechselweise, zerstreut, sind eyförmig, gewellt, scharf gezähnt, 1—2 Zoll lang, ungestielt, mit ihrer Basis am Stengel herablaufend. Die Blumen stehen einzeln in Blattwinkeln auf sehr kurzen Stielen. Der Kelch ist fünfspaltig, die Krone trichterförmig, weiß, die Röhre filzig, mehr oder weniger gebogen, und länger, als die Einschnitte des Kelches. Die niedlichen weißen Blumen verbreiten einen süßlichen, angenehmen Geruch; die Blätter riechen aber nicht gut. Das Vaterland dieses Strauches ist das Kap der guten Hoffnung. Nach Dietrich soll er in den Gärten des mittlen und südlichen Deutschlands 3 bis 4 Fuß hoch werden, und da größtentheils des Jahres einmal blühen. Er bedarf zu seinem Wachsthume einen lockern, nahrhaften Boden, und nimmt mit Durchwinterung in einem Glashause vorlieb. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge.

Spielmarke, Spielmarken, Zeichen von Metall, Elfenbein, feinem Holze ꝛc., welche entweder rund, viereckig, rautenförmig, oder auch lang und schmal gestaltet sind, die bei Kartenspielen die Stelle des Geldes vertreten; s. auch den Art. Marke, Th. 84, S. 467. Man gebraucht auch wohl das Geld selbst statt der Marken, z. B. blanke oder noch neue Viergroschen- oder $\frac{1}{6}$ Thalerstücke, die mit den runden Spielmarken von Silber, oder von einem andern zusammengesetzten Metalle Aehnlichkeit und eine Größe haben, und nennt sie dann beim Spiele auch Marken, weil sie nicht als Geld dienen, sondern nur die Stelle der Marken vertreten, und nach ihnen dann die Spiele berech-

net werden. Man hat sie, wie schon oben erwähnt worden, auch von Elfenbein und von Holz, als von Schwarzeben-, Buxbaum-, Citronen-, Cedern- ꝛc. Holz sehr sauber gearbeitet. Man gebraucht sie beim l'Hombre-, Whist- ꝛc. Spiel, überhaupt in allen den Spielen, wo man damit anlegt, und nachher, bei Beendigung des Spiels, der Satz dadurch ausgeglichen werden muß.

Spielnapf, ein kleiner Napf von Porzellan, etwas größer als eine Untertasse, welcher beim Spielen auf den Tisch gestellt wird, worein der Spielsatz, Einsatz, auch wohl der Talon, gelegt wird. Man hat jetzt dazu auch andere bequemere viereckige Gefäße. Man gebraucht sie besonders bei den Spielen, wo Bete vorkommen und stehen. Auch bedient man sich zu diesem Zwecke der Porzellanuntertassen ꝛc.

Spielorgel, eine Benennung der Drehorgel.

Spielparthie, sowohl von dem Spiele, welches gespielt werden soll, als auch von der Gesellschaft, welche spielt, den Spielern. Von dem Spiele, als Mittel zum oder ein Werkzeug des Vergnügens, und von der Gesellschaft, als Genossen des Vergnügens, als Theilnehmer.

Spielpfennig, Spielpfennige, Pfennige, welche zum Spiele dienen, welche gebraucht werden, sich im Spiele um so leichter zu berechnen, und die auch als Marken dienen, die Zahlpfennige; s. diese.

Spielplan, ein Plan, ein Aufriß mit Figuren ꝛc., nach welchem gespielt, oder auf welchem nach den Figuren mit Würfeln gespielt wird, wie bei dem Post- und Reisespiele ꝛc. Dann versteht man darunter uneigentlich auch einen Nachweis, eine Erklärung der Gewinne, oder Treffer und Nieten in der Klassenlotterie, nebst der Art des Einsatzes, Vertheilung der Loose auf die verschiedenen Klassen der Ziehungen ꝛc.; also gleich-

sam ein Aufriß der Einrichtung einer solchen Lotterie.

Spielplatz, ein freier Platz, worauf gespielt wird, sey er nun dazu besonders eingerichtet worden, oder bloß ein offener, freier Platz, eine Wiese ꝛc., die wenig benutzt wird, oder worauf das Gras keine solche Höhe erreicht, um im Spielen, oder beim Spielen zu hindern. Wenn Plätze besonders für die Jugend, um sich darauf durch Turn-, Ball- und andere Spiele zu belustigen, eingerichtet werden, so müssen sie so geebnet, planirt, und mit Kies befestiget seyn, daß man die Spiele, ohne durch das Waten im Sande, im Grase, durch Staub ꝛc. behindert zu werden, begehen kann.

Spielpot, wird das Gefäß genannt, worein man den Spielsatz thut, das Geld, welches nicht nur der Kartengeber, sondern auch die verlierende Parthei ꝛc. in das Gefäß thut; auch überhaupt, nachdem es bei den verschiedenen Spielen gebräuchlich ist, ein jeder Mitspielender, und welches Geld derjenige oder diejenigen erhalten, die die Parthie, das Spiel gewinnen; siehe Spielnapf.

Spielpuppe, Spieldocke, eine Puppe, mit welcher gespielt wird, sowohl die Kinderpuppe, als auch diejenigen Puppen, womit man in den Marionetten-Theatern ein Stück aufführt; s. auch den Art. Puppe, Th. 118, S. 138; auch den Art. Spielzeug.

Spielraum, in der Mechanik, derjenige Raum, in welchem sich ein Körper frei und ungehindert bewegt. Dieses Wort soll vom Kompaß oder der Magnetnadel hergenommen worden seyn, weil diese sich frei in einem Raume bewegt; in einigen Fällen auch die Flucht. Der Perpendikul einer Uhr muß in dem Uhrgehäuse den gehörigen Spielraum haben. Eine Thür hat zu viel Spielraum, wenn man am Rande durchsehen kann. Der Spielraum in einer Destillirblase, der leere, zum Aufsteigen der Dünste

nöthige Raum. In der Artillerie ist der Spielraum der Raum zwischen der Mündung des Stücks und dem größern Zirkel der Kugel, die daraus geschossen wird, und wird daselbst auch der Windraum, Lustraum, die Spielung, das Windspiel genannt. Die Bombe hat in dem Mörser zu viel Spielraum, wenn sie nicht die gehörige Größe hat. In allen den genannten Fällen ist daher der Spielraum immer ein großer, oder minder großer Raum, worin sich etwas frei bewegen kann, und die Bedeutung dieses Wortes auch nur da zu finden, wo sich wirklich etwas in einem solchen Raume beweget, also Spielraum hat, um sich bewegen zu können.

Spielregel, die entworfenen Regeln eines Spiels, nach welchen es gespielt wird; s. unter Spiel, Th. 157, und dann die verschiedenen Spiele im Register von Spiel, in dem eben angeführten Theile, und oben.

Spielsache, ein Geräth, damit zu spielen, jedoch nur im ersten Falle der zweiten Hauptbedeutung des Zeitwortes spielen. Die Spielsachen der Kinder, s. Spielzeug.

Spielsatz, dasjenige Geld, warum man in einem Billard-, Schach-, Karten- ꝛc. Spiele spielt, welches gewonnen werden soll; s. unter Spiel, Th. 157, und das Register von Spiel, daselbst, und oben.

Spielschuld, dasjenige, was man im Spiele verspielt und schuldig bleibt, nicht bezahlt. Siehe Th. 148, S. 761, u. oben, unt. Spielgesetz. Ob Spielschulden nicht vor Gericht gebracht werden können, ist oftmals ein Gegenstand der Erörterung gewesen, besonders da die Gesetze in mehreren Staaten den Schuldnern das Wort reden. Hier ist nun wohl ein Unterschied zwischen Spielschulden und Spielschulden zu machen. Die Spielschulden, welche aus verbotenen Spielen, wie die Hazardspiele, entstehen, können schon daher kein Gegenstand der Klage werden, weil die Gesetze ein

solches Spiel verbieten, also schon der Kläger strafbar ist, der eine solche Schuld in den Staaten vor Gericht bringt, wo Verordnungen, Edicte gegen die erwähnten Spiele erlassen worden. Diese Schulden können daher nur die erlaubten Spiele treffen, oder aus diesen Spielen hervorgehen, und in diesem Falle muß man wohl folgenden Unterschied bei den Spielschulden machen. Spielschulden, die von jungen Leuten gemacht werden, die noch unter väterlicher oder vormundschaftlicher Gewalt stehen, also ohne Vorwissen ihrer Obern keine Schulden machen dürfen, können auch vor Gericht nicht angenommen werden; denn Jemand, der noch nicht selbstständig ist, kann auch nicht Handlungen begehen, welche Selbstständigkeit erfordern. Wer aber der Minderjährigkeit entwachsen ist, und Schulden im Spiele macht, der kann auch dieserhalb vor Gericht belangt werden, wenn er nicht vorzieht, Ehren halber sich mit seinem Creditor oder seinen Creditoren auszugleichen, ehe es zur Klage kommt. Denn ein selbstständiger freier Mann muß auch selbstständige freie Handlungen begehen können, welcher Art sie auch seyn mögen; denn nur das Gesetz ist sein Richter, sobald gegen ihn geklagt wird. Wenn daher ein freier Mann, der der väterlichen oder vormundschaftlichen ꝛc. Gewalt entbunden und auch nicht wahnsinnig ist, in welchem Falle er wieder in die Unmündigkeit zurücktritt, erlaubte Spiele spielt, und darin Schulden macht, so können diese Spielschulden keinesweges vor Gericht ungültig seyn; denn dieses hieße sonst alle Spiele um Geld aufheben; sie sind dann eben so gültig, wie jede andere Schuld. Wer sich in Spiele einläßt, die hoch gespielt werden, muß wissen, daß seine Kasse dahin reicht, seinen Verlust zu decken; denn er hat sich doch nur in ein Spiel eingelassen, um zu gewinnen oder zu verlieren, anders giebt es hier keinen Ausweg; denn bloß spielen, um zu spielen, das heißt

bloß ein Vergnügen, eine Lust, ohne weitere Absicht, beim Spiele zu haben, wäre zwar bei einigen Individuen wohl denkbar, weil nichts unmöglich ist, doch selten anzunehmen, weil das Spiel nur erst durch einen gewissen Einsatz Reiz erhält; mithin wird er doch eben so gern den Gewinn einstecken, wie sein Gegner; wenn daher Einer dem Andern beim Spiele creditirt, so ist derjenige, der den Credit erhalten oder angenommen hat, auch verbunden seine Schuld zu tilgen, und geschieht dieses nicht, so muß er es sich gefallen lassen, wenn sein Gegner diejenigen Mittel dazu gebraucht, welche ihn zu seiner Fordernng verhelfen. Wie aber oben schon erwähnt worden, wird es ein jeder ehrliebender Mann nicht dahin kommen lassen, daß er dieserhalb verklagt wird, und jeder Creditor wird eine Schuld fahren lassen, wo er die Unfähigkeit seines Debitors zu zahlen einsieht.

Spielsekretair, ein Schrank, ein Spinde, in welchem sich ein Spielwerk befindet, welches, nachdem es aufgezogen worden, ein Stück spielt. Die Walzen sind zu mehreren Stücken eingerichtet, so daß man nach Belieben dieses oder jenes Stück spielen lassen kann. S. unter Uhr, Spieluhr.

Spielsessel, Spielstuhl, ein Stnhl, Sessel, in welchem sich ein Spielwerk befindet; s. unter Uhr, in U. Uneigentlich pflegt man auch einen kleinen Stuhl, Kinderstuhl, dessen Sitz von Stroh geflochten oder auch mit Leder überzogen ist, einen Spielsessel zu nennen.

Spielstunde, die zum Spielen bestimmte Stunde, welche man zum Spielen anwendet, in der man spielt.

Spielsucht, Spielwuth, die Begierde, das heftige Verlangen ꝛc. zu spielen, ein Spiel zu machen, keinen Tag ohne zu spielen hinzubringen. Man möchte diese Sucht bei vielen Spielern eine Art Krankheit nennen; denn nach ihrem eigenen Geständniß fühlen sie jedes-

mal eine Art von Beängstigung, eine Bangigkeit vor der Zeit, daß sie am Spieltische sitzen; sie haben keine Ruhe im Hause, in ihrer Wohnung, bis sie den Spieltisch erreicht haben, bis sie daran sitzen und Karten mischen, bis sie spielen. Hierzu gesellt sich nun nicht selten die Gewinnsucht, und so wird er von zwei Begierden auf zwei Seiten angegriffen, welche ihn quälen und martern, und sitzt er im Verluste, ist ihm das Glück nicht hold, so nimmt er auch die Unruhe und alle Qualen vor und bei dem Spiele wieder mit sich nach Hause, und er überrechnet im Bette, wie er es wohl hätte anfangen müssen, um zu gewinnen, welche Fehler er gemacht, und wie er sie beim nächsten Spiele wieder gut machen will, und mit diesem Gedanken, in dieser Stimmung schläft er ein. Kann man nun diesen Zustand der Seele nicht wirklich eine Krankheit nennen? Der Satyriker nennt es eine Thorheit. Pope wußte es daher am besten, wie lächerlich es sey, daß ganze Gesellschaften unter der Tyrannei bemalter Blätter seufzen; der Seelenarzt, wie traurig das Leben sey, wenn man es mit Bangigkeit und Angst, zwischen Furcht und Hoffnung hinbringen muß; und der Moralist betrachtet die Wirkungen der Spiel- und Gewinnsucht; er beseufzt die Unmöglichkeit, daß sich vom Spieltische aus irgend etwas Gutes, der menschlichen Bestimmung gemäß, oder irgend eine wohlthätige Folge für die Welt hätte äußern und verbreiten sollen, sondern das jedesmal ein Theil des allerwichtigsten menschlichen Eigenthums, der Zeit, unwiederbringlich verschwunden ist. — Die Spielsucht ist demnach ein Uebel, vor welchem zu hüten sich jeder bemühen muß, dem das Wohl seines eigenen Ichs theuer ist, der seine Ruhe, sein Lebensglück liebt, und beides nicht gern aufs Spiel setzt; denn das Spiel ist nicht verderblich, wohl aber die Spielsucht. Man sehe auch

den Art. Spiel, Th. 157, Spieler, oben, und unter Klima, Th. 40, S. 481 u. f., und 485, nach.

Spieltag, der Tag, welcher zu gewiſſen Spielen und Spielparthien feſtgeſetzt worden. So ſagt man zum Beiſpiel beim Schauſpiele, heute iſt Spieltag, morgen nicht; bei Konzerten wird es zwar auch, jedoch uneigentlich und nur ſelten gebraucht. Ehemals ſagte man es auch im Preußiſchen bei der Zahlenlotterie, und bezeichnete damit den Tag, an welchem der Einſatz in dieſe Lotterie gemacht wurde. Von denjenigen, zu gewiſſen Tagen in der Woche feſtgeſetzten Spielen, als Schach-, Kegel- und Kartenſpiel, ſagt man es gleichfalls. Wann iſt unſer Spieltag? Montag oder Freitag? ꝛc.

Spieltaſche, Gaukeltaſche, in den Taſchenſpielerkünſten, ſ. den Art. Taſchenſpiel und Taſchenſpielkunſt, in T., und Zauberei, in Z. Die Gaukeltaſche beſteht hauptſächlich in Kugelſpielen und Spielen mit der Muskate, z. B. Kugeln zum Schießen zu machen, die tief eindringen; Kugeln, eine auf die andere zu ſchießen; Kugeln eine aus dem Laufe ohne Pulver zu bringen; mit eigens gegoſſenen Kugeln kleine Vögel zu ſchießen; Kugeln zu machen, die durch einen Harniſch gehen; Kugeln, die im Waſſer brennen, zu machen. Mit Kugeln aus der Gaukeltaſche zu ſpielen; desgleichen aus Bechern, oder das Becherkugelſpiel. Kugeln, ohne Verletzung des Bindfadens, wieder herabzubringen, wenn ſie nämlich daran befeſtiget ſind. Kugeln zu machen, mit denen man im Kegelſpiele größtentheils fehlen muß. Der Kugelwachsthum, oder die ſich vergrößernden Kugeln. Aus einer Muskatennuß mehrere zu machen, oder eine in mehrere zu verwandeln, und dergleichen mehr. Eine Taſche iſt bei dieſen Gaukeleien nicht wirklich vorhanden, woraus man dieſe Stücke macht, ſondern alle dieſe Kunſtproduktionen erhalten dieſen Namen, weil

man Taſchen gemeiniglich verborgen trägt, oder man wenigſtens in keine Taſche hineinſehen kann, alſo ihr Inhalt immer dem Fremden verborgen iſt, und dieſe Gaukeleien gleichſam das Anſehen haben, als würden ſie aus der Taſche producirt, aus einem geheimen Orte, beſonders iſt dieſes mit dem Becherſpiele, ſowohl mit den Muskaten, als mit Kugeln der Fall. Alſo Alles, was bei dergleichen Spielen einen geheimen Anſtrich hat, was gleichſam wie ein Zauber hervortritt, oder deſſen Hervortreten durch die Schnelligkeit und Gewandheit des Künſtlers uns unbegreiflich ſcheint, gehört zur Gaukeltaſche, macht ein Stück derſelben aus. S. auch die oben am Eingange dieſes Artikels angeführten Artikel nach.

Spielteller, ein Teller, den man auf den Spieltiſch ſetzt, um ſowohl den Spielſatz, die Marken, als auch den Talon darauf zu legen; ſ. auch Spielnapf.

Spieltiſch, beim Tiſchler, ein eigends zum Spielen verfertigter Tiſch, gewöhnlich mit feinen Hölzern belegt, von Mahagony-, Zuckerkiſten- ꝛc. Holz. Iſt z. B. der Tiſch ganz mit Mahagonyholz fournirt, ſo iſt er oft noch mit andern Hölzern ausgelegt, um ihm dadurch ein noch gefälligeres Anſehen zu geben. Die Geſtalt des Tiſches iſt bald viereckig, bald dreieckig, die viereckigen, ſogenannten Whiſt- oder Boſtontiſche, überhaupt zu denjenigen Kartenſpielen geſchickt, woran vier Perſonen Theil nehmen, ſind gemeiniglich ſo eingerichtet, daß ſie in der Mitte zuſammengelegt, und ſo in irgend einen Winkel des Zimmers geſetzt werden können, daß ſie nicht hindern. Die dreieckigen dienen zum l'Hombreſpiele, weil ſolches nur drei Perſonen ſpielen. Das Tiſchblatt hat an jeder Ecke eine eingeſchnittene runde Vertiefung, worauf ein Licht geſtellt werden kann, und auf der Kante jeder langen Seite iſt ein oval-länglichter Einſchnitt, worein der Spieler ſein Geld legen kann, welche Tiefungen oder

Einschnitte man auch bei den viereckigen Tischen finder. Uebrigens müssen diese Tische auch sehr gut gebeizt werden, wo nämlich das zur Politur verarbeitete Holz noch eine Beize zu dessen Verschönerung nöthig hat, und dann trägt man die Politur so auf, wie es unter Spiegelpolitur, Th. 157, S. 489, ist angeführt worden. Die Vertiefungen, oder die Löcher, worein das Geld, oder die Spielmarken gelegt werden, müssen gleichfalls sehr gut ausgedreht und glatt seyn, überhaupt Alles so glatt polirt werden, daß die Karten beim Ausspielen nur so darauf hinrutschen; und damit die Politur keinen Schaden leidet, so muß gleich nach dem Spiele der Tisch wieder zusammengeklappt werden. Eben so muß auch die Tischplatte jedesmal vor dem Spielen beim Auseinanderklappen mit einem reinen weichen Tuche abgewischt werden, damit sich kein Staub darauf befinde, welcher sich an die Karten setzen und diese beschmutzen könnte; denn das Beschmutzen der Karten kommt oft weniger von dem Betasten mit den Fingern, als von dem Staube des Tisches her; denn wer sich zum Spieltische setzt, wird sich doch wohl mit reinen Händen daran setzen, und wo Einer eine feuchte Hand haben sollte, der wird wohl thun, sie vorher mit etwas Puder einzureiben, jedoch muß er denselben wieder gehörig davon abwischen, weil es sonst gleichfalls den Karten dadurch nachtheilig seyn kann. Das Gestell, die Füße, worauf die Tischplatte ruht, muß fest seyn, jedoch nicht von der Art, daß er zu kolossal gegen die Platte erscheint, wie man es oft findet; denn die Füße müssen nur die Stärke haben, daß man sich dazwischen gehörig mit den Füßen und Schenkeln bewegen kann; denn da an dem viereckigen Tische vier Personen sitzen, so müssen die Füße und Schenkel einer jeden nicht zu sehr beschränkt werden; daher muß sich so das Gestell nach der Platte richten, daß diese nicht zu weit darüber liegt, oder zu

weit darüber hervorſteht, wodurch das Geſtell natürlich mehr zuſammengedrängt werden muß, welches übrigens aus demſelben Holze verfertiget wird, von dem die Platte iſt, nur fällt hier die Fournirung weg. Es wird eben ſo gebeitzt und polirt, wie die Platte. Siehe auch den Art. Tiſch, unter T.

Spieluhr, Uhren, welche vermittelſt einer Walze oder eines Walzenwerkes Stücke ſpielen. Man hat drei Gattungen Spieluhren, nämlich: Harfenuhren, Flötenuhren und Glockenuhren. An den zuerſt angeführten Uhren werden die ſenkrecht aufgezogenen metallenen Saiten von kleinen Hämmern angeſchlagen. Das Muſikſtück wird auf eine Walze durch eingeſteckte Stifte abgeſetzt, die jeder eine Note vorſtellen. Ein an die Seite beigelegtes Spielwerk von Rädern treibt die Muſik. Wenn die Uhr ein Stück lange genug geſpielt hat, ſo wird die Walze, die nur in ſo weit hohl iſt, daß ſie auf eine Spindel von Eiſen geſteckt werden kann, abgezogen, und eine andere, mit einem andern Stücke beſetzte Walze an ihrer Stelle auf die Spielwelle geſteckt. Zuweilen befinden ſich auch auf einer einzigen Walze zwölf Stücke von verſchiedener Art und Tempo. Die ganze Länge der Walze wird indeſſen mit dichten Linien, wie ein Papier, durch das Roſtral bezogen, und jede Linie trifft auf eine Harfenſaite. Wenn ſich nun bei der Auslöſung die Trommel herumzuwalzen anfängt, ſo hebt der Stift einer ſolchen Linie den Tangenten oder den Hammer heraus, und es ſchnellt im erſten Falle die Rabenfeder die Saite an, welche tönend in ihre erſte Lage wieder zurückſpringt. Indeſſen fordert die Auslöſung, von der ein Draht zum Spielwerke herabgeht, ihr Recht in eins fort wieder zu haben; ſie zuckt beſtändig den Draht, welcher endlich wieder hinaufſteigt, ſobald das Stück aus iſt. Die Glockenuhren bekommen ebenfalls ihre Walzen, Stifte, kleine gegoſſene und auf den rech-

ten Ton gedrehte und ausgefeilte Glocken. An den Flötenuhren sind zum Spielwerke ein Paar gehobene und niederfallende kleine Blasebälge angebracht, wodurch einige Octaven von hölzernen dünnen Pfeifen, welche die Flöte traversieren im Ueberblasen nachahmen, angeblasen werden. Man nennt auch, wiewohl uneigentlich, die Weckeruhren Spieluhren. — Bei den Spieluhren ist es auch eine Hauptsache, daß sie nicht zu sehr zusammengesetzt werden; denn je einfacher eine Maschine ist, oder gemacht werden kann, um so besser dient sie auch zum Gebrauche. In dieser Hinsicht empfiehlt sich auch die Spieluhr von Robert Sampson, indem in derselben gegen ein Drittheil des innern Baues weniger ist, als sonst zur Verfertigung einer Spieluhr erforderlich ist, wodurch dann auch ein Drittheil der Unkosten erspart werden; denn sie verrichtet mit einem Räderwerke alles dasjenige, was sonst auf die gewöhnliche Art zwei Räderwerke nothwendig macht, indem bei dieser Uhr die Kommunikationsräder an ihren Ort getrieben werden, ehe noch die Uhr die Warnung macht, und diese Warnung ist zuverlässig, weil der Einfall nicht wieder in seinen Ort einfallen kann, sondern die Uhr nothwendig schlagen und ihr Stück spielen muß. Man bedient sich gewöhnlich bei gemeinen Spieluhren zum Freimachen des Spielwerkes einer Aushebung, die aber sehr oft fehlschlägt. Was über die Spieluhren, ihren Bau ꝛc. hier noch gesagt werden könnte, wird unter Uhr in U. vorkommen, weil dieser Artikel dazu gehört.

Spielverderber, Jemand, der ein Vergnügen daran findet, ein Spiel zu stören, es unwirksam zu machen, so, daß es seine belustigende Eigenschaft, und die Spieler das Vergnügen verlieren. Daß es dergleichen Störefried, hier wohl Störelust, giebt, die ihre Erholung darin suchen, Andern jedes Vergnügen zu

vergällen, wird denjenigen gewiß nicht fremd seyn, die mit Menschen in allen Verhältnissen des Lebens umgegangen oder verkehrt, und sie in ihrem Treiben, in ihren Verrichtungen mit einander beobachtet haben. — Es giebt zwei Klassen von Spielverderbern, die eine ist es bloß aus Unverträglichkeit, Launenhaftigkeit des Charakters, und die andere aus Neckſucht, Schadenfreude. Beide Klassen setzen zwar kein böses Herz voraus, oder sind darauf basirt; allein sie versalzen, vergällen doch, wie schon oben angeführt worden, Jedem das Vergnügen, was er mit Andern zu genießen sucht, sowohl am Spieltische, wie bei allen andern gebotenen Freuden. Die erſte Klaſſe der Spielverderber ist in so fern schlimmer, als die Letztere, weil ihre Launenhaftigkeit gar keine Grenzen kennt, und sie Jeder, der mit ihnen in Gesellschaft etwas beginnt, oder thut, sey es nun am Spieltische, auf der Jagd, bei Schmausereien, Trinkgelagen, kurz bei allen Vergnügungen, wo doch Frohsinn herrschen soll, oder deren Zweck doch wenigstens Aufheiterung ist, sie fühlen muß. Denn nichts, was begonnen oder ausgeführt wird, ist ihnen recht; bei Allem finden sie etwas zu tadeln; über jede Sache murren oder grollen sie. Beim Kartenspiele ist ihre Launenhaftigkeit noch unerträglicher, als bei jedem andern Vergnügen, wo man nicht so nahe beisammen ist, sich nicht gegenseitig so nahe berührt. Hier können sie aber derselben nach ihrem Gefallen den Zügel schießen lassen, und hier üben sie auch ihr Regiment aus. Keine Karte, die ausgespielt oder eingestochen wird, ist recht, überall grollen sie über die Fehler, die von dem Mit- oder dem Gegenspieler begangen werden. Sie plappern und brummen vor beständig fort; finden kein Ende, weder durch des Spieles Schluß, noch bei dem Gewinne, den sie trotz der vielen gerügten Fehler des Mitspielers dennoch gemacht haben. Sie haben denn noch lang und breit zu

erörtern, wie das Spiel hätte gedreht und gewendet werden können, und wie sie dasselbe auch durch ihre Einsicht, durch ihre kluge Ueberlegung zum Glücke gewendet haben. Sie gehen alle Schattirungen des Spieles durch, alle Stiche werden controllirt und revidirt, alle Matadors ꝛc. ꝛc. an den Fingern haarklein hergezählt, und so geht es fort, daß der noch nicht abgehärtete Spieler schon dadurch von einer Spielleidenschaft geheilt werden könnte; der abgehärtete, routinirte Spieler ist freilich an dergleichen Launenhaftigkeits-Tiraden gewöhnt; allein man muß dann auch nur Spieler seyn, und es bloß des Gewinnes wegen treiben, wenn man dadurch nicht gestört und verstimmt gemacht seyn will; denn selbst der bloße Zuschauer, der weiter kein Interesse beim Spiele hat, und nur das Vergnügen genießt, zu sehen, wie sich dieses oder jenes Spiel durch die Geschicklichkeit der Spielenden drehet oder wendet, kann es kaum dabei aushalten, weil sich in Bitterkeit die Vorwürfe häufen, und das Mäkeln, an den abgehobenen schlechten Karten vom Talon, kein Ende nimmt. Diese Launenhaftigkeit äußern sie nicht nur beim Kartenspiele, sondern auch bei allen übrigen Spielen und Vergnügungen; denn überall haben sie etwas zu tadeln, etwas auszusetzen, überall derselbe Sermon ꝛc. — Die zweite Klasse von Spielverderbern sind die Necker, die Neckſüchtigen, sie sind bei weitem nicht so unausstehlich, wie die Ersten, obgleich sie auch manches Spiel durch ihre Lust verderben, vergällen; denn wo sie nur können, da heften sie beim Spiele Einem aus der Gesellschaft etwas auf, suchen sie ihm etwas ans Zeug zu flicken; bringen sie ein Paar durch Hetzen zusammen, worüber sie sich dann krank lachen wollen, wenn dann diese an einander gerathen, und sich schrauben, oder sonst auf eine Weise sich Bitterkeiten sagen. Sie stecken immer im Hinterhalte, treten nur so weit hervor, als es nöthig ist, als

sie dann wieder den Vermittler abgeben oder spielen wollen, um die erhitzten Gemüther wieder zu besänftigen. Sie sind, wie schon bemerkt, keine solche Störefrieden, wie diejenigen der ersten Klasse, weil ihre Neckereien sich nicht auf die ganze Gesellschaft erstrecken, sonder nur Einzelne treffen; allein sie sind und bleiben doch einmal Spielverderber, weil sie das Spiel doch auf eine Viertel- oder halbe Stunde stören; denn ehe sich die Streitenden ausgeglichen haben, kann es doch nicht wieder angefangen werden. Auch alle andere Sachen, die sie durch ihre Neckluſt begehen, wenn dadurch das Spiel auch nicht unterbrochen wird, sind für den Einzelnen störend, stören sein Vergnügen, seine Freude. Uebrigens muß das Wort Spielverderber nicht in dem Sinne genommen werden, als ginge dadurch die Freude oder das Vergnügen des Spiels gänzlich verloren, oder als hörte dadurch die Spielparthie auf; nein, dieses geschieht dadurch nicht, das Spiel hat oft seinen Fortgang, nur die Freuden desselben werden gestört, das Vergnügen zersplittert. Ein Spielverderber, von welcher Klasse er auch immer seyn mag, ist daher kein willkommener Gast, und er wird oft nur in Spielgesellschaften, Spielvereinen geduldet, entweder seines Ranges, oder seiner andern geselligen Eigenschaften wegen, die oft diejenigen seiner Schattenseiten überwiegen; denn sehr oft sind es die besten Menschen außer der Spielsphäre; nur wenn es zum Spiele kommt, und sich Alles um das Spiel drehet, dann tritt auch die Schattenseite ihres Charakters hervor; dann sind sie nicht mehr Herr über ihre Zunge, über den Stachel derselben; dann treten sie aus ihrem gewöhnlichen friedliebenden Charakter heraus, und mäkeln, kritteln, oder streichen die Hechel. Sie sind selbst am Spieltische gefürchtet; denn nur zu oft sind es die feinsten Spieler, und ihre Rügen auch in der Regel gegründet; allein sie werden dadurch unausstehlich, daß

sie ihren Tadel nicht mit Ruhe, nicht mit Gelassenheit vorbringen können, sondern dabei immer brummen and verdrießliche Mienen schneiden, so daß man keine Belehrung, sondern immer Vorwurf und Tadel bei jedem Ausspielen der Karte von ihnen, wenn nicht gleich hört, doch erwartet. Man ist immer zwischen Pfeffer und Salz, und fühlt sich glücklich, wenn man die Spielparthie hinter sich hat, und den Spieltisch verlassen kann. Sind es junge Leute, welche diese Launenhaftigkeit besitzen, so kann man schon eher mit ihnen fertig werden, indem man jede ihrer beißenden Anmerkungen mit einer ähnlichen zurückgiebt, oder sich doch wenigstens bei ihrem immerwährenden Kritteln opponirt; sind es aber alte Leute, Veteranen des Spiels, dann muß man geduldig aushalten; denn diese vertragen selten Einsprüche; auch ist ihnen der Tadel schon zur zweiten Natur geworden; denn sie würden lieber Alles aufgeben, nur nicht das Schulmeistern, in welchem für sie eine wahre Panacee des Lebens zu liegen scheint. Es ist gleichsam für sie eine Regeneration, eine Palingenesie oder Wiedergeburt; denn man hat gefunden, daß dergleichen Spieler in Gesellschaften, worin sie wegen des Anstandes, wenn sie mit Höhern, oder auch mit ganz Fremden spielten, ihre Schulmeisterei nicht in dem gewohnten Grade ausführen konnten, denn Etwas läuft doch immer unter, nach Beendigung des Spieles sich ganz krank gefühlt, ja, ihren ganzen Humor, den sie sonst außer dem Spieltische besaßen, verloren hatten; sie waren gar nicht mehr diejenigen Leute, die sie vor dem Spiele waren, so sehr hatte diese Unterbrechung ihres Tadels Einfluß auf ihre Laune, und dasjenige, was sonst den Andern durch ihren Tadel widerfuhr, traf sie nun selbst; sie wurden nun selbst das Opfer ihrer Tadelsucht, wenigstens in der Zeit, in welcher sie in Gesellschaft sind. Mit den Neckern ist es derselbe Fall, auch

sie finden sich nicht glücklich, sobald sie ihrer Laune nicht freien Lauf lassen können; denn wo sie, ohne Neckereien auszuüben, spielen müssen, scheinen sie auf der Folter zu seyn, sie rücken auf dem Sessel hin und her, und sind gleichfalls froh, wenn das Spiel beendiget ist. Uneigentlich gebraucht man das Wort Spielverderber, nicht bloß bei Spielen, oder bei Beschäftigungen, die man mit dem Namen Spiel belegt, sondern auch bei andern Vergnügungen, wobei man eigentlich nicht spielt, sondern solche bloß zur Erholung, zur Belustigung begeht, z. B. bei kleinen Fußreisen, Ball- oder Tanzparthien ꝛc.; wenn Jemand eine solche Parthie mitzumachen, erst zugesagt hat, sich aber dann aus Eigensinn, oder aus sonst einer andern untergeschobenen Ursache zurückzieht, die Parthie nicht mitmacht. Daher auch der Ausdruck: Das Spiel verderben. Dieser oder Jener hat uns das Spiel verdorben, ist ein Spielverderber, wenn er es nicht mitgemacht hat. Verderben Sie uns das Spiel nicht. Wenn Sie mir das Spiel verderben, so bin ich auf immer böse, so gewinnen Sie nie wieder meine Freundschaft.

Spielverordnung, Spieledict, Verordnungen, welche von den Regierungen gegen die zu hohen Geldspiele, Hazardspiele, erlassen werden. Da alle diese Verordnungen in den verschiedenen Staaten von Deutschland, so ziemlich übereinkommen, so verweise ich auf die unter Spiel, Th. 157, S. 593, angeführten Verordnungen gegen die Hazardspiele in den Oesterreichischen Staaten, und auf den Artikel Verordnung, in V.

Spielwerk, ein Werk, welches im Spielen oder durch Spiele hervorgebracht worden, in dem ersten Falle der zweiten Hauptbedeutung des Zeitwortes. Auch das Werk von einer Spieluhr, s. unter Uhr. Zuwei-

[illegible]

von Maroquin, Arbeitskästchen von Pappe, mit Bronze verziert, für schon herangewachsene Mädchen; Theater, mit beweglichen Figuren aus Pappe, und eine große Anzahl beweglicher Figuren mancherlei Art, in Beziehung auf weibliche Beschäftigung, mit gut ausgemaltem Hintergrunde, auf einem Tische aufzustellen, um dadurch manche Beschäftigung des Hausstandes, sowohl auf dem Lande, als auch in der Stadt darzustellen, welches Bezug auf weibliche Verrichtungen hat ꝛc. Die männliche Kinderwelt ist noch reicher ausgestattet worden. Sie findet in Pappe vollständige Ritteranzüge, und auch einzelne Stücke, wie Schilde, Helme, Küraſſe ꝛc. Theater zu allen Größen, für Kinder zu 8, bis zu Jünglingen zu 16 bis 18 Jahren. Man kann diese Theater innerhalb 18 Minuten in jedem Saale oder Zimmer aufstellen und wieder wegnehmen. Sowohl die Koulissen, wie überhaupt die Träger des Ganzen, werden frei auf den Boden hingesetzt, ohne erst befestiget werden zu dürfen. Bei den kleinen Theatern wird das Ganze auf den Tisch gesetzt, oder darauf aufgebauet. Auf den größeren Theatern spielen junge Leute selbst, auf den kleineren agiren Figuren von Pappe. — Polichinelle-Theater mit Figuren, in verschiedenem Kostüme, vermittelst welcher man Marionettenspiele jeder Art aufführen kann; Aufstellkästchen mit Figuren, in feiner Pappe ausgeschnitten, und sauber lackirt; Kirchen, Scheunen, Bauertänze, Jagden aller Art, aus feiner Pappe gearbeitet; dann militairische Gegenstände: z. B. große Paraden von Infanterie, Kavallerie und Artillerie, Ritterburgen, Ritterturniere, Festungen, Kasernen, Zelte ꝛc. — In Holz werden jetzt auch die feinsten Sachen, außer den Nürnberger Holzwaaren, geliefert, die zwar immer noch Absatz, aber nicht mehr in dem Grade wie ehemals, finden, weil sich auch jetzt überall in den großen Städ-

ten die Drechsler und andere in Holz arbeitende Künstler bemühen, es ihnen hierin nachzumachen. Besonders ist aber der Absatz des Nürnberger Spielzeuges sehr durch die Pappsachen geschmälert worden, die, wie schon oben angeführt worden, in großer Anzahl von den Buchbindern, und sehr zierlich, gefertiget werden. Sowohl für die männliche, als für die weibliche Jugend, hat man in Holz: Gegenden zum Aufstellen, mit Bergen, Ritterburgen, Einsiedeleien, Bauerhöfen, Schäfereien, Lustschlössern mit Gräben, Vogelherden, Ruinen, und vielen Bäumen, welches Alles nach eigener Wahl geordnet und gesetzt werden kann; Dörfer mit Kirchen; Weiden mit Vieh und tanzenden Bauern und Bäuerinnen; große Scheunen, mit allen dazu gehörigen Geräthschaften; Schäfereien, mit allem was dazu an Vieh und Geräthschaften gehört; Städte mit Bergwerken; Materialhandlungen mit Schreibestuben; Windmühlen; Kriegs- und andere Schiffe, mit allen dazu nöthigen Geräthschaften; Seiltänzer; Chinesische Gaukler; Wagen in allen Formen, sowohl mit Pferden bespannt, als auch ohne Pferde, wie Staats-, Ballon-, Wiener Batarden-, Kalesch-, Post-, Fracht-, Kärner-, Brauer-, Mehl-, Heu- oder Leiter- und Sandwagen; Chaisen aller Art, Droschken ꝛc.; dann Schlitten aller Art; Pferdeställe und Pferde von allen Arten mit Reitknechten, die Pferde geschirrt. Dann Militairspielzeug, wie: Festungen und Festungswerke, Festungen mit Laufgräben, Kasernen, Ritterburgen, Zugbrücken, Stadtthore mit Fallgatter und Schlagbaum, Schilderhaus ꝛc., Paraden ꝛc. Hierzu kommen nun noch eine große Anzahl architektonischer Gegenstände aus Holz, welche schon unter Spiel (Kinder-), oben, S. 36, angeführt worden; dann naturhistorische Gegenstände, wie die Arche Noah; Menagerien von Thieren; Viehmärkte, auch einzelne Thiere sauber aus Holz geschnitten, z. B. verschiedene Hun-

beracen, Pudel-, Bologneser-, Mops-, Pinscher- und Jagdhunde; Katzen, Eichhörnchen ꝛc. ꝛc. Ferner eine große Anzahl Gegenstände aus andern Verhältnissen des bürgerlichen Lebens aus Holz, vorzüglich aus Handwerken. Für die weibliche Jugend hat man besonders in Holz: Spinnräder nebst Haspeln, Wiegen, zierliche kleine Kommoden, Nähetische, Schachteln mit feinem Küchen- und Hausgeräth in Holz; Küchen, mit allen dazu nöthigen Geräthschaften ꝛc. — In Zinn hat man sauber gegossene und gut ausgemalte Soldaten, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, Kanonen mit Pulverwagen, große Munitionswagen, Kanonen von allen Gattungen. So z. B. findet man in Zinn die ganze Preußische Armee von allen Waffengattungen in Schachteln, mit den Musikchören; dann die höchsten und hohen Personen im Staate in Zinn, zu Pferde, mit den Suiten; dann Helme, Schilde, Küraſſe, Degen, Säbel ꝛc. von Blech; Ulanenlanzen ꝛc. Dann Küchengeräthschaften in Zinn ꝛc. — Zu den gemischten Spielzeugen gehören alle, oben, unter Spiel (Kinder-), angeführten musikalischen Instrumente; alle mechanischen, optischen, dioptrischen und katoptrischen Gegenstände; alle hydraulischen, hydrostatischen und magischen Geräthschaften und Maschinen zur Belustigung; s. auch den schon oben angeführten Artikel Spiel (Kinder-); die Gelenk-Puppen und die ledernen Puppen ꝛc. ꝛc. Aus allen den hier oben angeführten Gegenständen kann man das weitläuftige Feld ermessen, welches jetzt den Kindern gegen sonst geöffnet ist, wo sie die Gegenstände aus Pappe, und die oben unter Spiel (Kinder-) angeführten Spiele, und viele andere Gegenstände entbehren mußten. Uebersieht man das ganze Feld, welches gegenwärtig in dem Spielzeuge der Kinder geöffnet vor uns liegt, gegen dasjenige, welches vor mehr denn einem halben Jahrhunderte den jetzigen Greisen

vorlag, ſo gewahrt man freilich, daß man vorgeſchritten iſt, ja ſolche Fortſchritte gemacht hat, daß uns, nach der beſchränkten Einſicht unſeres Geiſtes, dem die Zukunft bloß in ahnender Dämmerung vorliegt, nicht viel mehr zu thun übrig bleiben kann; denn wenn der mit ſo vielem ihm noch bevorſtehenden Schulwiſſen zu kämpfen habende jugendliche Geiſt ſchon das ihm wiſſenſchaftlich Dargebotene in den Spielen begreift, ſo werden wir bald die Grundſätze vieler Gewerbe gar nicht mehr zu erlernen, zu ſtudieren haben; denn ſchon das Kind wird gleichſam ſpielend mit der Optik, Dioptrik, Katoptrik, Hydraulik, Hidroſtatik, Mechanik, Arithmetik, Architektonik, Phyſik, Naturhiſtorie, Dramatik, Oekonomie, Magie, Toilettenkunſt ꝛc. ꝛc. bekannt; denn es fehlt weiter nichts, als daß von den Eltern oder Pflegebefohlenen eine zweckmäßige Erklärung, eine kleine Vorleſung über das dem Kinde geſchenkte Spielzeug dieſer Art hinzukomme, die natürliche Wißbegierde der Kinder noch zu unterſtützen, um gleichſam ſpielend den Grund zu Wiſſenſchaften zu legen, woran unſere Vorfahren zu klauben hatten, ehe ſie bis dahin gekommen. Rieſenhaft iſt der Zuſchnitt der gegenwärtigen Zeit, wäre die Arbeit, die Ausarbeitung eben ſo koloſſal, ſo ließen ſich Wunderdinge von den kommenden Geſchlechtern prophezeihen. — Es läßt ſich übrigens nicht ableugnen, daß dieſe Methode, den Kindern die Grundzüge einer Wiſſenſchaft beizubringen, ſo unrecht nicht iſt, und wohl ihre Verfechter verdient, wenn beim Spiele, bei der Anwendung, dem Gebrauche des Spielzeuges gleich den Kindern das Ganze erklärt würde; ſo werden aber dieſe vielverſprechenden Spielſachen wohl den Kindern gekauft, aber die nöthige weitere Erklärung, außer der gewöhnlich beiliegenden Anweiſung, fehlt, und daher geht dann auch die Abſicht verloren; denn nur eine zweckmäßige Erklärung bei dem Gebrauche einer hy-

drauliſchen, hydroſtatiſchen ꝛc. Maſchine, in der Naturgeſchichte bei den in Pappe ausgeſchnittenen und gut kolorirten Thieren ꝛc., und der Nutzen iſt entſchieden; allein ſo ſinkt größtentheils die Kunſt, die ſich die Arbeiter in Verfertigung dergleichen Maſchinen ꝛc. gegeben, unter den Händen der meiſten Kinder wieder in das Nichts, nicht ihres Daſeyns, ſondern ihrer Produktion, ihrer Zuſammenſetzung zurück, und ſo finden die ſchönſten Sachen ihre Auflöſung, ohne begriffen worden zu ſeyn, welches auch in der Natur der eigentlichen Kinder liegt; denn wer in den Altersſtufen der Menſchenwerdung und Menſchenbildung ſchon klügelt, ſchon zu altklug ſpricht, iſt nicht mehr Kind, und altkluge Kinder machen zwar im Anfange Aufſehen, allein ſehr oft entſprechen die Folgen ihrer zuerſt gezeigten Klugheit nicht; auch ganz natürlich, weil Geiſt und Körper im ſich Ausbilden nicht gleichen Schritt halten können; denn eins muß unfehlbar darunter leiden. Auch ſcheint in der Natur das Grund-Princip die Körperbildung zu ſeyn; daher der Trieb aller Kinder, ſie müßten denn an irgend einem körperlichen Gebrechen leiden, im Freien herum zu laufen, zu ſpielen, überhaupt ſich im Freien zu beluſtigen, und dadurch ihrem Körper Kraft und Stärke zu geben; während der Geiſt zwar lebendig und regſam für Alles, was ſich auf das äußere Leben, die Außenwelt bezieht, iſt, für die Wiſſenſchaften und Künſte aber keine Tiefe kein inneres Leben hat, und wird dieſes durch mancherlei pädagogiſche Künſte vor der Zeit geweckt, regt ſich der innere Trieb, des Geiſtes Abgezogenheit zum Leben, ſo ſinkt gewöhnlich die Körperkraft, ſie bildet ſich dann bei weitem nicht in dem Grade aus, wie ſie es gethan haben würde, wenn man den Geiſt zum intenſiven Leben noch nicht geweckt hätte. Daß es auch hier Ausnahmen giebt, darf wohl kaum angeführt werden; allein dieſe Ausnahmen ſind nur ſelten. Je mehr

das Kind zum Nachdenken geführt wird, je mehr es zu grübeln anfängt, um über dieses oder jenes ihm Unerklärliche aus den Tiefen seines Geistes Aufschluß zu erhalten, je mehr drückt hier gleichsam der Geist auf den geistigen Umschwung der Maschine, auf die edelste aller Flüssigkeiten, auf das Blut, und dieses ist dann unvermögend dem Körper den Balsam für alle die Gefäße mitzutheilen, die auf den Wachsthum und die Körperkraft einen bedeutenden Einfluß haben, und daher werden diese zurückgehalten, wenn der Geist sich vordrängt, emporstrebt zu dem Wissen, den Kenntnissen außer seiner noch umgränzten Sphäre. Vergleicht man nun die alten Spielsachen, das alte Spielzeug mit dem neuen, so muß man über die Fortschritte erstaunen, die in einem Zeitraume von kaum funfzig Jahren darin gemacht worden; denn selbst die Zinnspielsachen sind gegen anderes Spielzeug nicht zurückgeblieben; auch hier findet man veredeltere Formen gegen die früheren, sowohl in den zinnernen Soldaten, der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, wie auch in den Jagdfiguren und Küchengeräthschaften, überall ist ein geläuteterer Geschmack, sogar in den kleinen zinnernen Uhren, sichtbar, der an die Zeit, worin wir leben, erinnert. Auch die Nürnberger sind mit ihren Holzkünsteleien, ihren Spielsachen nicht zurückgeblieben; auch sie leisten jetzt, was die neueste Zeit nur hierin zu wünschen vermag. Die Verbesserungen beziehen sich jedoch nicht so auf die Künstlichkeit, die Feinheit des Schneidens und Drehens, sondern auf die schönen Formen, ohne alle Ueberladung, alle Verzierung, so wie man überhaupt in neuester Zeit, was Kunstwerke anbetrifft, mehr zum Einfachen der Natur zurückkehrt, wie es früher mit der Ueberhüllung und Ueberfüllung der Fall war. Die Einzigen, die bei allen Neuerungen, Verbesserungen, der alten Zeit treugeblieben, sind die Pfefferküchler mit ihrer Waare.

Immer noch derselbe Trompeter mit den vollen Backen, dieselbe Spinnjungfer ꝛc. ꝛc., und, sonderbar genug, immer noch findet diese Waare den meisten Abgang, obgleich sonst Alles nur nach neuen Formen sucht, sich nach neuen Gestalten umsieht. Dieses macht aber, weil sie immer im Geschmacke der Zeit geblieben ist. Die Pappspielzeuge od. die Spielzeuge von Pappe kann man aber als einen ganz neuen Zweig der Industrie ansehen, wie auch schon oben erwähnt worden; sie haben sich in der Kinderwelt ein ganz neues Feld gebahnt, und sind mit Beifall aufgenommen worden, wodurch die Holzspielwaaren, das Holzspielzeug, hölzerne Spielzeug bedeutend verloren hat; denn schon das gefällige Aeußere, wegen der den nachgebildeten Gegenständen besser anpassenden Form, der frischen und kräftigen Farbengebung, welches Alles der Natur des Menschen, der Thiere, kurz aller Gegenstände, die in Pappe ausgeschnitten oder ausgebildet, und ausgemalt werden, weit mehr entspricht, als es in Holz der Fall ist; und soll es hier eben so schön geschnitten werden, wie man es wohl kann, und die jetzige Zeit auch dergleichen Holzwaaren aufzuweisen hat, so werden sie bei einzelnen Figuren zu kostspielig, um als bloßes Spielzeug zu dienen; daher haben die aus Pappe gearbeiteten Figuren nicht nur in dieser Hinsicht den Vorzug, sondern auch noch daher, weil sie nicht so leicht Schaden leiden beim Herabfallen vom Tische, oder beim Umwerfen darauf, wie die hölzernen, bei denen leicht etwas zerbricht; denn die aus Pappe gearbeiteten Gegenstände können nur mit Vorsatz zerstört werden, sonst sind sie, wenn man sie nicht an einen feuchten Ort legt, daß sich die Pappe auflöset, oder sie der Zerstörung des Bücherwurms aussetzt, sehr dauerhaft, und da man sie mit kleinen, hinten daran befestigten Klötzchen leicht überall aufstellen kann, so kann man sie eben so gut, wie die Holz-

figuren, da gebrauchen, wo jene gebraucht werden. Man gebraucht sie zu kleinen Marionetten- und Polichinelltheatern, zur Aufstellung eines Heeres, einer Jagd ꝛc. ꝛc. Auch alle übrige Gegenstände aus Pappe, außer den Nachbildungen der Menschen und Thiere, die für Kinder ausgeboten werden, wie Häuser, Bäume ꝛc., sind geschmackvoll gearbeitet, und tragen das Gepräge des Kunstsinnes der Zeit. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Spielzeug aus Pappe eine besondere Stelle in der Kinderwelt eingenommen, weil es durch sein anziehendes Aeußeres leicht besticht, die jugendlichen Gemüther anzieht, welches bei den oft etwas plumpen Holzfiguren, so wie unter allen Gegenständen aus Holz nicht so der Fall ist, welches noch auffallender wird, wenn man beide Arten von Spielzeug, aus Holz und aus Pappe, nebeneinander gewahrt, wo die Uebelstände des Einen, und die Vorzüge des Andern recht hervortreten. Auch selbst das Aufbewahren der Figuren aus Pappe geschieht weit leichter, als bei denen aus Holz, weil man Erstere übereinander legen, Letztere aber nur einzeln stellen kann; diese nehmen also einen weit größern Raum ein, als jene, und dieses muß besonders bei dem Kinderspielzeuge berücksichtiget werden, weil dieses nur zu oft in den Zimmern bunt durcheinander umherliegt, und sorgfältig weggepackt, gestellt oder gelegt werden muß. Man hat auch angefangen, Figuren aus Ton zu modelliren, wie man sie aus Wachs hat, allein dergleichen Figuren, so ansprechend sie auch sind, weil man aus Ton weit besser formen, als aus Holz schneiden kann, dienen nicht zum Spielwerk für Kinder, weil sie noch leichter zerbrechen, als die hölzernen, also Kindern unter zehn Jahren gar nicht in die Hände gegeben werden können, und auch die schon Herangewachsenen müssen sich sehr in Acht nehmen, wenn sie solche aufstellen wollen, weil sie auf den kleinen Fußgestellen von Holz

treten, hieße dann den Zweck verfehlen, und die jugendlichen Freuden mit diesem Spiele, diesem Spielzeuge tödten. Ueberhaupt sind diejenigen Spielzeuge, Spielsachen, welche mehr der Zeit huldigen, eine der Aufklärung nach höhere Tendenz haben, und der Erklärung, außer dem Spiele, bedürfen, wohl nicht für Kinder unter neun Jahren, und dann sind immer noch bei dergleichen Geschenken die Geistesfähigkeiten und Neigungen des Kindes zu berücksichtigen, welches freilich Alles den Eltern und denjenigen überlassen bleibt, die mit den Kindern in stäter Berührung sind, sich im stäten Umgange mit ihnen befinden; denn wo man dergleichen Neigungen nicht findet, die sich mehr auf das Wissenschaftliche beziehen, da richte man auch die Geschenke darnach ein; denn sehr oft bringen in der Erziehung Wünsche, die man mit Strenge durchzusetzen versucht, in der Folge bei den Kindern die entgegengesetzten Wirkungen hervor. Alle Spiele daher, welche mit der Belustigung auch noch einen höheren Zweck verbinden, wie die oben, S. 298, erwähnten Spiele, können nur für Kinder dienen, die beinahe über das Kindesalter hinaus sind, schon in die Jünglingsjahre treten, wo hier die Wirkung des Geistes für andere Verhältnisse des Lebens nöthig ist; die aber unter diesem Alter stehen, lasse man lieber mit demjenigen Spielzeuge spielen, wobei sie ihrer Phantasie folgen, und es zertrümmern oder zerschlagen können, wie es ihnen beliebt, der Körper gewinnt dabei wahrlich mehr an Kraft und der Geist in der Folgt mehr an Energie, als bei allen andern sitzenden ꝛc. Spielen, die bloß den Geist zu wecken zum Zwecke haben, und wobei sich die Eltern freuen, wohl kluge, aber nicht gesunde Kinder zu besitzen. — Der Zeitgeist will Aufklärung, er schreitet mit der Fackel voran; allein diese Fackel beleuchtet nur dasjenige, was seyn kann, was der Veredlung bedarf, und in der Natur des Weltgeistes und in der des Men-

ſchen liegt, was aber außer der Natur liegt, nicht in derſelben gegründet iſt, und mit Gewalt hervorgelockt werden ſoll, erzeugt Verkrüppelungen, Auswüchſe, die mehr dienen, den Geiſt zu untergraben, als ihn zu heben. — Das Kind will ſpielen, dies liegt in ſeiner Natur, wie in der Natur eines jeden lebenden Geſchöpfes, alſo laſſe man es auch bis zu gewiſſen Jahren mit dem Spielzeuge ſpielen, das ihm Freude macht, und nicht gleich wieder verſchloſſen oder weggeſetzt wird, ſondern von dem es Herr bleibt; es wird ihm dann auch noch in ſeinen Trümmern Freude machen, und es wird mit denſelben eben ſo gern ſpielen, als mit dem Ganzen. Man ſtelle es aber weg, laſſe ihm nur zu gewiſſen Zeiten, an Feſt- und Sonntagen, damit ſpielen, oder empfehle ihm beim Spielen die höchſte Achtſamkeit, mache es auf den Werth deſſelben, auf Alles aufmerkſam, was ſeine, des Spielzeuges, Erhaltung erfordert, ſo wird es mißmüthig werden, und den Frohſinn, die Heiterkeit verlieren; das Spielen erſcheint ihm dann als eine Zwangsarbeit, als eine Strafarbeit, bei welcher es ſich nicht frei bewegen darf; und ſo ſinkt dann mit der Beſchränkung auf den Gebrauch des Spielzeuges, auch der freie, heitere, kindliche Geiſt. Ferner hat man bei der Zerſtörung des Spielzeuges auch noch die Gewerbſamkeit zu berückſichtigen; denn je mehr zerſtört wird, je mehr gewinnt dieſe, weil man auch, außer der gewöhnlichen Beſchenkungszeit, Spielſachen anſchafft, um den Lieblingen, den Kindern, Beſchäftigung zu geben; alſo auch hier wird dieſe Freiheit des Kindes im Spielen, noch lohnend für die Gewerbe, für den Staat, ſtatt, daß bei dem Aufbewahren und Wegſtellen, um es immer wieder gebrauchen zu können, jene und jener verliert. Es verſteht ſich, daß hier von werthvollen Sachen nicht die Rede ſeyn kann, dieſe gehören auch, wie ſchon oben bemerkt worden, den Kindern über neun Altersjahren an; denn

was wirklichen Kunstwerth hat, und kostbar ist, gehört auch den Kindern unter der genannten Altersstufe nicht an, weil sie den Werth desselben weder zu schätzen, noch die ihnen angepriesene Schätzung desselben verstehen; denn ihre Unbefangenheit, ihr Muthwillen kennt keine Schätzung, keinen Werthstempel. — Das meiste Spielzeug von Holz liefert uns immer noch Nürnberg und Augsburg, obgleich in den genannten Orten nur wenig von dieser Waare gemacht wird, sondern aus Baiern und dem Würtembergischen, hauptsächlich aus dem Schwarzwalde, besonders nach Nürnberg kommt, und die Nürnberger nur die Verleger, oder besser Vertreiber dieser Waare sind. Was von dergleichen Waaren, Holzspielzeug, in Berlin, Wien, München, Dresden, Hamburg, so wie in allen Residenzen und Hauptstädten Deutschlands von Holzdrechslern gemacht wird, ist zwar nicht unbedeutend, allein der Debit dieser Waare erstreckt sich nicht weit über die untersten Klassen des Volkes; was die höheren Klassen an feinerem Spielzeuge aus Holz bedürfen, das liefern die oben genannten beiden Städte, besonders aber Nürnberg, in den Handel von ganz Deutschland, und darüber hinaus. Nur in der neuesten Zeit hat der Debit dieser Waare durch die Pappарbeiten, Spielsachen aus Pappe, welche, wie schon oben, S. 302, erwähnt worden, vorzüglich Eingang beim Publikum gefunden haben, um Vieles nachgelassen, ist er sehr geschmälert worden, welche Pappsachen Berlin und Wien in vorzüglicher Güte liefern; dann auch München, Dresden, Hamburg, Leipzig ꝛc. Die Puppen oder Docken, besonders für Kinder weiblichen Geschlechts, liefert gleichfalls Nürnberg und auch Augsburg; sie werden jetzt aber auch in allen großen Städten Deutschlands, namentlich in Berlin und Wien, in großer Anzahl verfertiget, besonders die Puppenbälge, das heißt, die mit Haaren ausgestopften le-

dernen Bälge. Die hölzernen Gliederpuppen, die Gelenkpuppen, liefert aber immer noch Nürnberg, weil sie so wohlfeil, wie sie von dort her geliefert werden, hier nicht gemacht werden können. Man hat Puppen von Holz, Bein oder Knochen, Wachs, Pappe, von Leder und ausgestopft, Balgpuppen, von Gyps, Thon, Zucker ꝛc., von denen die Holz- und Balgpuppen am meisten Abgang finden. In Verfertigung der Puppenlarven aus Pappe, haben sich bei uns in Berlin die Gebrüder Gropius, welche sich überhaupt in Allem, was sie an Kunstsachen, und dann auch an Spielzeug für Kinder liefern, auszeichnen, um die weibliche Kinderwelt sehr verdient gemacht; denn durch die Lieferung guter Larven aus Pappe ꝛc., sind die Wachslarven, die überhaupt — wenn gleich sehr anziehend wegen ihrer höchsten Täuschung — sehr zerbrechlich sind, und leicht Schmutz ꝛc. annehmen, von welchem sie schwer gereiniget werden können, in den Schatten getreten. Auch die Wiener Larven für Kinderpuppen finden großen Beifall wegen ihrer Dauerhaftigkeit und guten Färbung, oder Carnation. Ob übrigens die Modepuppen, welche des Jahres zweimal zur Anzeige der Sommer- und Wintertracht an alle Höfe und Orte in Europa geschickt wurden, und die für den Handel dieser Art von Bedeutung gewesen seyn sollen, wie es in Schedel's praktischem Taschenwörterbuche der Waarenkunde, Th. 2, Leipzig, 1798, S. 73, unter Docke steht, ist mir unbekannt, wahrscheinlich werden sie jetzt durch die Modenjournale ersetzt, die monatlich das liefern, was man sonst halbjährig durch Modepuppen that. Ob nun die Modenjournale dasselbe leisten, was vollkommen angezogen Puppen thun, können nur diejenigen entscheiden, welche von diesem Zweige der Toilette Kenner sind. — Andere Pappwaaren in Spielzeugen ꝛc. liefern in Berlin die Pappwaarenhandlungen von Carl Kühn, Hasselberg ꝛc.

Die Zinnspielwaaren aller Art findet man in den groſsen Städten, Reſidenz- und Hauptſtädten ꝛc., in den Zinnwaarenhandlungen; das Spielzeug in Holz, auſser den Drechslern, bei den Nürnberger Waarenhändlern, auch zum Theil bei den Quincaillerie- und Eiſenwaarenhändlern. Auch findet man Spielzeug von einigem Kunſtwerthe in Kunſthandlungen, die ſich nicht bloſs auf Gemälde, Kupferſtiche, Zeichnen- und Maler-Apparate ꝛc. allein beſchränken. In Berlin liefert die Kunſthandlung von George Gropius vielerlei feine Spielſachen, ſowohl in Holz, als Pappe, auch Kinderſpiele ꝛc. ꝛc.

Was den Preis des Spielzeugs anbetrifft, ſo läſst ſich hier kein ſicherer Maaſsſtab annehmen. Zwiſchen dem feinen Spielzeuge aus Holz, und demjenigen aus Pappe möchte der Preis ſo ziemlich gleich ſeyn, wenigſtens in dem Verhältniſſe der Güte der Waare nicht viel von einander abweichen. Was das gewöhnlichere Spielzeug aus dieſen Materien anbetrifft, ſo möchte in der Wohlfeilheit wohl dasjenige aus Holz dem aus Pappe vorgehen, doch läſst ſich auch hierin, wie ſchon oben bemerkt worden, kein allgemein gültiger Maaſsſtab feſtſtellen, weil ſich die Preiſe im Handel nach dem Werthe des Spielzeugs ſelbſt, ſobald es der Verfertiger, Fabrikant, ſelbſt verkauft, richten, und geſchieht dieſes nicht, ſo richtet ſich der Preis nach dem wohlfeilern oder theurern Einkaufe deſſelben, nach dem es aus der erſten oder zweiten Hand eingehandelt worden. Das Nürnberger und Augsburger Spielzeug kommt ſo ziemlich im Preiſe überein, weil der Einkauf aus einer Quelle geſchieht; ſ. auch oben, S. 308. In ſtatiſtiſchen und in Handelsſchriften findet man nur wenig über den Handel mit Spielzeug erwähnt, weil er mehr paſſiv, als activ getrieben wird, ſich mehr auf groſse Städte und jeden Staat ſelbſt bezieht, auf die Jahrmärkte und den Weihnachts-

markt; es ist daher mehr ein Lokalhandel, ein Handel, der sich, wenn gleich die Waare allgemein in der Kinderwelt verbreitet ist, nur auf die großen Städte und deren Verbreitung auf das Land beschränkt. Er ist auch schon in so fern als passiv zu betrachten, weil das Spielzeug zum Theil auch in den Städten gemacht, und daselbst zu den oben bestimmten Zeiten verkauft wird. Mit dem Spielzeuge aus Holz treiben besonders die beiden oben genannten Baierschen Städte Nürnberg und Augsburg, und mit denjenigen aus Pappe Berlin, Wien ꝛc. ꝛc. einen mehr activen Handel; s. auch oben, S. 398 u. f.

Was nun den Gebrauch oder die Anwendung des Spielzeuges anbetrifft, so geht dieser schon aus der Benennung dieser Waare selbst hervor. Ob aber noch andere Zwecke, als ein bloßes Spielen, ein bloßer Zeitvertreib, eine bloße Belustigung, damit erreicht oder verbunden werden können, ist in der neuesten Zeit eine Aufgabe geworden, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt. Es haben nämlich sowohl Erzieher, als Schulmänner den Satz aufgestellt, daß das Spielzeug mehr nachtheilig auf die Jugend, als vortheilhaft wirke; es müßte denn mit Etwas verbunden, oder wenigstens so gewählt werden, daß die Kinder dadurch irgend eine Belehrung über einen Gegenstand des bürgerlichen Lebens erhielten. Ja es haben sogar einige Pädagogen am Anfange dieses Jahrhunderts geäußert, daß das Spielen mit Spielsachen den Kindern schädlich sey, und die Ausbildung ihres Verstandes hindere. Letzteres zu widerlegen ist hier nicht der Ort, auch widerlegt die Erfahrung aus verwichenen Jahrhunderten hinlänglich diese Aeußerung; denn bis zu Anfange dieses Jahrhunderts ist das Spielzeug noch stark im Gebrauche bei den gebildeten Klassen des Volkes gewesen, und es hat an geschickten, einsichtsvollen, klugen, gelehrten und tapfern Männern

nicht gefehlt, die alle in ihren Kinderjahren ſich gern mit Spielzeug mannigfaltiger Art beluſtiget haben; ja Einige geſtehen ſelbſt in ihren Biographien, daß ſie ſehr lange dem Spiele mit Spielzeuge ergeben geweſen, und es frägt ſich, wenn wir nach einem halben Jahrhunderte, oder nach Zurücklegung der Hälfte dieſes Jahrhunderts, eine Vergleichung nur mit der letzten Hälfte des verwichenen in Hinſicht aller ausgezeichneten Handlungen des Verſtandes anſtellen, zu welchem Vortheile dieſe ausſchlagen wird, ob die Erziehung des gegenwärtigen Jahrhunders ausgezeichnetere Köpfe, als die des verwichenen hervorgebracht; — denn nur nach den Jahren vollkommener Reife fällt das Urtheil, und dieſe ſind das männliche Alter, da frühere, viel verſprechende Blüthen ſich oft ſpäterhin unvortheilhaft entfalteten; es muß daher immer erſt ein bedeutender Zeitabſchnitt bei einer Generation abgewartet werden, um die Folgen eines neuen Saamens in der Erndte zu erblicken. — Wenden wir uns nun zu dem oben zuerſt aufgeſtellten Satz, daß man mit dem Spielzeuge entweder Etwas verknüpfen, oder es doch ſo wählen müſſe, daß die Kinder dadurch zugleich eine Belehrung über irgend einen Gegenſtand erhalten, mit einem Worte, daß das Spielzeug lehrreich würde. Dieſer Gedanke, auch das Spielzeug zu einem Gegenſtande der Wiſſeſchaften und Künſte zu machen, es hauptſächlich in die philoſophiſche Facultät zu bringen, rührt daher, weil zu Anfange dieſes Jahrhunderts einzelne Kinder durch eine eigenthümliche Erziehungsmethode dahin gelangten, ſchon als Knaben die Akademie zu beziehen, und auch akademiſche Würden zu erlangen. Dieſes machte Aufſehen, und obgleich ähnliche Erſcheinungen ſchon früher da geweſen, und es alſo nichts Neues war, und man überall Ausnahmen von der Regel findet, ſo glaubte doch ein großer Theil der Gebildeten, und unter ihm beſonders Erzieher, daß es nicht

unmöglich sey, durch eine zweckmäßige Leitung der Kinder von den ersten Altersstufen an, sie frühzeitig zu Gelehrten zu bilden, oder frühreif aus ihnen Gelehrte zu machen. Welchen Weg man eigentlich hierbei einschlagen müsse, oder auf welchem Wege man dieses am besten erreichen könne, darüber war man nicht einig. Einige wollten, wie die Bilderstürmer, das Kind mit dem Bade ausschütten, und alles Spielzeug verbannt wissen, dagegen durch zweckmäßige Kinderschriften das vorgesteckte Ziel erreichen; Andere wollten dagegen einen Mittelweg einschlagen, und das Spielzeug mit den genannten Schriften verbinden; wiederum Andere wollten durch zweckmäßige Kinderspiele mit illuminirten Karten, gewisse Gegenstände aus Wissenschaften, Künsten und Gewerben darstellend, oder mit Spielplänen ꝛc. dahin wirken, und eine vierte Parthei durch das Spielzeug selbst. So standen die Sachen am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Kinderwelt wegen des Spielzeugs, welches als ein Ueberbleibsel der vorigen Jahrhunderte, doch auch einer Neuerung sich unterwerfen sollte, so unschuldig und harmlos sein Walten auch immer auf das Gemüth und den Sinn der Kinder gewesen. — Doch, hier galt es keiner Revolution um Freiheit und Selbstständigkeit, sondern nur wegen schnellerer Beförderung des Wissens, der Gelehrsamkeit, in einem Zeitalter, welches fruchtbar an Erfindungen, kurz aber an Dauer des Lebens ist. — Den ersten Anklang zu dieser Revolution, oder besser, Reform in der Kinderwelt, gab wohl Pestalozzi zu Ende des verwichenen Jahrhunderts durch seinen vereinfachten Elementar-Unterricht, nach welchem schon dem Wiegenkinde die Anfangspunkte von Form und Zahl durch illuminirte Holzschnitte anschaulich gemacht werden sollen, also wo schon Stufenweise vom Wiegenkinde der Unterricht angefangen, und so mit ihm fortgesetzt werden sollte

in allen Wissenschaften, oder doch in den in den Gymnasien gelehrten Zweigen des Wissens; freilich ein Zuschnitt, der, wenn er vom Wiegenkinde an in bloßer Beschäftigung des Geistes ohne Unterbrechung fortgesetzt werden könnte, uns bartlose Knaben, als Akademisten oder Studenten zeigen würde; allein dieser Maaßstab war zu großartig für den aufkeimenden Geist, und zu kleinlich für den Körper angelegt, daher haben die Resultate ihm auch nicht entsprochen. Indessen erschienen bald darauf eine Menge von Kinderschriften in allen Zweigen des Wissens, mit illuminirten und auch schwarzen Kupfern, um den Kindern das, was sie daraus erlernen und wissen sollten, auch anschaulich zu machen. Es erschienen Gallerien der vorzüglichsten Handwerke und Künste, mit Kupfern oder Abbildungen der Gewerbe, Naturgeschichten, kurz eine Menge Schriften für Kinder, ihr Wissen zu erweitern; denn Alles war nur darauf berechnet, sie in die Geheimnisse des Wissens einzuführen, man hatte aber vergessen, daß dazu ein künstlicher Schlüssel gehört, der oft selbst demjenigen fehlt, der sie in dieses Heiligthum einführen will, und daß dieser Schlüssel nicht für alle Kinder gemacht und passend ist; sie hatten die Verstandeskräfte der Kinder dabei gar nicht erwogen, sie hatten nicht erwogen, daß dazu Erfahrung und eine Menge von Atomen gehören, die den Kindern nicht mechanisch beigebracht werden können, wofür es wirklich Sinn, Anlage, kurz den Geist haben muß; denn die Erfahrung hat es vielfältig gelehrt, daß dergleichen mechanisch gebildete Kinder, wenn sie in die Sphäre kamen, worin sich eine Wirkung ihrer Auffassung zeigen sollte, sie so wenig zu Hause schienen, als in jedem andern fremden Felde. Auch ist dieser Unterricht durch anschauliche Gegenstände durchaus nicht neu, keine Erfindung der neuesten Zeit, sondern unsere Vorfahren haben diese Methode schon, und bes-

ſer angewendet, zweckmäßiger für die Begriffe der Kinder, weil ein gehaltvoller Unterricht dieſe Anſchauungen und deren Erklärungen noch erhöhete. Ich erinnere hier nur an den Orbis sensualium pictus renovatus, oder die erneuerte ſichtbare Welt in vier Sprachen, in der Lateiniſchen, Polniſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen, welches Werk nicht nur zu jedem ſich darin befindenden Gewerbe einen Holzſchnitt enthält, ſondern auch durch Erklärung derſelben in den vier genannten Sprachen, vermittelſt der Zeichen bei jedem darin gezeigten oder ausgedrückten Gegenſtande, einen wirklichen Werth erhält, und wohl bei wißbegierigen Kindern die Spielſachen erſetzen könnte. Von dem genannten, mir vorliegenden, Werke fehlt der Titel, auch läßt ſich darin keine Jahreszahl, eben ſo wenig der Ort finden, in dem es erſchienen iſt. Nach der Sprache zu urtheilen, iſt es, wenn nicht im erſten Drittel, doch in der Hälfte des verwichenen Jahrhunderts in Nürnberg erſchienen; und da dieſes ein verbeſſerter Orbis pictus iſt, ſo muß das Original ſchon früher erſchienen ſeyn. Es enthält alle Beſchäftigungen und Geſchäfte in einem Staate aus allen Zweigen der Wiſſenſchaften, Künſte u. Gewerbe, in einem kurzen Abriſſe, Gerippe. Ein zweites Werk ähnlicher Art iſt: der Menſch in ſeinen verſchiedenen Lagen und Ständen, für die Jugend geſchildert, mit 50 Kupfertafeln; welches zu Augsburg im Jahre 1770 erſchien, worin alle Gewerbe durch Kupfer verdeutlichet werden. Man gewahrt hieraus, daß unſere Vorfahren auch ſchon darauf gedacht haben, nicht die Spielſachen zu verdrängen, nur der Jugend, von einem gewiſſen Alter, in den Erholungsſtunden, Nebenſtunden, Werke in die Hände zu geben, wodurch ſie ſich von den im Geſchäftsleben vorkommenden Dingen unterrichten können. Wie es alſo keine Krankheit giebt, die nach der ſcheinbaren Geneſung nicht Rück-

fälle zuläßt, eben so giebt es keinen Zweig des Wissens, der nicht schon unter einer veränderten Gestalt da gewesen wäre, und was wir Neues zu ergrübeln, zu erfinden glauben, haben Andere schon längst vor uns erfunden und erdacht, nur in einer veränderten Gestalt. — Diejenigen, welche die Spielsachen nicht gänzlich als schädlich verbannen wollten, glaubten dadurch sicherer zu gehen, wenn sie beides verbänden. Sie wollten also nicht die Spielsachen verdrängen, sondern nur die Kinder dabei mit nützlichen Gegenständen aus der Thierwelt ꝛc. bekannt machen, und so das ihnen werth gewordene Spielzeug mit ihnen gewiß eben so werthen Gegenständen verbinden. Man wählte hierzu nicht nur Fabeln von beliebten Schriftstellern, oder vielmehr Dichtern, von Gellert, Pfeffel, Lichtwehr, von Hagedorn, Gleim, Michaelis, Lessing, von Nicolai, Musäus ꝛc., sondern auch Erzählungen aus verschiedenen, die Kinder interessirenden Verhältnissen der Welt und des Lebens, z. B. Völker- und Sittengemälde, interessante Mährchen; dann merkwürdige Ereignisse und Erscheinungen aus der Kunst, der Natur und dem Menschenleben; kurz über Alles, was Kinder interessiren und ihre Aufmerksamkeit fesseln kann, mit Abbildungen, um dadurch den Reiz für das Lesen wirksamer zu machen; denn Gegenstände kolorirt im Bilde vor sich sehen, erweckt auch den Trieb, das Ausführliche davon zu erfahren, und so wird um so mehr die Lust zum Lesen erweckt, und wenn das Kind noch nicht so weit wäre, es selbst lesen zu können, so wird es doch aufmerksam zuhören, wenn es ihm vorgelesen und auf die Begebenheiten, die im Bilde dargestellt worden, hingewiesen wird. Schriftsteller, die sich hierin ausgezeichnet haben und noch auszeichnen, sind: Weiße, von Rochow, Bertuch, Campe, Dolz, Glatz, Wilmsen,

Friedrich Heyne, Löhr ꝛc. ꝛc. Der Zweck dieser Kinderschriften ging nun nicht dahin, wie schon oben bemerkt worden, die Spielsachen, das Spielzeug zu verdrängen, sondern bei demselben, da es doch nicht die müßigen Stunden der Kinder allein ausfüllt, oder sie doch nicht immer damit spielen können, sondern es auch nach einer kurzen Zeit des Spielens bald überdrüssig werden, und nach etwas Anderm sich sehnen, sollten sie auch nach dieser Kost langen, ihnen diese gereicht werden, damit auch die Spiellust in dieser Unterhaltnng fortgeführt werde. Diese Methode hat gewiß etwas Gutes, und verdient wohl eine Beachtung. Die dritte Methode durch Kinderspiele allein zu wirken, ist in so fern gut, daß das Abc und Buchstabiren, so wie auch das Lesen dadurch bei denjenigen Spielen erleichtert wird, die dieses zum Zwecke haben, wie solches oben, unter Spiel (Schul-), ist angeführt worden. Bei den andern Spielen aber, wird der beabsichtigte Zweck nicht weniger erreicht werde, als bei dem ersten; denn auch hierdurch werden die Spielsachen nicht unwirksam; und wenn gleich manche Kinderspiele mehr Reiz, als die Spielsachen haben, so wird doch beim Spielen der Zweck verfehlt; sie dienen dann nicht zur Belehrung, sondern der Reiz bezieht sich bloß aufs Spiel oder aufs Spielen, ja sie möchten dann wohl noch schädlicher seyn, als man die Spielsachen hält, die man dadurch unwirksam machen will; denn diese tragen bloß den Zauber der Gegenstände, die sie im verkleinerten Maaßstabe darstellen, welcher Zauber die Freude, damit spielen zu können, erweckt; allein jene verbinden mit der Lust zu spielen auch einen Reiz, den mit dem Spiele verbundenen Gewinn, und dieser ist mächtiger, als die Freude des Spiels oder beim Spiele; denn hier ist nicht mehr das Spiel Hauptsache, sondern der Gewinn. — Die vierte Art, die Belehrung durch das Spielzeug selbst,

oder die Absicht der Erzieher, durch das Spielzeug selbst das Kind mit wissenschaftlichen Gegenständen bekannt zu machen, wovon schon oben, S. 305 und S. 312 geredet worden, entspricht in so fern seines Zweckes nicht, weil die gewählten Gegenstände weit über die Verstandeskräfte des Kindes hinausreichen, wenn es nämlich Belehrung daraus ziehen soll, sonst sinken sie zu dem gewöhnlichen Spielzeuge herab, und erfüllen keinen andern Zweck, als nur kurze Zeit zu belustigen. Wenn sie aber mit gehöriger Erklärung, außer der beiliegenden Anweisung, im Spiele begleitet werden, dann ist ihr Nutzen, wie auch schon oben, S. 299, angeführt worden, entschieden. — Man möchte übrigens jetzt schwer eine vorherrschende Methode von den vier oben angeführten unterscheiden; denn alle viere haben sich geltend gemacht, oder sind wenigstens an das Licht getreten, und, wie es scheint, so hat das Spielzeug, wenn auch nicht in dem Grade wie ehemals, doch den Sieg davon getragen, weil es den Zweck des Spielens auch ganz erfüllt, wie auch schon oben, S. 304, angeführt worden. Es hängt nun von den Eltern und von den Erziehern ab, aus allen jetzt dargebotenen Kinderschriften, Spielen und Spielsachen dasjenige auszuwählen, was sie für die Kinder am zweckmäßigsten finden; denn wenn das Spielzeug nicht bloß zum Spielen bestimmt ist, sondern noch einen andern Zweck, den der Belehrung, mit erfüllen soll, so hängt es auch von den Fähigkeiten der Kinder ab, von ihrem schon mehr oder weniger geweckten Geist; denn nur bei einer solchen Wahl eines höheren oder feineren Spielzeuges, nach den Geisteskräften der Kinder, kann der Nutzen hervortreten, sonst bleibt er noch hinter dem des gewöhnlichen Spielzeuges. Dieses erfüllt den Zweck nach der Phantasie des Kindes zu belustigen, jenes aber, bei der Beschränkung, stillt höchstens seine Neugier ein paarmal, und da es nicht Herr des

Spielzeuges ist, oder werden kann, so wird es ihm auch zuletzt gleichgültig; es mag nicht mehr damit spielen, wenn es ihm auch gereicht wird, oder wenn es damit spielt, so ist der Genuß nur halb. Man sollte billig glauben, daß bei dem seltenen Darreichen eines Spielzeuges der Genuß erhöht werden müßte; allein es ist nicht der Falle, wenigstens bei einem großen Theile von Kindern, denn Ausnahmen giebt es auch hier, wie überall, in allen Lebensverhältnissen, nur sind sie selten; die Mehrzahl der Kinder zeigt immer einen gewissen Eigensinn, wenn man es ihnen nur zu gewissen Zeiten reicht, dann aber wieder fortnimmt und verschließt; überhaupt es ihnen oft verweigert, damit zu spielen. Wird aber das Spielzeug von höherer Natur mit einer zweckmäßigen Erklärung begleitet, wird dadurch das Spielen damit noch angenehmer gemacht, der Zauber noch erhöhet, so wird das Kind sich gern gefallen lassen, daß es nach der Belustigung, nach dem Spielen wieder weggestellt wird; es wird dann gewiß wieder die Tage, die Stunden mit Sehnsucht erwarten, wo es ihm wieder gereicht wird, und sich bei den Experimenten ꝛc., die z. B. mit hydraulischen, hydrostatischen, magischen ꝛc. Maschinen gemacht werden, auch leicht von dem Werthe und Nutzen dergleichen Maschinen überzeugen, so wie überhaupt von dem Werthe und Nutzen eines jeden Spielzeuges, welches ähnliche Zwecke darbietet. —

Spielzeugmacher, eine Benennung der Drechsler und anderer Arbeiter in Holz oder Pappe für die Kinder.

Spier, ein nur in den gemeinen Mundarten des nördlichen Deutschland übliches Wort, eine jede kleine und zarte Spitze, besonders an den Grasarten zu bezeichnen; daher es denn auch daselbst figürlich von etwas sehr Wenigem gebraucht wird. Nicht ein Spier, nicht das Mindeste. Ein Spierchen Brod, ein wenig. Es ist mit Speer genau verwandt.

Spierapfel, s. unter Sorbus, Th. 156, S. 41.

Spierapfelbaum, Sorbus domestica, siehe daselbst.

Spiere, in der Schifffahrt, besonders in Nieder-Deutschland, bezeichnet es Enden von Mastbäumen, welche vorn und hinten an ein Schiff befestiget werden, den Brander davon abzuhalten. Die Mastbaumenden haben 15 bis 20 Fuß Länge. Man macht sie auch in Häfen und auf Rheden an, um das Antreiben der Schiffe zu verhindern. Kleinere Fahrzeuge pflegen Reißbunde oder Pfähle, auch Rollen Tauwerk, welche man Wällen oder Kreuze heißt, über Bord auf den Seiten hinaus zu hängen, um das Antreiben gegen andere Fahrzeuge, oder Bollwerke, Pfosten, Pfähle ꝛc. zu verhindern. Auch die Stücken Masten von 25 bis 30 Fuß Länge, welche am Ende mit dreikantigen Eisen beschlagen sind, nennt man auch Spiere, man spannt vermittelst derselben die Schooten der Bonnette aus. In einem andern Verstande sind die Spieren eben daselbst kleine Stangen, welche vermittelst eiserner Ringe an die Segelstangen des großen und Vordermastes befestiget werden, um die Beisegel bei schwachem Winde an selbige anzumachen. — Es ist ein Verwandter des Vorigen, so daß sich zugleich der Begriff der Länge mit einschleicht.

Spiering, Spierling, eine Benennung des Stintes, Salmo Eperlamus Linn., s. unter Stint. Nach Adelung soll er diese Benennung wegen seines kleinen zarten Körpers haben. In einigen Gegenden wird auch noch die Sardelle, Spiering und Spierling genannt.

Spierling, Sorbus Sativa, Linn., s. Sperberbaum. Auch eine Benennung der Sardelle, s. den vorhergehenden Artikel.

Spierlingsbaum, s. Eberäsche, Th. 10, S. 20.

Spierlingsbeere, s. daselbst.

Spierlingskäfer, Scarabaeus Spireae, siehe unter Käfer, im Supplement.

Spierpflanze, Spiraea Linn., eine Benennung mehrerer Sträucher, s. unter Spirpflanze.

Spierschwalbe, in einigen Gegenden eine Benennung der Mauerschwalbe, welche auch Kirch- oder Steinschwalbe genannt wird; s. unt. Schwalbe, Th. 150, S. 62.

Spierstaude, s. Spirstaude.

Spieß, Hasta; Fr. Pique; Engl. Spit, eine Art Waffe, welche aus einer scharfen Spitze an einem langen Schafte besteht, und nach Beschaffenheit der Umstände und der abweichenden Gestalt auch Speer, Lanze, Hellebarde, Pique ꝛc. genannt wird. So sind z. B. die Lanze der Ulanen und das Sponton der Unter- und Ober-Offiziere bei der Infanterie oder dem Fußvolke, welches aber jetzt abgekommen, zwei Abweichungen, nicht so im Schafte, als in der eisernen Spitze, dem eigentlichen Gewehre, der eigentlichen Waffe. So hat man Botenspieße, Judenspieße, Knebelspieße, Wurfspieße ꝛc. — Da man nun überhaupt einen jeden langen, dünnen, mit einer Spitze versehenen Körper einen Spieß nennt, sobald derselbe nämlich gebraucht wird, etwas damit zu stechen, so nennt man auch in einigen Gegenden Deutschlands einen Splitter einen Spieß. In der Haushaltung führt eine kleine, dünne, spitzige Stange von Eisen oder auch von Holz, die gerupften Lerchen, sogenannte Leipziger Lerchen, daran zu stecken und zu braten, den Namen Lerchenspieß; daher sagt man auch wohl Spießlerchen, das heißt, so viele Lerchen, als man zusammen auf einen Spieß zu stecken pflegt. So hat man in den Küchen auch den Bratenspieß, um einen Kälber-, Hammel- Wild- ꝛc. Braten daran zu stecken. — Der Lichtspieß ist ein langer, dünner, zugespitzter Stab, oder dergleichen Stäbe,

die Dochte zu den Lichten im Lichtziehen darauf zu reihen. Bei den Jägern werden die offenen Stangen des Hirsches ohne Enden, und bei Einigen auch die Geweihe des Rehbockes Spießе genannt. Siehe auch Spießbock, Spießer. — Man pflegt von einem jungen Menschen, der aus Mangel an Erfahrung noch unbedachtsam oder unbesonnen handelt, zu sagen: Er läuft noch mit dem ersten Spießе. Entweder als eine Anspielung auf die Spießе, das ist, das erste Geweih eines jungen Hirsches, oder auch von Spieß, so fern es im gemeinen Leben im verächtlichen Verstande von einem langen Degen gebraucht wird, die Unbesonnenheit eines noch nicht lange mit dem Degen wehrhaft gemachten Jünglings zu bezeichnen. Figürlich ist bei den Buchdruckern der Spieß, ein fehlerhafter Abdruck eines gegossenen Spatii, wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt. Der Korrektor deutet einen solchen Spieß am Rande der Columne oder Seite des Bogens, worauf er sich befindet, mit folgendem Zeichen ⋕ an, welches heißt, daß solcher weggemacht werden soll. Einige Korrektoren streichen auch zugleich den Strich durch, andere thun dieses nicht, weil das Zeichen schon hinlänglich ist, den Setzer auf den Spieß aufmerksam zu machen, um so mehr, da das Zeichen vor die Zeile gesetzt wird, in welcher sich der Spieß befindet. Der Spieß entsteht eigentlich, wenn sich zwischen zwei Worten ein Spatium in die Höhe gegeben hat, so daß er mit gefärbt und abgedruckt wird.

Spieß (Boten-), der Spieß, den die öffentlichen Boten in einigen Ländern tragen.

— (Braten-), Bratspieß, s. Th. 6, S. 530.

— (Buchdrucker-), s. oben, unter Spieß.

— (Docht-), s. Spieß (Licht-).

—, beim Fischer, s. Fischgabel, und unter Gabel, Th. 13, S. 708.

Spieß (Haar-), Haarſpieße, das ſtruppige, gleich Spießen herabhängende Kopfhaar mancher Menſchen, welches auch weichſelzöpfig genannt wird.
— (Holz-), ſ. oben, S. 321, Splitter.
—, beim Jäger, ſ. oben, S. 322.
— (Juden-), ſ. Th. 31, S. 643.
— (Knebel-), ſ. Th. 41, S. 271.
— (Lerchen-), ſ. Th. 76, S. 262.
— (Licht-), Dochtſpieß, ſ. Th. 78, S. 388.
—, beim Nadler, zwei auf dem Klotze der Wippe ſtehende eiſerne Stangen, vermittelſt denen die Oberſtempelſtange gerade geführt wird.
— (Soldaten-), ſ. oben, S. 321.
— (Wurf-), ſ. unter W.

Spießband, Phalaena hastata, eine Art Phaläne oder Nachtfalter, Nachtſchmetterling.

Spießbaum, im Bergwerke, die lange, ſenkrechte Welle, oder der Baum in dem Göpel, um welchen ſich die ganze Maſchine dreht und bewegt. — Auch ein über den Schacht gebauetes Gebäude, welches aus zwei ſich oben zuſammenlehnenden, unten aber auseinander ſtehenden Bäumen beſteht, daran ſchwere Sachen in den Schacht gehängt oder gelaſſen werden. — Die in die Höhe gerichteten Hangebäume, die dem Göpel, oder eigentlich dem Karbe deſſelben die Rundung geben, werden gleichfalls Spießbäume genannt. — Ferner heißen Spießbäume, im Bergwerke, die beiden gegeneinander geſtellten Balken über der Heblade des Bergbohrers, wenn damit gebohrt wird, wovon der eine mit Leiterſproſſen verſehen iſt. Man hängt oben zwiſchen dieſe Spießbäume eine Rolle der Heblade des Bergbohrers, gegenüber gräbt man aber einen Stock in die Erde, der mit einer andern Rolle verſehen iſt, und ſetzt dieſer gegenüber einen Haſpel. Zieht man nun über den Haſpel und die den Rollen ein Seil, und hängt an dieſes den Bo

womit gebohrt wird, so kann der Bohrer gemächlich aus dem Bohrloche gezogen werden.

Spießbock, bei den Jägern, ein Rehbock, welcher das erste Mal aufgesetzt und daher nur Spieße ohne Enden hat; s. Spießhirsch.

Spießbürger, eine ehemalige Benennung derjenigen Bürger, welche mit Spieße bewaffnet waren, zu Fuße dienten, und auch Giesenbürger hießen. Jetzt wird dieses Wort oft im Spaße von denjenigen Bürgern gebraucht, welche noch nach einer früheren Mode gekleidet gehen, nicht modisch sind, kein modisches Aeußeres haben. Es werden daher nicht bloß Bürger, sondern auch ein Jeder so genannt, der sich so kleidet, etwas Spießbürgerliches hat; dessen Aeußeres in der Tracht ꝛc. altväterlich aussieht. Nach Adelung soll es nur im verächtlichen Verstande von einem jeden geringen Bürger gesagt werden, weil man nach seiner Meinung zu den Spießbürgern nur die ärmsten und untauglichsten wählte, dagegen die reichen und angesehenen Bürger zu Pferde dienten. In neuester Zeit kann man damit die in Deutschland hin und wieder errichtet gewesenen Nationalgarden vergleichen, bei denen es noch ein Korps zur Hülfsleistung gab, das gar nicht uniformirt war, weil die Mitglieder nicht im Stande waren, sich eine Uniform anzuschaffen; sie bildeten eine Art Aushülfswache, und ihre Dienste wurden auch bezahlt. Es waren daher Söldlinge. Im verächtlichen Verstande ist bei uns das Wort Spießbürger nicht gebraucht worden, wohl aber Philister; s. dieses Wort, Th. 112, S. 532.

Spießchenleim, Fr. Colle de brochette, ein aus Pergamentabschnitzeln zubereiteter Leim, s. Th. 108, S. 514.

Spießdruse, s. Nadeldrüse, Th. 100, S. 542.

Spieße, in den Glashütten, lange Stangen, welche gebraucht werden, die Glasöfen zu reinigen, und auch

die Töpfe oder Hafen mit der Fritte in denselben bei dem Einsetzen zu richten.

Spießeisen, der eiserne oder stählerne spitzige Theil eines Spießes, zum Unterschiede von dem Schafte.

Spießen, I. ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches eine unmittelbare Nachahmung desjenigen Lautes ist, welchen man am häufigsten durch biſten oder piſten ausdrückt. Die Jäger brauchen es vornämlich von dem Laute der Haselhühner, wenn sie sich zusammenrufen, oder zur Begattung locken, wo aber auch piſten üblich ist. — II. Ist Spießen auch ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, auf etwas Spitziges, als auf einen Spieß stechen; daher sagt man: Einen Miſſethäter ſpießen, eine in Asien übliche Lebensstrafe, da dem Verbrecher ein zugespitzter Pfahl durch den Hintern getrieben wird. Einen Froſch ſpießen, ihn an einen zugespitzten Stab stecken. Ein Thier ſpießt ſich, wenn es z. B. über einen zugespitzten Pfahl springen will, und sich denselben in den Leib stößt. Es braucht auch gerade kein ganz zugespitzter Pfahl zu seyn, um das Wort ſpießen anzubringen, so kann ein Pferd auch durch eine Deichselstange gespießt werden, wenn es sich dieselbe in den Leib rennt. Die Jäger brauchen es auch von den Hirschen, wenn sie mit ihren spitzigen Geweihen stoßen. Von eben denselben ist ſpießen in noch weiterer Bedeutung eine Art der Verbindung von zwei gesprungenen Leinen, da solche aufgedrehet, zusammengestoßen, und mit einem Bindfaden umwunden werden, welches auch ſchäften genannt wird.

Spießente, Anas fera, eine Art wilder Enten mit einem zinnober- oder feuerrothen Kopfe, und einem ſpitzigen Schwanze, den nur das Männchen hat; ſ. Th. 11, S. 42.

Spießer, Spießhirſch, bei den Jägern, ein jun-

ger Hirsch, welcher das erste Mal aufsetzt, und daher nur Spieße statt des Geweihes hat.

Spießgerte, eine dünne, mit einer Spitze versehene Gerte, welche man zum Reiten braucht, um das Pferd damit zu hauen, im gemeinen Leben die Spießruthe, s. diese.

Spießgesell, eigentlich, nach Adelung, ein mit einem Spieße bewaffneter Soldat, insofern er mit und neben einem Andern zugleich dient, in Rücksicht auf denselben ein Kamerad, Commilitio. Jetzt braucht man es nur noch zuweilen von einem jeden Mitgesellen oder Kamerad, jedoch am häufigsten nur im bösen und verächtlichen Verstande, von dem Theilnehmer, Gehülfen, Mitwisser in einer bösen Sache. Von den Ausschweifungen, welche diese ehemals ohne jetzige Zucht lebende Soldaten begingen, wie solches noch im dreißigjährigen Kriege geschah.

Spießglanz, Spießglas, Antimonium, Antimonium, Stibium, Antimonium sulphuratum; Fr. Antimoine, Sulfure d'Antimoine; Engl. Antimony; It. Antimonio, ein metallischer Körper, von einer metallischen, glänzenden Bleyfarbe. Die Stücke haben keine regelmäßige Gestalt, sondern scheinen nur blättrige Gefüge zu seyn, übereinander hinliegende, zerbrechliche, lange Nadeln. Daß sich die glänzenden Strahlen nach allen Richtungen durchkreuzen, und oft wie Sterne auf der Oberfläche, oder die Farrnkräuter nachahmend, erscheinen, wie einige Chemiker angeben, findet man zwar, aber häufiger liegen die Strahlen gleich Nadeln in einer Richtung fort, bald kürzer, bald länger, nachdem der Bruch sie gestaltet, immer in einer geraden Richtung. Er hat Geruch und Geschmack, eine gewisse Härte, zerfällt aber leicht, und giebt ein graues Pulver. Das specifische Gewicht desselben ist nach Einigen 5,000, nach Andern 6,700. Wenn man auf dem Spießglanze reibt, oder solchen in

die Hand nimmt, so färbt er ab, beschmutzt die Finger, oder die Hand mit einem graulichen Staube; übrigens ist er das leichtflüssigste unter den Erzen. Man unterscheidet vom Spießglanze zwei Arten, nämlich den gediegenen oder gegrabenen, und den geschmolzenen. Ersterer ist so, wie er aus der Erde kommt, Letzterer ist erst geschmolzen worden, um ihn von einer gewissen Menge von erdigen und steinigen Materien zu scheiden, welche nicht dazu gehören. Das Schmelzen wird im Großen an eben den Orten veranstaltet, wo man den Spießglanz gräbt, und ist leicht und einfach. Sie besteht darin, daß man das Erz in irdene Töpfe thut, deren Boden kleine Löcher hat. Man setzt nun diese Töpfe mit dem Spießglanze in einen Ofen, welcher so stark erhitzt werden muß, als nöthig ist, um den Spießglanz selbst in Fluß zu bringen. Da derselbe sehr schmelzbar ist, und auch vor dem Glühen fließt, so ist der Grad des Feuers, bei welchem solches fließt, weit geringer, als derjenige, bei welchem die erdigen und steinigen Materien schmelzen würden. Der geschmolzene Spießglanz läuft nun durch die Löcher des Bodens der Töpfe, und wird von andern untergesetzten Töpfen aufgefangen, die man so viel als möglich vor der Erhitzung schützt. In diesen Gefäßen läßt man den Spießglanz, welcher die Gestalt derselben annimmt, stehen, und bringt ihn in der Gestalt von Kuchen in den Handel. Den meisten Spießglanz liefert Ungarn, Mähren, Salberg in Schweden, Auvergne, Elsaß, Limousin, Bourbonnois ꝛc. Auch in Neapel kommt er vor. Serao gedenkt desselben in seiner Storia dell' incendio del Vesuvio dell' anno 1737, wo er beim Brande des Vesuvs ausgeflossen. Auch im Jahre 1767, und nachher, ist auf eine ähnliche Weise Spießglanz herausgeflossen. In Calabrien giebt es Spießglaserze, welche 80 Prozent geben, auch findet sich Spießglaserz in Sicilien. In der Liptower

Gesellschaft schmelzt man jährlich eine große Menge Spießglanz aus, vorzüglich in Waldungen, an denen die Gegend reich ist. Da sich der Spießglanz auch in brennholzarmen Ländern findet, so könnte man zu dessen Ausschmelzung Steinkohlen und Torf innerhalb eines Ofens anwenden, dessen Grundfläche versperrt ist, um die zur machenden Schmelzung nöthigen Gefäße aufzunehmen, in zwei oder drei Gassen getheilt, und auf dessen jeder Seite eine Oeffnung ist, deren Thüre immer zu gehalten und nicht eher geöffnet wird, als wenn man die Brennmaterialien einträgt. An dem oben gewölbten Theile dieses Ofens müssen zwei bis drei Rauchlöcher seyn. Nach Scopoli soll man, wenn man den Spießglanz auf diese Art bei verschlossenem Feuer ausschmelzt, viel Zeit und Kostenaufwand im Brennmaterial ersparen.

Der Spießglanz ist dasjenige Metall, mit welchem man die meisten chemischen Prozesse vorgenommen, weil die Alchymisten in dem Wahne gestanden, hieraus für die Kunst: Gold zu machen, vielen Nutzen zu ziehen. Daher werden die Operationen, die damit vorgenommen, und wovon die Produkte besondere Namen erhalten haben, hier eine Stelle verdienen. Das Erste, was man mit dem Spießglanze vornimmt, ist die Reinigung des metallischen Theils von dem Schwefel, da die Vererzung aus Metalltheilen und Schwefel entsteht. Dieses geschieht nun auf die einfachste Art, durchs Rösten oder die sogenannte Oxidirung, Verkalkung des Spießglanzes. Schon Basilius Valentinus beschreibt diese Arbeit in seinen Triumphwagen des Antimonio*). Man stellt nämlich den rohen Spießglanz, gröblich gepülvert, in einem flachen und weiten Gefäße über mäßiges Feuer, und rührt es immerwährend um. Während dieses Brennens ver-

*) S. dessen chemische Schriften, Bd. 1, S. 360 u. f.

dampft der Schwefel nach und nach, weil er flüchtiger, als der metalliſche Theil des Spießglanzes iſt. Man fährt nun ſo lange mit dieſer Arbeit fort, bis man bemerkt, daß kein Rauch und Dampf vom Schwefel mehr aufſteigt. Das Rückſtändige bei dieſem Brennen iſt die metalliſche Erde des Spießglanzes, welche nicht nur von dem Schwefel befreit, ſondern auch einen Theil ihres Brennbaren beraubt worden. Dieſe Subſtanz iſt weit feuerbeſtändiger und minder ſchmelzbarer als der Spießglanz, weil überhaupt die metalliſchen Erden um ſo feuerbeſtändiger und deſto weniger ſchmelzbar werden, je mehr man ihnen ihr Brennbares entzieht. Sie führen den Namen Spießglasoxid oder Kalk, oder Spießglasaſche. Die Farbe iſt aſchgrau, und dieſes Produkt innerlich genommen, bewirkt heftiges Brechen und ſtarke Abführungen. Dieſe Wirkung äußert der innerlich genommene Spießglanz nicht, weil der Schwefel die metalliſche Erde deſſelben ſo umhüllt, daß ſie ihre meiſten Eigenſchaften nicht zeigen kann. Bearbeitet man dieſes Oxid in einem Schmelztiegel mit ſtarkem Feuer, ſo ſchmelzt es, und erſcheint nach dem Erkalten als eine dichte, harte, brüchige und glänzende Materie. Dieſe geſchmolzene Materie iſt oft durchſichtig, und mehr oder weniger dunkel hyacinthfarben; ſie führt in dieſer Eigenſchaft den Namen: Glas vom Spießglanze, oder Spießglanzglas, weil ſie in ihrem äußerlichen Anſehen, als in ihren vorzüglichſten Eigenſchaften, mit einer verglaſeten Subſtanz übereinkommt; ſ. den Artikel Spießglanzglas. Oft erſcheint das geſchmolzene Spießglanzoxid nach dem Erkalten als eine dunkle, undurchſichtige und braune Maſſe, und dieſes Produkt erhält den Namen Spießglanzleber; ſ. dieſen Artikel. Dieſer Unterſchied hängt nur allein von der größeren oder geringeren Menge des Schwefels und des Waſſerſtoffgaſes ab, welche noch

an der metallischen Erde des Spießglanzes hängen geblieben sind, und daher auch von der Länge der Zeit, und von der größern oder geringern Genauigkeit ab, womit man den Spießglanz oxidirt hat. Bei einer nur schwachen Oxidirung bleibt viel Wasserstoffgas mit der Spießglanzerde verbunden, und dann fließt das erhaltene Oxid bei einem geringen Feuer zu einer Spießglanzleber, die man mit einer Materie versetzen muß, welche zwischen einem Glase und zwischen einer metallischen Substanz das Mittel hält. Treibt man die Oxidirung höher, so wird das Oxid schwerflüssiger und giebt eine verglasete Materie. Treibt man die Oxidirung bis auf's Höchste, so bleibt ein noch strengflüssiger Kalk übrig, der sich aber weder schmelzen noch verglasen läßt, wird er aber mit Glasflüssen vermischt, so verglaset er sich zu einem braunen zerbrechlichen Glase. Sowohl das Oxid, als auch die Leber und das Glas vom Spießglanze sind sehr heftige Brechmittel. Werden die drei genannten Substanzen in verschlossenen Gefäßen mit solchen Substanzen geschmolzen, von welchen sie Wasserstoffgas annehmen können, wie z. B. mit dem schwarzen Flusse, so werden sie nicht zum Spießglanze, wie sie ehemals waren, sondern zu einer harten, brüchigen, halbmetallenen Substanz hergestellt, die eine etwas dunkelweiße Farbe besitzt, und aus glänzenden Blättchen besteht, und ehemals den Namen Spießglaskönig führte. Diese Veränderung rührt daher, daß man bei der Verkalkung od. Oxidirung dem Spießglanze beinahe alle den Schwefel abgezogen hat, der in diesem mineralischen Körper mit dem halbmetallischen Theile verbunden war, und daß man ihm bei der gedachten Reducirung diesen Schwefel nicht wieder mittheilt. Wenn man daher dem Spießglanzkalke, der Spießglanzleber, dem Glase des Spießglanzes, oder dem Spießglanzkönige alle Eigenschaften des rohen Spießglanzes mittheilen wollte, so

müßte man solche bei dem Schmelzen nicht nur mit dem Wasserstoffgase verbinden, sondern ihnen auch etwas mehr oder gleiche Theile vom Schwefel zusetzen. Man befreit den Spießglanz von seinem Schwefel, und verwandelt ihn zugleich entweder in König oder in Leber, oder in ein weißes Oxid, der völlig seines Wasserstoffgases beraubt worden, auf verschiedene andere, weit kürzere und leichtere Arten, als durch die Oxidirung, die immer sehr langweilig ist. Wie man den Spießglanzkönig bereitet, s. diesen Art., so wie man alle andere Substanzen, die aus dem Spießglanze bereitet werden, unter ihren eigenen Namen, weiter unten abgehandelt antrifft.

Der Spießglanz enthält in seiner Zusammensetzung 72 Theile Metall und 28 Theile Schwefel. — Was die verschiedenen Verbindungen des Spießglanzes mit den Säuren anbetrifft, wie arsenikſaures, benzoesaures, bernsteinsaures, boraxsaures, chromsaures, essigsaures, fettsaures, flußspathsaures, kleesaures, kohlensaures, phosphorsaures, salpetersaures, salzsaures, schwefelsaures, weinsteinsaures ꝛc. Spießglas, s. unter Salz (Antimonium-), Th. 138, S. 242 u. f.

Was die Verbindung des Sauerstoffs mit dem Spießglanze anbetrifft, so zeigt derselbe, nachdem er in Fluß gekommen, einen Rauch, der sich an die Decke des Apparats hängt, und sich in weiße, krystallinische Nadeln verdichtet. Diese Nadeln sind das Produkt der Mischung des Spießglanzes und des Sauerstoffs. Sie haben keinen Geruch und keinen Geschmack, sind ein Spießglanzoxid, das 0,15 Sauerstoff enthält.

Gebrauch d. Spießglanzes. Der Spießglanz wird nicht nur und vorzüglich in der Medizin, sondern auch in den Gewerben gebraucht. Innerlich

iſt deſſen Gebrauch in der Medizin nicht alt; er wurde hier im 17ten Jahrhunderte zuerſt benutzt; allein äußerlich kannte ihn ſchon Dioscorides, aber als ein zuſammenziehendes Mittel, welche Wirkung er jedoch gar nicht hervorbringen ſoll. Durch Huxham ſoll ſein Gebrauch allgemeiner geworden ſeyn. Wird er in Subſtanz genommen, ſo hat man von ſeiner Anwendung keine ſchädlichen Folgen zu befürchten; zuweilen erregt er auch Erbrechen, welches wahrſcheinlich, nach einigen Aerzten, von dem kränklichen Zuſtande und der Neigung zur Säure des Magenſaftes herrührt, der auf den metalliſchen Theil wirkt. Deshalb ſoll auch eine Beimiſchung von einſaugenden Mitteln, als der Bitterſalzerde und der Krebsaugen zu empfehlen ſeyn. Wenn der Spießglanz angewendet werden ſoll, ſo müſſen die erſten Wege erſt gereiniget ſeyn. Das Waſſer löſet im Kochen gar nichts vom Spießglanze auf, daher iſt die Anwendung falſch, daß man es mit reinigenden Tränken in Subſtanz zerfloſſen kochen läßt; es müßte denn Laugenſalz zu dem Dekocte gemiſcht werden, welches den Schwefel angreift, ſonſt wird nichts davon aufgelöſet, und das angeführte Salz einem ſolchen Dekocte beizufügen, ſoll nicht dienlich ſeyn. Wie ſchon oben erwähnt worden, ſoll nach dem Dioscorides der Spießglanz zuſammenziehen, und die Schweißlöcher verſtopfen; ferner ſoll er kühlen, das wilde Fleiſch verhindern, machen, daß die Geſchwüre heilen, das Blut ſtillen, und die Geſchwüre der Augen reinigen. Nach dem Galenus ſoll derſelbe eine austrocknende und zuſammenziehende Kraft haben, und deswegen auch mit denjenigen Mitteln vermiſcht werden, die man bei den Augen gebraucht, und Collyria sicca nennt. Die Alten calcinirten und löſchten den Spießglanz in Weibermilch oder Wein ab, wozu ſie noch Regenwaſſer fügten. Aus dieſer Maſſe wurden Täfelchen gemacht, die nach Geoffroi's Meinung

eine viereckige Gestalt gehabt haben sollen, weil es Hippokrates das Pharmacum tetragonum genannt hat. Es scheint auch, daß den Alten die Brechen erregende Eigenschaft dieses Erzes unbekannt gewesen, wenigstens hat man nur sehr selten dieses Mittel zum Purgiren angewendet, da unter so vielen Schriftstellern Dioscorides der Einzige ist, der dessen nur ein einziges Mal in der Bereitung eines purgirenden Mittels, welches aus dem Elaterio, Salz und Spießglanz bestand, erwähnt. Es soll aber daselbst nicht sowohl zur Vermehrung der purgirenden Kraft, als vielmehr dem Mittel die Farbe des Spießglanzes zu geben, zugesetzt und gegeben worden seyn. Die purgirende Kraft oder Eigenschaft des Spießglanzes ist zuerst um das zwölfte Jahrhundert bekannt geworden, zu welcher Zeit ein Mönch des Benediktiner-Ordens, von Geburt ein Deutscher, Namens Basilius Valentinus, in einem Werke, welches er geschrieben, und das den Namen führt: Currum triumphalem Antimonii, den Spießglanz in unendlich vielen Krankheiten als ein wirksames Mittel preiset. Im funfzehnten Jahrhunderte hat endlich Paracelsus, welcher der Meinung des Valentinus folgte, solches noch mehr bekannt gemacht. Während dieser Zeit stritten die Aerzte lange heftig über die heilsame oder schädliche Kraft dieses Mittels, bis man denn endlich einstimmig dahin übereinkam, seine heilsamen Kräfte anzuerkennen, und es erschienen eine große Anzahl Mittel, welche daraus bereitet wurden, in den Apotheken, welche von oben und unten, und schweißtreibend wirken. Selbst der rohe, unzubereitete Spießglanz, welcher in der Medizin nicht gebraucht wird, soll gar keine schädliche Eigenschaft besitzen, und man soll ihn wirklich zu 1 bis 2 Drachmen nehmen können, ohne daß er einen Ekel erregt. Man ließ ihn früher mit schweißtreibenden und austrocknenden Tränken kochen, welche dadurch

keine brechenmachende Kraft bekommen und gar nicht schädlich werden; allein, wie schon oben, S. 332, bemerkt worden, ist dieses Abkochen des Spießglanzes ganz unnütz, wenn es auch noch so lange im Aufwallen erhalten wird, weil Wasser nichts davon auflöset. Die gebräuchlichsten Zubereitungen des Spießglanzes waren in den Apotheken noch in dem zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts folgende: Hepar Antimonii, Crocus metallorum, Vinum emeticum, Tartarus emeticus, Vitrum, Regulus, Sulphur auratum, Flores, Butyrum, Cinnabaris, Pulvis Algarothi, Panacea universalis, Bezoardicum minerale, Calx diaphoretica, und die Tinkturen; von allen diesen angeführten Zubereitungen werden mehrere unten in den verschiedenen Artikeln des Spießglanzes vorkommen. In der gegenwärtigen Zeit wird der Spießglanz als ein reizendes und reinigendes Mittel gebraucht, und die Anwendung desselben findet Statt in der Krätze, in Hautausschlägen, rheumatischen Geschwülsten, in der Gicht, den Skrofeln und kronischen Geschwüren. Die Gabe ist von 10 bis 30 Gran in Pulverform, und zur Mischung wird Bitterſalzerde, Schwefel, Gewürze, Zucker und Queckſilber genommen. So soll man nach einigen Lehren von der Dosis der Arzeneien das Antimonium crudum, oder nach der neuen Benennung: Stibium sulphuratum nigrum laevigatum, als Resolvens und als Haut reinigendes Mittel bei mehreren chronischen Exanthemen zu 5 bis 10 Gran zwei oder drei Mal täglich in Pillen reichen, und das Antimonium diaphoreticum ablutum et non ablutum, jetzt Stibium oxidatum album ablutum et non ablutum, als ein Diaphoretikum und gegen schleimige Brustbeschwerden zu 10 bis 20 Gran in Pulver, zwei bis vier Mal täglich gereicht, und das Regulus Antimonii, jetzt Stibium purum u. das Stibium oxi-

dulatum fuscum (Crocus metallorum), als Resolventia zu 5 Gran, zwei bis drei Mal täglich gegeben. Von der öftern Anwendung mancher Mittel aus dem Spießglanze wird auch noch Manches unter den verschiedenen Bereitungsarten des Spießglanzes auf chemischem Wege unten, unter den besondern Benennungen vorkommen; z. B. unter Spießglanzglas, Spießglanzkönig, Spießglanzleber, Spießglanztinktur ꝛc. — Auch in der Thierarzneikunst, in den Krankheiten der Pferde ꝛc., wird es gleichfalls gebraucht. — In der Chemie, worin der Spießglanz gleichfalls eine nicht unwichtige Stelle einnimmt, indem mit ihm mancherlei Experimente gemacht worden und werden, wodurch die Arzneikunst bereichert worden, und so auch manche Gewerbe, führt dieses Halbmetall das Zeichen ♁. Besonders wichtig war es den Alchymisten, wie auch schon oben angeführt worden, weil sie darin das Geheimniß zu finden glaubten, worauf alle ihre Experimente, ihre Mühen und Sorgen gerichtet waren.

Was nun die Benutzung des Spießglanzes in den Gewerben anbetrifft, so findet es hier mancherlei Anwendung. Schon bei den Alten war es ein Gegenstand der Toilette; denn man liest in der heiligen Schrift, im 2ten Buche der Könige, im 9ten Kapitel, daß die gottlose Königin Isebel, indem sie den Zorn des Königs Jehu besänftigen wollte, ihre Augen mit Spießglanz gefärbt habe. In derselben Schrift werden auch die Weiber, welche ihre Augen mit Spießglanz gefärbet, von dem Propheten bestraft. Die Griechen nannten daher den Spießglanz, da er zum Schminken gebraucht wurde, γυναικιον u. πλατυόφθαλμον, weil er die Augen der Frauen zu vergrößern diente. Diese Anwendung findet der Spießglanz in der neuesten Zeit in der Toilettenkunst nicht mehr; denn diese ist vorgeschritten, und hat andere Mittel kennen ler-

nen, zwar nicht die Augen zu vergrößern, denn dieſe Kunſt iſt verloren gegangen, aber doch eine Lücke auszufüllen, und zwar ſie ſo auszufüllen, daß die Augenbraunen einen ſchönen Schatten auf die Augen werfen, und ihren Glanz erhöhen. Wie übrigens das Färben der Augen möglich iſt, ohne dabei blind zu werden, iſt wirklich eine Aufgabe zu einer Preisfrage in jetziger Zeit, die ſo reich an Erfindungen, überhaupt an Aufklärung iſt, und man ſollte ſich daher doch auch bemühen, dergleichen alte Kunſtſtücke, die wirklich von einem gewaltigen Erfindungsgeiſte zeigen, wie es z. B. auch mit dem Griechiſchen Feuer der Fall iſt, wieder zu erfinden; und wenn ſie auch keinen weitern Nutzen brächten, ſo würden ſie doch wenigſtens zeigen, daß wir wirklich die Alten in Allem überflügeln, was ſich auf Wiſſenſchaften, Künſte und Handwerke bezieht, ſonſt möchten ſie uns noch entgegnen können, daß ſie nicht unſere Zeit begreifen, wir aber auch nicht ihre begriffen hätten.—Die Zinngießer bedienen ſich des Spießglanzes, um das Zinn glänzender zu machen, und demſelben einen Silberton zu geben. Die Rothgießer gebrauchen es zu den Glocken; dann braucht man es zu den Metallſpiegeln, und zur Kompoſition der Maſſe zu den Buchſtaben in den Schriftgießereien. Die Gold- und Silberarbeiter brauchen es zum Reinigen und Poliren ihrer Metalle, weil der Spießglanz, wenn er mit Gold geſchmelzt wird, alle Metalle angreift, die mit dieſem edlen Metalle vermiſcht ſind, und verwandelt ſie in Schlaken. Hiervon iſt nicht einmal das Silber ausgenommen. In der Probierkunſt auf Silber muß der Spießglanz gröblich in der Größe der Hirſekörner geſtoßen ſeyn. Man ſetzt einen Centner davon in einem flachen, mit Kreide oder Röthelſtein wohl ausgeſtrichenen Scherben ganz vorn in die Mündung der Muffel, und ſchiebt ihn nach und nach hinein, bis

es gelb zu werden anfängt, und mit einer matten Schwefelflamme raucht, die man im Dunkeln gewahr wird. Sobald dieses geschieht, ist es Zeit den Spießglanz mit dem Haken umzurühren, auch den Scherben ein wenig aus der Muffel zurückzuziehen, weil er sonst zusammen schmelzt. So wie die gelbe Farbe grau zu werden beginnt, kann er etwas mehr Hitze vertragen, und wieder weiter unter die Muffel geschoben werden. Wenn er zu rauchen aufgehört hat, wird er klein gerieben, und erst mit gelindem, dann mit stärkerem Roſtfeuer fortgefahren, so ist er zum Verschlacken zubereitet. Von dem Regulo Antimonii können gleich $\frac{3}{4}$ Centner auf Bley getragen und verschlackt werden. — In der Oekonomie ist der geschwefelte Spießglanz ein berühmtes Maſtmittel, wodurch die Leber besonders fett wird.

Im Handel giebt der Spießglanz, oder das Spießglas, einen nicht unwichtigen Handelsartikel ab. Man bekommt ihn, wie auch schon oben, S. 327, angeführt worden, aus Ungarn, Mähren, Schweden, mehreren Gegenden Deutschlands, Frankreich, im letzteren Lande aus Auvergne, Elsaß, Limousin, Bourbonnois ꝛc. in Klumpen, oder in gegossenen Kuchen und Broden, welche Letzteren die Gestalt eines umgekehrten irdenen Blumentopfes oder Scherbens haben, und von außen grau, wie mit Asche bestäubt, aussehen, beim vom Einanderschlagen, im Bruche aber einen schwarzgrauen Silberglanz zeigen, überhaupt ein schwarzgraues Erz, dessen glänzende Nadeln ohne Ordnung dem Brode nach herablaufen. Der beste Spießglanz kommt aus Ungarn, wenigstens wird diese Waare von allen denjenigen, die sie gebrauchen, den andern Sorten vorgezogen. Man handelt diesen Artikel, netto Thara, bei Centnern, und pflegt die Waare zu stürzen, um sich sowohl von der Güte derselben zu überzeugen, als auch der Thara wegen.

aber in dieſem Falle, begünſtiget und beſchleuniget. Das im Handel vorkommende Antimonium oder Spießglas iſt ſchon von den ihm beiwohnenden Erdarten gereinigt worden, welche Reinigung nach der oben, S. 327, angeführten Vorſchrift geſchieht. Es führt im Handel den Namen rohes Antimonium, Antimonium crudum, und ſo wie es hier vorkommt, wird es auch in den Apotheken zu den verſchiedenen pharmaceutiſchen Präparaten, und in den Künſten und Handwerken gebraucht. Der Antimonium, ſo wie er in den Gruben gefunden wird, kommt nicht zum Handel, er iſt bloß ein Hüttenprodukt.

Von dem Spießglanzerze, welches man in Gruben findet, giebt es mehrere Arten; allein man hat noch kein Spießglanz in einer reguliniſchen, oder wahren halbmetalliſchen Geſtalt gefunden. Gewöhnlich brechen alle Spießglanzerze mit Gold-, od. mit Silber-, Bley- und Eiſenerzen, auch mit einem Theile Arſenikerz, zuweilen mit Zinnober vermiſcht. Man kann den Spießglanz mit als eine Mutter des Goldes betrachten, denn ſehr häufig bricht es in demſelben; ſo z. B. fand der Herr von Born Gold im Spießglanze bei Staniza in Siebenbürgen, und in Magnetta in Ungarn. Nach dem Herrn v. Cronſtedt ſoll das Gold im Spießglaſe zuweilen vorkommen, er führt auch das Magarca- oder Magara-Gebürge bei Deutſchlipſch am Fuße der Carpatiſchen Gebürge an, wo Gold durch Spießglanz vererzt vorkommen ſoll. So kommt auch das Bleyerz im Antimonium mit Zinngraupen von Altenberg vor. — Ein Mehreres über die verſchiedenen Arten des Spießglanzes, ſ. unter Spießglanzerz.

Spießglanzamalgama. Da ſich der metalliſche Spießglanz nur ſchwer mit Queckſilber verbindet, ſo muß man nach Herrn Gellerts Angabe, um dieſes Amalgama zu bereiten, den Spießglanz in das heiße Queckſilber tragen, und ihn mit Waſſer bedecken. Dieſe Amalga-

mirung soll weit besser gerathen, wenn man den Spießglanzkönig mit Eisen, oder mit einer alkalischen Erde bereitet hat. Der Spießglanzkönig scheidet sich dann nicht von dem Queckſilber, wie er sonst nach Verflieſsung einiger Zeit zu thun pflegt.

Spießglanzasche, Cineres Antimonii; Fr. Cendres d'Antimoine; Engl. Ashes of Antimony; Ital. Cenere d'Antimonio; s. Spießglanzoxid. Es ist der durch's Röſten oder Entschwefeln des rohen Spießglanzes entstehende graue Oxid.

Spießglanzarsenikſalz, s. oben, unter Spießglanz, S. 331.

Spießglanzbenzoesalz, s. daselbst.

Spießglanzbereitung, s. oben, unter Spießglanz, S. 327.

Spießglanz-Bernsteinsalz, s. daselbst, S. 331.

Spießglanzbezoar, s. unter Bezoar, Th. 4, S. 385.

Spießglanzblumen, Flores antimonii; Fr. Fleurs d'Antimoine; Engl. Flowers of Antimony; Ital. Flori d'Antimonio; der mehr oder weniger vom Schwefel und dem Waſserstoffgase befreite halbmetallische Theil des Spießglanzes. Die Bereitung dieſer Blumen geschieht auf folgende Weise. Man nimmt einen irdenen Topf, oder auch einen irdenen großen Schmelztiegel, der oberwärts an der Seite eine Oeffnung hat, seſzt auf solchen drei oder vier Aludel oder Sublimirtöpfe, erhitzt den Topf bis zum Glühen, trägt durch die Seitenöffnung gepülvertes Spießglanz hinein, und läſst die Sublimirung erfolgen. Mit dieſem Eintragen fährt man nun so lange fort, bis man glaubt, daſs die Aludel inwendig mit so viel Spießglanzblumen überzogen sind, als man haben will, und kehrt dann diese Blumen mit einer Feder zusammen. Die zu dieſer Sublimirung beſtimmte Geräthschaft an Gefäſsen darf nicht ganz verschloſſen seyn, weil der Zutritt der Luft das Sublimiren überhaupt, insbeſondere

Nach Lemerys Bemerkung soll man diese Arbeit sehr abkürzen können, wenn man mit einem Blasebalge auf die Oberfläche des Spießglanzes zu bläset. Es würde dann auch zweitens, wenn Alles ganz verschlossen wäre, die Ausdehnung der Dämpfe oder der Luft die Gefäße unvermeidlich zertrümmern. Man erhält durch diese Operation nicht nur weiße, sondern auch graue, gelbe und pomeranzenfarbige Blumen. Von Allen läßt sich nicht auf gleiche Art urtheilen. Die meisten sind wirkliches Spießglanz-Oxid oder Spießglanzkalk, welcher aber auch brechenerregende Kraft besitzt. Die pomeranzenfarbenen Blumen sind schon dem Kermis ähnlich, die gelben halten mehr Schwefel, als Spießglanzoxid, und die grauen mehr Spießglanzoxid, als Schwefel. Nach Lemery's Anweisung rothe Spießglanzblumen zu machen, soll man gleiche Theile Spießglanz und Salmiak nehmen, oder auch 8 Unzen Spießglanz und 14 Unzen Salmiak, man kann auch zweimal mehr Salmiak, als Spießglanz nehmen, solches mit einander vermischen, und dann destilliren. Es geht etwas flüchtiges Alkali aus dem Salmiak über, und es sublimiren sich rothe Blumen. Nach Wallerius sollen diese Blumen noch besser gerathen, wenn man sie mit dem auf dem Boden des Sublimirkolbens liegen gebliebenen Rückstande, und mit noch etwas Spießglanzkönig zusammengerieben noch einmal sublimirt. Nach Scopoli soll man auch ein rothes Sublimat erhalten, wenn man mit dem Haar- oder federförmigen Spießglanzerze Queckſilber vermischt, und solches im Treibefeuer behandelt. Dieses Sublimat löset sich zum Theil in Wasser auf, und durch Natron schlägt sich aus dieser Auflösung ein weißes Pulver nieder.

Spießglanzborax, s. unter Salz, Th. 133, S. 244.

Spießglanzbutter, Butyrum Antimonii, Causticum antimoniale; Fr. Beurre d'Antimoine;

Engl. Butter of Antimony; Ital. Butirro d'Antimonio, ein Gemisch aus rohem Spießglanze mit ätzendem Queckſilberſublimate, welches durch die Deſtillation zur Conſiſtenz einer Butter gebracht worden. Die Bereitung geſchieht auf folgende Weiſe: Man reibe in einer gläſernen Reibſchale mit einem gläſernen Läufer vorſichtig und unter Wegwendung des Geſichts zuvor zart abgeriebenen ätzenden Sublimat mit halb ſo vielem rohen, ebenfalls zart geriebenen Spießglanze genau unter einander, und bringe dieſes Gemenge, ſo, daß nichts an ihrem Halſe hängen bleibe, in eine reine gläſerne Retorte, mit einem kurzen und weiten Halſe, der nicht tief in der Vorlage ſtecken muß, ſetze die Retorte tief in eine Sandkapelle, lege eine Vorlage an, und verkitte gut die Gefäße. Man gebe anfangs nur ein ſchwaches Feuer, und ſteige damit nach und nach, bis einige Tropfen in die Vorlage übergehen, und erhalte dann das Feuer in dieſer Stärke. Der Hals der Retorte wird bald inwendig mit einer Eisrinde überzogen und undurchſichtig werden. Man bringe nun vorſichtig eine glühende Kohle in kleiner Entfernung an den Hals der Retorte, ſo wird die Eisrinde fließen, und noch flüſſig, aber ſchmierig in die Vorlage kommen, und darin wieder gerinnen, der Hals der Retorte aber wieder durchſichtig werden. Man ſehe nun nach einiger Zeit nach, ob der Hals der Retorte noch undurchſichtig iſt, und verfahre wieder auf dieſelbe Weiſe; wenn aber das, was übergeht, die Spießglanzbutter, eine gelbliche oder bräunliche Farbe annimmt, ſo läßt man mit dem Feuer nach, und wenn die Gefäße in etwas erkaltet ſind, nehme man die Vorlage vorſichtig ab, kratze, was noch von Butter in dem Halſe der Retorte ſteckt, mit einem reinen hölzernen Stäbchen ab, lege eine neue ganz reine Vorlage an, verkitte ſie dann wieder gehörig, und gebe wieder Feuer, ſo, daß wenn der Sand etwas erwärmt iſt, ſo viel

verstärkt werden kann, daß der Boden der Sandkapelle glüht, so werden sich anfangs bunte Blumen (Spießglanzblumen) in dem Halse der Retorte zeigen, und sich nach und nach in dem obern Theile des Bauches eine dichte Rinde ansetzen, die bei genauerer Untersuchung wahrer Zinnober ist, und auf dem Boden etwas von Spießglanzmetall zurückbleiben. — Dieses Spießglanzpräparat wurde auch ehemals Spuma venenata duorum dracorum genannt, und als ein kaustisches Mittel in der Medizin angewendet, besonders sollte es gegen den kalten Brand dienen. In den neuesten Arzneimittellehren findet man dieses Mittel nicht angeführt. S. auch unter Spießglanzoxid.

Spießglanzchromsalz, s. oben, S. 331.

Spießglanzcitronensalz, eine Verbindung der Citronensäure mit oxidirtem Spießglanze; s. auch unter Salz, Th. 133.

Spießglanzerz, Spießglanzerze, Minerae Antimonii; Fr. Mines d'Antimoine; Ital. Miniere di regolo d'Antimonio, die rohen Spießglanzerze, wie sie in den Gruben gefunden werden. Man kannte bis zum zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts noch keinen metallischen Antimonium oder Spießglanz, nur erst durch Anton Swab ist derselbe in Schweden entdeckt und bekannt geworden. Er fand ihn in der Salberger Grube in einer kalkartigen Bergart, und beschreibt ihn in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1748. Er bestand aus glänzenden weißen, unregelmäßigen Flocken, und wurde nicht nur dieses Ansehens, sondern auch seines wirklichen Arsenikgehaltes wegen lange für Mißpickel gehalten. Nach von Cronstedt soll er sich mit dem Queckſilber verquicken. Nach Bergmann soll ein gediegener metallischer Spießglanz auch an einem andern Orte gefunden worden seyn, der in der Upsaler akademischen Erzsammlung aufbewahrt wird. Nach Lehmann

ſollder Schwediſche gediegene Spießglanz noch Schwefel halten, weil er mit Natron Schwefelleber giebt. In den allemondiſchen Gruben in Frankreich fand Mongez der Jüngere einen $\frac{3}{100}$ metalliſchen Arſenik enthaltenden gediegenen Spießglanzkönig, oder ein metalliſches Antimonium; auch entdeckte der genannte Forſcher natürliches Spießglanzoxid, in weiße, kryſtalliſirte, aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte, wie im Zeolith, ſich zerſtreuende Faſern zuſammengehäuft, der ſich vor dem Löthrohe auf der Kohle verflüchtigte, und in Salpeterſäure unauflöslich war. Gewöhnlich iſt der metalliſche Spießglanz mit dem Schwefel vereiniget, mit welchem derſelbe den Spießglanz macht, und das man als das wahre Erz des metalliſchen Spießglanzes betrachten muß. Nach dem Plinius kannten die Alten ſchon dieſes Spießglanzerz unter dem Namen: Lapis spumae candidae nitentisquae; Stimmi; Stibium; Alabastrum; Larbason; Platyophthalmon. Man findet es in der Erde theils ſtrahlicht, theils haar- oder federförmig, welches Letztere daher Spießglanzfedererz genannt wird; dann auch zartblätterig, oder auch derb, Spießglanzblende genannt; dann in vierſeitig abgeſtumpfte oder in ſechsſeitige Säulen, mit ſtumpfen vierſeitigen Pyramiden angeſchoſſen, alle von bleygrauer Farbe; nur die Nadeln des Spießglanzfedererzes pflegen mit verſchiedenen Farben anzulaufen, die man Spießglanzblüthen nennt, oder zu nennen pflegt. Dieſes Erz iſt 4,000 bis 4,200 vor dem Schmelzen, nach demſelben aber 4,700 bis 5,000 ſpecifiſch ſchwer, abfärbend, brüchig, und leichtflüſſig, verraucht mit Schwefelgeruch und einem weißen Dampfe in ſehr ſtarkem Feuer ganz. Im Centner enthält es zuweilen bis 74 wenig entwaſſerſtoffgaſtes Metall und 26 Schwefel. Wird es nach Bergmann allmählig im Tiegel erhitzt, ſo verliert es etwa $\frac{22}{100}$, der Rück-

ſtand iſt grauer Kalk oder ein graues Oxid, welches alſo noch etwas Schwefel führt. Das Spießglanzfedererz, welches Demeſte für ein Werk einer durch unterirdiſche Hitze bewirkten Sublination hält, enthält zuweilen im Centner, nach Sage, 86 rohen Spießglanz und $\frac{8}{200}$ oder 4 Silber, und aus 8 Centnern des ſeltenſten ſchwarzen Spießglanzfedererzes, welches der Herr von Born Antimonium plumbum mineralisatum, e crystallis tenuissimis capillaribus, nigris, aggregatis, nennt, erhielt Scopoli 121 Pfd. Schwefel, 156 Pfd. metalliſchen Spießglanz oder Spießglanzkönig, und 506 Pfd. eines weißlichen Rückſtandes, der ſich ohne Zuthat verglaſen und zum Theil in der Schwefel-, Salz- u. Salpeterſäure auflöſen ließ; mit ſchwarzem Fluſſe geſchmolzen viele Eiſenkörnchen gab, und mit Salmiak gelbe Blumen lieferte. Der zuletzt genannte Schriftſteller beſaß eine Stuffe, in welcher lange und concentriſche Faſern von Spießglanzerze, durch einige ziemlich große Schwerſpathkryſtalle durchſtrichen, und eine andere aus einzelnen Spießglanzfaſern, die mit einer, dem Chalcedon gleichenden, Kieſelrinde bedeckt waren. Außer dieſen genannten Erzen, welche eine graue Farbe haben, kennt man auch noch ein rothes Spießglanzerz, in welchem das metalliſche Spießglanz mit Schwefel und Arſenik zugleich vermengt iſt. Es ſieht einigen Eiſenerzen und gewiſſen Arten von Blenden ſehr gleich, unterſcheidet ſich aber von denſelben durch ſeine große Schmelzbarkeit; denn es iſt ſo leichtflüſſig, daß es bei der Flamme eines Lichts in Fluß kommt. Demeſte vergleicht es mit dem Kermes und güldiſchen Spießglanzſchwefel. Es iſt übrigens nur ſelten. — Hiernach hat man alſo: Graues Spießglanzerz, welches mitunter, beſonders bei dem Spießglanzfedererze, mit mancherlei Farben verläuft, und rothes; dann hat man auch noch Spießglanzocher. Die Eintheilung des

Spießglanzerzes nach den oben angeführten Arten in Unterarten ꝛc. iſt faſt bei allen Mineralogen verſchieden. Indeſſen iſt die folgende Eintheilung wohl die beſte.

1. Gediegener Spießglanz, reiner metalliſcher Spießglanz, Antimonium nativum, Fr. Antimoine native ou vierge, welches der oben S. 342 angeführte Spießglanz iſt, jedoch nicht ganz rein von Schwefel. Die Seiten bilden keine gleichförmige, ſondern ungleichförmige Figuren, haben bald größere, bald kleinere Flächen. In Königswaſſer, Aqua regis, löſet er ſich auf und wird durch Waſſer niedergeſchlagen. Im Feuer zerſchmilzt er erſt zu Blumen, und dann in ein Glas; ſ. auch oben, S. 342.

2. Strahlichtes Spießglanzerz, Antimonium sulphure mineralisatum striatum, striis griseo coerulescente, Stibium striatum; Fr. Antimoine strié. Die Farbe dieſes Erzes iſt graublau; es beſteht aus gröbern und feinern glänzenden Strahlen, iſt mürbe, ſchmelzt am Lichte, und giebt im Feuer einen weißen Rauch. Von dieſem Erze findet man als Unter- oder abweichende Arten:

a) Gleichſtrahlichtes Spießglanzerz, Antimonii minera striata, striis parallelis. Es beſteht aus Faden oder Strahlen, welche parallel neben einander laufen.

b) halmartiges Spießglanzerz, Antimonii minera striata, striis sparsis, inordinatis, vel decussantibus. Es hat den Namen halmartiger Spießglanz, weil die Strahlen deſſelben den gröbern Aehren des Getreides gleichen; ſie ſind in der Bergart zerſtreut, und durchſchneiden einander oft. Von dieſer Art iſt gemeiniglich das Spießglanzerz, welches man in den Droguereihandlungen und in den Apotheken findet. Ungarn liefert dieſes Produkt größtentheils den Deutſchen.

c) Sternstrahlichtes Spießglanzerz, Antimonii minera striata, striis stellatis. Die Strahlen dieses Spießglanzes bilden einen Stern.

d) Schuppenartiges Spießglanzerz, Antimonii minera striata, striis in squamulas concretis. Die Strahlen dieses Spießglanzerzes bestehen in breiten Fäden, oder aus Fäden, die in Schuppen oder Lagen fest zusammengesetzt sind; es gleicht beim schnellen Anblicke einem Bleyglanze. Man nennt dieses Erz auch glänzendes Spießglanzerz oder antimonialischer Glanz, Galena stibii. Die noch hin und wieder sichtbaren Strahlen in einigen Schuppen bringen es unter diese Abtheilung, denn würde man dieses Kennzeichen nicht finden, so könnte es eine besondere Art ausmachen. — Man findet diese Arten des strahlichten Spießglanzes in Schweden in verschiedenen Districten, so z. B. in der Stripos Kupfergrube im Norbärgskirchspiele, und dann in Westmanland.

3. Spießglanzfedererz, antimonialisches Federerz, Antimonium magna copia sulphuris mineralisatum, lanae instar, fibris capillaribus separatis. Minera antimonii plumosa; Fr. Mine d'Antimoine en plume. Dieses Erz enthält, wie auch schon oben, S. 343, angeführt worden, ganz feine Fasern, welche wie Wolle oder Federalaune zusammengewachsen sind. Die Fäden sind auch von einander abgesondert. Es ist reich an Schwefel, wodurch es auch sehr leichtflüssig wird, und beinahe wie der Schwefel selbst schmilzt. Man findet es in verschiedenen Gruben in Ungarn, Schweden und in Deutschland.

4. Krystallförmiges Spießglanzerz, Antimonium sulphure mineralisatum vel Antimonii minera cristalisata; Fr. Mine d'Antimoine cristallisée. Dieses Erz ist von graublauer Farbe, in-

wendig ſtrahlicht, dem auswendigen Anſehen nach gleicht es den Kryſtallen oder Druſen, oder iſt auch ſonſt figurirt. Von dieſer Art hat man folgende Unterarten angenommen:

a) Kryſtallförmiges Spießglanzerz von ungewiſſer Figur, Antimonii minera cristallisata figurae incertae.

b) Pyramidalförmiges Spießglanzerz, Antimonii minera cristallisata turrita.

c) Druſichtes und knotiges Spießglanzerz, Antimonii minera cristallisata tuberosa et nodosa.

4. Rothes Spießglanzerz, Antimonium sulphure et arsenico mineralisatum rubrum, Minera antimonii colorata; Fr. Mine d'Antimoine colorée, ſ. oben, S. 344. Man findet dieſes Erz ſtets ſtrahlicht, nur die Vererzung mit Arſenik hat dem Spießglanze dieſe Farbe gegeben, ſo wie überhaupt der Schwefel und Arſenik gemiſcht in oder mit ihrem Dampfe, den metalliſchen Körpern eine rothe oder gelbe Farbe mittheilen. Man findet von dieſer Art folgende Unterarten:

a) Rothes Spießglanzerz, Antimonii minera colorata rubra.

b) Gelb und roth abwechſelndes Spießglanzerz, Antimonii minera colorata ex rubro flava.

c) Bleiches Spießglanzerz, Antimonii minera colorata pallida.

Man hat aus dem rothen Spießglanzerze eine beſondere Art bloß wegen der Farbe gemacht, ſonſt würde es wegen ſeiner Strahlen mit Nr. 1 übereinkommen. — Der Spießglanzocher iſt wohl mehr ein Produkt des Eiſens, aber er wird oft beim Spießglanze gefunden, und ſo kann das Eiſenoxid ſich an dem Spießglanz abgeſetzt haben. — Die Spießglanzerze

brechen, wie auch schon zum Theil unter Spieß-glanz, oben, S. 338, angeführt worden, mit Gold, mit Silbererz, Eisen- und Bleyerz, auch mit einem Theile Arsenikerz, und mit Zinnober. Strenge arsenikalische Zink- und Eisenerze, wie Blende, Rothschlag, Wolfram, haben, dem äußeren Ansehen nach, viel Aehnlichkeit mit den Spießglanzerzen, indem sie auch Strahlen besitzen, sie unterscheiden sich aber, außer anderen Kennzeichen, vom Spießglanze leicht dadurch, daß die letzteren Erze alle am Lichte schmelzen, die zuerst genannten aber kaum im stärksten Feuer.

Man findet in einigen mineralogischen Schriften auch folgende Eintheilung der Spießglanzarten:

I. Gediegenes Spießglanzerz, Antimonium nativum s. Regulus antimonii nativus.

II. Mineralisirtes Spießglanzerz, Antimonium mineralisatum.

1) Durch Schwefel: Antimonium sulphure mineralisatum. Antimonium p. sic dictum.
   a) Mit groben Strahlen.
   b) Mit feinen Strahlen.
   c) Dicht; in Sachsen und Ungarn.
   d) Krystallisirt, Crystallisatum. Ungarn.
      1) Hat eine prismatische oder spitzige Pyramidalfigur, in welchem letztern Falle die Spizzen zusammenlaufen.
      2) Durch Schwefel und Arsenik, Antimonium auripigmento mineralisatum. Rothes Spießglanzerz.

2) Antimonium solare.
   a) Mit feinen Fasern.
   b) Aehren ähnlich. Braunsdorf in Sachsen. In Ungarn.
   c) Durch geschwefeltes Silber, Federerz.
   d) Durch geschwefeltes Silber, Kupfer, Arsenik.
   e) Durch geschwefeltes Bley.

Man hat auch noch einige Eintheilungen, die ich aber hier übergehe, weil es hauptsächlich nur auf die Hauptart ankommt, und diese ist der im Handel und in den Apotheken vorkommende gereinigte Spießglanz unter dem Namen: Antimonium crudum, s. oben unter Spießglanz.

Um das Spießglanzerz zu probiren, so verfährt man auf trocknem Wege auf dieselbe Art, wie man den Spießglanz im Großen aus seiner Bergart auszuschmelzen pflegt, durch eine Art von Saigerung, die schon oben, S. 328, angegeben worden. Vor dem Löthrohre fließt der rohe Spießglanz mit Rauch und Zerfressung der Kohle, und verfliegt zuletzt ganz; der metallische Spießglanz oder Spießglanzkönig fließt auch auf der Kohle mit einem weißen Rauche und mit Erzeugung silberfarbner Blumen. Sein Oxid färbt den Borax, das schmelzbare Harnsalz und den Natron vorzüglich hyacinthfarben, und wird durch Eisen und Kupfer daraus metallisch gefällt. Hundert Theile desselben geben mit gleich vielem Weinsteine und weißem Flusse, oder mit zweimal mehr schwarzem Flusse 3 bis 4 Minuten vor dem Gebläse geschmolzen, 78 bis 79 Theile Spießglanzmetall. Auf dem nassen Wege kann man den gediegenen Spießglanzkönig, oder metallischen Spießglanz am besten dadurch probiren, daß man ihn durch starke Salpetersäure zerfressen läßt, und die etwa noch aufzulösenden Theilchen aus der Salpetersäure durch hinzugegossenes Wasser abscheidet. Den mit Schwefel vereinigten metallischen Spießglanz scheidet man von seinem Vererzungsmittel durch die Auflösung und zuletzt veranstaltete gelinde Kochung in einem aus drei Theilen Salz und einem Theile Salpetersäure zusammengesetzten Königswasser, aus dem man ihn dann durch zugegossene starke Salpetersäure während des Siedens in Gestalt eines weißen Oxids niederschlägt, und im Seihepapiere sammelt. Der Schwefel scheidet

ſich gleich bei der Auflöſung ab und kann nach dem Waſchen und Trocknen gewogen werden. Die durchgeſeihete Flüſſigkeit, aus welcher mit Salpeterſäure der weiße Spießglanzoxid geſchieden iſt, kann man durch Abrauchen bis zur Trockne auf Arſenik probiren; denn wenn das Spießglanzerz Arſenik enthält, ſo bleibt beim Abrauchen der gedachten Feuchtigkeit, die der Spießglanzoxid im Seihepapiere zurückließ, ein dephlogiſticirter Arſenik oder eine Arſenikſäure zurück. Dieſelbe Feuchtigkeit kann man durch Blutlauge und andere ſchickliche Mittel auf die noch vielleicht beigemiſchten Metalle und Erdarten unterſuchen. Da auch das ätzende Alkali, ſowohl den Schwefel, als den metalliſchen Spießglanz mit Beihülfe der Wärme auflöſet, ſo kann man die dem rohen Spießglanze etwa noch beigemiſchten Silber- und andern Metalltheilchen, welche ſich von dem ätzenden Alkali nicht auflöſen laſſen, auf dieſe Weiſe von dem metalliſchen Spießglanze und Schwefel trennen. — Die Gewinnung der Spießglanzerze iſt mit der Gewinnung der übrigen Erze gleich; ſ. unter Erz und Eiſen.

Was den Handel mit den Spießglanzerzen anbetrifft, ſo wird mit dem rohen Spießglanze eigentlich kein Handel getrieben, ſondern nur mit dem ſchon gereinigten, welcher im Handel unter dem Namen Antimonium crudum oder roher Spießglanz vorkommt, um ihn noch von den Spießglanzpräparaten und von dem metalliſchen oder gediegenen Spießglanze zu unterſcheiden, da er immer noch Schwefel enthält. Wie der Handel mit dem genannten Spießglanze geführt wird, und woher man ihn bezieht, iſt ſchon oben, unter Spießglanz, S. 337, angeführt worden. Hier muß nur noch bemerkt werden, daß man ihn auch aus Siebenbürgen, Polen, in Deutſchland aus dem Bayreuthiſchen, und noch aus vielen andern Gegenden bezieht.

Spießglanzessenz, von Huxham, ein nach einer zwölftägigen Digestion reinlich durchgeseiheter Aufguß des Spießglanzglases, mit vierundzwanzig Mal mehr dem Gewichte nach von Madeirawein. Nach Faukens Erfahrungen lösen saure Weine mehr von dem Spießglanze auf, als süße. Mit zwölf Theilen guten Most und einem Theile Spießglanzglas bekommt man durch eine vierundzwanzigstündige Digestion einen Aufguß, der, nach einer vorsichtigen Durchseihung, bis auf den dritten Theil eingedickt, den Namen eines Brechsaftes, Sapa vomitoria, erhält, der, wenn er mit Oel übergossen eine Zeit lang aufbewahrt wird, zuweilen süßliche Krystallen in sich erzeugt. Alle diese zum Behuf der Heilkunst angewandten Aufgüsse des Glases vom Spießglanze, selbst die bei langer Aufbewahrung von Zeit zu Zeit durch die Absetzung der aufgelöseten Spießglanztheilchen immer schwächer und in der Wirkung sich sehr ungleich werdenden Spießglanzessenz des Huxhams bedarf derjenige Arzt nicht, sagt Leonhardi, der den Brechweinstein, mit welchem die gedachten Bereitungen sämmtlich übereinstimmen, gehörig zu brauchen gelernt hat.

Spießglanzglas, durchsichtiges, glasigtes, schwefelhaltiges Antimoniumoxidul; Stibium oxydulatum, Vitrum Antimonii; Fr. Oxide d'Antimoine sulfuré sitreux, Verre d'Antimoine; Engl. Glas of Antimony; Vetro d'Antimonio. Diese Zusammensetzung wird auf folgende Weise bereitet. Man vermengt gröblich gepülvertes schwefelhaltiges Antimonium mit einem halben Theile ausgeglüheten Kohlenpulver, und breitet das Gemenge auf einem flachen irdenen Kalzinirscherben gleichförmig so aus, daß es nirgends höher als vier Linien liegt. Man röstet es über einem mäßigen Feuer bei öfterem Umrühren mit einem irdenen Werkzeuge unter einem gut ziehenden Rauchfange. Durch dieses Verfahren ve-

flüchtiget der größte Theil des Schwefels, und das des Schwefels beraubte Antimonium wird in den oxidulirten Zustand versetzt. Das Rösten muß nur langsam geschehen, auch muß das Feuer so bereitet werden, daß das Antimonium nicht schmilzt, oder das Pulver in kleine Klumpen zusammen bäckt. Das Rösten wird so lange fortgesetzt, bis das Antimonium nicht mehr raucht, wobei man gegen das Ende das Feuer bis zum Glühen des Kalzinirscherbens verstärken muß. Es bleibt dann ein aschgraues Pulver zurück, welches feuerbeständiger und weniger schmelzbar, als rohes Antimonium ist; dieses ist oxidulirtes Antimonium mit etwas schwefelhaltigem Antimonium vermischt. Dieses graue Pulver wird in einem bedeckten Schmelztiegel, welcher schon glühend ist, geschüttet, und schnell in Fluß gebracht, wobei man das Hineinfallen des Kohlenstaubes sorgfältig vermeiden muß. Die gut geflossene Masse wird auf eine erwärmte Marmor- oder Kupfertafel ausgegossen. Die geschmolzene Masse stellt nach dem Erkalten ein hyacinthrothes Glas dar, welches noch schöner an das Licht gehalten in dünnen Massen durchscheint. Dieses Glas ist spröde, mäßig schmelzbar, und giebt, so lange es im Flusse steht, einen weißen Rauch von sich. Wenn man dasselbe ausgießt, so verdichtet sich dieser Rauch zum Theil zu weißen Blumen, welche sich sowohl an die Oberfläche des Glases, als an die Platte, auf welche man dasselbe ausgießt, anlegen. Die Säuren lösen das Spießglanzglas mit Leichtigkeit auf. Im Feuer löset es alle Erde auf und verglaset sie. Soll dieses Glas gut ausfallen, so muß das Antimonium gehörig geröstet worden seyn. Würde es zu schwach geröstet, so fließt das erhaltene Oxid schon in geringer Hitze zu einer unvollkommnen glasigten, oder vielmehr schlakigten Masse, welche eine dunkte Leberfarbe annimmt und undurchsichtig wird. Würde das Oxid hingegen zu stark geröstet, so hält es

ſchwer, daſſelbe in Glas zu verwandeln; in dieſem Falle kann man durch einen Zuſatz von etwas ſchwefelhaltigem Antimonium dieſen Zweck erreichen. Wenn das Oxid beim Röſten zuſammenbacken ſollte, ſo muß man es erſt erkalten laſſen und pülvern, ehe das Röſten weiter fortgeſetzt wird. Beim Schmelzen müſſen alle eiſerne Geräthſchaften entfernt werden. —

Dehne erhielt aus einem Pfunde des aſchgrauen Pulvers $\frac{3}{4}$ Pfund Spießglanzglas. Nach Klaproth iſt das Spießglanzglas als verglaſetes oxydulirtes Antimonium zu betrachten, dem noch etwas Schwefel beigemiſcht worden. Die Gegenwart des Schwefels giebt das ſchwefelhaltige Waſſerſtoffgas zu erkennen, welches bei der Auflöſung dieſes Glaſes in Salzſäure entweicht. Daß aber das Antimonium nicht im vollkommen oxidirten Zuſtande in dieſer Zuſammenſetzung enthalten ſey, zeigt ſein Verpuffen mit glühenden Kohlen, wodurch es in ein vollkommenes Oxid verwandelt wird. Nach Bergmann beträgt die Menge des Schwefels ungefähr 4 Prozent. Vermengt man das Spießglanzglas mit doppelt ſo viel ſchwarzem Fluſſe, und ſchmelzt es in einem bedeckten Tiegel, ſo erhält man ungefähr 80 Theile metalliſches Antimonium, oder Spießglanzkönig. Die Beſtandtheile deſſelben würden ſich demnach folgendermaßen beſtimmen laſſen: 80 Theile Antimonium, 16 Theile Sauerſtoff und 4 Theile Schwefel. Gewöhnlich enthält das Spießglanzglas etwas Kieſelerde aufgelöſet, welche daſſelbe aus dem Schmelztiegel in ſich genommen hat. Seine Menge fand Vauquelin in einigen Gläſern 9 bis 12 Prozent. Bergmann hat das Spießglanzglas aus dem vollkommenen Antimoniumoxid in Schwefel durch Schmelzen bereitet. Er mengte 8 Theile des ausgewaſchenen, trockenen, weißen, vollkommenen Antimoniumsoxids genau mit einem Theile gepülverten Schwefel, und ließ das Gemenge in einem bedeckten

Tiegel einige Minuten gleichförmig fließen, worauf es ausgegossen wurde. Das erhaltene Glas verhielt sich ganz wie das auf die oben angegebene Art bereitete. Wurden zwei Theile vollkommenes Antimoniumoxid und ein Theil Schwefel angewandt, so wurde kein Spießglanzglas erhalten, sondern der Schwefel nur verflüchtiget; er riß Antimoniumoxid mit sich fort. Vier Theile Oxid und ein Theil Schwefel gaben eine schwarze, gleichsam fibröse Masse; sechzehn Theile Oxid und ein Theil Schwefel gaben ein grünliches Glas.

Der Gebrauch des oxidulirten schwefelhaltigen Antimoniums, oder des Spießglanzglases ist, außer daß es als Pigment mehreren Glasflüssen zugesetzt wird, hauptsächlich in der Heilkunst. Es gehört hier zu den heftig wirkenden Mitteln. Man gab dieses Mittel ehemals von 1 bis zu 4 Gran, wo es als ein überaus heftiges Brechmittel wirkte, und um ihm diese Kraft zu benehmen, so brannte man drei oder viermal Branntwein darüber ab, nachdem es vorher jedesmal auf dem Marmorsteine zart gerieben worden. Man gab es dann von 10, 20 bis 30 Gran. Es wirkt von oben und unten gelinde und macht bisweilen Schweiß. Auch auf folgende Weise nahm man demselben seine Kraft des Erbrechens, so daß er nur bloß noch als Purgiermittel wirkte. Man rieb dasselbe zu Pulver, digerirte es zwei oder drei Tage lang in Spiritus Vini, in welchem vorher ½ Unze Mastix aufgelöset worden, und rührte es dann beständig herum. Man ließ hierauf den Weingeist in gelinder Wärme verdampfen, und so blieb nun der Mastix und der Spießglanz mit einander vermischt zurück. Die Dosis von diesem Pulver war 6 Gran. In neuester Zeit hat man seine Wirkung mit Wachs gleichförmiger zu machen gesucht, da die Wirkung desselben schon daher ungleich ist, indem sich nicht mit

Gewißheit bestimmen läßt, wie viel sich davon im Magen auflöset. Dieses wachshaltige Spießglanzglas, Vitrum Antimonii ceratum; Fr. Verre d'Antimoine corrigé avec la cire; Engl. Glass of Antimony corrected by wax; Ital. Vetro d'Antimonio corretto con la cera, soll eine Erfindung der Engländer seyn, indessen ist diese Erfindung nicht so neu, als man glaubt; denn Spielmann *) hat aus The Gentlemans Magaz. 1753 erwiesen, daß diese Bereitung schon zur Zeit König Karls des Zweiten in Irland und Schottland bekannt gewesen ist, daß es aber nicht in England erfunden, sondern vom westlichen Deutschland aus als ein ruhrstillendes Mittel bekannt geworden sey. Die Bereitung dieses Mittels geschieht auf folgende Weise: Ein Quentchen gelbes Wachs wird in einem eisernen Gefäße geschmolzen, und darunter eine Unze fein gepülvertes Spießglanzglas gerührt. Man läßt es eine halbe Stunde lang unter beständigem Umrühren stehen, gießt es dann in eine papierne Kapsel, und pülvert es nach dem Erkalten. Dieses Gemisch hat eine braune Farbe; man reibt es dann aufs Neue wieder fein, und giebt ihm den Namen des mit Wachs verbesserten oder gemilderten Glases vom Spießglanze. Die Gabe davon ist von 6 Gran bis zu 10 oder 12 Gran. Nach Klaproth soll der Arzt durch Erfahrung auszumitteln suchen, ob der geringe Zusatz von Wachs die Wirkung dieses Medikamentes sicherer und zuverlässiger mache. Nach Macquer soll auf diese Weise die brechenmachende Kraft des Glases vom Spießglanze vermindert werden, weil das Wachs diesem Glase eine gewisse Menge Wasserstoffgas mittheile. Man hat dieses Präparat eine Zeit lang für ein vortreffliches Mittel in der Ruhr und in Blutflüssen der Frauenzimmer angesehen.

*) Instit. chem. §. 91 p. 318.

Da überhaupt das Glas vom Spießglanze zum Gebrauche der Heilkunst dient, so muß auch darauf gesehen werden, daß man es gut zubereite; es muß daher, wenn es gut seyn soll, mäßig schmelzbar und mäßig durchsichtig, weder zu hoch, noch zu dunkel hyacinthfarbig seyn. Man hat ehemals aus diesem Präparate verschiedene Heilmittel bereitet: z. B. Huxhams Spießglanzessenz, s. oben, S. 351. Auch das Aqua benedicta Rulandi, ein in den Apotheken bekannter Brechwein, wurde daraus verfertiget. Die Bereitung geschah auf folgende Weise: Man ließ 1 Unze Spießglanzglas mit 30 Unzen Franzwein vierundzwanzig Stunden, oder, um es gleich zu gebrauchen, ein Quentchen Spießglanz mit 3 Unzen weißen Wein eine Nacht hindurch digeriren, und dann die Flüssigkeit vorsichtig durch Löschpapier laufen. George Wilsons purgierendes Spießglas, Antimonium catharticum Wilsonii; Fr. Antimoine purgatif de Wilson; Engl. Cathartic Antimony of Wilson; Ital. Antimony purgatifo de Wilson, ist ebenfalls eine Bereitung aus dem Glase des Spießglanzes. Man zieht bis zur Trockne über Letzteres dreimal mehr Schwefelsäure aus einer Retorte ab, und süßt das Rückbleibsel völlig aus. Hierauf schmelzt man es mit gleichviel Glauber- und zweimal mehr Doppelsalz fein zusammengerieben bei gelindem Feuer eine Viertelstunde im Schmelztiegel. Man pülvert den Ertrag der Schmelzung, und wäscht und trocknet ihn. Durch diese doppelte Behandlung soll man dem Glase des Spießglanzes das noch den größten Theil in ihm befindliche Wasserstoffgas entziehen. Es soll auch dieses Mittel ohne Brechreiz sicher unterwärts wirken, und in der völligen Siphilis mit Nutzen gebraucht worden seyn. Wilson *) gab

*) Compleat. course of chymistry. Lond., 1746.

es zu 2 bis 10 Granen, und in der Bleykolik gab es deſſen Vater ſogar bis zu einem halben Quentchen mit reichlichem Nachtrinken von warmem Waſſer, und wenn es nicht, wie es ſollte, bald ſtarkes Erbrechen und häufige Stuhlgänge mit Erleichterung machte, noch mehr als erſt, oder auch ein anderes Brechmittel, z. B. Ruhrwurz mit Brechweinſtein. Jetzt ſcheint dieſes Mittel aus den Pharmacopoen gänzlich verdrängt worden zu ſeyn, wenigſtens findet man es in den neueſten Arzneimittellehren nicht mehr angeführt.

Georg. Ern. Stahl de vitro Antimonii. Hal., 1702.

Frid. Just. Müller de vitro Antimonii. Goett, 1751.

Bergmann de antimonialibus, sulphuratis, in ſeinen Opusc. phys. chem., Vol. III, p. 165.

Vogel. Analect. chem. de vitro Antimonii Diss., Göttingen, 1754.

Crell's chemiſches Journal, Th. III, S. 79 — 87.

Spießglanzkalk, ſ. Spießglanzoxid.

Spießglanzklyſſus, eine Verpuffung des Spießglanzes mit Salpeter.

Spießglanzkönig, metalliſches Spießglanz, Regulus Antimonii, Antimonium Bergmanni, Stibium purum; Fr. Regule d'Antimoine; Engl. Regulus of Antimony; Ital. Regulo di Antimonio. Der Spießglanzkönig, oder das metalliſche Spießglanz, iſt ein in dem rohen Spießglaſe enthaltenes Halbmetall, welches durch ſchickliche Handgriffe von dem Schwefel gereiniget worden iſt; alſo das reine Metall, Halbmetall. Dieſes Halbmetall beſitzt, wenn es recht rein und gehörig ausgeſchmolzen worden, eine glänzend weiße Farbe, und beſteht aus übereinander liegenden Blätterchen. Wenn es gut geſchmolzen worden und etwas langſam erkaltet, auch ſeine Oberfläche bei dem Feſtwerden nicht durch die Berührung der zu ſchnell geglüheten Schlaken einen Zwang erleidet, ſo wird man dieſe regelmäßige Stellung ſowohl innerlich, als äußerlich gewahr. Dieſe Kryſtalliſirungsart bringt

auf der Oberfläche des in der Kegel- oder Brodform stehenden Spießglanzkönigs ein Bild hervor, welches gleichsam einem strahlenden Sterne gleicht, und dessen Strahlen wie die Zweige des Farrenkrautes aussehen. Die Alchymisten sahen diesen Stern für etwas sehr Bedeutungs- und Geheimnißvolles an, und da sie gewohnt waren, von den heiligsten Dingen eine eben nicht geschickte Anwendung auf ihre Arbeiten zu machen, sagt Macquer, so war dieser Stern nichts Geringeres, als der Stern, der den Weisen erschien, um sie zu der Wiege des neugebornen Königs zu führen. Allein sowohl Stahl in seinem Werke: Opusculum Chymicum genannt, als auch Reaumür in seiner Abhandlung vom Jahre 1724, haben dieses Phänomen erklärt, daß es nämlich eine regelmäßige Stellung der Grundmassen des metallischen Spießglanzes ist, die nach einer vollkommenen Schmelzung und durch ein langsames Erkalten Zeit und Gelegenheit gehabt haben, diejenige Lage und Richtung neben einander anzunehmen, nach welcher sie, vermöge ihrer ursprünglichen Gestalt, von Natur zu streben suchten; und späterhin ist diese Erscheinung von den Chemikern als eine solche befunden worden, welche allen metallischen Materien gemein ist. Sie machen zwar nicht alle einen Stern, weil ihre ersten gleichartigen Theile sämmtlich andere Gestalten haben, sie zeigen aber immer andere regelmäßige Bildungen, welche von der Gestalt der gedachten Theile herrühren. Der metallische Spießglanz ist hart, besitzt aber so, wie die übrigen Halbmetalle, keine Geschmeidigkeit, und zerspringt unter dem Hammer in kleine Stücken. Auf der Wasserwage gewogen, verliert er ein Siebentheil seiner Schwere. Die Wirkung der Luft und des Wassers berauben ihn, so wie alle ander unvollkommene Metalle, seiner glänzenden Oberfläche, ohne ihn jedoch zu zerstören, und ohne ihn zu einem starken Rosten, als das Kupfer

und das Eisen, zu bringen. Seine eigenthümliche Schwere ist nach Bergemann 6,800, nach Brisson 6,702; ein Würfelschuh desselben wiegt 469 Pfd. 4 Lth. 2 Qt. 49½ Gr. — Der metallische Spießglanz fließt bei einer mäßigen Hitze, und sobald er zu glühen anfängt, nach Mortimers Versuchen, bei dem 810ten Grade der Wärme nach Fahrenheit, oder 432 Grad Celsius, und bis auf einen gewissen Grad erhitzt wird, so raucht er immer fort, und zerstreut sich, weil er halbflüchtig ist, so wie die übrigen Halbmetalle, in Dünsten. Vor dem Löthrohre auf der Kohle geschmolzen und geglüht, verraucht er bei schnellem, ununterbrochenem Zublasen mit einem weißen Rauche, und unterhalb um die Kugel bilden sich weiße, krystallische Spießchen. Die Dämpfe des metallischen Spießglanzes erzeugen bei dem Zutritte der freien Luft die sogenannten silberfarbenen Blumen des metallischen Spießglanzes. Verkalkt oder oxidirt man dieses Metall bei einem mäßigen Feuer, so geht immer mehr Wasserstoffgas verloren, und es verwandelt sich nach und nach anfangs in ein graues Oxid, das sich bei einer starken Hitze nach dem Grade seiner Oxidirung entweder zu einer glasartigen und brüchigen, oder braunen und undurchsichtigen Materie, oder zu einem durchsichtigen röthlichen Glase schmelzen läßt. Die zuerst erwähnte Materie ist eine Spießglanzleber, und die zweite Spießglanzglas. Wird die Oxidirung noch länger fortgesetzt, so wird das Oxid des metallischen Spießglanzes immer mehr von seinem Wasserstoffgase entblößt, und ihm auch seine Farbe, seine Flüchtigkeit, und seine Schmelzbarkeit entzogen. Es wird zuletzt denjenigen weißen Spießglanzoxiden ähnlich, welche man auf eine geschwindere Weise bereitet, und es schweißtreibendes Spießglanzoxid, ingleichen mineralischen Bezoar nennt. Das Oxid vom metallischen Spießglanze ist

dem Gewichte nach $\frac{4}{100}$ ſchwerer, als das Metall, welches es gab. Nach Bergmanns Verſuchen ſcheint das Oxid bei der Oxidation um $\frac{22}{100}$ ſchwerer zu werden. Der Salpeter beſchleuniget beträchtlich die Oxidirung. Die mineraliſchen Säuren löſen den metalliſchen Spießglanz nur ſehr ſchwer auf, am beſten aber die Salpeterſäure oder das Scheidewaſſer. Die Salzſäure kann man mit dieſer metalliſchen Materie ſehr gut verbinden, indem man die Spießglanzbutter bereitet. Die concentrirte Schwefelſäure löſet das Metall auf. Bei dem Abziehen von vier Theilen Schwefelſäure über einen Theil metalliſchen Spießglanzes, wird derſelbe zu einer weißen, ſchwammigten und ſehr ätzenden ſalzartigen Maſſe zerfreſſen, welche an der Luft zerfließt, und aus deren Auflöſung mit Waſſer ſich ein Spießglanzvitriol, oder ein ſchwefelſaurer Spießglanz, Vitriolus Antimonii, Stibium vitriolatum, erhalten läßt. Was überhaupt die Verbindung und Wirkung der verſchiedenen Säuren mit dem metalliſchen Spießglanze anbetrifft, ſo ſehe man den Artikel Salz, Th. 133, S. 242 u. f., nach. Der Schwefel wirkt gleichfalls auf den metalliſchen Spießglanz, und kann ſich wieder mit demſelben verbinden, und ſolchen in rohen Spießglanz, oder in Spießglanzerz verwandeln. So löſet ihn auch die Schwefelleber, oder das ſchwefelſaure Kali auf, und giebt mit ihm eine ſpießglanzhaltige Schwefelleber. Man hat den metalliſchen Spießglanz in Schweden unvererzt angetroffen, wie auch oben, S. 342, angeführt worden. Rein und von ſeinem Schwefel geſchieden, erhält man ihn leicht nach dem gewöhnlichen Verfahren, wie man die andern metalliſchen Stoffe aus ihren Erzen gewinnt, das iſt, durch die Entziehung der Vererzungsmittel, vermöge der Oxidirung und durch die nachherige Schmelzung der metalliſchen Erde mit einer ſolchen Materie, die ihren

Wasserstoffgas an solche absetzen kann. So erlangt man z. B. durch die Schmelzung des grauen Spießglanzoxids mit dem schwarzen Flusse, oder mit Seife, wie es Kunkel anführt, und nachher Geoffroy gethan hat, einen sehr schönen metallischen Spießglanz. Das gewöhnliche Verfahren, nach welchem man dieses Metall in den chemischen Laboratorien im Kleinen verfertiget, und welches man in den meisten chemischen Schriften beschrieben findet, ist weit bequemer, weil man die Oxidirung nicht anzustellen nöthig hat. Dasselbe besteht darin, daß man vier Theile rohen Spießglanz mit drei Theilen Weinstein, und anderthalb Theilen Salpeter vermischt, dieses Gemenge in einem großen glühend gemachten Schmelztiegel theilweise verpufft, und endlich die Schmelzung veranstaltet. Wenn der Schmelztiegel erkaltet ist, so wird er zerschlagen, und man findet den metallischen Spießglanz unter den salzigen Schlacken, von welchen man ihn ohne Schwierigkeiten durch den Hammer scheidet, wie solches schon oben angeführt worden. Diese sonst genannte Schlacke des Spießglanzkönigs ist eine wahre Spießglanzleber, nur daß sie noch mehr Kali enthält. Zur Bereitung des einfachen Spießglanzkönigs im Großen, empfiehlt Demachy gegen 100 Pfund graues Spießglanzoxid 50 Pfund trockne, gepülverte Weinhefen zu nehmen, statt deren Hahnemann schwarze, ungebrannte Potasche, oder einen Fluß aus 50 Pfund Kalk und 18 Pfund Kohlenstaub anräth. Der Ertrag der Schmelzung ist nach Demachy 50 bis 60 Pfund. Der Salpeter, der, wie oben angeführt worden, dem Spießglanze in der Arbeit zugesetzt wird, verzehret den größten Theil des Spießglanzschwefels sehr schnell, und der Weinstein verbrennt und verwandelt sich in ein Natron. Dieses Natron bemächtiget sich, verbunden mit dem natronisirten Salpeter, eines Theils des Spießglanzschwefels,

und erzeugt mit demſelben eine Schwefelleber, oder ein ſchwefelſaures Kali, welche einen Theil des metalliſchen Spießglanzes auflöſet, alſo verſchlackt. Außerdem enthalten die Schlacken auch etwas ſchwefelſauren Weinſtein.

Der metalliſche Spießglanz, oder Spießglanzkönig, war beſonders ehemals in der Heilkunſt nicht unwichtig; er galt wegen der kräftigen Arzeneimittel, die er der Heilkunſt verſchaffte, als eine der wichtigſten metalliſchen Materien; auch wird er noch jetzt hin und wieder gebraucht; ſ. auch oben, unter Spießglanz, S. 334. Wenn man ihn in Subſtanz nehmen läßt, ſo bewirkt er Abführungen und Brechen, jedoch nach den Beobachtungen von Aerzten, nur auf eine völlig unregelmäßige und unſichere Art; weil er nur in dem Maaße auf unſern Körper wirkt, wie er aufgelöſet, oder von denjenigen Subſtanzen zernagt wird, die er in den erſten Wegen antrifft. Dieſe Auflöſungsmittel deſſelben ſind nicht nur in Rückſicht der Mannigfaltigkeit der Speiſen, ſondern auch in Rückſicht der veränderten Anlagen und beſonderen Temperaments-Eigenſchaften ſehr veränderlich oder verſchieden. Als man anfing den Spießglanz in der Heilkunſt zu gebrauchen, ſo ließ man nämlich kleine Kugeln, Pillen, von metalliſchem Spießglanze oder Spießglanzkönig machen, welche die Wirkung hervorbrachten, daß ſie den ganzen Darmkanal durchliefen, und endlich mit den Abführungen, die ſie bewirkten, wieder ausgeworfen wurden. Da dieſe Pillen nach dieſem geleiſteten Dienſte weder an Größe abgenommen, noch in ihrer Natur merklich verändert worden waren, und immer wieder unzählige Male zu dem nämlichen Gebrauche angewendet werden konnten, ſo wurden ſie immerwährende oder ewige Pillen, Pillulae aeternae, Fr. Pilules perpetuelles, genannt. Man machte ferner Becher aus metalliſchem Spießglanze, worin

man Wein stehen ließ, welcher dadurch abführende und brechenmachende Kräfte erhielt, und brauchte diesen Wein zum Purgieren. Da aber der Wein den metallischen Spießglanz, Spießglanzkönig, durch seine Stärke und die in ihm enthaltene Säure auflösete, und in diesen zwei Stücken bei den Weinen große Unterschiede vorkommen, so gewahrt man leicht, daß ein dergleichen Purgierwein in seinen Wirkungen eben so unzuverlässig ist, als die vorher erwähnten Pillen. Daher hat man späterhin alle diese alten Spießglanzarzneien ganz abgeschafft, und erfand dafür bessere. Die unzuverlässige Wirkungsart der Spießglanzmittel, und auch die verdrießlichen Zufälle, die sie schon oft veranlaßten, haben wahrscheinlich sehr viel Veranlassung zu dem Widerstande gegeben, den verschiedene Aerzte, übrigens Männer von Verdienst, gegen diese Mittel lange Zeit leisteten, um sie zu gebrauchen. S. auch oben, unter Spießglanz, S. 333. Macquer sagt in seinem chemischen Wörterbuche, 2te Deutsche Ausgabe, Th. 6, S. 296 u. f.: „Es ging mit dem Spießglanze, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man sich über Dinge streitet, welche man noch nicht ganz versteht; man hatte nämlich auf beiden Seiten Recht und Unrecht. Diejenigen, welche den Gebrauch des Spießglanzes mißbilligten, irrten ohne Zweifel darin, daß sie eine solche Substanz geradezu verwarfen, welche doch der Heilkunst eine mächtige Stütze gewähren kann; eben so waren die aufrichtigsten Vertheidiger dieses Metalls, nicht weniger zu tadeln, weil sie von diesem Mittel übertriebene Lobeserhebungen machten, da solches nicht sattsam bekannt, und noch nicht hinlänglich gut zubereitet war; auch konnten die Versuche in ihrer Neuheit noch nicht die Wirkungen zeigen, die sie zu ihrer Annahme berechtigten." — Es war ein förmlicher offener Krieg, der dieses Metalls wegen unter den Aerzten geführt wurde.

In dem Baldingerschen Magazine für Aerzte, St. X, S. 915, befindet sich das Gutachten, welches wider den Gebrauch des Spießglanzes in der Heilkunst von der Pariser medicinischen Facultät ausgefertiget worden. Zu der Aufnahme dieses Mittels, besonders aber des rohen Spießglanzes in der Arzneikunst, hat vorzüglich Kunkel das Meiste beigetragen. Der Gebrauch dieses Spießglanzes findet noch hin und wieder in den oben S. 334 angeführten Fällen Statt.

Man hat übrigens verschiedene Arten des metallischen Spießglanzes oder Spießglanzkönigs, indem man den Spießglanz mit Eisen, Kupfer, Zinn, Bley, Silber, Gold, Wißmuth ꝛc. verbindet, das heißt, mit einem von den genannten Metallen. Wenn man z. B. den rohen Spießglanz mit einer hinlänglichen Menge von einem der genannten Metalle schmelzt, so kann man den metallischen Antheil des Spießglanzes von dem schwefelichten scheiden. Es erfolgt bei dieser Gelegenheit eine wirkliche Fällung auf dem trocknen Wege. Man zieht jedoch bei dieser Fällung des Spießglanzkönigs oder metallischen Spießglanzes vor allen andern Metallen das Eisen vor, weil es mit dem Schwefel die meiste Verwandtschaft hat. Das gewöhnliche Verfahren hierbei ist, daß man einen Theil Hufnägel, welche aus dem geschmeidigsten und mit dem Schwefel am besten zusammenschmelzenden Eisen bereitet werden, in einem Schmelztiegel weißglühet, und darauf doppelt so viel rohen Spießglanz, Antimonium crudum, in den Tiegel trägt, und demselben, nachdem er gut bedeckt worden, ein starkes Schmelzfeuer giebt. Das Eisen vereiniget sich dann mit dem Schwefel, kommt dadurch in einen völligen Fluß, und wird zugleich leichter, als der metallische Theil des Spießglanzes, dem sein Schwefel dann entzogen worden; jenes macht den obersten Theil von

der im Fluſſe ſtehenden Maſſe, dieſer hingegen, welcher auf den Boden des Schmelztiegels fällt, den unterſten aus. Die Hauptſache iſt bei dieſem einfachen Verfahren, daß man der Maſſe einen ſolchen Grad von Hitze giebt, als zu einer vollkommnen Schmelzung erfordert wird, wenn das Ganze gut gelingen ſoll. Man thut daher wohl, nach einigen Chemiſten, wenn man ungefähr einen fünften Theil Salpeter gegen die genommene Menge des Spießglanzes zuſetzt, ſobald das Gemenge zu ſchmelzen anfängt. Wenn die Schmelzung gut gerathen iſt, ſo findet man in dem nach dem völligen Erkalten zerbrochenen Schmelztiegel einen ſchönen Metallſatz von metalliſchem Spießglanze oder Spießglanzkönig mit einer ziemlich hohen Schlake bedeckt, welche durch die Verbindung des Eiſens mit dem Spießglanze entſteht. Nach Gmelin ſoll man, um einen ſolchen Spießglanzkönig zu bereiten, zu 2 Theilen glühender Eiſenfeile, welche aber friſch und rein ſeyn muß, vier Theile gelinde erwärmtes Spießglanzpulver im Umrühren vermiſchen, dann einen Theil Kreidepulver darunter rühren, und bei nicht ſtarkem Feuer Alles in einen dünnnen Fluß bringen, ſo ſoll man $\frac{3}{4}$ des Gemiſchten vom Spießglanze als König erhalten; und noch wohlfeiler ſoll die Ausbringung ſeyn, wenn man mit Wiegleb und Gmelin auf einen Theil glühendes altes Brucheiſen zwei Theile grobgeſtoßenen Spießglanz u. $\frac{2}{5}$ bis $\frac{1}{2}$ Theil rohe Potaſche trägt, und im Windofen in einen dünnen Fluß bringt, nachher aber ausgießt. Ein ſolcher mit Eiſen bereiteter metalliſcher Spießglanz oder Spießglanzkönig (Regulus Antimonii martialis) muß, wenn er recht rein und klar iſt, in allen Stücken mit dem gemeinen Spießglanzkönig od. Spießglanze übereinkommen. Um den metalliſchen Spießglanz oder Spießglanzkönig vermittelſt anderer Metalle aus dem rohen Spießglanze zu erhalten, kann man nicht einerlei Verhältniß wegen

der ungleichen Anziehungskraft derſelben beobachten. Von dem Silber und von dem Zinne nimmt man immer gegen das rohe Spießglas die Hälfte, von dem Kupfer gleiche Theile, und von dem Bleye doppelt mehr. Von den hierbei vorkommenden metalliſchen Schlacken iſt die vom Zinne die leichtflüßigſte; dann folgt in Rückſicht der Schmelzbarkeit die vom Silber, dann die vom Kupfer, hierauf die vom Eiſen, und zuletzt die vom Bleye. Da der metalliſche Spießglanz immer von dem Metalle etwas annimmt, mit welchem er ausgeſchmolzen worden, ſo fällt er auch ſehr verſchieden aus. So pflegt ſich z. B. der mit Kupfer gefällte Spießglanzkönig leichter, als der mit Eiſen gefällte verblaſen zu laſſen. Die netzförmige Bildung, die bei der Zuſammenſetzung gleicher Theile des kupfrigen und des mit Eiſen bereiteten metalliſchen Spießglanzes erſcheint, führt den Namen Rete Vulcani. Der eiſenhaltige metalliſche Spießglanz mit Kupfer und Zinn zuſammengeſchmolzen, liefert den ſogenannten Metallkönig, Regulus metallorum, Electrum majus, der mit Salpeter verpufft und geſchmolzen zur Bereitung der Metalltinkturen angewendet wird. Schmelzt man den mit Eiſen bereiteten metalliſchen Spießglanz mit halb ſo viel, und doppelt mehr Zinn, ſo erhält man den zinnhaltigen metalliſchen Spießglanz, Regulus antimonii jovialis, auch Electrum minus genannt. — Der noch eiſenhaltige metalliſche Spießglanz giebt, wenn er mit einer gewiſſen Menge Salpeter verpufft und ſodann ausgeſüßt wird, ein bräunliches Oxid, Stomachium Poterii, der mit dem ſogenannten eiſenhaltigen ſchweißtreibenden Spießglanzoxide, Antimonium diaphoreticum martiale, Pulvis anticachecticus Ludovici übereinkommt, welchen man ehemals durch die Verpuffung eines Gemenges von gleichen Theilen Eiſenfeile und rohem Spießglanze mit drei

Theilen Salpeter bereitete. — Wenn man die noch heiße Schlacken des metalliſchen Spießglanzes zu Pulver reibet, ſie in gemeinem Waſſer kocht oder auflöſet, dieſe Auflöſung durchſeihet, und dieſes Durchgeſeihete mit irgend einer Säure vermiſcht, ſo entſteht ein Niederſchlag, der eine braune Farbe hat, und den Namen güldiſcher Spießglanzſchwefel führt, Sulphur Autimonii auratum, welches Einige als das Primum ens des Goldes betrachteten. Die Doſis als Heilmittel war von 1 bis 4 Gran; ſ. auch den Art. Spießglanzſchwefel. — Der mediciniſche metalliſche Spießglanz, mediziniſche Spießglanzkönig, Antimonii Regulus medicinalis, Fr. Regule d'Antimoine medicine, iſt ein Gemiſch aus fünf Theilen Spießglanz, vier Theilen Kochſalz, und einem Theile Weinſtein, welcher durch der Schmelzen bereitet wird; ſ. auch den Art. Spießglanzleber, u. Spießglanzrubin. — Auch der metalliſche Spießglanz oder der Spießglanzkönig wird gleich dem Antimonium Crudum, wie oben, S. 336, angeführt worden, in den Künſten und Gewerben gebraucht. Man nimmt ihn in Zuſammenſetzung ſolcher Metallgemenge, die zu Spiegeln und Teleskopen gebraucht werden. Man ſetzt ihn ferner dem Zinne zu, woraus Knöpfe, Gabeln, Löffel u. ſ. w. gegoſſen werden. Mit zweimal mehr Zinn und Kupfer giebt er das Härtezinn; ferner dient er in Verſetzung mit 48 mal mehr Kryſtallglaſr zum weißen Schmelzglaſe, noch beſſer aber deſſen weißes Orid. Auch kommt derſelbe zu dem Metallgemiſche od. Metallgemenge, woraus die Schriften der Buchdrucker gegoſſen werden. Dieſer metalliſche Spießglanz wird im Großen zu Harlem in Holland, zu Venedig, zu Orleans und Pontoiſe in Frankreich, und in Deutſchland an mehreren Orten verfertiget.

Spießglanzkonigsblumen, silberfarbener Spießglanzschnee; Flores Reguli Antimonii argentini; Nix Antimonii; Fr. Fleurs argentines de Regule d'Antimoine; Engl. Argentine flowers of Regulus of Antimony; Ital. Fiori argentini del Regulo d'Antimonio, ein kryſtalliniſch erſcheinendes Spießglanzoxid, welche Metalloxidation nur durch den Zutritt des Sauerſtoffs oder der Luft ganz möglich wird. Wenn man dieſes Präparat machen will, ſo thut man metalliſchen Spießglanz in einen unglaſirten irdenen Topf oder Schmelztiegel, der eine gewiſſe Weite hat, und ſetzt dieſes Gefäß in einen Ofen, ſo, daß wohl der Boden deſſelben ſchnell glühend werden kann, aber nicht ſo der obere Theil. Man bedeckt dieſes Gefäß mit einem Deckel, jedoch nur ſo, daß noch Luft hineindringen kann, um die Oxidation zu befördern. Hierauf giebt man eine gute Stunde, und noch länger, Feuer. Nach dem Erkalten des Schmelztiegels findet man an den Seiten deſſelben und oben auf dem rückſtändigen metalliſchen Spießglanze weiße Blumen in Geſtalt ſehr glänzender und durchſichtiger ſchöner Nadeln, die man mit einer Feder zuſammenkehrt. Man kann dann eine zweite Sublimirung vornehmen, die wie die erſte angeſtellt wird, und auf dieſe Weiſe ſo lange fortfahren, bis daß das ganze Metall in Oxid verwandelt worden. Nach Baumé ſoll man den Schmelztiegel ſo ſchief legen, daß der ganze obere Theil deſſelben außerhalb des Ofens zu ſtehen kommt. Dieſes Oxid oder dieſe Blumen ſind, wie die erſten Metalloxide, ſchwerer, als der metalliſche Spießglanz, woraus ſie bereitet worden. Baumé erhielt aus einem Pfunde Metall auch mehr als ein Pfund Oxid oder Blumen. Weil man ehemals den durch Eiſen gefällten Spießglanzkönig dazu nahm, ſo glaubte man, daß Eiſen erzeuge die Blumen, und daher wurden ſie auch Nix ferri, Eiſen-

ſchnee genannt*). Nach Macquer ſollen die Blumen nichts anders ſeyn, als die faſt alles Waſſerſtoffgaſes beraubte Erde des Spießglanzkönigs. Dieſes Oxid ſoll weder Stuhlgänge, noch Brechen verurſachen; indeſſen wird es von Einigen doch als ein Auflöſungs- und kräftig eröffnendes, fäulnißwidriges, die Säfte beſſerndes, Fieber brechendes, Schweiß und Harn treibendes, auch zuweilen abführendes Mittel geprieſen. Jetzt kommt es in den Apotheken, oder vielmehr in der Heilkunſt, nicht mehr vor.

Spießglanzleber, ſpießglanzhaltiges Schwefelkali, geſchwefeltes Spießglanzkali, Hepar Antimonii; Franz. Foie d'Antimoine; Engl. Liver of Antimony; Ital. Fegato d'Antimonio, eine Verbindung aus Antimonium, Schwefel und Kali, welche Produkte in einem Tiegel zu gleichen Theilen zuſammengeſchmolzen werden. Das gut geſchmolzene Gemiſch hat anfangs ein glasartiges Anſehen und eine rothbraune Farbe, wird aber an der Luft feucht. Man erhält eine ähnliche Verbindung, wenn man ſchwefelhaltiges Antimonium oder Spießglanz mit mehr oder weniger Schwefel und kauſtiſcher Lauge kocht. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt, daß in der tropfbarflüſſigen Zuſammenſetzung der ſchwefelhaltige Waſſerſtoff völlig gebildet angetroffen wird, dahingegen bei der durch Schmelzen bereiteten Spießglanzleber die Zuſammenſetzung deſſelben erſt dann beſtimmt wird, wenn damit Feuchtigkeit in Berührung kommt. Verpufft man gleiche Theile ſchwefelhaltiges Spießglanz und Salpeter mit einander, ſo erhält man nach dem Schmelzen gleichfalls eine Spießglanzleber, welche ſich von der vorhergehenden dadurch unterſcheidet, daß ſie nicht feucht in der Luft wird. Man kann, um ſie

*) S. Johann Hieron. Zanichelli Dissertatio de ferro ejusque nivis praeparatione, in qua varia de ipso metallo explicantur. Venetiis, 1719.

zu bereiten, den mit dem gepülverten Spießglanze gemengten trockenen Salpeter in einem eisernen Topf oder Mörser durch eine glühende Kohle anstecken, wodurch eine starke Verpuffung erfolgt. Wird nun nach dem Verpuffen die Mischung gut geschmolzen, so findet man, nach dem Erkalten des Tiegels, die Masse in zwei von einander verschiedenen Substanzen getheilt. Die im untern Theile des Gefäßes sich befindende Substanz ist braun und schlackenartig, sie ist die eigentliche Spießglanzleber, die darüber liegende Masse ist grau und leichter, sie läßt sich von der darunter liegenden durch Hammerschläge trennen. Sie ist ein Gemisch aus schwefelsaurem Kali und Theilen der Spießglanzleber. Wenn das Schmelzen nicht gehörig verrichtet wird, und die Masse nicht dünn genug fließt, so bleibt diese Substanz mit der Schwefelleber vermischt. Wenn man sich, nach Klaproth, der Detonation des Antimoniums mit Salpeter zur Bereitung der Spießglanzleber bedient, so läßt sich der Vorgang bei diesem Prozesse folgendermaßen erklären. Die Säure des Salpeters wird zersetzt, der Sauerstoff derselben verbindet sich theils mit dem Schwefel des schwefelhaltigen Antimoniums zu Schwefelsäure, theils mit dem metallischen Antimonium, und versetzt dieses in den oxidulirten Zustand. Die Menge des Salpeters reicht aber nicht hin, allen Spießglanz zu oxidiren, auch entgeht ein Theil des Schwefels bei der Umwandlung in Säure. Dieser unveränderte Antheil Schwefel verbindet sich mit einer verhältnißmäßigen Menge des frei gewordenen Kali zu schwefelhaltigem Kali, welches einen Theil des oxidirten Antimoniums auflöset; der übrige Theil des Kali vereiniget sich mit der entstandenen Schwefelsäure zu schwefelsaurem Kali. Kocht man die gepülverte Spießglanzleber mit Wasser, so nimmt dieses die auflöslichen Theile in sich. Der Rückstand hat eine braunrothe Farbe, und wurde ehe-

mals Metallsafran, Crocus metallorum, genannt. Man erhält auch spießglanzhaltiges Schwefelkali, oder Schwefelleber, wenn man ein Gemenge aus acht Theilen schwefelhaltigen Spießglanzes, sechs Theilen rohen Weinsteins, und drei Theilen getrockneten, gereinigten Salpeters, alles fein gepülvert, mit einander vermengt, und das Gemenge in einem glühenden Schmelztiegel nach und nach verpufft, wie auch schon unter Spießglanzkönig, oben, S. 361, angeführt worden, allein ein beträchtlicher Theil des Antimoniums od. Spießglanzes entgeht der Wirkung derselben, wegen ihrer geringen Menge, und wird durch das Kohligte des Weinsteins hergestellt, und man bekommt daher bei diesem Verfahren nach dem Schmelzen der Masse und dem Ausgießen in einen erwärmten Gießpuckel nach dem Erkalten metallisches Antimonium oder Spießglanzkönig, der aber nicht ganz frei von Schwefel ist, und dessen Menge ungefähr den vierten Theil des angewandten, schwefelhaltigen Antimoniums beträgt. Die Schlacke, die dabei entsteht, ist das spießglanzhaltige Kali, s. den oben angeführten Ort. — Nach Hofmanns Vorschrift bereitet man eine kalkerdige Spießglanzleber auf folgende Weise: Man mengt 10 Theile gebrannte Austerschalen, 4 Theile schwefelhaltiges Antimonium, und 3 Theile Schwefelblumen genau mit einander, und setzt das Ganze in einem gut verklebten Tiegel eine Stunde lang einem mäßigen Glühfeuer aus. Nach dem Erkalten zerreibt man die röthlich gelbe Masse zu einem feinen Pulver, und bewahrt dieses in wohl verstopften Gläsern auf. Nach der Preußischen Pharmakopöe wird dieses Präparat auf folgende Weise bereitet: Man reibt $1\frac{1}{2}$ Unzen frisch gebrannten Marmorkalk, und eine halbe Unze Spießglanzschwefel zusammen, übergießt die Mischung mit 12 Unzen destillirtem Wasser, und

verdunſtet in einer Porzellanſchale Alles, bis zur Trockne. Man erhält dann ein gelblichweißes Pulver, welches in Anſehung der Beſtandtheile mit dem nach der vorhergehenden Vorſchrift bereiteten übereinkommt. In beiden Fällen verbindet ſich die Kalkerde mit dem Schwefel, und bildet eine erdige Schwefelleber, von welcher das Antimonium, nachdem es vorher oxidirt worden, aufgelöſet wird, und man erhält eine kalkerdige Spießglanzleber. Nach Klaproth ſoll die von der Preußiſchen Pharmakopöe gegebene Vorſchrift der ältern von Hoffmann vorzuziehen ſeyn, indem bei dieſer durch zu langes fortgeſetztes Glühen das Mittel ganz unwirkſam werden kann. Ehemals war die Spießglanzleber in der Heilkunſt im Gebrauche, und ihre Bereitung wurde in der Chemie für ſehr nöthig gehalten, und einer großen Aufmerkſamkeit gewürdiget; allein in neueſter Zeit iſt ſie ſowohl aus der Chemie, wie aus der Heilkunſt verſchwunden, nur die kalkartige Spießglanzleber iſt hin und wieder noch zum ärztlichen Gebrauche angewendet worden. Der Brechwein wurde aus dem Metallſafran auf folgende Weiſe gemacht. Man goß auf 3 Unzen Metallſafran 3 Pfd. Wein, ließ es zwei oder drei Tage ſtehen, und rührte es während der Zeit immer um. Man gab dieſen Wein, nachdem er ſich geſetzt hatte, klar von 1 bis 3 Unzen zum Brechen ein. Ferner machte man aus der Spießglanzleber den Brechweinſtein (Tartarus emeticus), indem man von der Spießglanzleber 2 Unzen, vom gereinigten Weinſtein (Cremor Tartari) 8 Unzen nahm, und dazu das nöthige Waſſer that, und Alles in einem irdenen Gefäße 8 bis 9 Stunden kochen ließ, die Auflöſung durchſeihete, und ſolche bis zur Trockne abrauchte. Dieſer Tartarus emeticus solubilis wurde von 2 bis 8 Gran als ein vortreffliches Brechmittel gereicht. Ehemals bediente man ſich auch des Metallſafrans,

die Flecke der Augen damit zu vertreiben, das ausgetriebene Geblüt aufzulösen, und die Geschwüre der durchsichtigen Hornhaut und der Augenlieder, oder das Jucken und den Ausschlag derselben Theile zu heilen. Jetzt ist er, wie schon oben bemerkt worden, hier außer Gebrauch gekommen. — In der Thierarzeneikunst wird die Spießglanzleber noch angewendet, besonders in den Krankheiten der Pferde, indem sie bei den Thieren kein Brechen, wohl aber Schweiß erregt. Man giebt von derselben alle Tage einige Wochen lang dem Mastviehe bis zu 2 Unzen, um es fett zu machen, und die Unreinigkeiten zu vertreiben.

Bremser in Trommsdorffs Journal der Pharmacie, Bd. VI, St. I, S. 153.
Grens Pharmakologie, 2te Auflage, Bd. II, Abth. II, S. 355.

Spießglanzmetall, Antimonium nativum, der gediegene Spießglanz, wie man ihn an mehreren Orten gefunden hat, besonders aber in Schweden, s. oben, S. 342 und S. 350. Dann führt auch diesen Namen der Spießglanzkönig, Regulus Antimonii, oder Stibium nativum s. purum, wenn er durch einen chemischen Prozeß von allen ihm beiwohnenden fremden Theilen gereiniget worden, und zu einem wahren metallischen Spießglanze geworden ist; s. auch oben, S. 357 u. f.

Spießglanzmittel, Medicamentum Antimonii; Fr. Remedes d'Antimoine, alle diejenigen Mittel, welche aus dem Spießglanze bereitet worden sind, und zum Theil noch bereitet werden. Ueberhaupt alle pharmaceutische Präparate des Spießglanzes; s. oben, S. 334.

Spießglanzocher, Aethiops mineralis, s. antimonialis. Man erhält dieses Produkt durch das Abreiben des Queckſilbers mit gleich viel oder doppelt mehr

Spießglanzschwefel und mineralischen Kermes, oder mit doppelt so vielem Spießglanze.

Spießglanzöl, Oleum Antimonii; Fr. Huile d'Antimoine; Engl. Oil of Antimony; Ital. Olio d'Antimonio, eine durch wiederholtes Rectificiren der Spießglanzbutter, und durch Abscheiden der überflüssig in derselben enthaltenen Spießglanztheilchen flüssiger gemachte Verbindung der Salzsäure und des Spießglanzmetalles. Einige ältere Apothekerbücher führen auch noch ein Spießglanzöl durchs Zerfließen, Oleum Antimonii per deliquium, auf, welches nach ihrer Vorschrift auf folgende Weise bereitet wird. Man vermischt eine beliebige Menge Spießglanz mit zweimal mehr Weinsteinsalz, und läßt das Gemenge im Keller zerfließen.

Spießglanzoxid, Spießglanzkalk, Antimonium diaphoreticum, Stibium oxidatum album; Fr. Oxide d'Antimoine, Diaphoretique mineral; Engl. Oxid of Antimony, Diaphoretic Antimony, white calx of Antimony; Ital. Diaphoretico minerale, Calce bianca di Antimonio. Ein weißes Spießglanzoxid, welches durch die Verpuffung des Spießglanzes mit drei Theilen Salpeter bereitet wird; s. unter Spießglanz, oben, S. 329. — Das Spießglanzoxid oder der Spießglanzkalk spielte ehemals eine bedeutende Rolle in der Heilkunst, das heißt, der sogenannte mineralische schweißtreibende Spießglanzkalk, der weiße Spießglanzkalk, Diaphoreticum minerale s. Antimonium diaphoreticum, so wie überhaupt das gewaschene und nicht gewaschene Spießglanzoxid, Antimonium diaphoreticum ablutum et non ablutum. Wenn nämlich das Spießglanzoxid vermittelst des Salpeters von allem Schwefel und Wasserstoffgase befreiet, und dann rein gewaschen worden; auf diese Weise bereitet erhält es der

Namen: schweißtreibendes Spießglanzoxid. Es bewirkt weder Brechen, noch Purgieren, und aus dieſem Grunde ſchreibt man ihm eine ſchweißtreibende Kraft zu. Es wurde noch im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in Verſtopfungen, im Seitenſtechen, in der Roſe, und in den Krankheiten der Haut, ſo wie überhaupt in allen bösartigen Krankheiten, nach damaliger Angabe der Aerzte, mit Erfolg gebraucht; auch in neueſter Zeit iſt es noch in einigen Krankheiten von Aerzten als ein Diaphoretikum angewandt, und in Arzneimittellehren als ſolches empfohlen worden, ſ. oben, S. 334; auch gebrauchte man es zum Pulvere Cornachino, und dem Pulvere febrifugo Richardi Morton. Die bei der Bereitung des ſchweißtreibenden Spießglanzoxids nach der Verpuffung in dem Schmelztiegel zurückbleibende, und folglich aus dem Spießglanzoxide und aus der bei dieſer Operation erzeugten Salze beſtehende Maſſe ſoll auflöſende, und ſogar wegen der gedachten Salze, abführende Kräfte beſitzen. Man nannte daher die unabgeſüßte oder unabgeſüßte Maſſe: unabgeſüßtes ſchweißtreibendes Spießglanzoxid, Antimonium diaphoreticum non ablutum; ſie machte einen Theil von dem ſogenannten Auflöſungsmittel des Rotrou aus, welcher Arzt im 17ten Jahrhunderte zu Saint-Cyr in Frankreich lebte, und ſich vorzüglich durch ſeine glücklichen Kuren der Skrofeln und Kröpfe berühmt machte. Sein Auflöſungsmittel bereitete er durch ein ſechsſtündiges Oxidiren des mit anderthalbmal mehr reinem Salpeter verpufften einfachen metalliſchen Spießglanzes (Spießglanzkönigs) im bedeckten Schmelztiegel, und durch das Abbrennen von eben ſo viel, als metalliſcher Spießglanz genommen worden war, einer Zimmttinktur, welche er durch viertägiges Ausziehen eines Theils Zimmtrinde mit ſechzehn Theilen Weingeiſt bereitet, und mit welcher er das ſogleich nach

dem Erkalten des Tiegels herausgenommene, und durch Reiben und Sieben feingemachte Spießglanzoxid zusammengerührt hatte. Nach vollendetem Abbrennen trocknet man das Pulver unter fleißigem Umrühren über dem Feuer, und verwahrt es vor der Luft in einer wohlverstopften Flasche. Außer diesem Mittel gehört auch noch hierher das durch siebenmalige Verpuffung und Schmelzung mit Salpeter, und durch anhaltendes Brennen bereitete Poudre de la Chevallerie. Auch bereitete man aus dem schweißtreibenden Spießglanzoxide (mit halb so viel Salmiak und Alaun, und sechsmal mehr Bleyweiß versetzt, und drei Stunden lang unter einer mäßig rothglühenden Muffel verkalkt oder oxidirt) das Neapolitanische Gelb, auch Neapelgelb genannt, s. diesen Artikel, Th. 101, S. 707 u. f. Das unausgesüßte weiße, schweißtreibende Spießglanzoxid wird auch von Einigen salpetrichtes schweißtreibendes Spießglanzoxid, Antimonium diaphoreticum nitratum, genannt. Dieses Oxid muß nach dem Aussüßen schneeweiß und geschmack- und geruchlos seyn. Es löset sich nicht nur in Aetzlauge, sondern auch in zweistündigem Kochen zu 52 Gran in 20,000 Granen destillirtem Wassers auf. Seine wässrige Auflösung fällt den Kupfersalmiak weißbläulich grün. Es läßt sich auch zu metallischem Spießglanze wieder herstellen, jedoch nicht ohne gehörige Aufmerksamkeit; es muß dann mit schicklichen brennbaren Materien, z. B. mit Leinöl, Talg, schwarze Seife, Kohlenstaub ꝛc. versetzt, und in wohlverschlossenen Gefäßen geschmolzen werden. Wo dasselbe noch zum arzneilichen Gebrauche benutzt wird, muß es in wohlverschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden, weil es durch Anziehen des Wasserstoffgases grünlich, gelb, in Säuren wieder auflöslich und Brechen erregend wird. Seine Verfälschung durch Kreide oder Bleyweiß verräth sich durch Aufbrausen

mit Eſſig im Sieden, und durch Fällung mit Laugenſalz oder Kali aus dem Eſſige, im letztern Falle zu einem, nach der Einbringung mit Oele, im glühenden Löffel als Bley darſtellbarer Niederſchlag. Das graue Oxid des Spießglanzes wird Spießglanzaſche genannt, ſ. dieſe, S. 339.

Spießglanzphosphorſalz, ſ. Th. 133, S. 247.

Spießglanzrubin, Rubinus Antimonii, Magnesia Opalina; Fr. Rubine d'Antimoine; Engl. Rubis of Antimony; Ital. Rubino d'Antimonio, eine Art des ſpießglanzhaltigen Kali, oder des ſchwefelhaltigen Spießglanzkali, der Spießglanzleber, welcher aus gleichen Theilen Salpeter und rohem Spießglanze, die mit einander verpufft werden, und denen man noch eine gleiche Menge Kochſalz zuſetzt, bereitet wird. Man nannte ihn auch mediziniſchen Spießglanzkönig (Regulus Antimonii medicinalis, Febrifugum Craanii, Antimonium diaphoreticum rubrum). Die Bereitung geſchah aus 5 Theilen Spießglanz, 4 Theilen Kochſalz, und einem Theile Weinſtein durch das Schmelzen. Der Zuſatz von Kochſalz ſoll aber völlig nutzlos ſeyn. Dieſes Mittel iſt, wie die übrigen aus dem Spießglanze, jetzt gar nicht mehr im Gebrauche.

Spießglanzſafran, Metallſafran, Crocus metallorum; Fr. Safran des metaux; Engl. Saffron of metals; Ital. Croco di metalli, die mit Waſſer ausgeſüßte, und mit Salpeter bereitete Spießglanzleber; ſiehe auch oben, unter Spießglanzleber, S. 371.

Spießglanzſalpeter, ſ. unter Salz (Antimonium-), Th. 133, S. 248.

Spießglanzſalz, ſ. daſelbſt.

Spießglanzſchnee, Nix Antimonii; Fr. Neige d'An-

dem Erkalten des Tiegels herausgenommene, und durch Reiben und Sieben feingemachte Spießglanzoxid zusammengerührt hatte. Nach vollendetem Abbrennen trocknet man das Pulver unter fleißigem Umrühren über dem Feuer, und verwahrt es vor der Luft in einer wohlverstopften Flasche. Außer diesem Mittel gehört auch noch hierher das durch siebenmalige Verpuffung und Schmelzung mit Salpeter, und durch anhaltendes Brennen bereitete Poudre de la Chevallerie. Auch bereitete man aus dem schweißtreibenden Spießglanzoxide (mit halb so viel Salmiak und Alaun, und sechsmal mehr Bleyweiß versetzt, und drei Stunden lang unter einer mäßig rothglühenden Muffel verkalkt oder oxidirt) das Neapolitanische Gelb, auch Neapelgelb genannt, s. diesen Artikel, Th. 101, S. 707 u. f. Das unausgesüßte weiße, schweißtreibende Spießglanzoxid wird auch von Einigen salpetrichtes schweißtreibendes Spießglanzoxid, Antimonium diaphoreticum nitratum, genannt. Dieses Oxid muß nach dem Aussüßen schneeweiß und geschmack- und geruchlos seyn. Es löset sich nicht nur in Aetzlauge, sondern auch in zweistündigem Kochen zu 52 Gran in 20,000 Granen destillirten Wassers auf. Seine wässrige Auflösung fällt den Kupfersalmiak weißbläulich grün. Es läßt sich auch zu metallischem Spießglanze wieder herstellen, jedoch nicht ohne gehörige Aufmerksamkeit; es muß dann mit schicklichen brennbaren Materien, z. B. mit Leinöl, Talg, schwarze Seife, Kohlenstaub ꝛc. versetzt, und in wohlverschlossenen Gefäßen geschmolzen werden. Wo dasselbe noch zum arzneilichen Gebrauche benutzt wird, muß es in wohlverschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden, weil es durch Anziehen des Wasserstoffgases grünlich, gelb, in Säuren wieder auflöslich und Brechen erregend wird. Seine Verfälschung durch Kreide oder Bleyweiß verräth sich durch Aufbrausen

mit Essig im Sieden, und durch Fällung mit Laugensalz oder Kali aus dem Essige, im letztern Falle zu einem, nach der Einbringung mit Oele, im glühenden Löffel als Bley darstellbarer Niederschlag. Das graue Oxid des Spießglanzes wird Spießglanzasche genannt, s. diese, S. 339.

Spießglanzphosphorsalz, s. Th. 133, S. 247.

Spießglanzrubin, Rubinus Antimonii, Magnesia Opalina; Fr. Rubine d'Antimoine; Engl. Rubis of Antimony; Ital. Rubino d'Antimonio, eine Art des spießglanzhaltigen Kali, oder des schwefelhaltigen Spießglanzkali, der Spießglanzleber, welcher aus gleichen Theilen Salpeter und rohem Spießglanze, die mit einander verpufft werden, und denen man noch eine gleiche Menge Kochsalz zusetzt, bereitet wird. Man nannte ihn auch medizinischen Spießglanzkönig (Regulus Antimonii medicinalis, Febrifugum Craanii, Antimonium diaphoreticum rubrum). Die Bereitung geschah aus 5 Theilen Spießglanz, 4 Theilen Kochsalz, und einem Theile Weinstein durch das Schmelzen. Der Zusatz von Kochsalz soll aber völlig nutzlos seyn. Dieses Mittel ist, wie die übrigen aus dem Spießglanze, jetzt gar nicht mehr im Gebrauche.

Spießglanzsafran, Metallsafran, Crocus metallorum; Fr. Safran des metaux; Engl. Saffron of metals; Ital. Croco di metalli, die mit Wasser ausgesüßte, und mit Salpeter bereitete Spießglanzleber; siehe auch oben, unter Spießglanzleber, S. 371.

Spießglanzsalpeter, s. unter Salz (Antimonium-), Th. 133, S. 248.

Spießglanzsalz, s. daselbst.

Spießglanzschnee, Nix Antimonii; Fr. Neige d'An-

timoine; Engl. Snow of Antimony; Ital. Neve d'Antimonio, eine Benennung der Blumen des metallischen Spießglanzes oder des Spießglanzkönigs. S. auch den Art. Spießglanzkönigsblumen, oben, S. 368.

Spießglanzschwefel, goldiger, Sulphur Antimonii auratum; Fr. Soufre doré d'Antimoine; Engl. Golden Sulphur of Antimony; Ital. Solfo dorato d'Antimonio. Ein Gemisch von Schwefel und metallischem Spießglanze oder Spießglanzkönig, welches man aus der Auflösung der Schlaken des einfachen Spießglanzkönigs durch die Fällung mit einer Säure erhält. Diese Schlaken sind weiter nichts, als ein schwefelhaltiges Spießglanzkali, oder eine Spießglanzleber, welche man im Wasser auflöset, und mit der Auflösung irgend eine Säure vermischt, welche Säure sich dann des Kali der Schwefelleber bemächtiget, vermittelst dessen die schwefelichten und metallischen Theile des Spießglanzes in dem Wasser sich niederschlagen. Obgleich nun dieser Niederschlag gleich dem rohen Spießglanze aus Schwefel und metallischem Spießglanze besteht, so sind doch dessen Eigenschaften ganz verschieden. Es fehlt ihm die metallische Farbe, und er besitzt eine Brechen machende Kraft, die man an dem rohen Spießglanze nicht antrifft, welches daher rühren soll, weil der Schwefel dieses Niederschlags mit dem metallischen Antheile nicht so innig und genau, als in dem rohen Spießglanze verbunden ist. In dem goldigen Spießglanzschwefel ist der metallische Theil nur gewissermaßen mit dem Schwefel vermengt, und größtentheils frei und unverbunden, da er hingegen in dem rohen Spießglanze fast mit dem Schwefel zusammenhängt. Der goldige Spießglanzschwefel hat auch einige Aehnlichkeit mit dem mineralischen Kermes, unterscheidet sich aber von demselben wesentlich darin, daß mit dem Kermes noch eine

geringe Menge Kali vereiniget bleibt, und daß der Schwefel in dem Kermes in einem größern Verhältnisse, als in dem goldigen Spießglanzschwefel ist. Auch tritt die Aehnlichkeit schon dadurch hervor, daß beide Produkte weder riechen noch schmecken, auf glühenden Kohlen rauchen und schmelzen, im weißglühen-Schmelztiegel ganz verfliegen, bei ihrer Schmelzung auf einem goldenen Löffel einen schwarzen metallisch glänzenden Stoff hinterlassen, mit Salpeter verpuffen, in Aetzlauge sich auflösen, mit Salzsäure ohne Erhitzung Sauerstoff hervorbringen, verbunden mit dieser Säure etwas, was sich als ein weißes Pulver durch Laugensalzauflösung aus derselben wieder fällen läßt; sie versetzen sich mit der Schwefelsäure, und noch mehr mit der Salpetersäure, und geben mit jener mehr, mit dieser weit weniger Sauerstoff von sich, und sind im Weinstein ebenfalls unauflöslich. Die Unterschiede des Mineralkermes und des goldenen Spießglanzschwefels sind folgende: der Kermes ist ein sammtartig, rothpomeranzenfarbenes, der Spießglanzschwefel ein leichteres oder höheres pomeranzenfarbenes Pulver. Jener ist augenscheinlich schwer, dieser leichter. Jener besteht aus ungefähr gleich viel Spießglanzoxid und Schwefel, dieser besteht hingegen nach Maaßgabe seiner verschiedenen, nachher noch zu erwähnenden Bereitungen aus drei Theilen Spießglanzoxid, und drei, sieben bis neun Theilen Schwefel. Jener ist in Salzlauge reichlicher, dieser spärlicher auflöslich. Ueber den mineralischen Kermes, s. unter Kermes, Th. 37. Die Verhaltnisse des Schwefels und des metallischen Spießglanzes sollen, nach Meuder in seiner Abhandlung vom Spießglase, in dem goldigen Spießglanzschwefel sehr verschieden seyn. Wenn man nun nach dessen Verfahrungsart zu wiederholten Malen so viel Säure, als zur Hervorbringung eines Niederschlages erfordert wird, hinzusetzt, und jeden Nieder-

schlag allein aufhebt, so bemerkt man, daß die ersten Niederschläge röther und reichhaltiger an Spießglanze ausfallen, als die Letzteren, welche blässer sind, und wenig oder mehr Spießglanz bei sich führen. Nach Göttling bereitet man diesen Spießglanzschwefel auf folgende Weise. Man schmelzt zwei Theile gestoßenen Spießglanz, drei Theile Schwefel, und zehn Theile Potasche bei starkem Feuer schnell zusammen, stößt dies in einen Mörser aus gegossener Masse zu Pulver, kocht dieses in einem eisernen Kessel mit Wasser aus, seihet die Auflösung noch warm durch, schlägt mit sehr verdünnter Schwefelsäure den Goldschwefel nieder, und läßt ihn in gelinder Wärme trocknen. Eine andere Bereitungsart dieses Schwefels von demselben oben angeführten Chemisten, der auch Bergmann seinen Beifall giebt, ist folgende: Er kocht nämlich auch drei Maaß Lauge, die aus ¾ Pfd. gereinigter Potasche, und einem Pfunde frischen lebendigen Kalkes bereitet worden, 9 Loth von einem aus zwei Theilen rohen Spießglanzes und drei Theile gemeinen Schwefels zusammengesetzten Pulver so lange, bis sich aller Schwefel aufgelöset hat, und schlägt aus der mit vielem Wasser verdünnten durchgeseiheten Schwefellauge den Spießglanzschwefel mit verdünnter Schwefelsäure nieder. Aus dieser Menge erhält man gut ausgesüßten und gelinde abgetrockneten goldfarbenen Spießglanzschwefel ungefähr ¼ Pfd. Man findet nun noch eine große Anzahl Bereitungsarten dieses Schwefels, von andern Chemikern, die aber hier alle übergangen werden müssen. — Der goldige Spießglanzschwefel hat gleichfalls in der Heilkunst ehemals Aufsehen erregt, mann nannte ihn, außer Sulphur auratum, auch Sulphur Embryonatum, welcher aus der Magnesia Saturni gezogen wird. Glauber nannte ihn Panaceam und Sulphur purgans universale. Cardilucius, ein ehemals berühmter Deutscher

Chemiker, hat dieses Präparat lange Zeit unter dem Namen Centaurii mineralis verborgen gegeben. Zu derselben Zeit hat es ein gewisser Wundarzt, mit Namen Laliegerie, und ein Karthäuser Mönch unter dem Namen Kermes, oder Alkermes minerale, oder Pulvis fratris Carthusiani gegeben. In England war dieser Schwefel unter dem Namen Pulvis Russelani im Gebrauche, wie man solches aus der Batheanischen Pharmacopöe, welche zu London mit Wilhelm Salmons Noten im Jahre 1698 herausgekommen ist, gewahrt. Er wurde im 17ten Jahrhunderte für ein Panacee oder ein Universalmittel gehalten, besonders als ein Urin treibendes, und den Schweiß oder die Ausdünstung beförderndes Mittel. Er wurde als Purganz von 1 bis zu 4 Gran. gegeben; auch die verdickten Säfte zu verdünnen und zu verbessern, besonders bei anhaltenden Fiebern. Es wurde hiervon von $\frac{1}{2}$ bis 1 Gran alle drei, vier bis sechs Stunden gereicht. Die Mischung geschah mit etwas Zukker, und die Verdünnung durch Wasser, Wein, oder eine andere dazu passende Flüssigkeit. Man verdünnte es auch zuweilen mit süßem Mandelöle, und gab es dann in einer Conserve. Es waren überhaupt wenige Krankheiten, worin das Pulver vom Spießglanzschwefel, oder der gepülverte Spießglanzschwefel nicht angewendet worden wäre, als in den Pocken und Masern, in Wechselfiebern, im Skorbut, Reißen in den Gliedern, Brustschmerzen, Blutspeien, in chronischen Uebeln, welche in Verstopfung der Eingeweide ihren Grund haben; in der Wassersucht, in der fallenden Sucht, in der rothen Ruhr, in der Lungenentzündung, im Stickfluß, in hartnäckigen Cacherien der Jungfrauen ꝛc. ꝛc.; äußerlich in der Entzündung der Augen ꝛc. Er wurde in allen den genannten Krankheiten nur in kleiner Dosis gegeben. Glauber, Friedrich Hoffmann, Schröder, Johann Junker ꝛc.

empfahlen dieses Mittel ganz besonders in den genannten Krankheiten. Späterhin haben sich die Aerzte bemühet, den goldfarbenen Spießglanzschwefel durch die Fällung mit allerhand metallhaltigen Auflösungen, z. B. mit schwefelsaurer Eisen-, Queckſilber-, und Goldauflösung mit den Theilchen dieser Metalle zu verbinden, u. wie sie glaubten, ihn dadurch mit besonderer Kraft zu versehen, ingleichen ihn mit rohem oder versüßtem Queckſilber zusammenzureiben, sondern auch, wie z. B. Jakobi, Mangold, Abr. Vater, und Theden, am besten aber Hermbstädt, gesucht, solchen in so großer Menge, als nur immer möglich ist, in den Weingeist zu bringen, und hierdurch mehrere Tinkturen zu bereiten; s. Spießglanztinktur.

Spießglanzseife, s. den folgenden Artikel.

Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii; Fr. Teinture d'Antimoine; Engl. Tincture of Antimony; Ital. Tintura d'Antimonio. Unter diesem Namen kennt, sagt Klaproth, die ältere und neuere Chemie mehrere Bereitungen, bei denen man sich des Weingeistes als Auflösungsmittel bedient, und wo zu den Substanzen, welche mit Alkohol behandelt werden, Antimonium genommen wird. Mehrere dieser Bereitungen enthalten keine Spur von Antimonium, und führen daher mit Unrecht den Namen Spießglanztinkturen. Hier einige Bereitungsarten:

1) Kalische, scharfe Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii acris. Diese Tinktur zu bereiten, schütte man einen Theil gepülverten, metallischen Spießglanz, der mit drei Theilen fein geriebenen, trocknen Salpeter vermengt worden, löffelweise in einen geräumigen, glühenden Schmelztiegel. Nach erfolgtem Verpuffen wird die Masse noch eine Stunde lang geglühet, um das Kali völlig ätzend zu machen. Man verstärkt hierauf das Feuer, damit der Inhalt des Tiegels eine Viertelstunde lang dünne fließt; schüttet hier-

auf die geschmolzene Masse in einen eisernen, mit Kreide ausgestrichenen, erwärmten Mörser, zerstößt sie warm, und übergießt das Pulver in einem Kolben mit zwölf Theilen Alkohol, gießt nach einigen Tagen die Flüssigkeit klar ab, und filtrirt sie. Der Rückstand kann noch einmal mit einer der vorigen gleichen Menge Alkohol übergossen, und nach einer der vorigen ähnlichen Behandlung, die Flüssigkeit mit der schon erhaltenen Tinktur vermischt werden. Ueberhaupt läßt sich der Rückstand durch neues Kalciniren so oft zur Benutzung dieser Tinktur anwenden, als noch Kali in hinreichender Menge vorhanden ist. Diese Tinktur enthält, nach Klaproth, kein Antimonium, und unterscheidet sich von einer Auflösung des kaustischen Kali in Alkohol nicht im mindesten. Die Farbe dieser Tinktur ist bei der Bereitung eine weiße durchsichtige, allein sie verändert sich sehr bald, und wird rubinroth und undurchsichtig. Dehne sah sie mit starker Salzsäure, und eben dergleichen Salpetersäure, mit aus Grünspan entwickelter scharfer Essigsäure, zwar auch, aber schwächer, mit Essig und Schwefelsäure noch schwächer, mit aufgelöstem Natron aber gar nicht rauchen. Ein mit Salpetersäure befeuchtetes, und über das Glas, worin sich dergleichen Tinktur befindet, gelegtes Löschpapier veranlaßt, daß sich an ihm und am Glase Salpeter erzeugt.

2) Mangold's Spießglanztinktur kommt mit der vorhergehenden so ziemlich überein. Man gewinnt sie, indem man auf 1 Loth Goldschwefel 4 Unzen scharfe Spießglanztinktur gießt, und die Mischung unter öfterem Umrühren in gelinder Wärme digerirt; dann aber dieselbe bis zum Sieden erhitzt. Mangold behauptet, daß diese von ihm angegebene Tinktur dieselbe sey, welche Abraham Vater erfunden *), sie

*) Progr. de Tinct. antim. invent. virt. et effic. Viteb., 1749.

in schweren Krankheiten mit Nutzen angewendet, aber ihre Bereitungsart nicht öffentlich bekannt gemacht hat.

3) Gmelins schwarze Spießglanztinktur, oder die bittere mineralische Tinktur, Tinctura Antimonii nigra s. mineralis amara. Der Erste, welcher diese Tinktur erwähnt, war der Apotheker Dietrich in Nürnberg *); der aber nichts weiter davon erwähnt, als daß sie mit dem medizinischen metallischen Spießglanze oder Spießglanzkönig bereitet worden. Gmelin und Modeln verdanken wir die Mittheilung der Bereitungsart dieser Tinktur, indem sie solche durch mannigfaltige Versuche heraus gebracht haben. Nach Klaproth soll sie sich von der tartarisirten Spießglanztinktur, s. weiter unten, nur dadurch unterscheiden, daß sie eine reichlichere Menge spießglanzhaltiges Schwefelkali enthält. Man bereitet sie auf folgende Art. Man läßt 4 Unzen fein gepülvertes, schwefelhaltiges Antimonium oder Spießglas in einem Decktiegel fließen, und trägt nach und nach 1½ Unzen gepülverten trocknen Salpeter auf einmal zu einem halben Quentchen ein, wobei nach jedesmaligem Eintragen der Tiegel bedeckt wird. Man läßt hierauf das Ganze ungefähr eine Viertelstunde lang gut fließen, gießt die geschmolzene Masse aus, pulvert sie heiß, schüttet sie in 8 Unzen starke reine Potaschenlauge, und digerirt sie damit so lange, unter öfterm Umschütteln, bis sie eine breiartige Consistenz erhalten hat, und etwas davon dem Alkohal eine braune Farbe ertheilt. Man übergießt hierauf Alles noch warm mit 8 Unzen Alkohol, und zieht die Tinktur aus, welche eine dunkle schwarzrothe Farbe hat, und ekelhaft bitter schmeckt. Nach Hagen **) soll man eine ähnliche Tinktur erhalten, wenn man die bei der Bereitung des Mineralkermes übrig bleibende Lauge bis zur Honigdicke ver-

*) Commerc. litt. Nov. 1731, p. 133.
**) Hagen's Lehrbuch der Apothekerkunst, S. 536.

dünstet, und dann das durch Alkohol Auflösliche vermittelst dieser Flüssigkeit aus derselben ausgezogen wird. Diese Tinktur hat eine schwarzbraune ins Grünliche fallende Farbe, eine dünnölige Consistenz, und einen laugenhaften bittern Geschmack. Sie giebt dem Veilchensyrup eine grüne Farbe; im Stehen wird sie rothgelb; bei dem Abziehen oder Abbrennen ihres Weingeistes bleibt eine schwarzgrüne wässrige Feuchtigkeit zurück, welche den fünften Theil des Ganzen beträgt, und, wenn sie auch abgeraucht wird, ein schwärzlichgraues Salz hinterläßt, welches einen bittern und alkalisch schwefelichten Geschmack besitzt, und von welchem 1 Quentchen, als so viel etwa in jeder Unze der Tinktur enthalten seyn soll, nach der Auflösung mit Wasser, und nach der Vermischung mit Säuren gegen 14 Gran eines mineralischen Kermes absetzt. Bei dem Ausstellen einer Unze dieser Tinktur an die Sonne, setzten sich in Lavatters Versuchen 16 Gran mineralischer Kermes zu Boden. Auch diese Tinktur soll nur wenig Spießglanz enthalten; denn Heyer konnte aus der Unze kaum ½ Gran Spießglanztheilchen ausscheiden; die dunkle Farbe dieser Tinktur scheint also mehr von den mit Kali geschwängerten Salpeter herzurühren, welcher, wenn er frisch bereitet worden, viel Brennstoff oder Wasserstoffgas enthält, u. Göttling erhielt auch aus dem grünlichen Rückstande des auf Sauerstoff benutzten Salpeters durch Digerirung mit Weingeist eine fast schwarze Tinktur; wo also an gar keine Spießglanztheilchen zu denken war; und Göttlings Erfahrung hat sich auch bei den Versuchen mehrerer Chemisten mit dieser Tinktur bestätiget.

4) Thedens Spießglanztinktur, Tinctura Antimonii Thedenii, bereitet man gleichfalls aus Spießglanzleber, sie unterscheidet sich jedoch von der

den, mithin kann die auf dem angegebenen Weg
reitete Tinktur keinen Spießglanzschwefel enth
sie ist demnach ein concentrirter, mit Kali übersät
Seifenspiritus.

7) Hermbstädts seifenartige Sp
glanztinktur, Tinctura Antimonii sapo
Hermbstädtii. Der Herr Geheime Rath Her
städt hat sich mit Verbesserung der spießglanzhal
Seifentinkturen beschäftiget, und nach seiner
schrift soll man zur Bereitung einer solchen Ti
4 Unzen Spießglanzschwefel mit 6 Unzen ätze
Kali und einer hinreichenden Menge Wasser so
kochen, bis Alles aufgelöset worden. Die Auflö
wird bis auf 2 Pfd. verdunstet, und mit 8 Unze
schem Mandelöle versetzt, womit man sie unter st
Umrühren kocht, bis sie steif ist oder wird. Man
gieße dann diese Seife in einem Kolben mit 3
Alkohol, digerire sie damit drei Tage unter öft
Umschütteln, destillire 24 Unzen Flüssigkeit ab,
setze zu der rückständigen Tinktur 4 Unzen Zim
wasser mit eben so viel Pomeranzenblüthw
hinzu. Diese Tinktur soll mit Wasser sehr mil
und bei der Vermischung mit Schwefelsäure
Aufsteigung des Schwefellebergeruchs sehr viel g
gen Spießglanzschwefel enthalten, nämlich aus
Unze 35 Gran von einem aus 12 Gran metallis
Spießglanze und 23 Gran Schwefel bestehenden
menge.

8) Nach der Preußischen Pharmacopöe
man eine Spießglanzseife auf folgende Weise berei
Man nimmt 1 Unze Spießglanzschwefel, und
sie in der nöthigen Menge ätzender Kalilauge d
gelinde Digestion auf, und verdünnt die Auflös
mit drei Theilen Wasser, worin man 6 Unzen mei
nische Seife zergehen läßt, und verdunstet die
schung bei gelinder Wärme zur Consistenz der Pil

masse. Iſt die Maſſe noch röthlich, ſo fügt man ſo lange Aetzlauge hinzu, bis ſie völlig weißgrau erſcheint. Werden von dieſer Seife 8 Unzen in 12 Unzen ſchwarzer Spießglanztinktur und eben ſo viel deſtillirtem Waſſer aufgelöſet, ſo erhält man die ſeifenartige Spießglanztinktur, Liquor saponis stibiati, der Preußiſchen Pharmacopöe, nämlich nach der alten Ausgabe dieſer Pharmacopöe. Da die Spießglanzſeife, ſagt Klaproth, nur im friſchen Zuſtande das iſt, was ſie ſeyn ſoll, und mit der Zeit chemiſche Veränderungen erleidet, indem der Waſſergehalt derſelben einen ſteten Uebergang des Schwefels in ſchwefelhaltigen Waſſerſtoff veranlaßt, welcher nach und nach im gasförmigen Zuſtande entweicht, ſo daß endlich aller Schwefel verſchwindet, ſo muß die Seife jedesmal friſch angefertiget werden; auch darf man von dieſem Liquor nicht eine ſehr große Menge bereiten, weil derſelbe ähnlichen Veränderungen unterworfen iſt. — Nach einer neuen Ausgabe der Preußiſchen Pharmacopöe bereitet man den Liquor sap. stib., indem man 1 Unze Spießglanzſchwefel in der nöthigen Menge Aetzlauge durch gelinde Digeſtion auflöſet, dieſe Auflöſung in einer Auflöſung von 3 Unzen mediciniſcher Seife, welche aus 6 Unzen Alkohol und eben ſo viel Waſſer bereitet worden, ſchüttet, die Miſchung in gelinder Wärme digerirt, und den Liquor in wohl verſtopften Gläſern aufbewahrt. Die gute Bereitung dieſer Tinktur, ſo wie ihre Unverdorbenheit erkennt man, wenn die durch Hinzumiſchung einer Säure bewirkte Gerinnung unter eygelber Farbe erſcheint, und ſolchergeſtalt deren verhältnißmäßigen Gehalt des goldfarbenen Spießglanzſchwefels darlegt.

9) Dippel's Spießglanztinktur, oder deſſen chemiſche Seife oder mit Wachholderöl verſetzte alkaliſche Kupfer- und Spießglanztinktur, Tinctura alkalina veneris et

Antimonii Juniperina Dippelii s. Sapo chemicus. Die Bereitung geſchieht auf folgende Weiſe. Die geriebene Spießglanzleber wird mit ſo vielem Wachholderöle, oder einem andern ätheriſchen Oele, das nur nicht zu flüchtig iſt, übergoſſen, ſo, daß ein dicker Brei gebildet wird. Aus dieſer Maſſe zog er nachmals mit Alkohol eine Tinktur aus. Auch in dieſem Präparate ſoll man kein Antimonium finden.

10) Hurhams Spießglanztinktur, eine weinigte Auflöſung des Spießglanzglaſes, ſ. Spießglanzeſſenz, oben, S. 351.

Die Spießglanztinkturen ſind ſchon im ſiebzehnten Jahrhunderte in der Heilkunſt angewendet, ja als Heilmittel ſehr gerühmt worden. Man hat ſie in bösartigen Fiebern, im Schlage, in der Lähmung, den Flüſſen, der Krätze, dem Skorbut, der Waſſerſucht, den Verſtopfungen ꝛc. angewendet, und wie man in alten Schriften findet, mit Erfolg; die neuen Aerzte wollen die Wirkungen, die man denſelben zuſchreibt, nicht gefunden haben, daher findet man ſie in einigen der neueſten Arzeneimittellehren nicht angeführt. Nach Lemery's Wahrnehmung ſollen die Spießglanztinkturen beim innerlichen Gebrauche Ekel hervorbringen. Man gab ſie in Gaben von 4 bis 20 Tropfen. Es kam ehemals auch eine Spießglanztinktur unter dem Namen Tinctura Lilii Paracelsi vor, welche aus dem metalliſchen Spießglanze u. aus feinen geſchlagenen Kupferblättern beſtand, indem man von den Letzteren 2 Unzen in einem Schmelztiegel glühen ließ, und dann 3 Unzen pulveriſirten Spießglanzkönig dazu that. Sobald das Antimonium und das Kupfer in Fluß gekommen, ſo warf man nach und nach 4 Unzen Zinn dazu, und rührte die Materie zuweilen mit einem Eiſen um. Wenn Alles gehörig geſchmolzen worden, goß man ſolche in ein mit Talg beſtrichenes Gefäß, ſo gab ſich das Ganze in eine reguliniſche Maſſe zuſammen.

Man rieb oder ſtieß dann dieſe Maſſe zu Pulver, und vermiſchte ſie mit 1½ Pfund Salpeter und ½ Pfund Kohlenſtaube, trug hierauf dieſe Miſchung in einen glühenden Schmelztiegel, und bedeckte dieſen jedesmal bis die Verpuffung vorüber war. Die Materie ward nun zwei oder drei Stunden lang bei einem heftigen Feuer calcinirt, und beſtändig mit einem eiſernen Spatel umgerührt. Dann ward ſie in einen eiſernen Mörſer ausgegoſſen, und ſobald ſie feſt iſt, ſchnell zerſtoßen, das Geſtoßene in eine Phiole gethan, und eine hinlängliche Menge von Weingeiſt hinzugegoſſen, ſo daß Letzterer drei bis vier Finger hoch darüber ſtand, und das Ganze funfzehn Tage lang im Sandbade digerirt. Dieſe Tinktur wurde von den Pariſer Aerzten als ein den Schweiß und Urin treibendes Mittel empfohlen, und zu 20 bis 100 Tropfen in einer dazu paſſenden Flüſſigkeit gereicht. Sie wurde in bösartigen Fiebern, dem Schlage, in der Lähmung, in Flüſſen, der Krätze, dem Skorbut, in der Waſſerſucht ꝛc. gegeben.

Vitae animalis morbus et medicina. Auct. Christ. Democrito L. B. 1711, p. 93.

Baſilius Valentinus Chymiſche Schriften. Hamburg, 1694. S. 460.

P. E. Gmelin, Dissertatio de Antimonii tincturis minus usitatis utcunq. saluberrimis. Tubingae, 1759.

Model's chymiſche Nebenſtunden, S. 169.

Audr. El. Buchner resp. Diethelm Lavater, Dissertatio de Antimonio variisque ejus tincturis cum alcalino menstruo factis. Halae, 1767.

Mangold's chymiſche Erfahrungen und Vortheile, S. 49 u. f.

Schulzii praelect. ad dispensat. Brandenb., p. 634.

Joan. Christ. Jacobi de Sulphure Antimonii aurato liquido, in den Actis ac ad elect. Mogunt. Scient. util. 1757, I. p. 321.

Joan. Theoph. Guericke de Sulphure Antimonii aurato liquido. Erford., 1776; überſetzt, Braunſchweig, 1784.

Hermbſtädts phyſikaliſch=chemiſche Verſuche und Beobachtungen, Bd. 2, S. 117.

Pharmacop. Boruss. Edit. alt. p. 116.

Spießglanztinktur (alkaliſche Kupfer=), ſiehe oben, S. 389.

— (Dippels), ſ. daſelbſt.

— (Gmelins), ſ. daſ., S. 384.

— (Hagens), ſ. daſ.

— (Hermbſtädts), ſ. daſ., S. 388.

— (Huxhams), ſ. daſ., S. 390.

— (Jacobis), ſ. daſ., S. 387.

— (Mangolds), ſ. daſ., S. 383.

— (Paracelſus), ſ. daſ., S. 390.

—, der Preußiſchen Pharmakopöe, ſ. daſelbſt, S. 388 u. f.

— (ſcharfe), ſ. daſ., S. 382.

— (ſchwarze), ſ. daſ., S. 384.

— (Schulzens), ſ. daſ., S. 387.

— (ſeifenhaltige), ſ. daſ.

— (Thedens), ſ. daſ., S. 385.

Spießglanzvitriol, ſiehe unter Salz, Theil 133, S. 249 u. f.

Spießglanzweinſtein, ſ. daſelbſt, S. 251.

Spießglanzweiß, Cerussa Antimonii; Fr. Ceruse d'Antimoine; Engl. Ceruse of Antimony; Ital. Cerussa d'Antimonio, eine Benennung der Perlmaterie oder einer weißen Erde, die ſich aus dem Abſüßungswaſſer des ſchweißtreibenden Spießglanzoxids abſondern läßt. Dieſe Materie iſt der feinſte Theil des weißen Spießglanzoxids, welcher durch das in dieſer Operation erzeugte Kali des Salpeters aufgelöſet worden. Nach Andern führt den Namen Spießglanzweiß das durch das Verpuffen des Spießglanzkönigs

oder metallischen Spießglanzes erhaltene weiße Oxid. Beide weiße Spießglanzoxide sind dem schweißtreibenden u. dem mineralischen od. Spießglanzbezoar gleich.

Spießglanzzinnober, Cinnabaris Antimonii; Fr. Cinnabre d'Antimoine; Engl. Cinnabar of Antimony; Ital. Cinabro d'Antimonio. Bei der vermittelst des Spießglanzes bewirkten Zersetzung des ätzenden Queckſilbersublimats, welche bei der Destillirung oder Vermischung dieser zwei Substanzen vorfällt, erhält man auch einen künstlichen Zinnober, welcher Spießglanzzinnober genannt wird; s. oben unter Spießglanzbutter, und unter Zinnober, in Z.

Spießglanz Zubereitungen, die aus dem Spießglanze auf chemischem Wege bereiteten Produkte, wie die Spießglanzblumen, die Spießglanzbutter, das Spießglanzglas, die Spießglanzleber, d. Spießglanztinkturen ꝛc., s. oben die verschiedenen Artikel des Spießglanzes. Die neuere Chemie, welche die Zusammensetzung aller natürlichen Produkte, oder den Grundstoff aller natürlichen Produkte auf Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und das eigenthümliche Wesen der Materie selbst reducirt, hat auch die älteren Benennungen vieler Produkte der Scheidekunst mit den Begriffen ihres Systems mehr analogeren vertauscht. Die älteren Chemisten hielten sich bei der Benennung ihrer Zubereitungen mehr an das äußere Ansehen, an die Aehnlichkeit, die sie mit andern natürlichen Produkten hatten, u. an den Werth, welchen sie diesen beilegten; daher die Benennungen Spießglanzblumen, Spießglanzleber, wegen der Aehnlichkeit mit der Farbe der Blumen, der Aehnlichkeit mit der Leber; Spießglanzkönig, wegen der Vorzüglichkeit und der Reinheit dieses Produktes; Spießglanzkalk, weil es Aehnlichkeit mit dem Kalke hat ꝛc. ꝛc. So z. B. heißt jetzt

die Spießglanzbutter, die von einigen Chemisten auch Eisöl vom Spießglanze, Oleum glaciale Antimonii; Fr. Huile glaciale d'Antimoine, genannt wird, oxidirtes salzsaures Antimonium, weil es eine Verbindung der Salzsäure mit dem metallischen Spießglanze ist, und da man alle diejenigen Eigenschaften, welche die Salzsäure haben muß, bei derjenigen antrifft, welche mit dem Queckſilber verbunden ist, so wird das genannte Produkt, die Spießglanzbutter, auch durch eine Vermischung des metallischen Spießglanzes mit dem ätzenden Sublimate dargestellt, s. oben, S. 340; der Spießglanzkönig heißt metallischer Spießglanz; die Spießglanzleber, schwefelsaures Kali haltiges Antimonium, oder Spießglanz; der Spießglanzkalk, Spießglanzoxid ꝛc. ꝛc.

Spießglanz-Zusammensetzungen, die Zusammensetzungen, welche vermittelst des Spießglanzes und anderer Materien auf chemischen Wege erhalten werden, wie z. B. mit den verschiedenen Säuren zu Salzen, s. unter Salz (Antimonium-), Theil 133, S. 242 u. f.

Spießgras, s. Th. 14, S. 419.

Spießhaar, an den Hunden, Haare, welche steifer als gewöhnlich sind, und den Schweinsborsten gleichen. Auch das struppige Haar der Menschen, welches gleich Spießen zusammengefilzt herabhängt, erhält zuweilen diesen Namen; s. oben, S. 323, und Weichselzopf, in W.

Spießhahn, Spießhähne, in der Oekonomie, Hähne, welche weder krähen, noch zur Zucht dienlich sind, und daher für den Bratspieß in der Küche bestimmt sind; also zum Braten, einen Braten daraus für den Tisch zu machen.

Spießhirsch, s. Spießer, oben, S. 325.

Spießhorn, Sphinx Auge, ein Dämmerungsfalter, ſ. dieſen Artikel, im Supplement.

Spießig, Bei- und Nebenwort, 1) aus Spießen, oder langen Spießen beſtehend; daher der Spießglanz, der metalliſche Zinnober, weil dieſe Mineralien ein ſpießiges Gewebe haben. — 2) Im gemeinen Leben mancher Gegenden iſt ſpießig dürre, zerbrechlich; nach Adelung wahrſcheinlich daher, weil es eine Figur von einem langen, dünnen Spieße, oder auch von irgend einem andern Stamme iſt. — Spießiges Leder, bei den Gerbern, dasjenige Leder, welches nicht gehörig gegerbt worden, und daher hart und ſpießig iſt.

Spießkrabbe, Cancer hastatus, eine Art Krabben, welche Th. 48, unter Krebs, übergangen worden.

Spießkraut, Spießkräuter, welche gleich Spießen geſtaltet ſind, eine den Spießen ähnliche Geſtalt haben, unten breit ſind, und oben ſpitz zugehen, oder auch gleich einem Spaten ꝛc. geſtaltet ſind.

Spießkrebs, ſ. unter Krebs, Th. 48, S. 137.

Spießkuchen, ein Buttergebackenes, welches man auf folgende Art zubereitet. Man nimmt ein Maaß guten Rahm (Sahne), und läßt darin etwas friſche Butter zergehen; dann ſchlägt man zwölf Eyer in einen Topf, quirlt ſie gut durcheinander, gießt Beides zuſammen, rührt es gut durch, und miſcht mit dieſer Maſſe ein ſchönes Weizenmehl, welches recht weiß ſeyn muß, zu einer dicklichen Maſſe. Hierauf läßt man Schmalz in einer Pfanne heiß werden, ſetzt darunter eine Bratpfanne, und betröpfelt den Spieß damit, um nun die Maſſe darüber zu thun. Hierauf nimmt man vier Löffel voll Teig, thut es über den Spieß, was in die Bratpfanne herabfällt, wird immer wieder aufgegoſſen, und ſtellt den Spieß vorn an das Feuer, bis der Teig dreimal herum benetzt oder begoſſen worden. Nach dem vierten Guſſe ſtreut man

etwas geschnittene Muskatenblüthe darüber; bei dem letzten Gusse läßt man es dagegen lichtbraun werden, und wenn es gar gebacken ist, wird es mit einem Messer von oben und von unten abgelöset, und von dem Spieße gezogen.

Spießlerche, Krautvögelchen, ein Name der Heidelerche; weil sie wahrscheinlich diejenige Lerche ist, welche am häufigsten gefangen, und an Spießen gebraten, und dann gegessen wird; s. Th. 77, S. 167.

Spießmacher, Spießschmid, ehemals ein eigenes Handwerk, welches Wurfspieße und Flitzpfeile verfertigte, jetzt aber mit den übrigen Eisenhandwerkern oder Handwerkern, welche in Eisen arbeiten, wie die Schmiede, Schlosser, Spornmacher ꝛc., verschmolzen worden ist.

Spießnagel, Spießnägel, eine Art kleiner Nägel von bestimmter Größe, welche den Namen daher erhalten haben, weil sie dazu gebraucht werden, die langen Nebeneisen oder Federn der Spießeisen an den Schaft anzuschlagen. In der Fabrik zu Roda werden dergleichen Nägel in dreierlei Sorten gemacht, wovon 100 Stück $4\frac{1}{2}$, 6 und 9 Pfd. wiegen, und $13\frac{1}{2}$ und 18 Gr., auch 1 Rthlr. 1 Gr. kosten.

Spießnatter, Coluber Pelias, eine wenig bekannte Natter, welche unter Natter, Th. 101, übergangen worden.

Spießruthe, ein im gemeinen Leben für Spießgerte übliches Wort, besonders in so fern diese Ruthen zur Bestrafung der Soldaten gebraucht werden, wie es ehemals beim Militaire gebräuchlich war. Daher sagt man durch die Spießruthen laufen, wofür man im gemeinen Leben nur Spießruthen laufen sagt, von den in Reihen gestellten Soldaten mit solchen Ruthen gehauen werden, welche Strafe auch das Gassen-Laufen genannt wird, s. auch Th. 16, S. 406; Th. 52, S. 537 u. f., und

unter Soldat, Theil 155. — Die Strafe des Spießruthen- oder Gassen-Laufens bei den Soldaten, ist in neuester Zeit, als eine die Menschheit entehrende und das Ehrgefühl verletzende, oder gänzlich abstumpfende Strafe in cultivirten Staaten ganz abgeschafft worden. Bei uns, in Preußen, geschah solches von unserem jetzigen Monarchen, Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Reorganisirung des Militairs nach dem unglücklichen Kriege mit den Franzosen, im Jahre 1806; s. auch im Artikel Soldat, Th. 155. — Figürlich pflegt man auch zu sagen, daß Einer Spießruthen laufe, wenn er von Andern durchgehechelt wird, wenn er unter die Klatschzungen kommt, wenn er die Musterung, sey es nun wegen seiner Körpergestalt, oder seines Anzuges, oder wegen sonst anderer Eigenschaften passiren muß. Dieses Spießruthenlaufen ist immer noch das Gelindeste, was Einem begegnen kann, weil man solches nur in Mienen und Blicken gewahrt, nicht aber von der Zunge herabgleiten hört, welches erst nach der Musterung geschieht. — Im Schwabenspiegel heißt eine Spießruthe, ein Spitzholz.

Spießschnecke, s. Pikenier, unter Schnecke.

Spießschmidt, s. Spießmacher.

Spießträger, Scarabaeus Lancifer, eine Art Käfer, s. Käfer, im Supplement.

Spießtreiber, in einigen Gegenden eine Name des Bratenwenders, es sey solcher ein Mensch, ein Thier, das man hin und wieder auch zum Drehen des Bratspießes abrichtet, wie z. B. einen Hund, oder eine Maschine.

Spießwurm, Oniscus Entomon, s. unter Wurm, in W.

Spießwurzel, in den Gewächsen die Hauptwurzel, welche gemeiniglich zugespitzt ist, auch gerade unter sich in die Erde geht, die Pfahlwurzel, Herz-

schneidern sind die Spillen kegelförmige Zapfen, welche die Scheibe zum Schneiden tragen. Auch sind die Spillen bei diesem Gewerbe kleine Werkzeuge, womit die Tafelschneider allerlei figürliche Sachen in Stein schneiden. Sie sind hier das, was die Steinzeiger sind, nur daß die Spillen größer sind. Das Ende dieser Spillen, das in die Hülse der Maschine, worauf geschnitten wird, gesteckt wird, hat hinten einen starken Cylinder von Bley, der genau in die Hülse paßt. Einige dieser Spillen haben eine geschärfte Scheibe, gewöhnlich von Kupfer, mit welcher der Künstler kleine Steine zerschneidet. Diese, so wie alle andere Scheiben oder Räder, haben nur einige Linien im Durchmesser, wieder andere aber wohl 4 oder 6 Zoll. Es ist gleichgültig, ob sie von Eisen oder Kupfer sind. Andere Spillen haben eine breite Stirne, und die stärkste ist nicht über $\frac{1}{4}$ Zoll dick. Noch andere sind vorne spitzig, mit diesen schleift der Künstler die Ecken in ausgehöhlten Gefäßen. Mit hohlen cylindrischen Spillen drehet er die Löcher im Stockknopfe und in Etuis aus. Bei dem Poliren der Steine bedient sich der Künstler eben der Spillen von dergleichen Gestalt, nur von einer Komposition von Zinn und Bley. — Bei den Glockengießern ist die Spille die eiserne Stange, an welcher die Schablone herumgeführt wird, wenn die Glockenform gebildet wird. Diese Spille steht mit dem untersten Zapfen in dem Zapfenloche des Pfahls unter dem Kreuze in der Damgrube. Das obere Ende läuft in einem Loche des Kolbens über der Grube, das aber genau über dem Zapfenloche des Pfahls oder der Stange der Damgrube seyn muß, damit die Spille senkrecht stehe. Die Spille läßt sich bei dieser Stellung leicht mit der Schablone abnehmen, wenn Feuer in dem Kerne brennt. Die Spille trägt bei größern Glocken drei, bei kleinen aber nur zwei eiserne Arme oder Scheeren,

worin die Schablone gestellt wird; s. unter Glocke, Th. 19, S. 111. — In der Landwirthschaft ist die Spille, Pflugspille, die kleine unter dem Pfluge durchlaufende bewegliche Achse, daran die Räder gesteckt und befestiget werden.

Was die Ableitung dieses Wortes anbetrifft, so ist dasselbe, nach Adelung, nicht aus Spindel gemacht, sondern ein eigenes, aber nur im Suffixo verschiedenes Wort. Speiche, Speer, Spier, Spieß, Spitze ꝛc. sind alles Wörter eines Stammes, in welchen theils der Begriff der Spitze, theils der Länge und Dünne, theils auch der Bewegung um die Achse, und folglich auch der Runde, der herrschende ist. Spille ist ein Intensivum von Speil, womit ohne Präfixum auch Beil, Pfahl, Pfeil, Welle ꝛc. verwandt sind.

Spille, in der Anatomie, s. oben, S. 399.
—, im Bergwerke, s. daselbst.
— (Broot-), im Schiffbaue, s. unter Schiffbaukunst, Th. 143.
— (Gang-), s. daselbst.
—, im Jagdwesen, s. oben, S. 398.
— (Kreutz-), s. Th. 49, S. 258.
—, in der Landwirthschaft oder Oekonomie, s. oben, S. 398.
—, am Leiterwagen, s. das., S. 399.
—, beim Nadler, s. daselbst.
— (Pflug-), s. oben.
—, im Schiffbaue, s. oben, S. 399 und Th. 143, unter Schiffbaukunst.
—, auf den Schiffen, s. daselbst.
—, in der Sprachkunst, s. oben.
—, beim Steinschneider, s. das., S. 399, 400.
—, in den Wollspinnereien, s. das., S. 398.

Spillen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben, und auch hier nur in dem

zuſammengeſetzten verſpillen, zerſpillen üblich iſt, welches theils unnütz vereinzeln und dadurch verlieren, theils auch verſchwenden bedeutet. Es iſt, nach Adelung, in dieſer Bedeutung ſehr alt, denn ſchon im Kero iſt spildantor, verſchwenderiſch. Spillen iſt ein Intenſivum von einem veralteten ſpielen, welches noch in dem Oberdeutſchen koſtſpielig, Koſten verurſachend, üblich iſt, und zu ſpalten, im gemeinen Leben ſpellen, zu gehören ſcheint.

Spillenholz, im gemeinen Leben das Holz aller derjenigen Bäume, und der Stauden, welche zu Spillen oder Spindeln brauchbar ſind, z. B. der weiße Ahorn, ſ. Spindelbaum. — Im Forſtweſen verſteht man darunter dasjenige Holz, das aus ſeinem Samen entſteht, zum Unterſchiede von demjenigen, welches geſäet worden.

Spilleuſchneider, beim Nadler derjenige Arbeiter, der die Gewinde des auf die Spille gewundenen Drahtes zu den Nadelknöpfen zerſchneidet. Er ſitzt bei dieſer Arbeit auf der Erde, mit kreuzweis übereinander geſchlagenen Beinen, hält 10 bis 12 Stück Spillen oder gewundenen Knopfdrath zwiſchen dem Daumen und dem Anfange des Zeigefingers der linken Hand recht feſt, und hat alle Faden gehörig gleich gelegt. Mit der rechten Hand führt er die große Scheere, welche mit einem Schnitt alle Stücke mit einmal zerſchneidet. Er muß von jeder Spille nicht mehr als zwei Gewinde Draht abſchneiden, woraus nämlich ein Nadelknopf beſteht. Mehr oder weniger abſchneiden, würde das Stück unbrauchbar machen; ſ. auch unter Nadel, Th. 100. — Ein geſchickter Arbeiter kann in einem Tage 144,000 Knöpfe zuſchneiden, und in Zeit von einer Minute macht er ungefähr 70 Schnitte mit der Scheere.

Spilling, Spillinge, Spillen, Spindelpflaumen, eine Art Pflaumen, ſ. unt. Pflaume, Th. 112, S. 27, und S. 84 u. f.

Spillingspflaumenbaum, s. Pflaume, T. 112, S. 84.

Spillingswalze, Walzen an dem Mundstücke der Pferdestangen, die den Spillen ähnlich sind.

Spillklampen, im Schiffsbaue, s. Trommel.

Spillmagen, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, einen Verwandten von der Spillseite, weiblichen Seite, zu bezeichnen, von Mag, ein Verwandter, u. Spille, die Spindel, ein altes Sinnbild des weiblichen Geschlechtes; s. auch Lehns-Vetter, Th. 69, S. 739.

Spillmütze, eine Schlafmütze.

Spillnagel, wird die eiserne Spille auf beiden Seiten des Schubkarrenrades genannt, welche gleichsam die Achse vorstellt.

Spillort, s. Pflockort, Th. 112, S. 189.

Spillseite, ein veraltetes Wort, die weibliche Seite oder Linie in den Geschlechtsregistern zu bezeichnen. Man sagt auch bloß Spille schlechthin.

Spillspaken, im Schiffsbaue, s. unter Schiffbaukunst, Th. 143.

Spillthüre, beim Zimmermann, Thüren, welche die Zapfen, um die sie sich drehen, ungefähr in der Mitte haben, daß bei der Oeffnung die eine Hälfte sich aus- und die andere einwärts dreht.

Spina, Dorn, Stachel, Gräte, s. diese Artikel. Bei den Römern war Spina in den Spielbahnen oder Circis, eine Mauer von Ziegelsteinen, die, der Länge nach, in der Mitte derselben sich hinzog, dagegen weder unten, noch oben anstieß, sondern so viel Raum ließ, daß vier Wagen mit sechzehn Pferden neben einander ohne alle Hindernisse zwischen derselben und den Säulen der Rennbahn, Spielbahn, hindurch rennen oder laufen konnten. Oben und unten vor einer solchen Spielbahn standen noch die Metae, und auf derselben allerhand Altäre, kleine Tempel, Säulen, Bildsäulen, und dann auch besonders ein oder zwei Obelisken oder Spitzsäulen. Den

Namen Spina erhielt ſie daher, weil ſie wie der Rückgrat in einem Fiſche mitten durch ging.

Spina dorsi, ſ. Rückgrat, Th. 128, S. 384.

Spinat, Spinacia Linn., eine Pflanzengattung, welche in die fünfte Ordnung der zwei und zwanzigſten Klaſſe (Dioecia Pentandria) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört. Die Geſchlechter ſind getrennt auf zwei Pflanzen; die männliche Blume hat einen fünftheiligen, die weibliche einen vierſpaltigen Kelch, ohne Krone. Man hat zwei Arten, mit ſtachelichtem Samen u. zugeſpitzten Blättern, u. mit glattem Samen u. rundlichen Blättern. Die Namen, welche der Spinat noch führt, ſind: Binetſch, Spinet, Pinet, Spinetſch, Grünkraut; Schwed. Spinat, Däniſch Spinat, Spinatz, Ital. Spenaci, Holl. Spinagie.

1) Gemeiner Spinat, Spinat mit ſtachelichtem Samen, Spinacia Oleracea, fructibus sessilibus. Hort. cliff. 457. Hort. ups. 296. Spinacia Oleracea, foliis sagittatis, seminibus aculeatis. Mill. n. 1. Spinacia vulgaris, capsula seminis aculeata. Tourn. Inst. 533. Lapathum hortense, s. Spinacia semine spinoso. Bauh. pin. 114. Fr. Epinar commun ou mâle; Epinard; Engl. Common prickly Spinach, oder prickly-seeted Spinach. Dieſer Spinat iſt ein Sommergewächs, und wurde ehemals in England ſtark gebauet, er war daſelbſt ein ſehr beliebtes Küchengewächs, und da derſelbe ſehr dauerhaft iſt, ja hierin die rundblättrige Sorte bei weitem übertrifft, indem er im Winter nicht ſo leicht erfriert, ſo gebraucht man denſelben auch durchgängig zu Winterſpinat. Die Blätter dieſer Spinatart ſind dreieckig, und wie die Spitze eines Pfeils geſtaltet, die Stängel ſind hohl, mit Zweigen beſetzt und krautartig, und erreichen eine Höhe von 2 Fuß. Die männlichen Blüthen wachſen in langen Aehren, haben aber keine Blumenblätter, ſondern nur fünf haarför-

mige Staubfäden, mit länglichen, zweiknöpfigen Staubkölbchen, welche gelblichen Blüthenstaub enthalten, und solchen, wenn er zur Reife gelangt ist, und die Pflanzen von ungefähr erschüttert werden, von sich werfen, nach welchem Ausschütten sie bald absterben. Die weiblichen Blüthen wachsen an besonderen Pflanzen, wie auch schon die Klasse, wozu diese Pflanze gehört, anzeigt, sie sitzen dicht an jedem Gelenke der Stängel haufenweise bei einander, sind klein, und haben weder Staubfäden, noch Blumenblätter, sondern nur einen rundlichen zusammengedrückten Fruchtknoten, aus welchem späterhin rundliche Samenkörner entstehen, welche kurze, spitze Stacheln haben. Sie blühen im Junius, und geben im Anfange des Augusts reifen Samen. In den Englischen Küchengärten findet man von dieser Art des gemeinen Spinates zwei oder drei Sorten, welche in Ansehung der Größe und Gestalt ihrer Blätter sehr verschieden sind, und deren Samenkörner mehr oder weniger Stacheln haben. Um diesen Spinat zum Wintergebrauche auszusäen, wählt man dazu ein freiliegendes Stück Land, und säet den Samen im Anfange des Augusts, und wo möglich zu einer Zeit, die sich zum Regen anläßt, also feucht ist; denn bei anhaltender Dürre soll der Samen, nach der Erfahrung von Küchengärtnern, zu ungleich aufgehen. Ein Theil keimt dann bald, ein anderer Theil aber erst nach einem erfolgten Regen, und wenn der Regen zu lange ausbleibt, so geht dann kaum die Hälfte davon auf. Sobald die aufgegangenen Pflanzen etwas herangewachsen sind, müssen sie mit der Hacke vom Unkraute gereiniget, und da, wo sie zu dicht stehen, so weit verdünnt werden, daß jede Pflanze 3 bis 4 Zoll Raum bekommt. Damit aber das mit der Hacke losgerissene Unkraut gleich vertrocknen kann, muß diese Arbeit nur bei trocknem Wetter vorgenommen werden. Nach vier oder fünf Wochen pflegt das Unkraut wieder herangewach-

ſen zu ſeyn, und dann muß der Spinat wiederum bei trockner Witterung eben ſo bearbeitet werden. Wenn es aber ja bei feuchter Witterung geſchehen muß, ſo darf das mit der Hacke losgeriſſene Unkraut nicht zwiſchen dem Spinate liegen bleiben, es muß von dem Beete weggeſchafft werden; denn wenn der Spinat vor dem Winter nicht völlig rein gemacht worden, ſo wächſt das Unkraut über ihn hin und erſtickt ihn, und dann geht er bei naſſer Witterung in Fäulniß über. Im October pflegt dann ein ſolcher Spinat ſchon brauchbar zu ſeyn. Wenn man dann nur die äußeren großen Blätter zur Speiſe abnimmt, und die niedrigen kleinen Herzblätter, damit ſolche erſt größer werden, noch ſitzen läßt, ſo hat man den ganzen Winter hindurch, und nachher bis in den April, da der zeitige, im Frühjahre zu Sommerſpinat geſäete Spinat erſt brauchbar wird, brauchbaren Winterſpinat. Dann pflegt er aber in Samen zu gehen, und muß vollends verbraucht werden.

2) Runder Spinat, rundblättriger Spinat, Spinat mit glattem Samen, Spinacia foliis oblongo-ovatis, seminibus glabris. Spinacia glabra. Mill. n. 2. Spinacia vulgaris, capsula seminis non echinata. Tourn. Inst. 533. Lapathum hortense s. Spinacia semine non spinosa. Bauh. pin. 115. Fr. Epinar de la grande espece; Egl. Oblong oval-leaved Spinach. Dieſe Sorte unterſcheidet ſich von der vorhergehenden durch ihre ovalrunden dicken Blätter, welche unten keine Ecken haben; durch ihren glatten Samen, welcher keine Stacheln hat, und durch ihre Stängel und Blätter, welche fleiſchiger und ſaftreicher ſind. Man hat von derſelben zwei oder drei Sorten, die in Anſehung der Dicke und Größe, auch Rundung ihrer Blätter unterſchieden ſind. Dieſer Spinat muß im Frühjahre auf ein freiliegendes Stück Land zu Sommer-

ſpinat geſäet werden. Man kann ihn entweder allein ſäen, oder nach Art der Pachtgärtner, die ihr Gartenland zu ſo vielen Gartengewächſen, als nur immer möglich iſt, zugleich zu nutzen ſuchen müſſen, dieſen Spinat und langen Radis unter einander ſäen, obgleich es, wenn die Gartenpacht wohlfeil iſt, an und für ſich ſelbſt beſſer iſt, jedes allein zu ſäen. Die aufgegangenen Pflanzen müſſen nachher mit der Hacke vom Unkraute gereiniget, und erſtlich bis auf etwa 3 Zoll weit verdünnt werden. Sobald ſie ſich nachher wieder berühren, ſo kann ſchon, damit ſie mehr Raum bekommen, um ſich auszubreiten, ein Theil Pflanzen zur Speiſe ausgeſtochen, und ſie dadurch noch weiter verdünnt werden. Dieſes kann in der Folge, wenn man die wegzunehmenden Pflanzen zur Speiſe zu nutzen Gelegenheit hat, auch zweimal wiederholt werden, bis jede Pflanze zuletzt 8 bis 10 Zoll Raum hat. Auch lockert man bei dieſer Gelegenheit den Boden jedesmal mit der Hacke auf, wodurch das Unkraut zerſtört wird, und der Spinat gut zu wachſen pflegt. Die breit- und dickblättrige Sorte, welche in England Plantain Spinach genannt wird, pflegt beſonders dann im fetten Boden eben ſolche große Blätter zu bekommen, als der große Grindwurz (Rumex obtusifolius Linn., Engl. The Butter Dock, oder broad-leaved Dock) und dennoch ſehr mürbe zu ſeyn. Um am Sommerſpinat keinen Mangel zu leiden, muß man im Frühjahre drei bis vier Ausſaaten nach einander machen; die erſte im Januar, in einen trocknen Boden; die andere anfangs des Februars in einen etwas feuchteren Boden, die dritte Ausſaat im Anfange des März in einen ganz feuchten Boden; die vierte im Anfange des Aprils, und auch eine im Mai. Die ſpäteren Ausſaaten müſſen gleich bei der erſten Bearbeitung mit der Hacke ſtärker verdünnt werden, als die beiden erſten Ausſaaten; denn theils braucht man bei

sie das ganze Beet dann doch mit den Seitenzweigen, welche sie treiben, zu bedecken pflegen, und das Beet überhaupt vom Unkraute rein halten, weil solches, wenn man es frei fortwachsen läßt, den Spinat zu dünnstänglich in die Höhe drängt, und ihm großen Schaden thut. Wenn der Spinat zur Blüthe in die Höhe gegangen ist, kann man unter ihm ganz deutlich zweierlei Arten von Pflanzen, nämlich männliche und weibliche, wahrnehmen. Die Blüthenähren der männlichen Pflanzen bekommen keine Blumenblätter, sondern nur Staubfäden, welche den Blüthenstaub in sich haben; sie sind zur Befruchtung der Fruchtknoten der weiblichen Pflanzen bestimmt, damit der Same zum Aufgehen tüchtig werde. Die Gärtner nennen diese männlichen Pflanzen gemeiniglich Himmelspinat, oder tauben Spinat. Unwissende pflegen ihn, um den weiblichen und wirklich Samen tragenden Pflanzen mehr Raum zu verschaffen, so bald sie ihn von diesen unterscheiden können, auszureißen. Dieses Ausreißen der männlichen Pflanzen vor der Befruchtung der weiblichen Zeugungstheile, ist sehr nachtheilig; denn der erzielte Samen von den weiblichen Pflanzen geht dann nach dem Aussäen gewöhnlich nicht auf; es ist daher nothwendig, daß männliche Pflanzen stehen bleiben. Es braucht gerade keine große Anzahl zu seyn, wenn nur hin und wieder einige stehen bleiben, weil sie sehr viel Blüthenstaub haben, und solchen, wenn sie vom Winde bewegt werden, ziemlich weit von sich werfen. Wenn die Samenkörner weiß zu werden und abzufallen beginnen, folglich reif sind, müssen die ganzen Stauden aus der Erde gezogen werden, und damit der Same vollends trocken werde, muß man ihn einige Tage ausgebreitet hinlegen, und damit er überall gleich trockne, täglich umgewandt, auch vor den Vögeln, damit solche ihn nicht wegholen, gut in Acht genommen werden. Wenn er völlig trocken geworden,

muß er ausgedroſchen und gereiniget, und an einem Orte aufbewahrt werden, wo er vor den Mäuſen, welche ihm ſehr nachgehen, ſicher iſt.

Das eigentliche Vaterland des Spinates iſt noch nicht bekannt. Zu uns ſcheint er aus England herüber gekommen zu ſeyn; auch findet man ſeine Kultur ſchon in alten Engliſchen Werken über den Küchengartenbau. — Auch als Viehfutter iſt der Spinat von vielen Landwirthen empfohlen worden, und man hat ihn daher auch als Futterkraut zu bauen angefangen, welches beſonders den Kühen ſehr angenehm iſt. Soll er als ein ſolches Fütter gebauet werden, ſo ſäe man den Samen im Auguſt oder September in's Feld, z. B. in Gerſtenacker, nachdem der Acker geſtürzt worden, aber nicht in Reihen.

In der Heilkunſt iſt der Spinat ehemals auch als ein kühlendes, den Leib erweichendes und eröffnendes Mittel angewendet worden. Er ſoll auch die in den erſten Wegen vorhandenen ſcharfen und gallichten Säfte verbeſſern, und die daher entſtehende Hitze ſtillen. Obgleich der Spinat wenig Nahrung giebt, ſo wurde er doch von einigen Aerzten in der mediciniſchen Kochkunſt empfohlen, und beſonders in Schärfen der Säfte; ſeine Zubereitung muß dann aber auch dieſem Zwecke entſprechen, ſonſt würde er eher ſchaden, als nützen. In dieſer Hinſicht muß man denſelben, nachdem er abgebrühet worden, mit Butter ohne alles Waſſer aufſetzen, weil er im Kochen viel Waſſer oder viel Brühe von ſich giebt, die zu ſeiner Zubereitung hinreichend iſt; er wird dadurch weit ſchmackhafter und angenehmer, je mehr von ſeinem Waſſer verdampft; um ihn der Geſundheit zuträglich zu machen, muß er im Kochen mit Salz, Butter, Pfeffer, Muskatennuß, oder andern Gewürzen gewürzt werden. Man empfahl ihn denjenigen Perſonen, welche das Fieber oder eine Auszehrung hatten, ſo auch den Alten, die an

Verſtopfung litten, für jene die Hitze zu mäßigen, bei dieſen den Leib zu öffnen, welches er weit beſſer, als die Stuhlzäpfchen, Klyſtiere, oder die aus dem Aloe oder dem Skamonium bereiteten Pillen thun ſoll. Er ſoll ferner den trocknen Huſten heilen und den Auswurf befördern, die aus ihm mit ſüßem Mandelöle oder friſcher Butter bereiteten Brühen ſollen, beim fortgeſetzten Trinken, die Engbrüſtigkeit und Heiſerkeit heilen. Der berühmte ehemalige Leibarzt Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich, Guido Crescenz Fagan, pflegte beſtändig den in Fleiſchbrühe gekochten Spinat zu eſſen, und ſtatt des Getränkes Honigwaſſer zu trinken, und dadurch erleichterte er nicht nur die Trockenheit des Leibes, der er unterworfen war, ſondern er erleichterte auch die Engbrüſtigkeit, mit der er heftig geplagt war. Nach Einigen ſoll der Spinat, häufig genoſſen, Melancholie verurſachen, und nach Andern ſoll er Ekel erregen; allein dieſe Beſchuldigungen ſind längſt durch viele Erfahrungen widerlegt worden; denn der Ekel, den er erregen ſoll, iſt kein Ekel durch den Geſchmack oder ſonſt eine Eigenſchaft des Spinates ſelbſt erzeugt, ſondern es iſt ein Ueberdruß, der durch einen zu häufigen Genuß deſſelben entſteht, wie es mit allen Speiſen, die man zu häufig genießt, und wenn es auch die köſtlichſten wären, der Fall iſt. Wer einen zu ſchwachen Magen hat, der darf weder Spinat, noch andere Kohlarten eſſen, weil ſie ihm Beſchwerden verurſachen; jedoch kann er den Spinat immer noch eher vertragen, wie andere Kohlarten, z. B. Weißkohl ꝛc., nur muß man ihn etwas würzen. Sowohl Tragus, als S. Pauli, verſchrieben ihn mit Nutzen zu verſchiedenen kühlenden Brühen. Das Rezept dazu iſt folgendes: Man nehme ½ Pfd. Kalbfleiſch, und koche daſſelbe in 3 Pfd. gemeinem Waſſer bis auf 2 Pfd. ein, ſetze dann Spinat, Mangold, Salat, und Meldeblätter, von jedem eine

Hand voll zu, koche es eine Viertelstunde lang, mache eine Brühe daraus, theile sie in zwei Theile, und lasse sie früh am Morgen und des Abends nehmen. In der neuesten Zeit ist der Spinat aus der Heilkunst verschwunden, und nur noch ein Produkt der nicht medicinischen Küche, in welcher er sich auch immer in seinem Werthe erhalten wird.

Gebrauch des Spinats in der Kochkunst. Der Spinat wird auf mancherlei Weise zubereitet gegessen, und gewährt auch, wenn er gut zubereitet worden, eine sehr angenehme, und wenn gleich nicht kraftdoch saftvolle Speise, die von Hohen und Niedrigen genossen wird. Um den Spinat, Winter- und Sommerspinat, zur Speise zuzubereiten, muß er erst blanchirt oder abgewellt werden, das heißt, man muß ihn vorher gut nachsehen, dann waschen, damit zwischen den Blättern keine Würmer ꝛc. bleiben; dann tauche mbn ihn mehrere Male in kochendes Wasser, damit er seine Steifheit verliert; hierauf wird er durch kaltes Wasser gezogen, damit der Sand und die Unreinigkeiten, die sich zwischen die Blätter setzen, gänzlich hinweggespühlt werden. Man kocht ihn dann in vollem Wasser gar, und soll er seine lebhafte grüne Farbe behalten, so werfe man etwas Salz dazu. — Auf die gewöhnliche Weise bereitet man den Spinat, indem man ihn, wie vorher angeführt worden, verlieset, wäscht und blanchirt, dann in kaltem Wasser nachwäscht, gut ausdrückt, und auf einem Küchenbrette fein hackt. Man nehme, nach der Quantität des Spinats, ein gutes Stück Butter und Schinken, lasse es auflaufen, mehrere Löffel Mehl gelbbraun darin werden, thue den gehackten Spinat dazu, lasse ihn ein wenig schwitzen, fülle dann gute Bouillon auf, abgerührt, mit ein wenig Muskatennuß und Salz versetzt, und nicht zu lange kochen lassen, weil sonst der Spinat gelb wird. Man kann zur Veränderung auch

Sahne ſtatt der Bouillon und ein wenig Zucker dazu nehmen, wo er dann à la Crême heißt. Man giebt hierzu Coteletts, Omeletts, gebackne Saucischen, Grillet von Hühnern, Ochſenzunge und Wurſt, auch Fricandeaux. —

Spinat à la Crême mit farcirten Eiern. Der Spinat wird in Brunnenwaſſer mit dem gehörigen Salze dazu abblanchirt, abgekühlt, damit er recht grün bleibt, geſchnitten, und mit einer Crême von Mehl, etwas Zucker und Sahne gahr gekocht. Die Eier werden hart gekocht, halb von einander geſchnitten, die Dotter klar gewiegt, etwas geriebene weiße Semmel, eine ſtarke Meſſerſpitze Butter, etwas Zucker u. Muskatennuß dazu gethan, mit einer Eidotter ſtark durchgerührt, und in das getheilte Eiweiß geſtrichen, auf einer Tortenpfanne, jedoch nicht braun, backen laſſen, u. beim Anrichten um den Spinat garnirt.

Spinat mit Milch. Man koche den Spinat in Waſſer u. Salz halb gahr, gieße ſolches durch den Durchſchlag ab, und koche ihn mit einem Löffel voll Kalbfleiſchbrühe, guter Milch und etwas Zucker über gelindem Kohlenfeuer langſam gahr. Man kann denſelben mit Frikandellen, auch mit andern Sachen garnieren. Ueberhaupt garnirt man den Spinat mit gebacknen oder verlornen Eiern, und geröſtetem Brode; mit gefüllter Karbonade; glaſſirten Frikandos, geſpicktem Kalbsrücken; gefüllter und geſpickter Kalbsbruſt; gedämpften Hammel- u. Kalbsfilets; geſpickter und gebratener Kälbermilch; geſpickter und gebratener Lammskeule; glaſirten Kalbfleiſchrouletten; gefüllten und gebratenen Pupietten und gebacknen Eiern; mit Gans und gekochten in Scheiben geſchnittenen Schinken; gebacknen Heringen in Blätterteig und verlornen Eiern; glaſſirten Tauben, gebratenem Kapaun oder Huhn; Hühnerhateletten, Kälbermilch, Speck- und Schinkenhateletten; Rinds- u. Schweins-

zungen, grillirt, geräuchert oder frisch; mit einem großen Eierkuchen, welcher mit Krebsen, Milchfleisch, Morcheln und Trüffeln gefüllt und aufgerollt ist; mit Bressols von Rindfleisch; Mettwurst; gebacknen Fischen oder Krebsen; geklopften und in Butter gebratenen Kalbfleischscheiben; Austerpastetchen; gebacknen Artischocken; geräuchertem u. gebratenem Lachs; gebratener Kalbsleber ꝛc. ꝛc.

Spinatstrudeln. Zwei Eimer Spinat werden verlesen, gewaschen, gut ausgedrückt, damit kein Wasser darin bleibe; dann mit 2 Quart Milch gestoßen und durch eine Serviette gedrückt, daß nichts von dem Safte in dem Spinate bleibe. Hierauf mit 6 ganzen Eiern versetzt, und durch ein Haarsieb mit einem Eßlöffel voll Essig laufen lassen. Man lasse nun diese Masse auf dem Feuer zusammenlaufen und gieße sie auf ein Haarsieb. Man kann diese Masse auch in reinem Wasser, ohne viel zu rühren, waschen, und wieder ablaufen lassen, daß kein Wasser darin bleibt. Jetzt rührt man ein halbes Pfund Butter zur Sahne mit diesem Ausgepreßten, thut das Gelbe von 12 Eiern, mit Zucker abgeriebene Citronschale, ein Viertelpfund bittere Macronen, etwas Zimmt und den Schnee dazu. Man backe Plinzen von einer Seite, bestreiche sie mit dieser Masse, rolle sie, dann in kleine runde Stücke geschnitten, in eine Randschüssel gelegt, etwas von der Masse mit zwei Eiern, ein Viertelquart Sahne und Zucker gut zusammengerührt, und über die Strudeln gegossen, eine Stunde backen lassen, und mit Zucker glacirt. Hierzu gebe man folgende Sauce: Man koche Sahne mit Zucker, Zimmt und Citronenschale ab, legire sie mit drei Eiern, und gebe sie in einer Sauciere besonders.

Beignets von Spinat. Man nehme einen Eimer Spinat, und stoße denselben, nachdem er geputzt und gewaschen worden, recht fein mit zwei Quart

Milch, drücke ihn hierauf durch eine Serviette. In dieſe Milch thue man ſechs ganze Eier, arbeite ſie gut durch, und laſſe das Ganze durch ein Haarſieb laufen; dann einen Theelöffel voll Eſſig dazu gethan, und auf dem Feuer langſam käſen laſſen. Man thue die Maſſe auf ein Haarſieb, damit die Wadicke ablaufe, rühre ſie dann in einem Reibenapfe mit Zucker, Zimmt und dem Gelben von neun Eiern durch, und verſetze ſie mit einem Achtelpfunde bittrer, vorher klein gehackter Macronen, thue etwas Schnee dazu; in angefeuchteten weißen Oblaten, wie kleine Würſte geformt, mit Eiern und Semmel garnirt, ausgebacken, mit Zucker glacirt, und zur Tafel gegeben.

Spinatwürſte. Man nehme eine gute Hühnerfarce, verſetze ſie mit paſſirten Champignons, Schalotten, Kräutern und abblanchirtem Spinat, der in Butter geſchwitzt worden, thue etwas abgeriebenen Citronenzucker, Muskatennuß, und ein Viertelpfund Parmeſankäſe dazu, verdünne es mit abgekochter Sahne und vier rohen Eiern, und fülle es in Därme; dann blanchirt und auf dem Roſte in Butterpapier langſam geröſtet, damit der Spinat ſeine Farbe nicht verliert.

Spinattorten. Nachdem der Spinat gehörig zu recht gemacht und gekocht worden, thue man ein wenig Zucker und Citronſchale daran, laſſe ſolchen abkühlen, dann in einen feinen mürben Blätterteig gethan, eine Torte davon gemacht, und ſolche in dem Ofen gebacken. — Man kann auch von feinem mürben Teige einen Boden oder Unterblatt in eine Tortenpfanne legen, den Rand ſauber umkrauſen, den Spinat hinein thun, mit ein Paar klein gehackten und hart geſottenen Eiern, fein geriebenem Brode, ein wenig geriebenem Parmeſankäſe, und Zucker zuſammen mengen, und ſolches darüber ſtreuen und ſie backen, ſo, daß es von dem Uebergeſtreueten eine dicke Kruſte bekomme, ſo iſt die Torte gut zubereitet. — Eine

dergleichen Torte von einem festen Teige. Es wird so viel Spinat, als man zu gebrauchen gedenkt, rein gemacht oder blanchirt, nach dem Waschen rein ausgedrückt, mit weißem Wein ganz kurz und mürbe eingekocht, mit ein Paar gestoßenen Zwiebacken, Salz, Butter, Zucker, Zimmt und eingemachten Citronenschalen zusammengemischt, kalt werden lassen, und eine Torte in festem Teige daraus bereitet, welches auf folgende Weise geschieht: Man setzt nämlich Butter mit ein wenig Wasser zum Feuer, läßt es aufkochen, rührt damit etwas feines Mehl an, aber nicht zu steif, sondern nur so, daß der Teig eben bearbeitet werden kann, dann verfertiget man ein Unterblatt, so groß, als man die Torte verlangt, der Teig muß aber auch etwas dünn ausgetrieben werden. Hierauf wird ein feiner Rand um das Unterblatt gemacht, als wenn man einen Rand um eine Schüssel setzt, und derselbe zierlich zubereitet; dann thut man den Spinat hinein, verfertiget einen dünnen Deckel darüber, und läßt es im Ofen backen. Wenn man anrichten will, pflegt man es los zu machen, u. Citronensaft darein zu drükken. — Eine Englische Spinattorte wird auf folgende Weise gemacht. Der Spinat wird vorher rein gemacht, gewaschen, hernach klein gehackt, in einem Mörser fein zerstoßen, so daß er durch ein Handtuch gestrichen werden kann, und wenn er durchgestrichen worden, schlägt man neun bis zehn Eier aus, nimmt das Weiße von der Hälfte derselben mit dazu, schlägt diese Eier mit ein wenig Sahne recht klar, zu dem Spinate gethan, nebst etwas gestoßenem Zwiebacke, Salz und Orangensaft, auf dem Feuer abgerührt, damit es dick werde, dann abkühlen lassen, und auf ein Unterblatt von Butterteig in eine Tortenpfanne gelegt, der Rand des Teiges zierlich ausgebildet, und im Ofen backen lassen. — Eine Wiener Spinattorte. Man nehme 1 Pfd. Mandeln, wische sie sau-

ber ab, ohne sie zu häuten oder zu schälen, und stoße sie gröblich klein; dann nehme man vier Eidotter, und das Klare schäumend in einem Topfe durch den Quirl, thue dazu ½ Loth Gewürznelken, eine geriebene Muskatennuß, ein halbes Pfund gesiebten Zucker, die klein geschnittenen Schalen von zwei Limonien, auch den Saft derselben, und rühre es gehörig ab. Hierauf ein umgekehrtes Tortenblättchen, nebst den Reifen damit bestrichen, mit Oblaten belegt, den Teig darauf gethan und im Ofen gebacken. Sobald dieses geschehen, siedet man ¼ Pfd. Zucker mit ¼ Quart Wasser in einer messingenen Pfanne, bis er sich spinnt oder Faden zieht, rührt ¼ Pfd. gehackte Mandeln darein, nimmt zwei Hände voll Spinat, stößt ihn klein, drückt das Wasser aus, setzt es zum Feuer, und läßt es sieden; dann durchgeseihet, unter die Mandeln gerührt, damit sie schön grün werden. Man schlägt Eierklar oder Eiweiß zu einem Schaume ab, rührt es darein und läßt es noch ein wenig sieden. Wenn nun die Torte gebakken ist, wird dieses darauf gegeben, mit einem schönen weißen Eise vermischt, solche wieder in den Ofen gesetzt und ausgetrocknet, damit das Eis hart wird, so ist sie fertig.

Neues lehrreiches und vollständiges Magazin für ein junges Frauenzimmer, die ganze Kochkunst und Zukkerbäckerei, sammt Allem, was damit verknüpft ist, vollkommen zu erlernen. Neue Aufl. Carlsruhe, 1779. 1r Band, S. 593, 594, 743; 2r Band, S. 1039, 1041. — Magdeburgisches Kochbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Magdeburg, 1804, 3 Bde. 2r Bd., S. 292 u. f.; 3r Bd., S. 63. — Kochbuch für die elegante Welt. Leipzig, 1819, S. 33. — Lehrbuch der Kochkunst, oder neuestes praktisches Berliner Kochbuch für alle Stände von C. W. Sametzky, 2te Auflage, 1r. Theil. Berlin, 1828, S. 76, 77, 242. 2r. Theil, Berlin, 1830, S. 150, 169.

In den Künſten und Gewerben iſt bloß der Same angewendet worden. So z. B. hat man aus dem Samen des Spinats, Spinacia Oleracea, zu Beſançon Brod gebacken. Man ließ den Samen trocknen, mahlen, und das Mehl mit Sauerteig aufgehen. Das Brod iſt davon nicht nur ganz vortrefflich geworden, ſondern man bekam halbmal mehr Brod, als von dem gewöhnlichen Getreide.

Spinat (Engliſcher), eine Benennung, die einige Ampferarten führen, weil ſie, gleich dem Spinate, gegeſſen werden können. So führt der Gemüſeampfer, Patienzkohl, Rumex Patientia Linn., den Namen: langer Engliſcher Spinat; ſ. Italieniſche Grindwurzel, unter Grindwurzel, Th. 20, S. 89 u. f.; der blutartige Ampfer, die röthliche Grindwurzel, Rumex sanguineus Linn., ſ. daſelbſt, S. 97, den Namen: rother Engliſcher Spinat; und der alpenliebende Ampfer, die runzlige Alpengrindwurzel, Rumex Alpinus Linn., ſiehe daſelbſt, S. 100, Nr. 9, den Namen: runder Engliſcher Spinat. Auch der Dorf- oder gemeine Gänſefuß, guter Heinrich, Chenopodium Bonus Henricus, führt den Namen des Feldſpinats, ſ. unter Melde, Th. 88, S. 133, Nr. 1. Auch das Kraut dieſer Pflanze kann als Spinat gegeſſen werden.

— (Erdbeer-), ſ. unter Meier, Th. 87, S. 611.

— (Feld-), ſ. unter Spinat (Engliſcher).

— (gebaueter), eine Benennung des Sommer- und Winterſpinats, welcher in den Gärten kultiviret wird, zum Unterſchiede von dem wilden Spinate ſo geheißen.

— (gemeiner), ſ. oben, S. 404.

— (rundblättriger), ſ. daſelbſt, S. 406.

— (Sommer-), ſ. daſ., S. 406, 407.

— (ſtachliger), ſ. daſ. 404.

Spinat (wilder), Spinacia fera, fructibus pedunculatis. Linn. Species plantarum. Tom. II. p. 1456. Der Stängel dieſer einjährigen Pflanze iſt glatt; die Blätter ſind geſtielt, delta-eiförmig, ſtumpf. Die Früchte eiförmig, an beiden Seiten faſt geſtielt, glatt und ſehr ſtumpf; ſie ſtehen in Blattwinkeln zu drei und mehreren beiſammen auf Stielen, die ungefähr ſo lang, als die Früchte ſind. Das Vaterland dieſer Pflanze iſt Sibirien.

— (Winter-), ſ. oben, S. 404.

Spinatpflanzen, der Spinat, nachdem er aus dem Samen hervorgegangen oder hervorgeſchoſſen.

Spinatſamen, der von den zum Samen ſtehen gebliebenen Pflanzen eingeerndtete Samen, ſ. oben, S. 409.

Spinatſtrudeln, ſ. daſelbſt, S. 415.

Spinatſorte, ſ. daſelbſt, S. 416.

Spinatwurſt, ſ. daſ.

Spind, in einigen Gegenden auch die Spinde, ein nur in einigen Provinzen, beſonders des nördlichen Deutſchlands übliches Wort, einen Schrank zu bezeichnen, ſ. dieſen Artikel, Th. 148, S. 152.

Spindel, i. d. Verkleinerung Spindelchen, ein Wort, welches für Spille üblich iſt, und ſo wie dieſes ſowohl d. Begriff der langen dünnen Spitze, als auch der Bewegung um ſeine Achſe hat. — 1. Mit dem herrſchenden Begriffe der langen dünnen Spitze iſt die Spindel in vielen Fällen ein langer dünner, entweder an einem oder an beiden Enden zugeſpitzter Körper, von welcher Art die Spindel iſt, deren man ſich noch in einigen Gegenden, beſonders Ober-Deutſchlands, zum Spinnen bedient, welche ein ſpitz zulaufendes Hölzchen iſt, das man zwiſchen den Fingern der rechten Hand herumdreht. Man gebraucht dieſes Werkzeug um Flachs darauf zu ſpinnen, damit es einen feinen Faden erhält, ſo wie man faſt alle feine Garne zu Spitzen und Zwirne auf dieſer Spindel ſpinnt. Dieſes Werkzeug

ist ein gedreheter Stock, der anstatt des Rockens dient, woran der Flachs gewickelt wird, welcher gesponnen werden soll, unten ist ein Brettchen, welches auf kurzen Füßen ruht, befestiget, worauf die Spinnerin die Füße stellt, und damit den Wocken festhält. Mit der linken Hand zieht sie den Faden aus dem Flachse, welchen sie an die Spindel anlegt, und indem sie mit der rechten Hand die Spille umdreht, so dreht sie zugleich den aufgezogenen Faden, und nachdem derselbe so lang ausgezogen worden, als die Spinnerin mit der rechten Hand reichen kann, so wickelt sie den fertigen Faden auf die Spille, welche unten an dem einen Ende eine runde Scheibe hat, woran sich der aufgewickelte und gesponnene Faden anlegt, und die Spinnerin wikkelt den gesponnenen Faden kegelförmig auf, und wenn die Spille voll ist, so zieht sie das Ganze leicht von der Spindel, und spinnt solche von neuem voll. Mit einer bewunderungswürdigen Geschwindigkeit wird der Faden mit der Spindel gesponnen, und dieses so fein als auf keinem Trittrade; s. auch unter Spinnen und Spinnrad. — Um die Arbeiten mit diesem Werkzeuge zu bezeichnen, sagt man: Mit der Spindel und an der Spindel spinnen. Die Spindel mit den Fingern fassen. Und in der Götterlehre, Mythologie, heißt es: Die Parcen haben das Leben der Menschen auf ihrer Spindel; s. unter Parce, Th. 107, S. 476. — Bei den Vogelstellern heißt die spitzige Leimruthe auch die Spindel; daher sagt man: Vögel auf der Spindel fangen, wenn man sie auf einer der Spindel gleichenden Leimruthe fängt. — In einem Thurme ist die Spindel der dem Scheine nach spitzig zulaufende lange Baum, worauf der Knopf befestiget wird.

2. Mit dem herrschenden Begriffe der Bewegung um seine Achse, ist es sowohl eine um ihre Achse be-

wegliche Welle, als auch eine Achse, um welche ein anderes Ding in einer schraubenförmigen bewegt, von der letzteren Art ist die Spindel in Mechanik, das ist, eine jede Welle, um welche Schraube geführt wird. An einer Wendeltre ist es die senkrechte Säule, um welche die ganze Tr herumgeht, und welche auch der Mönch gen wird, welchen Namen in den Schneckenhäusern die kleinere Säule führt, um welche die Gänge ger den sind. — Zu der ersten Art beweglicher W gehören die horizontalen Spindeln der Dre ler, dasjenige was sie drechseln wollen, daran z festigen, man hat daher Klebspindeln, Schl spindeln, Ringspindeln ꝛc. Die von dem Dr ler gedrehete Spindel für Spinnerinnen ist dem ein langes, auf der Drechselbank an beiden E spitzig zugedrehetes, am dritten Theile seiner L aber etwas starkes Stäbchen, durch dessen Umdr die Spinnerin die vom Rocken abgezogenen F spinnt, und vollends darauf wickelt, oder wenn es Woll- oder Flachsrad-Spindel ist, vom Rade rauf wickeln läßt. Sie sind bald groß, bald klein, n dem die Materie ist, und das Gespinnste werden Man hat auch eiserne oder stählerne Spindeln, b ders an den Spinnrädern; s. unter Spinnen Spinnrad. — In der Mechanik führt der rechte Baum des Göpels, worin der Korb und Trifft gehen, den Namen der Spindel, welchen men auch der lange dünne Knochen des Vordera Radius, führt, welcher auch die Speiche und Spille genannt wird; s. oben, S. 399. — Bei Nadlern heißt der Draht, worüber der Knopf gesponnen wird, sowohl die Spille, als die Sp del. — Beim Gelbgießer ist die Spindel jenige Stück einer Drehbank dieses Professioni welches die abzudrehende Sache hält. Mit dem

gel der Drehbank parallel, aber in einiger Entfernung, befindet sich an der rechten Seite der Drehbank ein messingenes rundes Stück, etwa 2 Zoll dick, die Spitze des einen Endes wird von einer hölzernen Schraube in der einen Säule des Gestelles gehalten, doch so, daß sie sich in einem Zapfenloche am Ende der Schraube umdrehen läßt. Das andere Ende der Spindel durchbohrt eine messingene Docke, und auf die Spitze der Spindel wird beim Drehen ein kleiner hölzerner Stock gesteckt, in dessen vordere Aushöhlung das Messing paßt, welches man abdrehen will. — Beim Uhrmacher ist die Spindel dasjenige Stück einer Uhr, welches die Gleichmäßigkeit des Steigerades und auch der ganzen Uhr bewirkt. Es ist eine kleine Stange mit zwei Lappen oder Stückchen Blech, welche sich hin und her bewegen, und wenn ein Lappen in der Luft schwebt, der andere in einen Zahn des Steigerades greift, und es in der Gleichheit erhält. Sie läuft in dem steifen Kloben, in dessen Ausschnitt sie sich frei bewegen kann. Die Spindellappen sind vorn abgeschärft, und die Zähne des Steigerades auf einer Seite nach einem Zirkelbogen ausgeschnitten, weil sich die Spindellappen im Kreise bewegen. Die Spindel wird mit ihren beiden Lappen gewöhnlich aus einer starken Uhrfeder geschnitten, und mit der Feile ausgearbeitet. Die Neigung der beiden Spindellappen gegen einander auf ihrer Spindel beträgt bei den Taschenuhren ungefähr 90 Grade, und wenn sie diese Stellung auf der Spindel noch nicht haben, berichtiget man sie mit einer Zange. Der Uhrmacher geht am sichersten, wenn er die Neigung der Spindellappen bei den Taschenuhren nach den Zähnen des Steigerades abmißt. Jeder Spindellappen ist $\frac{1}{5}$ vom Durchmesser des Steigerades breit. Man findet noch besser ihre Breite, wenn man die Spindellappen in einen Zahn des Steigerades legt, und so lange von seiner Breite etwas abfeilt, bis nur

die Spitze des Zahns vorspringt. Bei den großen Stubenuhren wird die Welle nebst den Spindellappen aus einem Stücke Stahl geschmiedet und in Wasser gehärtet; sie müssen aber hernach wieder hafergelb oder strohgelb anlaufen, weil man sonst die Welle nicht abdrehen könnte, wenn sie nicht etwas wieder erweicht würde. Von der Stellung der Lappen auf ihre Welle oder Spindel gegen einander hängt der starke oder schwache Gang des Perpendikels ab; denn je größer die Neigung beider Spindellappen gegen einander ist, desto stärker wirft der Perpendikel aus, und umgekehrt. Die Uhrmacher geben aber gern dem Perpendikel eine kleine Schwingung, wenn er mit dem Spindellappen in einer Federuhr vereiniget ist, weil diese Uhren nur mit geringer Kraft auf das Pendul wirken. Sie messen den Abstand der Spindellappen gemeiniglich bloß nach dem Augenmaße ab, und bei einer Federuhr mit einem etwas langen Pendel muß die Neigung der beiden Spindellappen gegen einander ungefähr einen Winkel von 60 Graden machen; bekommt sie daher einen kürzern Pendel, so kann man diesen Winkel kleiner annehmen, ist aber der Perpendikel länger, so muß auch die Neigung der beiden Lappen gegen einander mehr als 60 Grade betragen. Der Haken an der Welle der Spindellappen, woran der Perpendikel vermittelst eines seidenen Fadens in einer Federuhr hängt, muß gerade in der Mitte zwischen beiden Spindellappen stehen. Siehe auch unter Uhr, in U. — Die Spindel der Thurmuhren mit ihren Lappen ist eine Stange mit zwei Lappen von Eisen, worin das Steigerad mit seinen Zähnen wechselweise greift. Durch diese Spindel mit ihren Lappen wird hier, wie in allen andern Uhren, die Kraft oder Geschwindigkeit der Räder gehemmt, daß sie nicht sogleich ablaufen, sondern so lange aufgehalten werden, daß dadurch der Weiser die Stunden zeigen kann.

Durch dieſe Spindellappen wird auch die Perpendikelſtange bewegt, daß ſie ihre Vibrationen verrichten muß. Beide Spindellappen müſſen aber ſo eingerichtet werden, daß einer nicht breiter, als der andere iſt, auch einen rechten Winkel von 90 Graden machen; denn ſtehen ſie weiter, als 90 Grade auseinander, ſo wirft die Perpendikelſtange nicht weit genug aus, und durchſchneidet nur einen kleinen Zirkel oder Raum; ſtehen ſie aber enger, als 90 Grade zuſammen, ſo wirft zwar die Perpendikelſtange weiter aus und durchſchneidet einen weitern Zirkel, die Uhr geht dagegen ſchwerer und erfordert mehr Gewichte, weil die Steigradszähne die Lappen höher heben müſſen. Die Perpendikelſtange muß auch zwiſchen den beiden Lappen einen Winkel von 45 Graden machen, ſonſt hinkt der Gang, weil ſich der Lappen, welchem die Perpendikelſtange näher iſt, ſchwerer hebt, als der andere, von welchem dieſelbe mehr entfernt iſt. Dieſe Spindel nebſt ihren Lappen wird horizontal über das liegende Steigrad gelegt, ſo, daß ſie mit demſelben parallel iſt, und mitten über die Steigradszapfen weggeht; denn legt man ſie ſchief über das Steigrad, ſo muß man den einen Lappen ſchmal und den andern breit machen, welches einen ungleichen Gang verurſachen würde. — In Hinſicht der Sprachkunſt iſt die Spindel ein naher Verwandter, ſagt Adelung, von winden, und in Anſehung der langen dünnen Spitze iſt es von Spille, Speer, Spieß, Spitze ꝛc. nur im Suffixo verſchieden; ſiehe auch den Artikel Spille, oben, S. 398 u. f.

Spindel, im Bergwerke, 1) das Holz, welches in der Höhe gerichtet iſt, und darin der Korb und die Trift am Göpel geht. — 2) Das Eiſen, daran der Helm an dem Zuge mit der Schraube befeſtiget iſt. — 3) Iſt die Spindel am Zuge das geſchmiedete Eiſen an demſelben, durch welches im Geſchlichts des

Schwengels ein Stocknagel geht, der den Schwengel an den Zug befestiget.

Spindel, beim Buchdrucker, in der Druckerpresse die große eiserne Schraube, welche den sogenannten Tiegel auf die Form drückt.

—, in der Conchyliologie, verschiedene Conchylien, welche diesen Namen wegen ihrer spindelförmigen Windungen führen, z. B. die Französische Spindel, Murex Cotus; die Javaische Spindel, Murex Javanus; die linksgewundene Spindel; die Niederländische Spindel, Murex antiquus; die Nordische Spindel, Murex despectus; die stumpfe Spindel, Marex trapezium; die Syrakusische Spindel, Murex Syracusanus ꝛc. ꝛc.; s. auch den Art. Murex, Th. 98, S. 82 u. f.

—, beim Drechsler, s. oben, S. 422.

— (Französische), s. Spindel, in der Conchyliologie.

—, beim Gelbgießer, s. oben, S. 422.

—, beim Goldspinner, ein zum Gold- und Silberspinnen von einem starken Eisendrahte verfertigtes Instrument, mit einem hölzernen Wörtel in der Mitte, von oben aber mit einem zarten Häkchen versehen, durch dessen Herumdrehen das Gold und Silber über die beiden Fäden gesponnen wird.

—, beim Handschuhmacher, s. Spindel (Wende-).

— (Javaische), s. Spindel, in der Conchyliologie.

— (Kleb-), bei den Drechslern, eine Spindel, große runde Sachen aus einem Brette, welches darin befestiget wird, zu drehen.

— (Lanzen-), die Lanze, die spindelförmige eiserne Spitze an einer Lanze.

— (linksgewundene), s. Spindel, in der Conchyliologie.

Spindel, in der Mechanik, ſ. oben, S. 422.

—, beim Nadler, ſ. daſelbſt.

— (Niederländiſche), ſ. Spindel, in der Conchyliologie.

— (Nordiſche), ſ. daſelbſt.

— (Ring-), ein Werkzeug beim Drechsler, ſ. oben, S. 422.

— (Schlag-), ſ. daſelbſt.

— (Schwielen-), ſ. unter Kinkhorn, Th. 37.

— (Solen-), ſ. unter Waſſerwage, in W.

—, zum Spinnen, ſ. oben, S. 420.

—, in der Sprachkunſt, ſ. daſelbſt, S. 425.

—, im Thurme, ſ. daſ., S. 421.

—, beim Uhrmacher, ſ. daſ., S. 423.

—, beim Vogelſteller, ſ. daſ., S. 421.

—, an der Wendeltreppe, ſ. daſ., S. 422.

— (Wende-), bei dem Handſchuhmacher, ſ. unter Handſchuh, Th. 21, S. 460.

Spindelbaum, 1) eine Spindel in Geſtalt eines Baumes, das iſt, eine große, lange und ſtarke Spindel, von welcher Art die Spindel in dem Göpel der Bergleute in den Bergwerken iſt. — 2) Ein Baum, deſſen hartes und feſtes Holz vorzüglich zu Spindeln für das weibliche Geſchlecht gebraucht wird, im gemeinen Leben Spillbaum, in welchem Verſtande mehrere Bäume und Stauden dieſen Namen führen, z. B. der gemeine weiße Ahorn, Acer campestre Linn., welcher Spillbaum, Spielbaum und Spuhlbaum, und deſſen Holz Spindelholz genannt wird; dann die Eſpe oder Zitterpappel, Populus tremula Linn.; dann der eigentlich Spindelbaum, Evonymus Europaeus Linn., deſſen Holz, weil es zu Zwecken für die Schuhmacher gebraucht wird, auch Zweckenholz heißt.

Der Spillbaum Evonymus, oder der eigentlich und vorzugsweiſe mit dieſem Namen belegte Baum,

Staubfäden; auch einen kurzen Griffel mit
ſtumpfen Narbe; ſie hinterläßt eine vier- oder
eckige gefärbte, und nicht ganz trockne Kapſel,
vier oder fünf Fächer, und in jedem Fache eine
einem Umſchlage bekleideten Samen hat. Die b
teſten Arten ſind:

1) Europäiſcher Spillbaum, S
delbaum, Spuhlbaum, Haudsbaum, L
baum, Pfaffenhütlein, Pfaffenmü
Pfaffenkäpplein, Pfaffenpfötchen, P
fenröslein, Zweckholz, Mirſchelinsh
Evonymus Europaeus, floribus plerisque
trifidis, foliis sessilibus, Linn. Syst. veg. p.
Spec. plant. p. 286. Evonymus vulgaris, g
rubentibus; Bauh. pin. 428; Engl. Spindle-
Prick-wood; Fr. Fusain, Bonnet de Pr
Schwed. Alster, Benwed; Holl. Paapenhou
Dieſes Gewächs iſt in allen Ländern von Europ
gemein, und wächſt meiſtens in den Hecken, au
und wieder in den Wäldern. Es führt, außer
oben angeführten Namen, noch mehrere, welche
Pfaffenbaum, Th. 109, S. 349, angeführt
den. Wenn dieſes Gewächs ſtrauchartig wächſ

ſtehen ebenfalls paarweiſe, haben gar keine oder nur kurze Stiele, und ſind eyrund-lanzettförmig, ſcharf zugeſpitzt, am Rande mit ſehr feinen, ſtumpfen, ſägeartigen Zähnchen ausgezackt, 3 bis 4 Zoll lang und 1½ bis 2 Zoll breit, glatt und hellgrün; im Herbſte werden ſie durchſcheinend roth und fallen ſpät ab. In den Winkeln entſpringen einzelne glatte, dünne Blumenſtiele, welche an den Enden eine kleine Dolde von 3, 5 bis 6 grünlich oder gelblich weißen Blumen tragen, welche im Mai oder Junius zum Vorſchein kommen, und die darauf folgenden Früchte werden im Oktober oder November reif, und haben dann meiſtens eine ſchöne hellrothe Farbe, bei völliger Reife ſpringen ſie an den Ecken ein wenig auf, ſo, daß der Same etwas entblößt wird, aber doch nicht heraus fällt. Die Samen ſind eyrund und glatt, und haben eine eigene dunkelgelbe, ſchleimichte Hülle. Es giebt von dieſem Baume oder Strauche, welcher in allen ſeinen Theilen einen ſehr unangenehmen Geruch und Geſchmack hat, einige Varietäten, die von einigen Schriftſtellern für beſondere Arten gehalten werden; z. B. 1) eine Varietät mit großen und breiten Blättern, rundlichen Blumenblättchen, und faſt lauter fünftheilige Blumen und Früchte. 2) Eine andere kleinere Art mit ſchmäleren Blättern, länglichten Blumenblättchen, und faſt lauter viertheilige Blumen und Früchte; und 3) eine Varietät mit warzigten Zweigen und Stämmen, rothgetüpfelten Blumen, und ſchwarzem Samen. Die Blätter dieſes Strauches werden, nach der Beobachtung von Linné und andern Botanikern, unberührt gelaſſen von dem Rindviehe, von den Ziegen und Schafen aber gefreſſen, obgleich ihnen der Genuß derſelben nach einigen Erfahrungen ſchädlich und zuweilen tödlich ſeyn ſoll. Alle Theile der Pflanze, vorzüglich die Früchte, innerlich genommen, ſollen ein heftiges Erbrechen und Purgiren erregen. Den Schafen ſind dieſe Früchte

ein tödliches Gift; den Meisen und Rothkehlchen aber eine angenehme Speise. Wenn man diese Früchte trocknet, zerstößt und das Pulver mit Rockenmehl vermischt auf den Kopf streuet, oder noch besser, es in einer Salbe anwendet, tödtet es die Läuse; auch dienen sie wider den Grind und andere Unsauberkeiten und Unreinigkeiten des Kopfes bei Kindern. In Frankreich ist dieses Mittel von den Landleuten zu dem genannten Gebrauche angewendet worden; auch ein Dekoct dieser Früchte, die Haare damit zu waschen. — In der Oekonomie hat man auch vorgeschlagen, aus dem Samen dieses Gewächses Oel zu pressen, oder denselben auf Oel zu benutzen, so wie man andere ähnlich Pflanzensamen dazu gebraucht; s. Reichs-Anzeiger, Jahrg. 1796, Bd. 1, S. 308. — In der Toilettenkunst wurden die noch grünen Samen in Lauge gekocht, ehemals auch zum Färben der Haare benutzt, um Blondins und Blondinen, den Haaren nach, zu machen. Man kann diese Farbe auch in der Färbekunst auf Saffianleder benutzen; man soll auch eine dem Orlean ähnliche Farbe daraus bereiten können. Jetzt wird der Same, die Frucht ꝛc. dieses Gewächses zu den genannten Mitteln in der Heilkunst und zu den Färbereien nicht mehr angewendet, wohl aber das Holz wegen seiner dem Buchsbaume gleichenden Eigenschaften; denn es ist gelblich, fein aderich, und wenn es gut getrocknet worden, sehr hart und zähe, von Drechslern und Instrumentenmachern zu verschiedenen Gegenständen, z. B. zu Röhren, Spillen oder Spindeln, woher der Baum auch den Namen erhalten, Zahnstochern und vielen andern Instrumenten, und eingelegten Arbeiten der Tischler und Instrumentenmacher, die ein hartes und zähes Holz erfordern; dann giebt es, zur Kohle gebrannt, die beste Zeichen- oder Reißkohle, auch gepülvert dienen diese Kohlen zur Verfertigung des Schießpulvers besser, als andere.

In den Gärten kann man einen ſolchen Strauch ſehr gut zu niedrigen lebendigen Hecken benutzen, nur werden ſeine Blätter von einer Raupe (Phalaena castralis Linn.) zerfreſſen.

2) Afrikaniſcher Spill- oder Spindelbaum, Evonymus Colpoon, floribus omnibus quadrifidis, foliis petiolatis, ovalibus obtusis, Linn. Syst. veg. p. 198. Colpoon compressum Berg. Cap. 38, f. 1, f. 1. Crataegus foliis subrotundis sinuosis flore ac fructu racemoso. Burm. Afr. 240, t. 86. Dieſe Art des Spindel- oder Spillbaumes iſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe, und daſelbſt ein Strauch oder Baum, welcher von den Einwohnern, die aus ſeinem Holze Löffel und kleine Tröge machen, Löffelholz genannt wird. Die Gelenke ſeiner Zweige ſind flach zuſammengedrückt, die Blätter ſind oval, ſtumpf und geſtielt; die Blumen ſind viertheilig, und die Früchte viereckig; ſie wachſen in traubenförmigen Büſcheln.

3) Amerikaniſcher Spindel- oder Spillbaum; Evonymus Americanus, floribus omnibus quinquefidis, foliis sessilibus. Linn. Syst. veg. p. 198. Spec. plant. p. 286. Evonymus foliis lato-lanceolatis serratis. Hort. Ups. p. 30. Evonymus Virginianus Pyraeanthae foliis, capsula verrucarum instar exaspera. Pluk. alm. 139, t. 115, f. 5. Rhus Virginianum, folio Myrti. Comm. Hort. 1, p. 157. Dieſer Strauch iſt in Virginien, Carolina, und in den meiſten Theilen von Nordamerika zu Hauſe, und wird ungefähr 8 bis 10 Fuß hoch. Seine Zweige und Blätter ſtehen, wie bei Nr. 1, gerade einander gegenüber; Letztere ſind ſehr kurz geſtielt, länglich zugeſpitzt, dick, ſteif, aderig, am Rande fein gezähnt, auf der Oberfläche glänzend und dunkelgrün, auf der untern aber blaßgrün; ſie dauern das ganze Jahr hindurch. Die Blumen ſind

und entſpringen auf dünnen einfachen Stielchen, deren gemeiniglich je zwei in den Winkeln der Blätter zuſammen ſtehen; die darauf folgenden Früchte haben eine hochrothe Farbe. Man zieht dieſen Strauch beſonders in den Gärten Englands, wo er gut in freier Luft fortkommt, jährlich im Julius blühet, aber ſelten reife Früchte trägt. Auch bei uns in Deutſchland kommt er gut fort, und wird zur Zierde in den Gärten gebraucht.

Spindelbaummotte, Phalaena castralis Linn., ein Nachtfalter, der ſich an dem Spindelbaume aufhält, daran ſeine Eyer legt, damit die herausgekrochenen Raupen ihre Nahrung auf den Blättern finden können, die ſie faſt ganz zernagen oder zerfreſſen, ſ. oben, unter Spindelbaum Nr. 1.

Spindelgras, eine Art Gras, welches ſpindelförmig in die Höhe ſchießt, eine ſpindelförmige Spitze hat.

Spindelholz, in Sachſen eine Benennung der gemeinen Ahorns; ſ. Th. 1, S. 240.

Spindelkraut, Spinnrockendiſtel, Strahlkopf, Atractylis Linn., ſ. Strahlkopf. Auch der wollige Saflor, Carthamus lanatus, ſ. unter Saflor, Th. 130, S. 302, führt den Namen gelber Spinnrockendiſtel, gelb. Spindelkraut.

Spindellappen, beim Uhrmacher, eine Spindel, deren Lappen ſo eingefreſſen ſind, daß ſie Ungleichheiten erzeugen; ſie ſind zu weich, und man kann die Feile nicht gut anwenden, ohne ſie nicht zu verderben. Um die Grube aus dem unterſten Lappen zu bringen, feilt man, indem die Unruhe in einer Kerbe des Lagers liegt, nach der Länge. Bei dem oberſten Lappen müßte es auch ſo geſchehen, und es läßt ſich zuweilen mit einer abgebrochenen Zapfenfeile thun. Gemeiniglich iſt ihm aber nicht anders zu helfen, als mit einer ſchmalen Feile überzwerch. Die Politur darf hier nicht vergeſſen werden, und dann muß man auch das Haupt-

augenmerk darauf haben, daß man den rechten Winkel nicht verändere. Eine von der Löthung des Butzens herrührende Ungleichheit wird mit dem Grabstichel weggeschafft, oder man muß die Unruhe erhöhen, oder endlich die Spindel in der Mitte weißblau anlassen, und mit dem Hammer ausrecken, zu welchem Mittel man sich aber nicht gern entschließt.

Spindelpresse, eine mit einer Spindel oder Schraubenspindel versehenen Presse, in welchem Falle aber die meisten Pressen diesen Namen verdienen. In engerer Bedeutung ist es eine Art Weinpresse, wo eine bloße Spindel zwischen ihren Nadeln und Kranzhölzern geht, und auf den untersten Satz drückt; zum Unterschiede von einer Baumpresse, die mit Zwingbäumen versehen ist, die Wirkung der Spindel auf die Schwellen und Druckbäume zu verstärken.

Spindelrebe, Celastrus scandens Linn., s. unter Celasterbaum, Th. 7, S. 763, Nr. 2.

Spindelschnecke, s. oben, unter Spindel.

Spindelstrauch, Celastrus, s. Celasterbaum, Th. 7, S. 761 u. f.

Spindelthüre, Spillthüre, s. oben, S. 403. In Holland sind dergleichen Thüren bei Schleusen, wo keine großen Schiffe passiren, jetzt noch am gebräuchlichsten, weil sie leicht beweglich sind, auch weniger kosten, als die sonst gewöhnlichen, hinten sind sie bloß mit den sogenannten Hrrel oder Thürpfosten, oder auch sogenannten Schlagthüren der Schleusen und Siele versehen.

Spindelwirtel, bei den Spinnerinnen, die sich der Spindel bedienen, ein dicker Ring (Wirtel), welcher unten an die Spindel oder Spille gesteckt wird.

Spindelzunge, in den Bergwerken, die untere viereckigte Warze des Bleuelzapfens an der Korvelle oder dem Spindelbaume eines Göpels, woran der viereckige Zapfen gemacht ist, der in dem unten befindli-

chen Schuh, oder, nach Maaßgabe der Spindelzunge, in dem ausgehöhlten, koniſch runden, 3 Zoll dicken Zapfen läuft, und die Welle herumtreibt. Man kann die Spindelzunge herausnehmen, und wenn es nöthig iſt, verſtählen.

Spinder, Bierſchröter, ſ. Th. 4, S. 277.

Spinell, Spinellus, Fr. Rubis Spinelle, ein rother Edelſtein, der mannigfaltige Abſtufungen hat; ſ. unter Rubin, Th. 128, S. 270 u. f.

Spinellen, Spinling, Prunus spinosa, ſ. Th. 112, S. 127.

Spinet, Ital. Spinetta, ein muſikaliſches Inſtrument, eine Art Klavier, welches ehemals Klavizymbel genannt wurde. Man ſchlägt die Saiten mit bekielten Spitzen.

Spinetdraht, eine Gattung Meſſings- oder Eiſendrahts, welche zu Manicordien, Spinet-Klavierſaiten ꝛc. ꝛc. angewendet wird.

Spinifex, die Lateiniſche Benennung des Spießgraſes.

Spinne, im Hüttenweſen, ein Inſtrument, welches eben ſo groß, als die Mündung der Form ſeyn muß, und worüber dieſe geſchlagen wird.

Spinne, Aranea L.; Fr. l'Araignée; Engl. Spider, ein überall bekanntes ungeflügeltes Inſekt, mit acht Augen, acht Füßen, und Warzen am Hintern, aus welchen es die Fäden zu ſeinem Gewebe zieht. Nach Cüvier gehört die Gattung der Spinnen zur Klaſſe der Inſekten mit Kinnladen und ohne Flügel, und in die dritte Ordnung: Spinnenartige Inſekten, Unogatae Fabr.; Fr. Aracnéides, und macht hier die zweite, nach der Klaſſe aber die ſiebente Ordnung aus. Die Gattungskennzeichen ſind: ein verdickter Bauch, nur durch einen Stiel mit der Bruſt verbunden. Auf dem mit der Bruſt verwachſenen Kopfe ſtehen acht Augen; die Oberkiefer

enden mit einer beweglichen, durchbohrten Giftklaue. Vor dem After liegen vier Spinnwarzen, wovon jede wie ein Sieb gebauet ist, so daß sich ein ganzes Bündel von Fäden herausziehen läßt, welche Fäden in einem zusammenkleben, und aus allen vier Warzen bilden die Fäden den eigentlichen Faden, der zum Gewebe zu ihrer Wohnung gebraucht wird, der also aus einigen Dutzend Fäden besteht. Die Männchen sind kleiner und haben einen beweglichen Fortsatz an den Palpen. Die Spinnen unterscheiden sich überhaupt von den Skorpionen durch ihren eirunden oder länglichen Hinterleib ohne Schwanz, und durch ihre Freßspitzen, welche sich bei den Männchen zuweilen in eine Kolbe endigen, und die männlichen Zeugungstheile enthalten, wie auch weiter unten vorkommen wird. Mehrere Naturforscher theilen die Spinnen nach der Stellung ihrer sechs bis acht Augen ein. Man hat bei denselben folgende Stellungen gefunden:

Da sich die Stellungen der Augen nur sehr unvollkommen angeben lassen, so haben einige Naturforscher den Wunsch geäußert, das große Geschlecht der Spinnen auf eine andere Weise einzutheilen, besonders ist Illiger der Meinung gewesen, daß man solches in mehrere andere zerfällen könne. — Man theilt sie, nach

Oken, in Weber-, Jäger-, Krebs- und Minirspinnen.

Die Weberspinnen unterscheiden sich von den übrigen Spinnen durch ihre längeren Vorderfüße, und durch die Netze, die sie weben. Diese Insekten sind sehr grausam, und schonen selbst ihre eigene Gattung nicht. Die Gewebe, welche sie verfertigen, haben verschiedene Gestalten. Einige hängen sie perpendikulair auf, und weben sie in Kreise, mit weiten Maschen; sie stellen sich in den Mittelpunkt und fangen nur die kleinsten Fliegen; andere befestigen sie in irgend einem dunkeln Winkel, geben ihnen ein sehr dichtes Gewebe, verstecken sich in einer besonders gearbeiteten Höhle, und fallen von da aus selbst die größten Fliegen an. Finden sie Widerstand, so knebeln sie ihr Schlachtopfer mit mehreren Fäden, welche sie im Kreise darüber hinspinnen, so daß solches in der Bewegung gehemmt wird, und sich nicht gleich durcharbeiten kann, besonders weil die Füße dabei zusammengezogen werden. Die Spinnen fangen dann gleich an den Gefangenen, Geknebelten mit ihrem Saugrüssel zu stechen und ihm die Säfte auszuziehen, und dann den Leichnam wegzuwerfen, ihn an das äußerste Ende des Gewebes zu tragen, damit er keinen Verdacht bei den andern kleinen Insekten erregt, die sich dem Gewebe nähern. Uebrigens leben die Spinnen einsam, und nähern sich sogar einander mit Furcht zur Zeit der Begattung, und bei dieser Gelegenheit wird zuweilen diejenige Spinne, welche sich zu weit wagt, von der andern aufgefressen. Die bekanntesten Arten der Weberspinnen sind folgende:

1) Die Hausspinne, Fensterspinne, Winkelspinne, Zimmerspinne, Aranea domestica; Fr. l'Araignée des maisons; sie ist die gemeinste von denen, welche horizontale Netze weben, und häutet sich alle Jahre; Kopf und Brustschild sind

hell; ihr Hinterleib ist eyförmig, blaßbraun, mit fünf schwärzlichen Flecken bezeichnet, die länglich sind, über quer liegen, und fest aneinander hängen. Die vordern sind breiter, werden aber gegen die Hintertheile nach und nach schmäler. Ihre Beine sind schwarz und braun geringelt. Ihre Augen stehen in einem ovalen Kreise auf der Stirn, wie oben, S. 435, vorgezeichnet worden. Sie macht ihr Gewebe in den Häusern in den Winkeln der Zimmer; dann an den Fenstern und unter den Dächern. Einige machen noch einen Unterschied zwischen der Haus- und zwischen der Fensterspinne, weil Erstere bloß horizontale, Letztere aber kreisförmige Gewebe mache; allein man hat gefunden, daß die Winkelspinnen, wenn sie keinen Winkel treffen, oder sich sonst nicht in einem Zimmer irgend wo mit ihrem Gewebe festsetzen, oder solches an die Wand befestigen können, auch ein kreisförmiges Gewebe machen; auch übrigens in der Gestalt, Farbe ꝛc. nur wenig verschieden sind; auch selbst die Größe ist kein genaues Kennzeichen, sondern manchen Veränderungen unterworfen. Auch beschränken sich die Zimmer- oder Hausspinnen nicht bloß auf Winkelgewebe, sondern dehnen ihre Gewebe an Orten, wo sie nicht gestört werden, über ganze Theile der Gemächer aus, so daß ein solches Gewebe einem ausgespannten Netze gleicht, welches an alle Gegenstände, die sich im Gemache etwas erhaben befinden, angeheftet worden, welches eine eigene List dieser Insekten verräth, weil in einem solchen lang ausgespannten Netze, ohne bestimmte Form, sich die Fliegen leichter fangen, indem sie durch den Schatten betrogen werden, dagegen fliegen, hängen bleiben, und so eine Beute ihres Feindes werden. Die Haus- oder Zimmerspinne macht ihr Gewebe in den Zimmerwinkeln, Ecken der Zimmer, nur ganz einfach, aber dennoch mit vieler Kunst. Sobald sie ihr Gewebe beginnt, so läßt sie zur Befestigung des

Fadens, nach der Beobachtung genauer oder treuer Naturforscher, bei dem Anfange ihres Gespinnstes einen kleinen Tropfen von einer klebigen Feuchtigkeit an die Wand fallen, welcher sich nach und nach verhärtet und den Faden sehr fest hält; dann geht sie von diesem Anfangspunkte zurück, verlängert den Faden, und so bald sie an den Ort kommt, wo das andere Ende des Fadens befestiget werden soll, so faßt sie ihn mit den Krallen, zieht ihn scharf an, und befestiget ihn auf eben die Weise, wie sie es bei dem Anfange gethan hatte. Auf diese Art spinnt sie verschiedene Fäden nebeneinander, welche als der Webezettel des Gewebes, das sie verfertigen will, anzusehen sind. Auf dieselbe Weise verfährt sie auch mit den Querfäden oder dem Einschlage in ihrem Gewebe, wo sie das eine Ende an den erst gesponnenen Faden und das andere an die Wand befestiget. Alle diese nun gesponnenen Fäden sind klebericht, und bleiben daher überall, wo sie sich berühren, an einander hängen. Nachdem sie nun das Hauptgewebe in dem Winkel des Zimmers vollendet, und es von der Spitze des Winkels aus so abschössig gemacht hat, daß die Fliegen um so sicherer in das Gewebe kommen und darin hängen bleiben müssen, so legt sie oben in dem Winkel ihre Höhle, ihren Versteck an, welcher so groß ist, daß sie mit einer gefangenen Fliege, die sie in diesen Hinterhalt zieht, um sie zu tödten und sich von ihren Säften zu nähren, Platz darin hat. Die Oeffnung zu dieser Höhle ist zirkelrund angelegt. Bei denjenigen Geweben, welche nicht in dem Winkel, sondern an der freien Wand, jedoch in der Nähe der Decke angelegt werden, und die horizontal, gleich einer Brücke über einen Fluß gehen, liegt die Höhle in der Mitte des Gewebes, so daß beide Seiten offen oder frei liegen, und die Spinne von den Fliegen gar nicht bemerkt werden kann, die um so eher in dieses Netz gerathen, weil sie sich gern an solchen Stellen

der Wand aufzuhalten pflegen. Ein aufmerksamer Beobachter einer Hausspinne, theilt über den Fleiß und die Geschicklichkeit dieses Insektes in den gelehrten Beiträgen zu dem Braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1781, St. 22, S. 170, Folgendes mit.

Ich bemerkte ungefähr vor vier Jahren, sagt derselbe, eine große Spinne in einem Winkel meines Zimmers, die ihr Gewebe machte. Die Magd hatte zwar schon oft ihren Besen wider die Arbeiten dieses kleinen Thieres aufgehoben; allein ich war damals so glücklich, die gänzliche Zerstörung dieses Gewebes zu verhindern, und diese Mühe wurde mir dann durch die angenehme Unterhaltung, die sie mir verschaffte, reichlich belohnt. In drei Tagen war das Gewebe mit unglaublichem Fleiße wieder hergestellt, und es schien, als ob die Spinne über ihren neuen Wohnplatz recht vergnügt wäre. Sie marschirte oft rund herum, untersuchte die Stärke eines jeden Theils, begab sich in ihre Höhle, und kam sehr oft wieder heraus. Der erste Feind aber, dem sie entgegen gehen mußte, war eine andere und weit größere Spinne, welche kein eigenes Gewebe hatte, und deshalb das Eigenthum ihres Nachbars angreifen wollte. Es erfolgte hierauf bald ein hitziges Gefecht, in welchem der Feind den Sieg zu haben schien, so daß die arbeitsame Spinne zu ihrer Höhle ihre Zuflucht nehmen mußte. Dann wurde ich gewahr, daß der Sieger alle List brauchte, den Feind aus seiner Verschanzung heraus zu ziehen. Er schien bald fortzueilen, kehrte aber eben so schnell wieder um, und als er endlich sah, daß alle seine Kriegslist vergeblich war, so fing er an das neue Gewebe ohne Schonung zu zerstören. Dieses veranlaßte ein anderes Gefecht, und wider alle meine Vermuthung siegte die arbeitsame Spinne und tödtete ihren Gegner. Da sie nun auf diese Weise in dem ruhigen Besitze ihres Eigenthums war, so brachte sie drei Tage mit der größten Geduld an der Ausbesserung ihres Gewebes zu, und blieb diese ganze Zeit über, so viel ich bemerken konnte, ohne alle Nahrung. Endlich fiel eine große Fliege in das Netz, und suchte sich mit der größten Mühe wieder herauszuwickeln. Die Spinne

ließ ſie immer mehr und mehr ſich verwickeln; allein die Fliege ſchien für das Gewebe doch zu ſtark zu ſeyn. Mit einem Male that die Spinne einen Ausfall, und in einer Minute war ein neues Netz um ihren Gefangenen herumgeſponnen, wodurch die Bewegung ſeiner Flügel dergeſtalt verhindert wurde, daß ſie ſich dieſer gefeſſelten Fliege ſogleich bemächtigte und ſie in ihre Höhle ſchleppte. Auf dieſe Weiſe lebte ſie in einem ſehr ungewiſſen Zuſtande, indeſſen ſchien ſie die Natur zu einer ſolchen Lebensart ausgerüſtet zu haben, indem ſie ſich von einer Fliege länger als eine Woche erhalten konnte. Ich legte einſtmals eine Weſpe in das Gewebe, ſobald aber die Spinne herauskam, um ſie, wie gewöhnlich die Fliegen, zu erhaſchen, und jetzt gewahr wurde, mit welchem Feinde ſie es zu thun hatte, ſo zerriß ſie ſogleich alle Banden, welche die Weſpe feſſelten, und bemühete ſich aus allen Kräften, einen ſo furchtbaren Feind wieder loszuwickeln. Kaum war die Weſpe wieder in Freiheit geſetzt, ſo erwartete ich, daß die Spinne die gemachten Lücken ihres Gewebes wieder ausfüllen würde; allein dieſe ſchienen unerſetzlich zu ſeyn, ſo daß ſie lieber das ganze Gewebe verließ, und ein neues anfing, welches in der gewöhnlichen Zeit zu Stande kam. Ich wünſchte nunmehr zu wiſſen, wie viel Gewebe eine einzige Spinne liefern könnte, und daher zerſtörte ich dieſes, und das kleine Inſekt verfertigte bald wieder ein anderes; kaum aber hatte ich das zweite wieder zerſtört, ſo ſchien auch ſein Vorrath ganz erſchöpft zu ſeyn, und es konnte nicht mehr ſpinnen. Die Kunſtgriffe, welche die Spinne jetzt anwandte, um ſich zu erhalten, da ſie das beſte Mittel, ihren Unterhalt zu erlangen, verloren hatte, waren in der That bewunderungswürdig. Sie fing an ihre Füße wie einen Ball zuſammen zu rollen, und dann lag ſie viele Stunden nacheinander ganz unbeweglich und lauerte auf ihren Raub, und ſobald ihr eine Fliege von ungefähr zu nahe kam, ſo fuhr ſie auf einmal heraus, und war oft ſo glücklich, ihre Beute zu erhaſchen. Sie fing aber bald an dieſes Leben überdrüſſig zu werden, und beſchloß daher das Eigenthum einer andern Spinne anzugreifen, da ſie kein eigenes Gewebe mehr machen konnte. Sie

that mit großem Muthe einen Angriff auf ein benachbartes Gewebe, wurde aber anfangs mit vieler Tapferkeit von der Inhaberin zurückgetrieben. Dieser fehlgeschlagene Angriff machte sie aber nicht muthlos, sondern sie fing an eiu anderes Gewebe drei Tage lang zu belagern, und nahm es endlich ein, da sie die Eigenthümerin darin getödtet hatte. Auf diese Weise lebte die hier erwähnte Spinne drei Jahre. Sie wechselte alle Jahre ihre Haut, und bekam neue Füße. Ich habe ihr zuweilen einen Fuß ausgerissen, und er ist in zwei oder drei Tagen wieder gewachsen. Anfangs fürchtete sie sich, wenn ich mich dem Gewebe nahete, zuletzt wurden wir aber so bekannt zusammen, daß sie mir eine Fliege aus der Hand nahm, und sobald ich einen Theil ihres Gewebes anrührte, sogleich aus ihrer Höhle kam, um sich entweder zur Vertheidigung oder zum Angriffe zu rüsten.

Ein Schriftsteller macht bei Erwähnung der Spinnen folgende nicht unrichtige Bemerkung: daß Thiere dann erst, wenn sie in Gesellschaft mit einander leben, sich fleißig und sinnreicher zeigen, so, daß man ihre Geschicklichkeit, wovon ihr natürlicher Instinkt die einzige Triebfeder ist, nur zu oft bewundern muß. Der Elephant und der Biber geben davon die deutlichsten Beweise, so lange sie mit einander in Verbindung sind, das heißt, jede einzelne Thierfamilie, so bald sich aber der Mensch in ihre Gesellschaft eindrängt, so verlieren sie gleich allen Muth und Trieb zum Fleiße, und lassen nur sehr wenig von ihrer Geschicklichkeit blicken, die sie vorher in ihrem gesellschaftlichen Zustande so merkwürdig gemacht hatte. Unter den Insekten haben die Arbeiten der Bienen und Ameisen die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Naturforscher, so wie aller für die Natur und ihre Schönheiten empfänglicher Menschen zu allen Zeiten auf sich gezogen; allein ihre ganze Erfindungskunst und Geschicklichkeit verschwindet, sobald sie von einander getrennt sind, und eine einzelne Biene oder Ameise scheint alle Arbeitsamkeit ver-

loren zu haben, und iſt das dümmſte Inſekt, welches in der Einſamkeit ſchmachtet und bald umkommt; nicht ſo iſt es mit der Spinne. Unter allen einſam lebenden Inſekten iſt ſie das fleißigſte und ſinnreichſte, und ihre Handlungen, wenn man ſie genau in ihrer Lebensart beobachtet, überſteigen beinahe allen Glauben. Bei einer ſcheinbaren Ueberlegung ihrer Handlungen, die höchſte Verſchlagenheit und Liſt, welches auch ſchon aus den Geweben ihres Aufenthaltes, wie ſchon oben angeführt worden, hervorgeht, wodurch ſie die kleinen Inſekten, wie Fliegen, Wanzen ꝛc., zu täuſchen ſich bemühet, und ſie in ihr Garn lockt, welches noch mehr ſichtbar wird, wo ſie ihre Netze im Zimmer ungeſtört weben kann, auf welche Weiſe ſie bemühet iſt, ihre Schlingen zu legen, um Fliegen zu erhaſchen. Bei großen ausgedehnten Geſpinnſten, bei Geweben, die ſich oft über die Hälfte des Zimmers verbreiten, revidirt ſie am Abende von Station zu Station das ausgedehnte Gewebe, ob ſich nicht irgendwo eine Fliege oder ſonſt ein kleines Inſekt gefangen hat; auch vermehrt ſie theilweiſe ihr Fangnetz durch neue Fäden, wenn es ihr hin und wieder nicht dicht genug erſcheint, und Inſekten durchſchlüpfen und es dabei leicht zerreißen können. Hauptſächlich iſt dieſes Inſekt aber zu einem beſtändigen Kampfe, nicht allein mit andern Inſekten, ſondern auch mit ſeines Gleichen, gebildet; denn der Körper der Spinne iſt vorne ſtark und wie gepanzert, und daher gegen die Angriffe anderer Inſekten undurchdringlich, und ihr Leib iſt in eine glatte biegſame Haut eingehüllt, welche ſogar den Stich einer Weſpe vereitelt. Ihre Füße ſind mit ſtarken Zangen verſehen, welche den Krebsſcheeren nicht unähnlich ſind, und ihre große Länge dient ihr wie ein Spieß, um jeden Feind in der Entfernung zu halten. Zum Beobachten und Auflauern dienen ihre acht Augen, und zum Feſthalten und Tödten ihres Raubes, ihrer

Beute, dienen die Krallen ihrer Füße und die Zangen ihres Mundes. Obgleich die Spinne übrigens tapfer bei den Angriffen auf ihre Feinde sich zeigt, so verräth sie doch auch eine gewisse Furcht und Aengstlichkeit, wenn irgend ein etwas großes und starkes Insekt, z. B. eine Bremse, Wespe ꝛc., in ihr ausgespanntes Netz geräth; sie läuft dann hin und her, bald zu dem Insekte, bald wieder nach ihrer Höhle, besonders wenn das Insekt ein starkes Geräusch durch Brummen und Summen macht, und nur erst wenn es etwas still geworden, fängt sie an es einzuspinnen, jedoch nur immer erst dann, wenn sie ihm gewachsen zu seyn glaubt, sonst zerreißt sie selbst lieber an der Stelle, wo das Insekt sich gefangen hat, das Gewebe, damit es durchfallen kann, wie auch schon oben, S. 440, angeführt worden, als daß sie das Einspinnen desselben versucht, welches ihr beim nicht Gelingen Nachtheil bringen könnte, und dann bei der Anstrengung des Insektes, um sich los zu machen, auch ein großer Theil des Gespinnstes zerstört werden würde.

Der durch seine gelehrten physisch-chemischen Werke bekannte Herr von Isjonval hat auch die Spinnen bei ihrer Arbeit mit ungemeiner Sorgfalt beobachtet, und gefunden, daß sowohl ihre Genauigkeit, als Feinheit, Regelmäßigkeit und die sinnreiche Manier, mit welcher sie die Insekten, die sie fangen wollen, in ihre klebrigen Fäden einwickeln, die höchste Bewunderung verdient. Ferner hat er auch bemerkt, daß sie sehr empfindlich für die Electricität sind, und als Barometer gebraucht werden können. Wenn nämlich sehr schlechtes Wetter einfallen will, so lassen sie ihre Arbeit gänzlich liegen, und halten sich stille in einem Winkel. Bei veränderlicher Witterung arbeiten sie über einem geringen Durchmesser, wenn nämlich die Punkte, wo sie ihre Fäden anlegen, nicht so weit von einander entfernt sind. Sobald hingegen gutes bestän-

diges Wetter ist, so greifen sie das Werk nicht allein mit außerordentlicher Thätigkeit an, sondern verbreiten sich auch damit über einen beträchtlichen Raum. Die Spinnen unterscheiden auch sehr genau einen Regen, auf welchen gutes Wetter folgt, und eine Nässe, die kaum vom Barometer angezeigt wird, aber die Vorbereitung zu einer anhaltenden schlimmen Witterung ist. Ferner hat der Herr von Isjonval sich auch überzeugt, daß die Spinnen in Pferdeställen nützlich sind, indem die Pferde durch sie vor den Fliegen geschützt werden. (Lichtenbergs Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte, Bd. 7, fortg. von J. H. Voigt, St. 2, S. 47.)

Was nun das Begattungsgeschäft der Hausspinne anbetrifft, so ist dieses um so merkwürdiger vor den andern Insekten, da das Spinnenweibchen keiner andern an Grausamkeit bei diesem Akte gleicht. Wenn nämlich im Herbste der Begattungstrieb bei dem weit kleineren Männchen, als dem Weibchen, rege wird, oder eintritt, so verläßt es sein Gewebe, und nähert sich, aber furchtsam und schüchtern, dem Aufenthalte des Weibchens. Ist es nahe genug, so rührt es dasselbe mit seinen Fühlhörnern an, aber fährt im Nu ängstlich zurück, als ob es von demselben verfolgt würde, und dieses ist auch sehr oft der Fall bei den zur Begattung gar nicht geneigten Weibchen, welche dann die Männchen anzugreifen und zu tödten pflegen. Bleibt aber das Weibchen ruhig sitzen, so ist dieses ein Zeichen ihrer Geneigtheit zur Begattung; das Männchen wiederholt dann, obgleich stets ängstlich, seine zärtlichen Versuche, bis es von der gänzlichen Bereitwilligkeit des andern Theils überzeugt zu seyn glaubt. Jetzt springen die männlichen Zeugungsglieder aus dem Knöpfchen am Ende der Fühlhörner, das Geburtsglied unter der Brust, oder zwischen der Brust und dem Bauche des Weibchens öffnet sich gleichfalls,

und die Begattung geht vor sich. Aber kaum ist dieser Akt vorüber, so verändert sich das Weibchen zu einer kleinen Furie, und das Männchen kann nur durch die schnellste Flucht seinem Tode entgehen. Sobald nun das Weibchen empfangen hat, und ihre Eier legen will, so bringt sie einen Theil ihres Gewebes unter die Eier, wickelt diese sorgfältig ein, und brütet sie in ihrer Höhle aus. Wird sie in ihrer Höhle beunruhiget, so sucht sie niemals zu entfliehen, ohne ihre junge Brut in ihren Zangen mit sich fortzutragen, und auf solche Weise werden sie oft das Opfer, sagt ein Schriftsteller, ihrer mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit. — Ein großer Contrast dieser kleinen Amazone mit der Liebe zu dem männlichen Geschlechte. Sobald als die Jungen ihre künstliche Umhüllung verlassen haben, so fangen sie an zu spinnen, und wachsen unbemerkt heran. Sind sie so glücklich, schon in den ersten Tagen ihres Daseyns eine Fliege zu erhaschen, so wird sie mit einer gewissen Freude ausgesogen, welche Freude sich in ihrer emsigen Beschäftigung dabei ausdrückt; sie können aber auch drei oder vier Tage ohne die geringste Nahrung leben, und wachsen dabei, so daß sie fast mit jedem Tage ihre vorige Größe verdoppeln. Dieser Wachsthum dauert aber bei ihrem ganzen Körper nicht immer fort, sondern er erstreckt sich bei zunehmendem Alter auf ihre Füße, welche immer länger werden, und endlich, wenn eine Spinne vor Alter ganz steif wird, und den Raub nicht mehr erhaschen kann, so stirbt sie zuletzt vor Hunger.

Die Kreuzspinne, Fensterspinne, Gartenspinne, Mauerspinne, Aranea Diadema, eine der größten von denjenigen Spinnen, welche ein kreisförmiges Gewebe machen. Die Gestalt hat diese Spinne mit der Hausspinne gemein, nur ist ihr Bauch größer als eine Erbse, rothbraun oder rosiröthlich mit einem weißen Rückenkreuze aus Flecken, das heißt, mit

einer Längsreihe von weißen und schwarzen Punkten, und drei Querreihen auf dem Hinterleibe. Die Augen stehen, wie sie oben, S. 435, zuerst angeführt oder gestellt worden ⁘. — Die Eier hängen sie in einem Beutel von gelber Seide an eine Wand. Die Jungen kommen erst im Mai aus. — Wie die Kreuzspinnen ihr künstliches kreisförmiges Gewebe von einem Baume zum andern, oder von einer Mauer zur andern ziehen, oder vielmehr ihre Gewebe durch lange Fäden durch die Luft an die genannten Gegenstände befestigen, hat lange viele Naturforscher beschäftiget. Schon in der Carteſiſchen Physik ist dieses Gegenstandes gedacht worden; s. Philosophie moderne et naturelle par le Sr. ***. Amsterd., 1690, am Ende des Buches, S. 559. Der Philosoph stellt sich vor, die Spinne hänge an einem Faden von irgend einem Zweige herab, habe Fäden ausgestoßen, die sich auch wohl mitunter in mehrere zertheilen. An ihren Enden sind sie frei, lassen sich von der Bewegung der Luft treiben, wenn einer von den freien Fäden irgendwo mit seinem Ende anhängt, so fühlen sie das, laufen dahin, und fangen nun von demselben ihr Gewebe an. Käſtner*) sagt: daß die Spinne Fäden ausstoße, die mit ihren Enden frei schweben, sey ihm gar nicht bekannt; es könnten aber an der Spinne Fäden hängen, die mit einem Ende frei schweben, wenn sie nämlich da abgerissen sind; auch soll sich nach seiner Meinung ein solches frei schwebendes Ende so wenig anhängen, als ein Zwirnsfaden, der mit seinem Ende an etwas Festes käme. — Hier scheint Käſtner doch zu irren. Ein frei herabhängender Zwirnsfaden wird, wenn er vom Winde an einen andern Gegenstand geführt oder

*) Neues Hannöversches Magazin vom Jahre 1787, St. 703, S. 1641.

geworfen wird, wie z. B. an einen Baum, an eine rauhe Mauer ꝛc., nicht hängen oder kleben bleiben, dies iſt gewiß, wohl aber ein Faden eines Spinngewebes, denn dieſer iſt nicht nur weit leichter, als der Zwirn, ſondern auch klebrig, wie man an den Fäden des ſogenannten fliegenden Sommers gewahrt, welcher ſich überall feſtſetzt, und anhängen und kleben bleibt, und dieſes um ſo eher an etwas Rauhem, wie an Bäumen, Mauern ꝛc. ꝛc. Daß Fäden der Spinnen klebrig ſind, beweiſet auch eine Anmerkung in der Théologie des insectes de Mr. Lesser, avec des remarques de Mr. P. Lyonnet. Haag, 1742, Th. 1, S. 327, wo es heißt: Wenn man trocknen Sand auf Spinnegewebe werfe, ſo bleibe er nur an den Fäden hängen, die als Seiten der Vielecke, welche das Gewebe bildet, eigentlich ſpiralartig um den Mittelpunkt gehen, nicht an denen, die als Halbmeſſer aus dem Mittelpunkte gehen, zum Beweiſe, daß dieſe nicht klebrig ſind. — Man kann die Spinnfäden mit der Seide in den Cocons der Seidenwürmer vergleichen, die auch etwas Klebriges und Rauhes hat, wodurch ſie überall, woran ſie geräth, ſitzen bleibt, beſonders an Tuch ꝛc., und erſt mit Mühe wieder abzuziehen oder abzunehmen iſt; und daher kann auch leicht der durch den Wind fortgeführte, oder auch nur ſtark bewegte Faden an einen Gegenſtand gerathen, an dem er kleben bleibt. Dieſer Meinung ſind auch mehrere Naturforſcher, nur iſt hier derjenige Umſtand in Betrachtung zu ziehen, daß die Spinne nie einen Faden von ſich herausgeſponnen hängen läßt, ohne ihn irgendwo ſogleich zu befeſtigen; der einzige mögliche, oder denkbare Fall wäre hier, daß ſie ſich z. B. von einem Baume ein wenig herablaſſe, und dann vom Winde zu dem andern geſchleudert würde, ſich da ſogleich feſthalte, und den Faden befeſtige; wenn nur dieſer feſte Punkt mit dem, wovon die Spinne ausgeht,

nicht oft gleiche Höhe hätte, und auch so weit von dem andern entfernt wäre, zuweilen über zwei Schritte. Jemand meint, daß wenn die beiden festen Punkte nicht weit von einander entfernt sind, sie etwa durch einen Sprung dahin gelangten. Kästner ist auch der oben angeführten Meinung, daß die Spinne sich von einem festen Punkte herablasse, und an dem Faden schwebend von der Luft an einen andern festen Gegenstand geführt werde, daselbst setze sie Saft ab, und ziehe so aus ihrem Behälter einen Faden, indem sie zugleich von der Stelle, wo ihr erster Faden oben fest war, herabhängt. Auf diese Weise sind zwei Fäden vorhanden, die einen Winkel machen, in dessen Spitze die Spinne ist. Wird sie an einen andern festen Gegenstand geführt, so ist ein Faden zwischen beiden Gegenständen vorhanden. Indessen soll sie, nach des so eben angeführten Schriftstellers Meinung, nicht von diesem ihr Gewebe anfangen, sondern zurücklaufen, bis an eine Stelle, die sie zum Mittelpunkte desselben annimmt; auch befestiget und bauet die Spinne ihre Wohnung von innen auswärts, und nicht von außen einwärts. Ein aufmerksamer Beobachter der Natur, hat sich auch mit diesem Gegenstande beschäftiget, und theilt darüber in den Hannöverschen gelehrten Anzeigen, vom Jahre 1751, St. 67, S. 633, Folgendes mit:

Meine Neugierde hat sich besonders sehr lange damit beschäftiget, wie die Kreuzspinnen es anfangen, um die ersten Grundfäden zu ziehen, da ich fand, daß sie solche von einer Wand an die andere, und von einem Baume an den andern ausspannen, und ihr Netz dazwischen machten. Ich schlug mehrere Werke darüber nach, welche von den Spinnen Nachricht geben, sie sagten aber hiervon entweder gar nichts, oder gaben an, daß sich die Spinne von einer gewissen Höhe herab an einem Ende ließe, und an ihrem Faden so lange in freier Luft hinge, bis sie ein Wind

an einen gegenüberstehenden Ort triebe, da sie denn den ersten Grundfaden ihres Gespinnstes befestigte. Ich hatte aber ihre Arbeit viel zu lange beobachtet, als daß die Unmöglichkeit hiervon mir nicht gleich hätte sollen in die Augen leuchten. Ihre Grundfaden sind viel zu künstlich und ordentlich gezogen, als daß sie von einem zufälligen Stoß des Windes können hergeleitet werden. Kein Tauwerk auf einem Schiffe wird ordentlicher ausgespannt, als die Grundfäden eines solchen Gespinnstes. Ich habe ein solches Gewebe hinweggenommen, und in einer einzigen Nacht ist die Spinne wieder mit einem neuen fertig gewesen. Eine recht starke Kreuzspinne, besonders wenn man sie füttert, macht einem neugierigen Naturforscher dieses Vergnügen einige Nächte nach einander. Sie ist zu Zeiten in ein Paar Stunden mit diesem Gewebe zu Stande, und zwar in einem ganz verschlossenen Zimmer. Wie viele einander ganz entgegenlaufende Windstöße wären hier nöthig, wenn die Spinne durch solche in ihrer Arbeit sollte gebracht werden. Wie kann ein solcher Wind in einer verschlossenen Kammer so stark werden, daß er eine recht dicke Spinne von einer Wand an die andere werfen kann. Wer ihnen folgt, wird noch gewahr werden, daß ihnen aus andern Ursachen kein Wind zu statten kommen kann. Ich habe gesehen, daß sie ihr Gespinnst an zwei hohe Häuser befestigte, zwischen welchen ein niedriges Gebäude dergestalt stand, daß wenn die Spinne sich nur etwas herabgelassen, sie unmöglich vom Winde an denjenigen Ort getrieben werden konnte, wo sie einen Faden befestiget hatte. Ich habe folgende zwei Befestigungsarten wahrgenommen, auf welche Weise sie mit ihrem Faden von einem Orte zum andern gelangen. Ich sah einmal aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes meiner Wohnung an die Wand nieder. Nachdem ich nun nach einer gewissen Sache scharf sehen wollte, bekam ich eine große Kreuzspinne ins Gesicht, welche an der Wand des Hauses heraufkroch, bis sie ganz nahe unter mein Fenster gelangte. Hier fing sie an einen Faden mit ihren Füßen aufzurollen, den ich vorher noch nicht bemerkt hatte. Ich glaubte anfangs, sie zöge

denſelben aus ihrem Leibe; ich gab daher genau Acht, was ſie damit machen würde. Sie wickelte zwei kleine weiße Flocken davon zuſammen, und als dieſes geſchehen, kroch ſie geſchwind durch die freie Luft über einen Hof an einen Baum, und als ich die Sache genauer unterſuchte, ſo war ein Faden zwiſchen meinem Hauſe und dem Baume, an welchem ſie fortlief. Es war vermöge der Umſtände nicht möglich, daß ſie der Wind von dem Baume, wo ſie ihren Sitz hatte, an das gegenüberſtehende Haus hätte werfen können; denn der Raum zwiſchen dem Hauſe und dem Orte ihres Aufenthaltes war viel weiter, als die Höhe, wovon ſie ſich herabgelaſſen hatte. Sie konnte daher den Faden zwiſchen dem Hauſe und dem Baume nicht anders angebracht haben, als daß ſie ſich von dem Baume herabgeſponnen, auf der Erde bis an das Haus, und an ſelbigem in die Höhe gekrochen, und ſo den Faden hinter ſich hergezogen, wie ich denn mehrere auf dieſe Art von einem Orte zum andern habe gehen ſehen. Hierdurch war nun der Faden weit länger geworden, als es nöthig war, deshalb wickelte ſie davon zwei Flocken an einander, daß der Faden als ein Bogen in freier Luft ſchwebte, und ſie durch denſelben den Baum wieder erreichen konnte. Den folgenden Tag ſah ich mich wieder nach derſelben um, und da hatte ſie an den erſten ſehr langen Faden einige andere befeſtiget, und ſolchen an ein benachbartes Dach geklebt, und dadurch den großen Faden ſtraffer gezogen, und die Grundfäden erhalten, worein ſie ein großes rundes Netz geſponnen. Ich habe nachher mehr dergleichen lange Grundfäden unterſucht, und gefunden, daß ſie immer ein oder ein Paar zuſammengerollte kleine Flocken oder runde Knoten gehabt, und bin dadurch in der Meinung beſtärkt worden, daß dieſe Fäden auf eben die Art, wie oben beſchrieben worden, von einem Orte zum andern getragen, und durch die ineinander gewickelten Flocken verkürzt wurden. Ich habe ferner wahrgenommen, daß eine Spinne, wenn ſie von einer Höhe von ungefähr 4 Fuß an ihrem Faden herabgelaufen, ſie ſich dann zwei bis drei Spannen weit bewegen und in freier Luft fortſchwingen kann, wohin ſie will. Ich habe es zweimal ge-

ſehen, daß dieſes Spinnen gethan, und einen Ort geſucht, wo ſie ihren Faden befeſtigt haben. Es iſt dieſes beide Male in einer verſchloſſenen Kammer geſchehen, wo ich ganz ſtille ſaß und keine bewegte Luft vorhanden war, welche die Spinne hätte treiben können. Sie bewegte ſich ganz langſam nach verſchiedenen Gegenden, bis ſie einen Ort gefunden hatte, wo ſie ihren Faden ſicher ankleben konnte, woran ſie dann wieder zurück in die Höhe ging. —

Das Letztere habe ich ſelbſt in meinem Zimmer an einer Spinne beobachtet, daß ſie ſich an dem Faden, woran ſie ſich von der Decke des Zimmers herabgelaſſen hatte, fortſchwingen konnte, jedoch geſchah dieſes nur in geringer Entfernung, und ohne ihren Faden an einen andern Gegenſtand ankleben zu können, weil dieſe von der Spinne zu entfernt waren; auch war ſie nur ſehr klein; alſo war bei derſelben auch nur eine geringe Kraft ſich fortzuſchwingen vorhanden. Woher aber dieſe Kraft entſteht, ſich an ihrem eigenen Faden nach verſchiedenen Richtungen fortzuſchwingen, muß genaueren Forſchungen vorbehalten bleiben. Ich konnte übrigens dieſes Fortbewegen in verſchiedenen Richtungen des Zimmers genau ſehen, da es am Abende bei Lichte und in der Nähe des Tiſches geſchah, woran ich ſaß und arbeitete. Treibende Luft, Zug, Wind war nicht vorhanden, es müßte denn von der Hitze der brennenden Lampe geſchehen ſeyn, welche auf die Zimmerluft, wenigſtens auf denjenigen Theil derſelben gedrückt hätte, der der Lampe am nächſten war, und dadurch die Spinne fortbewegt haben; allein dieſes widerlegte ſich dadurch, daß ſie oft Minuten lang ganz ſtille an dem Faden perpendikulair herabhing, ohne die geringſte Bewegung zu machen; hier hätte ſie ſich alſo eben ſo gut bewegen müſſen, wenn irgend ein Druck oder eine Bewegung auf dieſelbe gewirkt hätte; allein ſo war dieſes gar nicht der Fall. Auch wickelte ſie den Faden bald einmal wieder auf, indem ſie wieder in die

Höhe stieg, bald ließ sie sich wieder daran herab, also auch ein Beweis, daß die Büschelchen nicht etwa zusammengedrehet oder verhärtet sind, sondern sie ordentlich, gleich einem Knäul, aufgewickelt seyn müssen, damit sie solche wieder entwickeln kann, wenn es Noth thut. Diese Eigenschaft, sich an einem Faden herablassen und sich daran hin und her zu bewegen, scheint übrigens nicht allein der Kreuzspinne, sondern auch der Hausspinne, überhaupt allen Webespinnen eigen zu seyn; so wie es noch an hinreichenden Beobachtungen fehlt, ob die Hausspinne unter Umständen, wo sie von Gegenständen ausgeschlossen ist, woran sie ihr gewöhnliches dreieckiges Netz weben kann, nicht auch ein kreisrundes webt, und die Kreuzspinne ein dreieckiges. So wie überhaupt noch viele Abweichungen von den beiden gewöhnlichen Formen vorkommen. Uebrigens ist das zirkelförmige Gewebe, in dessen Mitte sich die Spinne aufhält, das künstlichste, und um so mehr tritt diese Kunst hervor, wenn man die Verfertigerin daran arbeiten sieht, wie sie gleichsam mechanisch, ohne Mühe die concentrischen Fäden an einander befestiget, sie ganz parallel laufen läßt, den Zirkel immer erweitert, und so gleichsam zwischen den Grundfäden ihr zartes Luftgebäude hervorzaubert.

Die Fortpflanzung dieser Spinne oder Spinnenart geschieht wie bei der Hausspinne; auch bei dieser Art ist das Weibchen eine Furie, wenn sie keine Lust oder keinen Trieb zur Begattung fühlt; auch hier nähert sich das Männchen mit der größten Vorsicht dem Weibchen, um seine Liebkosungen anzubringen, und entfernt sich eben so schnell von demselben, wenn sie gekrönt worden, aus Furcht ermordet zu werden. Das Weibchen legt 500 bis 600 Eier, wozu sie einen Beutel, gleich dem Cocon eines Seidenwurmes, webt, wie auch schon oben, S. 447, angeführt worden, und läßt sie darin ausbrüten, welches gewöhnlich im Mai bei

warmer Witterung geschieht, wo dann die Jungen, die man mit den bloßen Augen kaum erkennen kann, gleich zu weben anfangen, und auch eben so künstliche Gewebe machen, wie die Alten. Man hat die Gespinnste der Kreuzspinne zu Seidenzeugen schon zu des Hydaspis Zeiten angewendet; denn die Gesandten der Serer, welche an diesen Fürsten abgeschickt wurden, brachten demselben schon Zeuge zum Geschenke, die von den Spinnen in ihrem Lande gewebt oder gesponnen worden, und von denen ein Stück in Purpurfarbe getaucht, das andere aber schneeweiß war *). Es gab daher unter den Serern schon eben so scharfsinnige Leute im Erfinden, wie in der neuesten oder in unserer Zeit. Und wenn man daher viel Aufhebens, besonders im verwichenen Jahrhunderte machte, daß man aus Spinngewebe eine Art Seidenzeug verfertigen könne, woraus Handschuhe, Westen ꝛc. gemacht worden sind, so darf man die Bewunderer oder Erstauner über diese Erfindung nur auf die Serer verweisen, die zu ihrer Zeit schon die Kunst besaßen, Gespinnste aus Spinngewebe zu Zeugen ꝛc. zu verfertigen. Man hat in neuester oder der jetzigen Zeit sehr wenig von dem Gebrauche der Kreuzspinnen Gewebe, besonders von den Coconartigen Säcken, worin sie die Jungen in den Eiern ausbrüten, oder wohl besser, reifen lassen, welche auch in Hinsicht der Farbe mit den Seiden-Cocons Aehnlichkeit haben, gehört, obgleich die Einsammlung derselben in großen Städten gewiß sehr wenig Mühe machen würde, da man in guten warmen Jahren, denen kein zu nasser oder feuchter Winter und Frühjahr vorangegangen, sie in großer Anzahl an den Stadtmauern antrifft; ich selbst fand sie an einer der Berliner Stadtmauern zu Tausenden an den zum

*) Heliodors äthiopische Geschichte, Bd. 10, S. 452, der Deutschen Uebersetzung.

Theil daran wild wachsenden Kräutern, und dan
der Mauer selbst; welche Erndte könnte daher
nicht gehalten werden, und wo finden sich nicht K
spinnen in Menge, besonders bei der so unbesch
lich zahlreichen Nachkommenschaft, welche sie h
Man kann sie selbst im Zimmer ziehen, j
nicht mit Vortheil. Man muß sich dann an
Schmutz, den sie machen, nicht kehren, besonde
sie sich gern in der Nähe des Fensters einspi
oder den Sack für ihre Jungen weben. Ich
staunte, in meinem Zimmer, welches eine freie Au
nach Feld, Gebüsch und Heide hat, in einem wa
Frühlinge im Monat Mai den Ausbruch der Br
ner Kreuzspinne zu sehen. Die Jungen hielten
zusammen, und schienen noch mit einem feinen Ge
vereiniget oder doch umstrickt zu seyn. Es war n
als Leben in dem Balle oder Knäuel; man unters
nur den runden Hinterleib in der Größe eines S
korns, und von hellerer Farbe, als bei den Alten, e
ein helles Gelbgrau oder Graugelb an das Licht geha
indessen nahm man auch mit den bloßen Auge
Bewegungen ihrer kleinen Füße wahr, welche ein
tes Gelb hatten. Die Anzahl überstieg, nach
oberflächlichen Schätzung, gewiß noch die oben
geführte Summe. Nach Reaumür soll
Kreuzspinne, indem sie ihr Gewebe macht, wenig
6000 Fäden auf einmal hervorbringen. Nimmt
an, daß eine Spinne nur 500 Eyer legt, und
auskommen oder reif werden, die Jungen gleic
spinnen anfangen, und ihre Fäden, der äußern A
nach, denselben Gehalt, wie die der Alten haben,
auch die Anzahl derselben den Fäden der Alten gleic
welche Ausbeute an Stoff kann hier nicht zur V
tigung von Zeugen gewonnen werden! — Nach
suchen soll die Seide, oder das Gespinnst, wom
Kreuzspinne ihre Eyer überzieht, die Stärke, D

haftigkeit, und auch die Fähigkeit die Farben anzunehmen, kurz alle Eigenschaften haben, welche die einige Millionen Menschen ernährende ächte Seide hat. Der Herr Professor Joh. Siegm. Popowitsch sah ein Paar Strümpfe, welche der ehemalige Aufseher der Linzerischen Zeugmacherei Weibel, ein Schweizer, aus der in seinem Zimmer gesammelten Seide der Kreuzspinnen sich hatte stricken lassen, die ganz vorzüglich waren, und die er länger getragen hatte, als die besten aus gewöhnlicher Seide gemachten Strümpfe. Die ganze Decke des Zimmers des genannten Aufsehers war mit einem Gestricke oder Geflechte von Bindfaden überspannt, darauf etliche hundert Kreuzspinnen ihre Netze aufstellten, worunter er wohnte. Nachdem die Spinnen wahrgenommen, daß man ihnen ordentlich ihre Nahrung reiche, wurden sie träge in der Netz- oder Spinnarbeit. Die weiblichen Spinnen warteten lieber, bis ihr Ernährer mit einem Teller frisch getödteter Fliegen ins Zimmer trat, als daß sie selbst sich nach Nahrung umgesehen, und ihre Netze um so größer ausgebreitet hätten. Sie ließen sich plötzlich alle, jede an ihrem Faden, herab, und jede nahm eine Fliege und trug sie eilends auf ihrem Faden in's Lager hinauf und fraß sie, oder sog ihr daselbst die Säfte aus. Wenn er auch ohne Teller ins Zimmer trat, ließen sie sich doch alle herab, und sahen, oder schienen nach seinen Händen zu sehen, ob er ihnen Etwas brächte. Merkten sie nun, daß er nichts für sie hatte, so kehrten alle wieder schleunig auf ihrem Faden zurück, jede an ihren Ort. Ihnen war Weibel so gut bekannt, als seinen Vögeln, die er gleichfalls im Zimmer hatte; denn wenn ein Anderer ins Zimmer kam, so bewegte sich keine von ihrer Stelle. Die einzige Nahrung, die Fliegen fing er in Gläser, die inwendig mit Honig überstrichen waren. Der Gebrauch dieser Seide ist durch ein in Französischer Sprache gedrucktes Buch

bekannt gemacht worden, daraus Weibel die Kunſt, ſie zu ſammeln, gelernt hat. Der oben erwähnte Profeſſor macht hierzu die Bemerkung, daß man ſolches wohl nicht für einen erträglichen Vortheil für die Haushaltung anſehen kann, weil es weit mühſamer ſey, auch eine viel ekelhaftere Wartung abgebe, ſo viele tauſend Kreuzſpinnen mit Fliegen aufzuziehen, als die Seidenwürmer mit vorgeworfenen Blättern des Maulbeerbaumes zu füttern. — Rechnet man die Excremente der Kreuzſpinne hinzu, die in der That etwas Ekelhaftes haben, ſo möchte eine ſolche Zucht im Zimmer wohl nicht anzurathen ſeyn, um ſo weniger, da die Spinnen, außer dem mühſam anzuſchaffenden und daher koſtbarem Futter mit friſch getödten Fliegen, auch im Fleiße, wie oben angeführt worden, nachlaſſen ſollen, alſo die Zucht gerade in der Hauptſache, warum ſie betrieben wird, im Zimmer nicht vortheilhaft oder ergiebig iſt. Dieſerhalb iſt aber das Ganze nicht zu verwerfen oder ganz aufzugeben, als eine nicht in's Werk zu ſetzende Sache; man muß ihre Geſpinnſte im Freien aufſuchen, oder aufſuchen laſſen, und beſonders in trocknen warmen Sommern, wie ſchon oben, S. 453, angeführt worden, wo man ſie zu Tauſenden an alten Mauern ꝛc. angeſponnen antrifft. Die gewebten Strümpfe von dieſem Geſpinnſte ſollen die Eigenſchaft des Erwärmens in eben dem Grade beſitzen, wie die Schafwolle, ja ſelbſt in einem noch höheren Grade, welches hier freilich auf Verſuche ankommt, die wiederholt damit gemacht werden müßten.

Auch die Kreuzſpinnen ſind ein ſicherer, ja untrüglicher Wetterprophet. Die hangenden Spinnen haben zweierlei Arten ihr Netz zu weben, woran man erkennen kann, was man für Wetter bekommen wird. Will es regnigt und windig werden, ſo machen ſie die Hauptfäden, worin ihr ganzes Geſpinnſt hängt, ſehr kurz, will hingegen das Wetter gut und war-

werden, so geben sie diesen Hauptfäden in Vergleichung mit jenen, eine bedeutende Länge. Es erhellt hieraus, daß die Spinnen nicht allein, wie alle Barometer, ein nahes, sondern auch ein entferntes Gefühl von dem haben, was in der Atmosphäre vorgehen wird. Der Barometer bürgt nur für gutes Wetter, oder zeigt nur gutes Wetter bis Uebermorgen an; allein wenn die Spinne lange Fäden spinnt, so kann man mit Gewißheit auf zehn bis zwölf Tage hinaus gutes Wetter erwarten. Diese Anzeigen sind gewiß in vielen Fällen in ihren Folgen wichtig, hauptsächlich aber für die Arbeiter des Feldbaues; daher, sagt ein Schriftsteller, hat man längst gewünscht, daß die besten Barometer, Thermometer, Hygrometer, Endiometer, nicht im Besitz der Verzehrer, sondern der Erzeuger, der Erndter, wenigstens in den Händen der Landpfarrer seyn möchten. Es ist daher ein großes Glück, daß unter den Gaben, die die gütige Natur dem Landmanne spendet, ein so wohlfeiles Werkzeug sich befindet, auf dessen Empfindlichkeit und daher Untrüglichkeit, in Ansehung der künftigen Witterung, er sich stets verlassen kann. Die Barometer sind oft sehr fehlerhaft, besonders bei der Anzeige von beständig schön. Was bei ihnen diese Anzeige hervorbringt, ist ein Zustand der Luft, welcher, indem er der Sonne die größte Kraft giebt, oft und plötzlich sich mit einer großen Menge Electricität schwängert, wenn nicht die gänzliche Auflösung des trocknen Wetters, doch wenigstens jene Ungelegenheiten erzeugt, deren Vorherwissen so wichtig wäre. Die Arbeit der Spinne hebt dagegen alle Ungewißheit, selbst in Ansehung solcher schnellen Veränderungen. Die Spinne, die vielleicht das sparsamste aller Thiere ist, geht nicht eher an das Werk, und macht nicht eher einen so großen Aufwand an Fäden, die sie aus ihren Warzen zieht, als bis sie von dem vollkommensten Gleichgewichte aller constituirenden Theile der Luft, auf

eine beträchtliche Zeit hinaus versichert ist. Und selbst wenn es schon weit ins Jahr ist, und sie nicht mehr anders, als auf den Abzug und in den, schlechtem Wetter angemessenen Dimensionen arbeitet, und man dann die Spinne bei einem Regenwetter ihr Gewebe wieder ausbessern sieht, das der Regen verstört hat, kann man darauf rechnen, daß das Regenwetter nicht anhalten, sondern einer dauerhaften guten Witterung Platz machen werde. Siehe über die Witterungsanzeige durch die Spinne auch oben, unter Hausspinne die davon handelnde Stelle, S. 443, nach.

Ob übrigens die Kreuzspinnen Gift bei sich führen, ist noch nicht ganz ausgemacht. Die neuesten Naturforscher wollen dieses nicht zugeben; sie halten die Kreuzspinnen für ganz rein von allem Gifte; die ältern hielten sie für giftig, wenigstens wird es von einigen behauptet, besonders die große Kreuzspinne. Indessen hat einer der größten Gelehrten, la Lande, Spinnen als den ausgesuchtesten Leckerbissen genossen, wodurch er die Giftartigkeit dieses Insektes widerlegt. Es wollen aber doch Einige die Bemerkung gemacht haben, daß die Excremente der Kreuzspinne, wenn sie auf irgend eine entblößte Stelle eines sonst bedeckten Theiles vom Körper kommen, solche ein kleines Brennen verursachen, und eine rothe Stelle beim Fortwischen hinterlassen. — Die Kreuzspinne lebt nicht bloß außerhalb der Gebäude in Gärten, an Mauern ꝛc., sondern sie kommt auch in die Gebäude, in die Zimmer, und webt ihr Netz hauptsächlich daselbst an den Fenstern. Den großen gelben Sack, worin sich ihre Eier befinden, und der dem Cocon eines Seidenwurmes gleicht, hängt sie in den Zimmern an die Wände, besonders an die Kranzleisten ꝛc., und läßt daselbst die Jungen ausbrüten. Den Sack oder Cocon überspinnt sie von allen Seiten, so daß noch eine besondere sehr dichte Hülle darüber gewoben ist, die man mit einiger Mühe

von dem Cocon abziehen muß, um dieſen zu erhalten. Ein Naturfreund ſperrte, um die Brut und das Geſpinnſt der Spinne zu beobachten, eine große Spinne, nach ſeiner Beſchreibung eine Kreuzſpinne, in eine Schachtel, weil er ſie wegen ihres dicken Leibes für weiblichen Geſchlechts anſah. Sie legte auch in weniger als zehn Tagen ein Neſt voll Eier, und hatte ſolche in dem Papiere, womit die Schachtel ausgelegt war, fleißig beſponnen, und dieſes ſo dick, daß wenn es gleich darauf geregnet hätte, der Regen nicht würde zu den Eiern durchgedrungen ſeyn. Er ſchnitt das Geſpinnſt an einer Seite auf, und fand einen faſt runden Klumpen von etwa funfzig Eiern darin, die gelbbräunlich ausſahen, und wie Krebseier aneinander hingen. In zwölf Tagen war dieſes Neſt am Fenſter ausgebrütet, und die Jungen hatten die Eierſchalen, die als weiße Häutchen erſchienen, verlaſſen. Die jungen Spinnen ſahen am Bauche gelblich aus, wie die Eier, aus welchen ſie gekrochen; nur die Füße waren anfangs ganz weiß. Sie hielten ſich einige Tage in dem Geſpinnſte zuſammen, und krochen nur im Sonnenſchein ein wenig heraus. Es war nicht zu bemerken, daß ſie während der Zeit von dem Geſpinnſte etwas gefreſſen hatten, weil es gar keine Veränderung zeigte. Nach fünf Tagen verloren ſie die gelbe Farbe, und es zeigte ſich nach und nach eine mehr dunkelbraune. Da ſie nun weiter auszukriechen begannen, ſo wurden ſie mit dem Neſte, darin ſie gegen Abend zuſammen krochen, wahrſcheinlich um ſich zu erwärmen, an einen andern Ort, wo ſie mehr Raum hatten, geſtellt. Hier ſpannen ſie in acht Tagen ſo viel, als man ihnen kaum zugetraut hätte, und vertheilten ſich in dem Geſpinnſte, welches aber kein kreisförmiges, ſondern nur ein ſehr langes und breites Gewebe war, und ihr erſtes Lehrſtück in der Webekunſt zu ſeyn ſchien. Aus Mangel an Nahrung, die ihnen nicht ſo gereicht werden konnte,

starben sie nach und nach ab. Die Alte lebte von Fliegen, die ihr zuweilen gereicht wurden, und spann nach vier Wochen wieder einen Sack mit Eiern, die aber nicht auskamen, und daher für das folgende Jahr aufgehoben werden mußten. Ein Paar andere Spinnen, welche noch einmal so dick waren, als die vorigen, und einer mittelmäßigen Haselnuß in der Dicke des Leibes glichen, haben keine Fliegen fressen wollen, auch keinen Sack gesponnen, noch Eier gelegt. Sie starben daher ehe vierzehn Tage um waren, aus Mangel an Nahrung, die ihnen nicht gereicht werden konnte, oder aus Betrübniß des Gefangenschaft, in der sie gehalten wurden. Auch die Kreuzspinnen ziehen gegen einander zu Felde, und der Ueberwundene wird eine Beute des Ueberwinders, der ihn tödtet. Man hat anfangs geglaubt, daß sie solches aus Hunger thun; allein alle dieserhalb angestellten Beobachtungen haben bewiesen, daß solches bloß aus Mißtrauen, überhaupt aus Feindseligkeit gegen einander geschieht; denn man hat gut genährte Spinnen zusammen in ein Glas gethan, und gesehen, wie sie sich einander anfallen, und die stärkere die schwächere tödtet, so daß bei mehreren eingesperrten Spinnen die stärkste von allen allein den Platz behauptete. Hier war nun nicht Hunger die Ursache zu diesem allerfeindseligsten Verfahren, sondern eine Neigung zum Morde, zur Zerstörung ihrer Gattung. — Diese Art Spinnen ist es, die, sey es nun aus welcher Ursache es wolle, den Abscheu und Ekel vor den Spinnen hervorgebracht. Wahrscheinlich wegen ihrer auffallend sonderbaren, ja man könnte hier sogar sagen abentheuerlich-abschreckenden Gestalt. Die langen Beine, die gleich Stelzen in die Höhe stehen, der dazwischen liegende kugelrunde rostbraune Leib, der dagegen ganz unverhältnißmäßige kleine Kopf und die Brust, kurz der ganze Spinnekörper hat etwas Abschreckendes, welches sich nur fühlen, aber nicht be-

schreiben läßt, und bei dessen öfteren Anblick, bei der Gewohnheit sie öfter zu sehen, die unangenehme Empfindung bei vielen Menschen doch nicht ganz unterdrückt werden kann. Bei diesen Menschen liegt dieser Abscheu wohl etwas tiefer, als ihn bloß der Einbildung zuschreiben zu wollen; er ist ein Erbstück, eine Uebertragung der Eltern auf das Kind; denn man findet, daß diese Furcht vor den Spinnen ein Eigenthum ganzer Familien ist, besonders aber findet sie sich bei den Frauenzimmern, die oft beim Anblick einer Spinne Convulsionen und andere Zufälle erhalten. Dieses Alles kann uns aber nicht bestimmen, die Häßlichkeit der Spinne als entschieden anzunehmen; denn dadurch würde man verrathen, daß man nicht alle Arten derselben kennt, oder doch wenigstens alle uns vorgekommene Spinnen nicht genau genug betrachtet habe, um daran mancherlei Schönheiten, besonders in den Zeichnungen auf dem Rücken und an den Beinen zu entdecken, und Jemand macht bei Erwähnung mancherlei Schönheiten der Spinnen die nicht unpassende Bemerkung, daß der bizarre Anzug mancher Damen in verschiedenen Zeiten weit weniger den Namen merveilleux verdiene, als die Spinne den Namen der Häßlichkeit. Und nimmt man an, daß der Begriff von Häßlichkeit überhaupt sehr schwankend, und nur relativ ist, und Jemand etwas häßlich findet, was der Andere schön nennt, so möchte sich die Häßlichkeit der Spinne wohl auf diesen Satz zurückführen lassen. Auch liegt die Furcht vor den Spinnen nicht so in dem Begriffe von der Häßlichkeit ihrer Gestalt, als in der Vermuthung des Giftes, welches sie bei sich haben sollen, daß sie stechen, und durch den Stich unserm Körper das Gift mittheilen, wie dieses bei den größern, rauhen Spinnen, den Taranteln ꝛc. vermuthet wird; allein auch hierauf kann sich der Begriff von Häßlichkeit, von Ekel, den man bei ihrem Anblicke empfindet,

nicht allein gründen; denn es giebt ähnliche Insekten, die wirklich stechen, und Gift durch den Stich beibringen, wie z. B. die Wespe, Biene, Hummel ꝛc., und die man deswegen nicht für häßlich ansieht, wenn man gleich sie fürchtet, und sie sich abzuwehren sucht. So ist der Frosch vielen Menschen ein scheußliches Geschöpf, Andern dagegen ist er angenehm, und sie essen sogar seine Keulen oder Schenkel in Fricassee oder gebraten, und wirklich sind sie, en Fricassée genossen, eine sehr zarte und auch delikate Speise; auch diente der Frosch dem großen Naturforscher Spallanzani als eine Art Spielwerk, indem er ihm in einer gewissen physiologischen Absicht eine Hose, ein Paar Beinkleider, anzog; und so finden wir es mit mehreren Thieren und Insekten. — Man findet oft in öffentlichen Blättern, besonders im ehemaligen Reichsanzeiger, jetzt Anzeiger der Deutschen, Anfragen: wie man Personen die Furcht vor den Spinnen benehmen könne; um so mehr, da Personen, die sich's zur Schande anrechnen, vor einem so kleinen Thierchen, wie die Spinne, sich zu fürchten, es versucht haben, sich dieser Furcht zu entschlagen; allein alle ihre Bemühungen waren vergebens, und es zeigte sich, daß diese Furcht mit den zunehmenden Jahren mehr zu-, als abnahm. Ein Arzt in Halle bringt bei diesen Anfragen im Anzeiger vom Jahre 1793, Bd. 1, S. 995, eine Geschichte, welche der Hofrath Ritter von Zimmermann in seinem Werke: von der Erfahrung in der Arzneikunde, Th. 2, Kap. 14, von S. 592 bis 593, erzählt, in Erinnerung, worin gesagt wird, wie ein Mensch, der eine große Furcht vor den Spinnen hat, von solcher auf eine leichte und sichere Art befreit werden kann. Die Geschichte ist im Auszuge folgende: Wilhelm Matthew, ein sonst gar nicht furchtsamer junger Mann, bekam, so oft er eine Spinne in seiner Nähe sah, Con-

vulsionen, und diese Antipathie wider die Spinnen war bei ihm so groß, daß er nicht im Stande war, eine aus schwarzem Wachse in seiner Gegenwart von einem seiner Freunde verfertigte Spinne zu berühren. Der Ritter v. Zimmermann rieth ihm folgende Kur: Er soll mit Bleistift einzelne Theile von einer Spinne, und nachher die ganze Spinne zeichnen, nachher diese Theile und endlich diese Spinne, so wie sie in der Natur ist, abmalen; hierauf einzelne Theile mehrerer Spinnen, endlich ganze; dann todte, und zuletzt lebendige Spinnen sich vorlegen lassen. Matthew verwarf diesen Vorschlag; indessen hat ihn ein Anderer aufgenommen, und dessen Nutzen erprobt gefunden, indem er sich durch die Befolgung derjenigen Regeln, die der Herr von Zimmermann oben dagegen angegeben hat, von einer fast unüberwindlich scheinenden Furcht vor den Kröten in soweit befreit hatte, daß er diese Thiere ganz mit Gleichgültigkeit betrachten und sie auf sich zu kriechen sehen konnte, da er vorher bei deren Anblick schon in der Entfernung zitterte. — Ob übrigens dieses Mittel bei allen Menschen ohne Unterschied einen gleichen Erfolg hat, ist zu bezweifeln, gewiß nicht bei denen, wo diese Furcht von den Eltern angeerbt worden; ja, ich kenne Leute, die einen ähnlichen Abscheu, einen Ekel vor Mäusen und Ratten, wie Andere vor den Spinnen haben, und dieser Abscheu ist ihnen geblieben, sowohl beim Anblick der lebendigen, wie der todten, ja sogar bei den abgebildeten genannten Thieren, und sie haben sich auf keine Weise davon befreien können. Sie haben nun zwar diese Thiere weder ganz, noch einzelne Theile davon gezeichnet, allein sie würden durch dieses Zeichnen doch nicht den Abscheu und Ekel davor überwunden haben; denn wenn gezeichnete oder gemalte Mäuse und Ratten einen widrigtn Eindruck machen, wird dieser Eindruck durch das Selbstzeichnen nicht vermin-

dert oder ganz vertilgt werden; er wird in eben dem Grade bleiben, wie es anfangs der Fall war. Wenn aber die Furcht, der Abscheu vor diesen Thieren bloß durch etwas äußerlich Widriges entstanden ist, was mehr in der Einbildung liegt, mehr die Einbildung beschäftiget, so kann allerdings die oben von dem Ritter v. Zimmermann angeführte Methode sehr zweckmäßig seyn, und die Furcht und den Abscheu dagegen heben, weil diese Furcht ꝛc. nur in der Einbildung lag, nur darin gegründet war. Mit der Gewöhnung an dieses Schreckbild durch das Zeichnen, verschwindet es nach und nach in der Einbildung; man sieht es jetzt von der rechten Seite in der Wirklichkeit an, und entdeckt, daß man sich getäuscht hatte. Ganz anders ist es aber mit dem Abscheu und Ekel, der im Innern, in der Natur selbst liegt, und von den Eltern übertragen oder angeerbt worden ist. Hier helfen alle äußeren Mittel nicht nur nichts, sondern sie erhöhen noch den Abscheu und Ekel. Dergleichen Personen sind von dieser Krankheit nicht zu heilen, wenigstens nicht in den Jahren, wo Körper und Geist, beide schon für alle äußeren Eindrücke empfänglich sind. Vielleicht wäre es möglich, wenn Eltern, die mit einem gleichen Uebel befallen sind, solches auch bei ihren Kindern ahnen, und daher in zarter Kindheit sie mit den Gegenständen durch Andere bekannt zu machen suchen, da sie selbst, an diesem Uebel leidend, dieses wohl nicht verrichten können; man würde dann wenigstens erfahren, ob gewisse Gegenstände, die bei den Eltern Furcht, Abscheu und Ekel hervorbringen, sich schon bei dem zarten Kinde äußern, und also die Disposition dazu schon im Körper stecke oder vorhanden sey; denn nur in zarter Jugend lassen sich wohl dagegen wirksame Mittel anwenden, die das Uebel heben können.

Daß sowohl die Kreuzspinne, als auch die Haus- oder Zimmerspinne den Schnupf- und Rauchtabak

lieben soll, wollen einige Beobachter dieser Thiere bemerkt haben. So fand ein Naturfreund, der zugleich ein starker Tabaksschnupfer und Raucher war, in seinem Schnupftabake, der etwa von dem Kaufmanne nicht hinlänglich zugedeckt gewesen seyn mußte, vertrocknete Spinnen und Spinnenbeine. Um sich nun davon zu überzeugen, ob diese Spinnen nicht zufällig in den Tabak gekommen, vielleicht bei Reinigung des Magazins oder Gewölbes des Kaufmanns hinein gefallen sind, oder auf sonst eine Art in ein Tabaksfaß gejagt worden, und darin von dem Geruche oder der Beitze des Tabaks umgekommen sind, so stellte er auf eine Kammer zu wiederholten Malen Schnupftabak (Rappé) in einem offenen Gefäße hin, und er fand nicht lange darauf eine lebendige Spinne, die sich darein vergraben hatte, und nur noch mit einem hervorragenden Beine eine zitternde Bewegung machte. Bei dem Rauchtabake hat er gleichfalls bemerkt, daß, wenn derselbe nicht genug verwahrt ist, die Spinnen gern hineinkriechen. Auch schon gebrauchte Tabakspfeifen sollen den Besuchen der Spinnen ausgesetzt seyn. Der Mittheiler dieser Beobachtung macht dabei die Anmerkung: daß diese Entdeckung den Liebhabern des Schnupftabaks einen Widerwillen gegen den Gebrauch desselben verursachen könne, welches jedoch wegfalle, wenn der Tabak gut verwahrt werde. Es sei hier nur die Frage: 1) Was ist die Ursache hiervon? 2) Kann der Rauch- und Schnupftabak dadurch auf irgend eine Weise schädlich werden? —

Man hat nun noch einige Arten Kreuzspinnen, welche bloß in der Farbe verschieden sind. So giebt es eine Art Kreuzspinne, welche eine ganz weißfahle Farbe hat, 8 Linien lang und 6 Linien dick ist, und ein dreifaches, mit weißen Punkten gebildetes Kreuz auf dem Rücken hat. Der Bauch hat die Größe einer Haselnuß, und die Füße, vorzüglich die

oder Menge bei der Arbeit hin- und herſchweifen, daß man es für ein Mückenſpiel halten ſollte. Wie nun die feinen Fäden ſich losreißen und davon ziehen ꝛc., iſt ſchon Th. 155, S. 500 u. f. beſchrieben worden. — Da man in dem Gewebe dieſer Spinne ſehr oft, außer anderen Inſekten, mehrere Spinnenarten findet, wie z. B. die Kaſtanienſpinne, die ſchwarz und weiß gefleckte Staupenſpinne, die ausgeſtreckte Spinne ꝛc., ſo hat man auch den fliegenden Sommer andern Spinnen zugeeignet, und beſonders glaubt man, daß er von der zuletzt genannten, der ausgeſtreckten Spinne, Aranea extensa, herrühre; ſ. den folgenden Artikel.

4) Die ausgeſtreckte Spinne, Aranea extensa. Dieſe Spinne variirt ſehr; am häufigſten findet man ſie graubraun, mit heller zackiger Rückenbinde, weißgrauer Seitenbinde. Sie iſt von mittelmäßiger Größe, hat einen langen und ſchmalen Hinterleib, und vorgeſtreckte Füße. Eine zweite Varietät dieſer Spinne, die auch ſehr häufig vorkommt, hat in der Mitte einen breiten auf beiden Seiten gezackten Purpurſtrich, nach der Länge durchſchnitten, nebſt einem andern dünnen und goldfarbigen Streifen; dann folgt ein weißer Strich auf jeder Seite des rothen, nebſt einem dünnen purpurfarbigen Streife in dem weißen, dann ein etwas breiter und dunklerer Streifen, von eben der Farbe, auf der Seite des Hintertheils. Unter dem Bauche hat ſie zwei gelbe Streifen, welche einen breitern und ſchwarzen Strich in ſich faſſen, der nach der Mitte des Bauches und nach der unterſten Seite des Oberleibes geht. Der Oberleib iſt wie bei der erſten Art braun, und ſo auch die Füße. Dieſe Spinne hält ſich in der Nähe von Gewäſſern und Sümpfen auf, und ſpinnt ihr Gewebe auf ſchmalen Zweigen und Hecken. Die Begattung geſchieht wie bei den oben angeführten Spinnarten. Dieſe Spinne

wird von Einigen auch für diejenige gehalten, von der der fliegende Sommer oder das Mariengarn herkommen soll. Ein Naturforscher*) sagt über diese Spinne Folgendes.

Im Herbste, an einem ganz heitern Tage, stand ich mit meinem naturforschenden Freunde, dem Herrn Adjunctus Leffler, am Ufer unseres Werraflusses, und machten eben Betrachtungen über die Sommerfäden, als wir eine gräuliche schmalleibige Spinne, von mittlerer Größe, an einem dürren freien Aste eines vor uns stehenden Baumes in die Höhe eilen sahen. Unsere Augen verließen sie keinen Augenblick. Sobald sie an die äußere Spitze kam, sahen wir sie zu unserm Erstaunen mit großer Fertigkeit und Geschwindigkeit in der freien Luft über den Fluß setzen, der an dem Orte gewiß über 50 Schritte breit war. Es schien, als wenn sie gleich einem Schiffe mit vollen Segeln durch die Luft führe, das Ende ihrer Reise konnten wir zwar nicht mit unsern Augen erreichen, und daher konnte sie vielleicht viel weiter in der Luft fortgeflogen oder geschifft seyn, als wir vermutheten, so viel sahen wir aber ganz deutlich, daß von der Spitze des Astes an, wo die Spinne ihre Laufbahn anfing, ein starker Faden sich wagerecht schwebend in der Luft ausdehnte, von welchem wir nicht mit Gewißheit sagen konnten, ob er der Spinne statt einer Brücke oder statt eines Schiffes gedient hatte, weil unserm Gesicht die Entfernung zu groß und die Gegenstände zu klein waren. Ich habe beides für möglich zu halten Ursache. Hier nun zuerst die Untersuchung, wie es möglich ist, daß sich die Spinne eine Brücke über einen Fluß schlagen kann. Wie bekannt, können die Spinnen aus den Warzen, die neben ihrem After liegen, und gleich Sieben durchlöchert sind, eine unglaubliche Menge Fäden ziehen. Sie drücken nämlich durch die Kraft gewisser Muskelfibern aus den Oeffnungspunkten sehr vieler Röhrchen ihrer Spinnwarzen, so viel Spinnmaterie nach ihrem Gefallen heraus, als sie zu einem starken oder schwachen Faden nöthig ha-

*) Der Naturforscher, 12s. Stück, S. 118.

ben. An den beiden hintern Spitzen der
sitzen krumme Häkchen, welche ihnen instar
zur Abtheilung und Dirigirung der Fäden
Hier nehmen die Spitzen der Hinterfüße, di
krumme Nägel haben, den Faden ab, und zieh
immer nach und nach weiter aus den Warzen
Sobald ihn nun die Bewegung der Luft sanft
wegt oder ihn wohl gar ein starker Windzug
walt fortzieht, so wird den Füßen ihre Arb
erleichtert, und der Faden kann sich bald un
Ellen verlängern. Die Spinne sitzt so lange
Entledigung des Fadens ruhig, bis sie dadurch,
sie den Faden mit dem Haken ihrer Füße anzie
dem Widerstande merkt, daß er sich nun an
müsse angehängt haben. Dann befestiget sie
den Anfang des Fadens an ihrem Sitze fes
schneidet ihn entweder mit ihren scharfen Näge
Leibe ab, oder windet ihn nur um etwas heru
ihn noch weiter fortzuführen; sie kann nun dur
zarten vielgliederichten Bau ihrer mit Häkchen
henen geübten Füße sicher und mit bewunderun
diger Geschwindigkeit auf diesem Faden, als a
Brücke, hin und herlaufen, und ihn nach ihren
dünken verdoppeln. Um nun zu sehen, mit
Wahrscheinlichkeit ein Luftschiff mit der Spinn
die Spinne sich auf einem Luftschiffe fortbewegen
so darf man hier nur an einige andere phys
Experimente erinnern, z. B. wie die elektrischen
in die Luft steigen, Metalle auf dem Wasser
men können ꝛc., um auch zu finden, daß sie
einem, aus sich selbst herausgezogenen Faden
Luft begeben kann. Sobald ihr Faden, welch
der Luft, die ohnedies über dem Wasser dic
schwerer ist, wagerecht getragen wird, so la
den Warzen herausgezogen worden ist, daß
Schwere um ein Merkliches abnehmen muß
daß die Spinne an dem Widerstande des Fade
große und hinreichende Ausdehnung in der Luft
nimmt, so begiebt sie sich auf denselben. Hie
sie nun sicher, ohne ins Wasser zu fallen, von d
den getragen. Die schnelle Bewegung ihrer
langen und haarigen Beine erleichtert ihr, gle

Rudern ihre Reise sehr. Kommt sie an das Ende ihres schwebenden Fadens, so fängt sie zwar an zu sinken; sie hat aber sehr gute Augen, und wird gewiß, wenn der Faden zu kurz seyn sollte, um an das Ufer kommen zu können, ihre Gefahr erkennen und zurücklaufen. Ist er aber hinreichend, so wird sie, ihrem Naturtriebe nach, ganz sanft ans Land gesetzt, und in eine andere Gegend kommen, wo sie sich vielleicht vor der üblen Witterung und vor dem Hunger schützen kann. Wenn aber keine Windstille ist, so geht auch diese Reise nicht so gut von Statten. Ein geringer Wind wird dieses Fahrzeug hin und her treiben, ein Sturmwind kann es aber ganz mit sich fortreißen, und es gleichsam ankerlos machen. In beiden Fällen faßt die Spinne mit ihren Fangarmen und an beiden Vorderfüßen ihr Gewebe fest, und streckt ihre übrigen sechs langen Beine wagerecht auseinander, wie der Vogel seine Flügel; sie kann sich nun ohne Lebensgefahr ihrem Schicksale überlassen, wohin sie mit ihrem Luftschiffe getrieben wird. Junge Spinnen habe ich verschiedene Male, da sie sich eben von der Höhe herabließen, auf diese Art durch den Wind losreißen und fortführen sehen. Ob aber erwachsene, schmalleibige Spinnen, besonders im späten Herbste, ihrem Instinkte nach, bei ihrer letzten Häutung ihre mehrsten Säfte ausgeleert haben, nicht auch zufälliger Weise solche Luftreisen mitmachen können, daran ist wohl nicht zu zweifeln, und daher sind auch belebte Sommerfäden, das heißt, in denen man noch lebendige Spinnen antrifft, nicht zu bezweifeln, ungeachtet ich nicht glaube, daß die Spinne aus eigenem Triebe, wie manche ehemals dafür gehalten haben, gleich den Zugvögeln durch die Luft fortziehen.

Nach dem eben genannten Naturforscher sollen auch diese Spinnen den sogenannten fliegenden Sommer weben, und nicht die unter Nr. 3 beschriebene Spinne allein, ja man trifft, nach ihm, in den Gärten und Wäldern vom Anfange des Septembermonats an, vielerlei Spinnen, und besonders auf den Bäumen eine überaus große Menge dünnleibiger

rölhlicher und gelber Spinnen an, die ihre verborgene Winkel verlassen haben, und mit großer Emsigkeit von einem Aste, von einem Zweige, von einem kleinen Reischen, ja von einem Blatte zum andern unregelmäßige Fäden hin und her ziehen. Des Morgens nach dem Reife fallen die große Menge Fäden, die sie gesponnen, erst in die Augen; man kann sich dann kein prächtigeres Schauspiel vorstellen, als wenn die Sonne diese mit vielen vom Reife gleichsam candirten Fäden besponnene Bäume bescheint, und so ist es auch mit den niedrigen Kräutern an der Erde; man gewahrt nur Gespinnste. Man findet diese Fäden von einem Grashalme zum andern, von einem Pflanzenstengel zum andern, von einem Steine, einer Erdfurche zur andern. Man hat die Sommerfäden auf den höchsten Bergen und Felsen aufgefangen, und sie mit denen in den Thälern ganz gleich gefunden; ja man hat ganze Klumpen, ganze Ballen dieser Sommerfäden aufgefangen und sie durch das Vergrößerungsglas betrachtet, worunter sie sich als eine Menge in einander geworrener und zusammengedrückter Fäden darstellten, welche man im warmen Wasser durch Hülfe eines Pinsels wieder auseinander breiten konnte. Die jungen Spinnen, welche unter zwei Jahren ihre Vollkommenheit zur Zeugung noch nicht erhalten haben, haben gewöhnlicher vor dem Winter, als im Frühling, gleich andern Geschöpfen die Mauserzeit oder die Häutung auszustehen. Wie oft oder wie vielmal sie während ihres Wachsthums ihre Haut abwerfen, dies weiß man so eigentlich nicht zu bestimmen; so viel ist aber allgemein ausgemacht, daß bei ihnen zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung diese häufigen Auslerungen der ihnen zu der Zeit höchst beschwerlichen, fadigen Spinnmaterie eben so nöthig seyn müssen, als dem Seidenwurme vor seiner Verpuppung. Auch die Hausspinnen sollen, nach einigen Naturforschern,

Beiträge zu dem fliegenden Sommer geben, besonders wenn sie im Spätsommer und im Anfange des Herbstes ihr Gespinnst unter den Dächern der Häuser machen, und es auch auf den Dächern und über die Förste hin und her ziehen. Diese werden dann vom Winde losgerissen und in die Luft fortgeführt. Wenn man sich, sagt ein Schriftsteller, im Herbste auf einen hohen Thurm begiebt, wenn am Mittage die Sonne heiß scheint, der Himmel blau, und die Luft hell und heiter, und ohne heftige Bewegung ist, und sich nun in eine solche Stellung zu setzen sucht, daß sich das Auge im Schatten befindet, und durchschauet die Luft nach einer Direction gerade über sich, so weit als das Auge nur dringen kann, so wird man nicht nur eine Anzahl von zarten Fäden erblicken, sondern auch über die Menge, über die Heere in der Luft schwimmender Insekten erstaunen. — Die Sommerfäden würden also, nach mehreren Naturforschern, nicht allein von der fliegenden Sommer- oder Herbstspinne, Aranea obtextrix, und der ausgestreckten Spinne, Aranea extensa, allein geliefert, sondern auch von vielen andern Spinnen, welche ihr Gewebe im Freien oder doch so machen, daß es von dem Winde aufgehoben und fortgeführt werden kann.

5) Die Derhamsspinne, Aranea Derhamii, unterscheidet sich von der Hausspinne, Aranea domestica, sowohl in der Farbe, als in der Stellung der Augen, und scheint auch keine bloße Varietät der Letzteren zu seyn; denn diese hat schwarze Flecken auf einem graubraunen Grunde, und Erstere lichtbraune auf einem braunen Grunde, und die Augen haben folgende Stellung: . . . . . einen Bernsteinglanz und sind ganz durchsichtig. Die Länge dieser Spinne, von der Spitze des Afters bis an den vordersten Theil

einen schwarzgrauen Fleck bilden. Die fünf Spinnwärzchen am Bauche in der Nähe des Afters ragen wenig hervor. Rückwärts zwischen dem Bauche in der Oberfläche des Hinterleibes befinden sich zwei hintereinander stehende, in die Quere laufende matte rostfarbene kurze Querlinien, und zwischen dem After und der Wurzel des Hinterleibes kommen am Bauche drei Paar, schwach vertiefte schwärzliche Punkte, die ebenfalls hintereinander stehen, zum Vorschein. Ueber der Brust am Bauche ist der Hinterleib etwas dunkler, und hat gleichsam eine wässerige Farbe, in der von beiden Seiten ein gelblicher Fleck erscheint. Die Füße haben eine milchige Farbe und sind sparsam mit schwarzen Borsten besetzt. Die vordersten zwei Paare sind noch einmal so lang, als die hintersten, und sechsgliedrig. Diese Spinne ist selten, und wird im Monat Mai auf verschiedenen Pflanzen, theils in, theils unter den Blumenkronen in einem unordentlichen Gewebe gefunden. Besonders will man sie an den weißen Rosen bemerkt haben, deren Farbe sie trägt, nur hat diese bei der Spinne nicht einen gelblichen Schimmer, sondern ist wie mit Kreide bestäubt. Sie ist sehr böse, und beißt in Alles, was man derselben nur immer vorhält. Ihre Füße hält sie immer zur Seite ausgestreckt, und kriecht, nach Art der Krebsspinnen Linnés, bald vor, bald rückwärts. Schnell sieht man sie niemals anhaltend fortlaufen, doch macht sie, wenn man sie stört, bald hin, bald her einige sehr schnelle Schritte, bleibt aber dann gleich wieder stehen. Sie kann sehr lange hungern. Ein Naturforscher hatte eine dergleichen Spinne ohne alle Nahrung über ein Vierteljahr in einer Flasche eingeschlossen gehalten, zwischen welcher Zeit sie kaum merklich einfiel, sich auch niemals häutete, ein Beweis, daß sie schon ihre völlige Größe erreicht haben mußte. Diese Spinne hat Aehnlichkeit mit

der Kelchspinne, Aranea Calycina, des Linné, nur ist diese gelblicher, und es fehlen derselben die rostfarbenen Flecke. — Auch die Osbeckische Spinne, Aranea Osbekii, des Skopali ist sie nicht, weil sie keine so große Anzahl von Punkten hat. Das Gespinnste von derselben ist ganz weiß. Wie schon oben angeführt worden, glaubten einige Naturforscher, daß sie ihre Farbe von den weißen Rosen habe, auf denen sie angetroffen wird, und durch welche, bei genauer Betrachtung, etwas Grünliches durchschimmert; allein man findet sie auch auf andern Blumen, und dann ist ihre Farbe, wie schon oben bemerkt worden, ein lichtes Weiß, wie Kreide- oder Cremnitzerweiß. Eine Abänderung von dieser Spinne hat um den weißen Rücken eine halbmondförmige rothe Einfassung.

7) Die marmorirte oder gefleckte Spinne, Aranea marmorea. Sie hat die Gestalt der Kreuzspinne, auch die Augen haben dieselbe Stellung, wie bei der ebengenannten Spinne, nur unterscheidet sie sich von derselben leicht an dem weißpunktirten Zirkel, der um die schwarz- und weißpunktirte Kreuzlinie des Unterleibes geht. Eine Abänderung davon ist von gleicher Gestalt, Farbe und Größe, nur gewahrt man auf ihrem perlfarbenen und hellbraunen dicken Leib kein Kreuz, sondern vier in einem regelmäßigen Quadrate tief eingedrückte Grübchen, und darunter zwei schwarze halbmondförmige Linien. Sie ist sehr lebhaft in ihrem Laufe. Einem Naturfreunde, der Beobachtungen zu machen ins Freie gegangen war, lief sie an seinem Stocke hinauf. Sobald er diesen wagerecht in die Höhe hob, stand sie auf einmal still. Hier betrachtete sie nun derselbe ganz in der Nähe im Beiseyn mehrerer glaubwürdiger Personen, die auf die Handlungen dieser Spinne neugierig waren. Man ließ derselben hier vollkommene Ruhe, und

gewahrte ganz deutlich, daß sie nicht so müßig war, als man glaubte; denn sie bewegte die etwas hervorragende Wärzchen an ihrer hintern Oeffnung sehr heftig, und drückte sie an den Stock fest an, auf einmal fuhr sie wie ein Pfeil an einem starken Faden, der einen sehr schönen Seidenglanz hatte, drei Ellen tief senkrecht herab. Da eben ein starker Wind ging, so mußte sie eine anhaltend schwankende krumlinie Bewegung machen; allein ungeachtet ihrer beträchtlichen Schwere, blieb sie immer in einerlei Entfernung von dem Stocke fest hangen. Den schönsten Anblick gewährte der Faden, als er sich durch den Wind in zwölf andere sehr feine Fädchen spaltete oder theilte, welche in der Sonne wie Reif glänzten. Die Spinne merkte jetzt wahrscheinlich, daß sie sich an einem Gegenstande befand, wo sie mit ihrem Gespinnste zum Gefangenen gemacht werden konnte, daher drehte sie ihren Vorderleib ganz in die Höhe, und zog sich mit größter Schnelligkeit wieder empor. Man konnte hierbei deutlich die ersten Anlagen zu den klumpigen dicken Sommerfäden machen sehen; denn im Hinaufsteigen wußte dieses industriöse Geschöpf durch die Geschicklichkeit ihrer Füße die zwölf Fäden dergestalt an einander zu schlagen, zu verwickeln, und an ihren Leib zusammen zu ziehen, daß diese zwölf drei Ellen lange Fäden nunmehr in eine schneeweiße Masse, von ungleicher Figur, und einer Länge von 2 Zoll zusammengeschrumpft waren. Die Spinne zog diesen weißen Klumpen auf dem Stocke eine Zeitlang hinter sich her, und verlängerte dadurch das eine Ende desselben mit ihrem Faden noch einige Zoll. Man ließ sie nun von dem Stocke an den Stamm eines Baumes laufen, und hier entledigte sie sich, sobald sie ihre Freiheit merkte, gar bald ihrer Last, und riß den Faden ab, welcher nun mit seinem weißen Klumpen in die Luft flog. Der Naturfreund nahm

dieſe ganze aufgefangene Maſſe mit nach Hauſe, und erkannte ſie nach wiederholten vielfältigen Vergleichungen und Verſuchen mit der Materie der Sommerfäden für einerlei. Hieraus gewahrt man nun, daß nicht bloß die oben, S. 466, angegebene kleine Spinne allein die Sommerfäden webt, ſondern auch andere Spinnen, wenn gleich nicht in der Menge.

8) Die kugelichte Spinne, Aranea globosa. Sie iſt durchaus glänzend ſchwarz, und hat nur an den Seiten des Unterlebes ein Paar röthliche Streifen; der Unterleib hat eine weiße Linie. Die Augen haben folgende Stellung . . . . . Die Beine fallen aus der ſchwarzen in die Pechfarbe. Sie hält ſich in den Gärten auf; man findet ſie daſelbſt im Spätſommer oder im Anfange des Herbſtes. — Eine Varietät von dieſer Spinne hat an den Seiten zwei zinnoberrothe Flecken.

9) Die Blattſpinne, Aranea foliata, eine 2½ Linien lange Spinne. Der Rückenſchild hat eine ſchwarze, etwas ins Graue fallende Grundfarbe; ſie ſcheint dem unbewaffneten Auge gleichſam aus lauter ſchwarzgrauen, dicht aneinander ſtehenden Punkten zu beſtehen, nimmt man aber zum Vergrößerungsglaſe ſeine Zuflucht, ſo gewahrt man, daß dieſe Zeichnung aus undeutlichen, den arabiſchen Charakteren nicht unähnlichen, Flecken zuſammengeſetzt iſt, und davon jene einzelnen Fleckchen beſonders merkwürdig ſind, welche gleich an den zwei Seitenrändern des Rückenſchildes vorkommen. Eine ſchmutzig gelbgrüne, bei manchen Exemplaren auch ganz grüngraue Binde, kommt oberhalb des Rückenſchildes zum Vorſchein. Sie hat die Breite der Augenreihen, läuft über den ganzen Rücken gleich breit herab, und ihr Rand iſt zu beiden Seiten unordentlich gezähnt. An dieſer breiten Binde bemerkt man noch drei matte kurze Linien,

wovon die mittlere die längste ist, welche vom Vordertheile des Rückens anfangen, parallel dicht neben einander laufen, und kaum die Hälfte der Länge des Rückenschildes erreichen. Das Bemerkenswürdigste von diesen drei Binden ist, daß sie augenblicklich verschwinden, wenn man die Spinne gegen das einfallende Licht hält, so daß der Schatten auf den Rücken fällt, und man bemerkt dann nur einen schlitzförmigen schmalen Fleck, welcher von der mittleren dieser drei Linien gebildet wird. Um also diese drei Linien genau zu beobachten, muß man die Lichtstrahlen gerade darauf fallen lassen. Zu beiden Seiten der dritten Binde befinden sich noch zwei schmale in die Länge laufende gleichfarbige Binden. Die Augen haben folgende Stellung . . . . und sind schwarzglänzend. Der Hinterleib ist länglich eyförmig, oben etwas herzförmig. Auf seiner Oberfläche hat er einen blattförmigen lichtgrauen Fleck. Diese blattförmige Hinterleibeszeichnung giebt den vorzüglichsten Unterscheidungscharakter bei dieser Spinne, daher sie auch den oben angeführten Namen erhalten hat. Der ganze Hinterleib ist mit schwarzen Borstenhärchen sparsam besetzt, welche an den Seitenstreifen des Leibes in Reihen geordnet vorkommen. Die Füße sind gelbbraun, mit dunkelbraunen Punkten zerstreut besetzt, aus welchen allemal ein gegen das Ende des Fußes mit einer Spitze zugekehrtes Borstchen entspringt, und die andern zwei Paare sind um vieles länger und stärker als die hintersten. Die schwarzen Fußklauen sind an der innern Seite gezähnt. Man findet diese Spinne auf der gemeinen Klette (Arctium Lappa Linn.) im Monat July und August, worauf sie ihr Gewebe spinnt, das eine ungleiche Form hat, indem sie die Blätter hin und her mit ihren Fäden beziehet. Sie gehört daher zu der

Gartenspinne.

10) Die ſchöne blutrothe Spine, Aranea speciosa. Dieſe ſchöne Spinne, deren Farbe die hellſte Blutfarbe an Schönheit übertrifft, iſt 2 bis 3 Linien lang und 1 bis 1½ Linien dick. Die Verſchiedenheit in der Länge und Dicke rührt wohl nur von dem Alter der Spinne, von den noch nicht ausgewachſenen, alſo jungen, und von den ausgewachſenen alten Spinnen her; daher wahrſcheinlich dieſe Verſchiedenheit in den Angaben, die man findet. Der Kopf verhält ſich an Größe zu dem Leibe oder dem Bauchſtücke bei den kleineren Exemplaren, wie zwei zu drei, bei den größeren wie eins zu zwei. Die Augen haben folgende Stellung · ⁘ ·. Bei dieſen Spinnen iſt nicht allein der Leib, ſondern auch das Kopfſtück roth, ja ſelbſt die Füße, jedoch ſind Letztere nicht ſo ſchön roth, ſondern dieſe Farbe erſcheint hier mehr weißlich, welches von der Durchſichtigkeit herrührt. Uebrigens ſind die Füße nur kurz. Verwundet man dieſe Spinne, ſo giebt ſie einen ſchönen carmoiſinrothen Saft von ſich, welcher alſo dieſe ſchöne rothe äußer Farbe giebt. Man findet dieſe Spinne in einigen Gegenden ſelten, in andern aber weit häufiger. Sie kommt im Auguſt und September, ſowohl auf den Feldern, als auch in den Gärten vor; in den Letzteren hat man ſie an den Gartenfenſtern in kreisförmigen Geweben bemerkt; ſie gehört daher zu den Spinnen, welche kreisförmige Gewebe machen.

11) Die doppelpunktirte Spinne, Aranea bipunctata, von glänzend ſchwarzer Farbe und nur mittelmäßiger Größe. Auf dem runden Hintertheile derſelben ſitzen zwei kenntbare eingedrückte Punkte, zwei weniger kenntbare ſtehen oben. Mitten zwiſchen den Punkten läuft, der Länge nach, ein brauner Strich, und ein anderer, welcher eben die Farbe hat,

und einen halben Mond bildet, umgiebt die vorderste Kante des Hintertheils. Der Bauch ist in der Mitte schwarz, auf den Seiten aber braun. Die Füße sind braun und haben schwarze Ringe. Man trifft diese Spinne an den Fenstern, besonders der einsam stehenden oder nicht bewohnten Gebäuden an, sie scheint diesen Aufenthaltsort am liebsten zu wählen; das Augensystem fehlt. — Eine Abänderung dieser Art ist wahrscheinlich die Aranea nocturna. Sie ist gleichfalls von mittelmäßiger Größe, glänzend schwarz, und hat braune Füße. Der Hintertheil des Leibes hat verschiedene eingedrückte Punkte, und unter denselben zwei weiße und ganz kleine; außer diesen hat das Insekt einen weißen Strich, der einem halben Monde gleicht, welcher die oberste Kante des Hintertheils umgiebt. —

12) Die Kastanienspinne, Aranea bimaculata. Diese kleine Spinne, welche noch nicht die Größe eines Flohes hat, und oft in den Sommerfäden verwickelt gefunden wird, ist ganz Kastanienbraun. Ihr Leib ist eyrund, niedergedrückt, uneben, mit zwei weißen Flecken besetzt, von welchen der vorderste größer ist, und aus zwei weißen zusammengelaufenen Punkten besteht; der hinterste ist kleiner und besteht auch aus zwei zusammengesetzten Punkten. Man hält auch diese kleine Spinne für diejenige, von welcher das Mariengarn, die Sommerfäden herrühren, weil man sie oft darin verstrickt, wie auch schon oben angeführt worden, antrifft. Nach Bechstein soll diese kleine Spinne mit ihrem Gewebe nur von dem Gewebe der fliegenden Sommerspinne, Aranea Obtextrix, überzogen und so beim Losreißen desselben durch den Wind mit in die Luft geführt werden. — Indessen scheint es doch, daß sie auch Antheil an dem Gespinnste des fliegenden Sommers hat, so wie

mehrere andere Spinnen. Ihr Augensystem finde ich nicht angeführt.

13) Die sechsäugige Spinne, Aranea sexoculata. Die Stellung der Augen dieser Spinne ist folgende · ⁚ ⁚ · Der Unterleib ist mehr oder weniger grün, und die Füße sind eisenfarbig und behaart. Man findet sie im October häufig an den Mauern.

14) Die rothfüßige Spinne, Aranea rufipes, eine kleine Spinne, welche sich am Strande der Flüsse und Seen, und auch an andern Orten aufhält. Sie hat einen gleichen Ober- und Unterleib, das heißt, von einerlei Größe, und ist schwarz; der erste ist vorn, wo die Augen sitzen, sehr erhaben. Sie hat lange Fühlfüße, mit dicken Knoten am Ende, und die Füße sind roth. — Alle hier beschriebenen Spinnen findet man in Deutschland.

Die Jägerspinnen oder Jagdspinnen, Wolfsspinnen, Wanderspinnen, machen die zweite Klasse in dem weitläuftigen Geschlechte oder der großen Familie der Spinnen aus. Sie weben keine große Netze, wie die Weberspinnen, sondern machen sich nur eine Wohnzelle. Sie fangen die ihnen zur Nahrung dienenden Insekten im Sprunge. Die Begattung geschieht wie bei der vorhergehenden Klasse. Man zählt zu dieser Klasse auch die nomadisch lebenden Spinnen, welche bloß umherschweifen, und willkührliche Zellen zur Ausbrütung ihrer Jungen machen. Die bekanntesten dieser Spinnen sind:

1) Die gescheckte Jägerspinne, die Hüpfspinne, Aranea scenica. Der Hinterleib oder Bauch dieser Spinne ist mit abwechselnd schwarzen und weißen Sparren bezeichnet, das ist, der Bauch ist schwarz und hat drei weiße Querbinden. Sie

läuft vor- und rückwärts an den Mauern, und springt auf ihre Beute.

2) Die Sackspinne, Aranea saccata, welche zugleich mit der Kreuzspinne im Sommer erscheint. Die Augen dieser umherschweifenden Spinne haben folgende Stellung ⁘. Ihr Hinterleib ist netzförmig und rostrothbraun; die Füße sind haarig. Man findet sie in den Gärten, wo sie an der Erde umherläuft, und sich durch einen, aus weißlicher Seide gesponnenen, Sack auszeichnet, der unter ihrem Bauche festsitzt, und worin sie ihre Eyer trägt. Sie vertheidiget sich muthig, und wenn man ihr denselben abreißt, so sucht sie ihn wieder zu erlangen, und sich an den Leib zu befestigen.

Hierher gehören nun noch: die dunkle Spinne, Aranea obscura, welche graubraun von Farbe ist, sehr lange Hinterfüße hat, und auf Bäumen lebt, von denen sie von Zweig zu Zweig auf ihre Beute herabschießt oder hüpft; und die Wanderspinne, Aranea viatica, deren Augen folgende Stellung ⁙ haben, und die vom Ende April bis Ausgang Augusts nicht selten auf Feldern und Ländereyen angetroffen wird, und nur nomadisch lebt, kein Gewebe macht, sondern nur eine Zelle für ihre Jungen. Ueber diese Spinnen sehe man auch die Art. Wolfsspinnen und Wanderspinnen nach.

Die Krebsspinnen sind Wasserspinnen, welche sich besonders in stehenden Gewässern aufhalten, nicht auf der Oberfläche laufen, wie die Jägerspinnen, sondern gewöhnlich untertauchen. Die zwei vordern Fußpaare sind die längsten bei ihnen. Sie spinnen nur für die Jungen eine Hülse unter dem Wasser, und laufen seitwärts. S. den Art. Wasserspinnen.

Die Minirspinnen. Sie haben ihren Namen von den Erdlöchern, welche sie sich machen, und in welchen sie sich Zellen bauen, oder ihre Eyer in zusammengewickelte Blätter legen, die sie durch ein Gespinnst zusammenziehen, oder so umspinnen, daß es eine Hülle wird. Die bekanntesten Arten sind:

1) Die Tarantel, Aranea Tarantula. Sie ist die größte Spinne in Europa, gegen 1 Zoll lang, und bewohnt vorzüglich das mittägige Europa, wo man sie in Unter-Italien, dann auf den Inseln Sicilien und Corsika, auch in Dalmatien und Ragusa antrifft. Sie soll ihren Namen von der Stadt Tarent in Apulien haben, weil sie daselbst wohl am meisten angetroffen wird oder sich in dieser Gegend hauptsächlich aufzuhalten pflegt. Einige wollen, daß ihr Biß daselbst am gefährlichsten seyn soll; dieses ist aber nur eine bloße Vermuthung, keine Gewißheit. Der Brustschild hat schwarze, dreieckige Flecken, und der Hinterleib ist, so wie die Füße, schwärzlich gestreift. Sie sollen aber auch, nach einigen Schriftstellern, in der Farbe variiren, bald aschfarbig, bald dunkelgelb, jedoch ist die schwarze marmorirte Zeichnung die gewöhnlichste. Die aus dem Maule gehenden zwei Stacheln oder Freßzangen sind sehr spitz, und mit denselben oder durch dieselben soll sie auch ihr Gift auslassen. Sie legt ihre Eyer in Löchern, welche sie sich in thonigem Boden aushöhlt, und worin die Jungen ausgebrütet werden; auch findet man sie in Steinritzen auf dem Felde. Man behauptete ehemals, daß ihr Biß den sogenannten St. Veitstanz hervorbringen soll, das heißt, ihr tödtlicher Stich, wie man glaubte, könne nur durch eine für den Verwundeten geeignete Musik, nach welcher der Gebissene oder Verwundete bis zur Erschöpfung tanzen muß, geheilt werden; allein dieses soll nur eine Fabel, ein Mährchen seyn. Ihr Biß soll zwar gefährlich seyn, aber nicht zu allen Zeiten im

Jahre, nur in den heißen Sommermonaten soll er Schmerzen und Anschwellung der Theile um die Wunde erregen. Sie soll in der genannten Zeit selbst auf den Menschen los gehen, und ihm einen Stich beizubringen suchen; allein auch dieses, von einigen Schriftstellern erzählt, scheint wohl ohne Grund zu seyn, und es könnte nur geschehen, wie bei den Wespen, Bienen ꝛc., wenn sie gereizt werden, oder man sie fortzujagen sucht; sonst stechen alle diese Insekten, wenn man sie ganz ruhig sitzen läßt, gar nicht oder doch nur sehr selten. Ueberhaupt sollen diese Spinnen in andern Gegenden gar nicht gefürchtet werden, wie dieses zum Beispiel, nach Germar*) in Dalmatien der Fall ist, wo ihr Stich nur eine unbedeutende Entzündung verräth. In Apulien soll der Stich jedoch in den heißen Monaten nicht bloß eine Entzündung, sondern auch andere Zufälle hervorbringen. Anfangs soll der Stich, gleich einem Wespenstiche, nur eine leichte Entzündung hervorbringen, in deren Mitte oder an dem Orte des Stiches selbst erscheint ein kleiner blauer oder schwärzlicher Fleck, bald darauf zeigt sich eine Geschwulst, mit heftigen Schmerzen begleitet, die Brust wird beklommen, der Athem schwer, der Puls geht schwach und die natürlichen Funktionen des Körpers werden gehemmt; obgleich diese Zufälle nach der Körperbeschaffenheit des Gestochenen, und der Spinne selbst, indem es mehrere Varietäten davon giebt, sich merklich ändern. Ob die Zufälle der Raserei, die man in manchen Werken angeführt findet, wirklich so bedeutend sind, daß die Kranken völlig ihrer Sinne beraubt werden, und Einige lachen, Andere weinen, wiederum Andere sich auf mancherlei Weise geberden,

*) Reise nach Dalmatien und in das Gebiet von Ragusa, von Ernst Friedrich Germar. Leipzig und Altenburg. 1817. S. 270.

die den höchſten Grad des Wahnſinns andeuten, muß dahin geſtellt bleiben, weil man in den neueſten Werken, worin dieſes Inſekts Erwähnung geſchieht, darüber nichts angemerkt findet; indeſſen wäre das Gift wirklich ſo bösartig, als es mitunter verſichert wird, daß man es ſo gefunden habe, ſo können auch wohl die genannten Zufälle dabei vorkommen. Man ſoll auf den Stich ſogleich, nachdem er geſchehen, zerquetſchten Knoblauch mit Theriak legen, welches das weitere Umſichgreifen des Giftes verhindern ſoll. Vielleicht würde auch dasjenige Mittel, welches wider den Bienen- und Weſpenſtich ſo vorzügliche Dienſte leiſtet, nämlich gleich Baumöl oder zerquetſchte Oliven auf den Stich gethan, hier auch von Wirkung ſeyn. Daß es übrigens mit dem ſchon oben angeführten St. Veitstanz wohl nur ein Mährchen iſt, geht ſchon daraus hervor, daß man auch beſondere Inſtrumente dazu vorgeſchrieben hat, nämlich die Geige, die Zither, und die Zimbel von weißem oder gelben Bleche, Tamborello in der Landesſprache genannt; auch ſoll nicht jedes Spiel und jeder Geſang dazu paſſen; denn ſo wie die Taranteln verſchieden ſeyen, ſo müſſe auch das Spiel und der Geſang ſo lange probirt werden, bis man den rechten finde, nach welchem der Kranke zu tanzen anfange; es müſſe gerade diejenige Muſik ſeyn, die auf ſein krankes Gefühl wirke, es in der Betäubung, worin er ſich befinde, errege, daß er zu tanzen beginne, und ſolches ſo lange fortſetze, bis er ermüdet zu Boden falle, und dadurch in einen heftigen Schweiß gerathe. Dieſes Mittel mußte ſo oft wiederholt werden, bis der Kranke wieder hergeſtellt war; gewöhnlich vierzehn Tage lang. Man fing ihn alle Morgen mit Aufgang der Sonne an, und ſetzte ihn zwei bis drei Stunden hintereinander fort, dann ward es erlaubt ſich auf ein Bett zu legen, und den Schweiß ruhig abzuwarten, wobei

jeder Ausbruch abgetrocknet werden mußte. T
wurde er wieder angefangen, so daß sie täglich
zwölf Stunden mit diesem Tanz zubringen mu
Es werden auch Rückfälle angegeben, welche sic
sonders nach Verlauf eines Jahres um dieselbe
wieder einstellen sollen, als zu welcher der wieder
gestellte die Krankheit gehabt hat. Diese Rück
sollen aber nur in einer Mattigkeit und Trägheit
Körpers bestehen, die so lange anhalten, bis
heißen Monate, in welchen der Tarantelbiß so s
lich ist, vorüber sind. Man nannte die Kran
Tarantismus oder Tanzkrankheit, St. Ve
tanz, weil dieser Heilige zuerst diesen Tanz
vielmehr die Mittel dazu, die Musik, angera
haben soll. — Wenn etwas an dieser Kur dara
da mehrere alte Schriftsteller ihrer Erwähnung t
so läßt sie sich nur mit der damaligen Zeit, und
Begriffen, die man von der Heilkunst, besonder
Italien, hatte, entschuldigen; starke, schweißtreib
Mittel würden gleiche Wirkungen hervorgeb
haben, ohne den Schweiß des Kranken durch s
Mittel zu erregen. Der bekannte Kircher sch
von den wunderbaren Kuren dieser Tanzkrankheit
weitläuftig in seiner Arte magnetica.

2) Die Vogelspinne, Aranea avicul
Diese Spinne soll, nach einigen Entomologen,
1½ Zoll lang, und so dick wie eine Faust seyn, d
würde aber mit der Länge nicht übereinstimmen,
ist hier anzunehmen, daß sie von verschiedener G
ist. Abgesehen hiervon, so ist so viel gewiß, da
eine von den größten aller bekannten Spinnen
Das Vaterland derselben ist Süd-Amerika, w
besonders in Surinam in Mauern und Baumlö
angetroffen wird; sie spinnt Baumblätter zu ei
Neste zusammen. Die Farbe dieser Spinne ist üb
ein schwärzliches Braun, auf dem Brustschilde h

einen Quereindruck. Die Füße sind gleichfalls braun und sehr behaart, so wie der ganze Körper. Die Freßzangen sind lang und stark, gegliedert, und haben gleichfalls die Farbe des Körpers. Diese Spinne ist den kleinen Vögeln sehr nachtheilig, indem sie nicht nur ihre Eyer aufsucht und sie aussaugt, sondern sie sogar selbst tödtet. Besonders verfolgt sie die Kolibris, und sucht sie durch ihren Stich zu tödten, ja selbst dem Menschen ist ihr Biß oder Stich gefährlich.

3) Die Mauerspinne, Aranea cementaria. Diese Spinne ist nur klein und hat auf dem ganzen Körper eine braune Farbe; sie gräbt sich in die Erde an Abhängen ein Loch, tapeziert es mit Geweben aus, und verschließt es mit einem Deckel. Außer dieser hier genannten und beschriebenen Mauerspinne giebt es noch mehrere Arten, sowohl in Europa, als auch außer demselben, deren Beschreibung aber hier übergangen werden muß.

Hierher gehören nun auch noch die sogenannten Afterspinnen (Phalangium), welche mehrere Entomologen zu den Krebsspinnen (Chelifer, Geoffroi) rechnen, oder sie wenigstens unter dem Namen Afterspinne, in zwei Abtheilungen bringen, wie Cüvier. Der Charakter dieser Spinnengattung ist folgender: Sie haben den Körper und die Beine der Spinnen, und, so wie diese, keine Fühlhörner. Dagegen haben sie nur zwei zusammenstehende Augen auf der Mitte des Brustschildes, und ihre Kinnbacken, welche eine unbewegliche Klaue einer beweglichen gegenüber haben, stellen Kneipzangen vor. Der Leib ist kugelicht, und die Zeugungswerkzeuge sind einfach und liegen unter dem Bauche. — Die erste Abtheilung sind die Afterspinnen mit Freßspitzen, die sich in Scheren endigen, wie bei den Skorpionen, und die eigentlich Krebsspinnen genannt werden. Hierher gehört der Bücherskorpion, Phalangium cancroi-

sich weiter nicht mehr bekümmern. Andere machen wieder um ihre Eyer ein Gespinnst, und befestigen dieses irgendwo über der Erde, daß die Sonne es bescheinen, und die darin befindlichen Eyer ausbrüten kann. Den Sommer über findet die ganze Brut der Wander-, Erd- oder Minirspinnen in dem aufgewachsenen Getreide, dem langen Grase, und andern über der Erde hervorragenden Gewächsen, Aufenthalt und Gelegenheit, kleine Insekten zu erhaschen, überhaupt auf Raub auszugehen; den Insektenfressern entgehen sie als zu unbedeutend, dagegen werden ihre Eltern ein Raub derselben. So lange der Sommer dauert, finden sie Schutz und Unterhalt mit ihrer Brut in den Gewächsen, und auch erregt sich bei ihnen kein Trieb, das freie Feld zu verlassen, sobald aber diese gegen den Herbst geerndtet werden oder auch abwelken, und Regengüsse sich einstellen, so wird auch ihre Existenz unsicher, und sie müssen auf Winterquartiere denken, ehe sie aber diese beziehen, werden viele eine Beute der Vögel, andere kommen beim Abmähen des Getreides und des Grases um, andere wieder werden noch eher, als sie die Felder verlassen wollten, mit den Garben und dem Heue weggefahren; indessen retten doch noch viele ihr Leben, obgleich sie immer in Gefahr schweben, von steten Regengüssen ersäuft und weggespült, von Thieren und Menschen zertreten oder auch von ihren Verfolgern entdeckt und gefressen zu werden. Allein auch noch jetzt giebt ihnen der Instinkt nicht die Richtung, ihren Aufenthalt zu verlassen, noch jetzt wohnen sie auf dem Felde in den Stoppeln des abgemäheten Getreides, auf Erdklößen, Grashalmen ꝛc. ꝛc. Die Spinnmaterie, die sie früher hin und wieder sich zur Decke ꝛc. webten, können sie jetzt nicht mehr so anbringen, als vorher; auch sparen sie solche zu ihrer letzten Rettung auf. Sobald sich der Sommer zu Ende neigt, die Nächte länger und kälter werden, und

der beginnende Herbst Reife bringt, so treibt sie dieses Vorgefühl des sich nahenden schlimmen Wetters von den Feldern, aus den Erdlöchern zu den Winterquartieren fort, die sie in hohlen Bäumen, in struppichtem dickverwachsenem Gesträuche, in Scheunen, Ställen, kurz in allen den Oertern suchen, wo sie Schutz vor Regen, Schnee und Frost finden. Auch ist ein Schriftsteller der Meinung, die man wohl als nicht ungegründet annehmen kann, daß sie sich, ehe sie noch die Winterquartiere beziehen, des bei sich habenden Spinnstoffes, als jetzt ihnen lästig und nutzlos, entledigen, und solchen in die Luft fliegen lassen, um dadurch die Masse der Sommerfäden zu vermehren, welche von den kleinen Herbstspinnen, s. oben, S. 466, der Luft überliefert wird, nicht absichtlich, sondern durch die trocknen Herbstwinde, welche ihre Gewebe über den Stoppeln ꝛc. zerstören. Auch können selbst diese Gewebe ihren Grund darin haben, sich der jetzt nutzlosen Spinnmaterie zu entledigen. Auch dienen diese Fäden den Spinnen, um bequemer über das Feld, über Plätze, Moräste ꝛc., wegzukommen, und so wohlbehalten an die Oerter ihrer Bestimmung zu gelangen; und so weben oder bauen oft die kleinsten Spinnen den größern, den Wander- und Minirspinnen Brücken, um schneller fortzukommen. Und da man sehr häufig kleine oder noch junge Spinnen in dem ziehenden Sommer, den Sommerfäden antrifft, so scheint es wohl nicht unwahrscheinlich, daß sich die jungen, noch nicht ausgewachsenen Spinnen, auf diese Weise eingehüllt, mit fortführen lassen, um so sicherer einen Aufenthalt für den Winter zu erlangen, indem diese Fäden sich an Bäume, Sträucher, Scheunen, Häuser, kurz an alle erhabene Gegenstände anlegen und festkleben. Merken nun die kleinen Spinnen, daß sie mit ihrem Luftschiffe sicher geankert haben, so arbeiten sie sich

aus ihrer Umhüllung heraus, und ſuchen dann in Löchern ꝛc. ꝛc., Schutz, und ſo werden ſie bis zum kommenden Frühjahre glücklich erhalten, da den Winter über ſie von keinen Feinden geſtört werden, die größtentheils ſelbſt ſich Winterquartiere in fernen Ländern geſucht haben. — Weit glücklicher ſind dagegen die Haus- und Mauerſpinnen, welche ihren Winteraufenthalt nicht erſt mühſam zu ſuchen haben, obgleich ſie auch wieder Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſind, indem ſie mit dem Beſen oft von einem Orte zum andern getrieben, oft damit aufgefangen und zum Fenſter herausgeſchleudert werden; immer noch glücklich genug, wenn ihre Verbannung ſo abläuft, ohne zertreten oder erſäuft zu werden. Erſteres verdanken ſie in der Regel ihrer Geſtalt, indem die meiſten Leute, beſonders aber Frauenzimmer, ſich vor ihnen fürchten, und ſie daher je eher, je lieber, wo ſie ſolche erblicken, los oder ihres Anblicks überhoben ſeyn mögen, daher werden ſie vom Beſen ſchnell aus dem Fenſter geworfen, weil dieſes das ſchnellſte und ſicherſte Mittel iſt, ſie aus dem Zimmer zu entfernen; denn bei dem Tödten im Zimmer durch Herabwerfung auf die Erde, um ſie mit dem Fuße zertreten zu können, oder beim Werfen in den Waſſereymer können ſie immer noch ſchnell entſchlüpfen, und den Zimmerreinigern Angſt und Schrecken einjagen, da die Spinnen ſehr ſchnell laufen, und dieſerhalb iſt das Abſchütteln aus dem Fenſter, wie ſchon erwähnt, immer noch das ſicherſte Mittel, ſie los zu werden. Am ſicherſten entgehen allen Ungemächlichkeiten diejenigen Spinnen, welche auf den Böden, unter den Dächern, in den Kellern, und an ſonſt andern Orten, wo ſie nicht geſtört werden, ihre Gewebe ausſpannen. Hier läßt die Dunkelheit nicht zu, ſie zu entdecken, beſonders wenn ſolches hoch und in Winkeln ꝛc. geſchieht, wo ſie Niemand ſo leicht erblickt. —

Ob die Europäiſchen Spinnen, den Spinnen der andern Welttheile, beſonders aber den Amerikaniſchen in Hinſicht der Zeichnungen und Farben ihres Körpers eben ſo nachſtehen, wie an Größe, an Stärke ihres Geſpinnſtes, ihres Gewebes, iſt wohl nicht zu bezweifeln, obgleich wir in Europa, und namentlich in Deutſchland, ſehr ſchöne Arten von Spinnen in Zeichnung und Farbe beſitzen, wie z. B. die Aranea speciosa, Aranea elegans, Aranea cretata etc. etc. Von den Amerikaniſchen Spinnen ſollen die Spinnen auf den Bermuden nicht nur mit der ſchönſten Farbe gezeichnet ſeyn, ſondern auch an Größe alle übrigen Spinnen in Weſtindien und den andern Ländern Amerika's übertreffen. Ihr Gewebe, welches ſie von einem Baume zum andern ziehen, ſoll an Subſtanz und Farbe der rohen Seide vollkommen gleichen, und ſo ſtark gewebet ſeyn, daß auch kleine Vögel darin hangen bleiben, oder ſich mit den Füßen darin verſtricken. Dieſe Spinne ſoll nicht giftig ſeyn, kein Gift von ſich geben, ſo wie überhaupt auf den Bermuden kein giftiges Thier angetroffen werden ſoll, und die Einwohner dieſer Inſeln glauben, daß wenn auch ein giftiges Thier von andern Orten auf ihre Eylande gebracht würde, es daſelbſt ſein Gift verlöre. In Südamerika iſt die oben, S. 488, beſchriebene Vogelſpinne die Größte; ihre Farbe iſt aber nur einfach und eben nicht glänzend; es müßte ſich denn das Braun in der Natur ganz anders ausnehmen, als in der Abbildung.

Das Studium der Spinnen iſt für Entomologen gewiß das ſchwierigſte, da nämlich die Unterabtheilungen, um ein ſo großes Geſchlecht beſſer überſehen zu können, nach den Augen gemacht werden müſſen, dieſe aber, beſonders wenn das Thier ſchon ſeit einigen Tagen gefangen worden iſt, nicht leicht ohne ein gutes Mikroſkop entdeckt werden können, und

daher schleichen sich so manche Irrthümer ein, besonders bei einer etwas eingeschrumpften Haut, und dann aus der Ursache, weil die Augen nicht durch weite Räume von einander getrennt sind, sondern sehr dicht bei einander stehen, und hier leicht in Hinsicht der Stellungen, Verwechselungen vorgehen können. Eine nicht minder große Schwierigkeit ist beim Studium der Spinnen ihre Aufbewahrung. Die Aufbewahrung in Weingeist, ist die beste und sicherste, um ihre Stellung, so wie überhaupt ihre körperlichen Schönheiten zu behalten; allein sie ist zu kostbar und auch zu umständlich; und wenn gleich in neuester Zeit der Weingeist so theuer nicht ist, so kann man ihn doch auf dem Lande nicht gleich haben, wenn der Vorrath verbraucht worden, und man an Ersetzung desselben aus der Stadt nicht gleich gedacht hat; auch verdünstet er in weiten Gefäßen, wenn sie nicht gut verwahret werden, nur zu bald, und muß dann gleich wieder ersetzt werden, damit die Insekten nicht trocken zu liegen kommen, welches ihrer Gestalt und ihrem Ansehen schadet. Bei der Aufbewahrung in trocknen Kästchen verlieren sie zu geschwind ihre Farbe, und an feuchten Orten werden sie schimlicht und trocknen ein. Alles dieses erscheint beim Studium der Spinne. Selbst im lebenden Zustande sind die Untersuchungen mit Schwierigkeiten verknüpft; denn erstlich lassen sie sich auf keine Nadel bringen, weil ihr ganzer Körper nur eine schwammige Masse ist, und das kleine Band, welches Kopf und Brust mit dem Hintertheile verbindet, so unbedeutend und zart ist, daß man solches gar nicht durchstechen kann, man müßte denn eine Nadel wie ein Haar haben, und dergleichen Nadeln giebt es nicht, und wenn man sie auch haben könnte, so würden sie beim ersten Anstecken des Insekts gewiß gleich zerbrechen; und zweitens rollen sich die meisten Spinnen, wenn man sie nur im geringsten

berührt, gleich wie eine Kugel zusammen, wie der Igel, so daß man ihre Theile nicht genau sehen kann, da in der Kugel die Füße stecken, und wenn sie aus dieser Gestalt wieder in ihre eigenthümliche zurückkehren, so suchen sie sich auch schnell zu entfernen, so daß man Mühe hat, sie wieder zu erhaschen, und geschieht dieses, so kann man auch wieder auf eine Verwandlung in eine Kugel rechnen. Das Auftrocknen der Spinnen ist noch das beste Mittel sie zu erhalten, wenn man sie zu naturhistorischen Zwecken benutzen will. Man läßt nämlich die Spinnen in warmes Wasser fallen, wodurch sie getödtet werden; dann sorgfältig herausgenommen und trocken werden lassen, welches am besten auf warmen Sande geschieht. Ehe man sie aber trocknet, muß man ihnen vorher auf einem glatten, weißen Papiere mit einer Insektennadel die Füße gehörig auseinander breiten, überhaupt erst der Spinne diejenige Lage geben, die sie in der Natur hatte, bloß mit dem Unterschiede, daß man die Füße lang ausstreckt, weil hier die natürliche Stellung, ohne sie zu beschädigen, nicht möglich ist. Wenn dieses geschehen ist, legt man das Papier mit den ausgebreiteten Spinnen auf den heißen Sand und läßt sie trocknen, klebt sie dann mit Gummi Arabikum auf ein dazu bestimmtes, weißes, starkes Papier, das heißt, jede Spinne auf ein besonderes Papier, und steckt sie dann mit einer Insekten- oder auch andern Nadel nicht durch das Insekt, sondern durch das Papier auf. Die Aufbewahrung in Spiritus oder Weingeist ist auch schon darum nicht zu empfehlen, weil der Spiritus die Farbe auszieht, wie solches auch bei den Käfern der Fall ist, wo die grünen und die roth und grün schillernden Metallkäfer ihre Farbe verlieren, und eine ganz dunkle erhalten; auch geht der Metallglanz verloren. Daher muß man alle diejenigen Insekten,

die ihre Farbe behalten sollen, Schmetterlinge sind hiervon ausgenommen, denn etwas geht immer verloren, erst in warmes Wasser tauchen, um sie zu tödten, und sie dann ausspannen oder vielmehr, nachdem sie ausgetrocknet werden, aufstecken. Man verwahrt dann die Spinnen in ganz trockenen Kästen, Insektenkästen auf, indem man sie mit dem Papiere mit einer Insektennadel auf Holunderholz oder Kork steckt.

Daß die Spinnen Gift bei sich haben sollen, wird von vielen Naturforschern bezweifelt, einige wenige Arten ausgenommen, welche noch verdächtig scheinen, und worunter auch die Tarantel, und einige außer Europäische Spinnen gehören; indessen ist der Tarantelstich auch nicht so gefährlich, wie man ehemals vorgab, s. oben, S. 485, sondern der Stich dieser Spinne mit dem einer Wespe oder Biene zu vergleichen, dessen Entzündung man mit ein wenig Oliven- oder Baumöl gleich dämpfen, und die kleine Wunde heilen kann. — Ehemals gebrauchte man gegen den Spinnenstich, wie gegen den Wespenstich, die Blätter des wilden Salbey, Salvia officinalis Linn., welche Blätter auf die Entzündung des Spinnenstiches gelegt, sogleich die Entzündung, wie auch die Geschwulst vertreiben, und den Schmerz lindern. Auch der Feigensaft soll ein gutes Mittel gegen den Spinnenstich seyn, so auch die Wegebreitblätter in Weinessig geweicht und gekocht, und dann den gestochenen Theil damit gebähet.

In den Künsten und Handwerken hat man das Gespinnst oder Gewebe einiger Spinnen, besonders der Kreuz- Mauer- oder Gartenspinne, s. oben, S. 454 u. f., zu Zeugen anzuwenden gesucht. In Frankreich hatte sich zu Anfange des vorigen Jahrhunders der Präsident der Rentkammer zu Montpellier, Herr Bon, Ehrenmitglied der Kö-

niglichen Gesellschaft der Wissenschaften von der genannten Stadt, Mühe gegeben, dieses Gespinnst gleich der Seide der Seidenwürmer zu Strümpfen und Handschuhen anzuwenden. Nach den Mémoires de l'Académie Royale des Sciences vom Jahre 1710, hatte derselbe im Jahre 1709 der genannten Akademie Strümpfe und Handschuhe, welche von der Spinnseide gemacht worden, vorgelegt, welches die Versammlung veranlaßte, dem Herrn Reaumür und noch einem Mitgliede der Akademie aufzutragen, den Entdeckungen des Herrn Bon genau nachzuforschen. Reaumür hatte sich dieses Auftrags auch mit allem Fleiße und Eifer unterzogen, und die Resultate seiner Forschungen und Versuche waren folgende: Er fand, daß die Spinngewebe ganz und gar nicht geschickt wären, gewebt oder gearbeitet zu werden, weil die Fäden nicht Haltbarkeit genug hätten und zu fein wären, indem man neunzig davon auf einen Faden rechnen müßte, der in der Stärke einem Faden von einem Seidenwurme gleich käme, und man davon wohl achtzehn Tausend haben müßte, um einen Faden zum Nähen zu machen, der eben so stark als derjenige von den Seidenwürmern wäre. Es bliebe demnach nur der Balg übrig, den sie um ihre Eyer spinnen, von dem man einigen Nutzen erwarten könnte. Er untersuchte daher die Bälge, Säcke oder Cocons der Kreuz- und anderer Spinnen, und fand, daß es nur diese sind, deren Gewebe aus Strahlen bestehen, die aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gehen, um welchen sich ein Faden schneckenförmig drehet, die von einigem Nutzen seyn können, indem die Bälge von andern zu wenig Fäden geben, oder deren Faden nicht die gehörigen Eigenschaften besäße; dann müßte man auch berechnen, ob man die Seide von den Bälgen auch so wohlfeil als die gemeine Seide haben könne, oder auch, ob sie,

da sie viel theurer ist, auch schöner seyn würde. Die erste Frage wurde sogleich entschieden, obgleich Reaumür in den Regenwürmern und in der weichen Substanz der neuen Pflaumenfedern eine Nahrung fand, welche den Spinnen sehr leicht zu verschaffen ist, und denselben die Nahrung mit Fliegen ersetzt, so traf er doch auf eine andere Schwierigkeit, wobei er keine Mittel fand, sie zu heben. Diese bestand in dem wechselsweisen Haß, den die Spinnen gegeneinander tragen, und welcher alle Mittel, sie mit einander aufzuziehen, fortnimmt oder raubt. Man müsse seine Zuflucht denn zu dem besonderen Aufziehen einer jeden Spinne nehmen, welches ohne Mühe und Unkosten nicht abgehe oder geschehen könne, besonders da man gefunden, daß die Fäden von den Spinnenbälgen fein, ja weit feiner, als diejenigen von den Seidenbälgen der Seidenwürmer sind, und daß man daher zwölfmal mehr Spinnen, als Seidenwürmer haben müßte, um eben so viel Seide zu erhalten, dergestalt, daß man, wenn man ein einziges Pfund Seide von den Spinnen haben wollte, man beinahe 28,000 Bälge haben müßte, die man sich nicht anders verschaffen könnte, als wenn man eine noch weit größere Anzahl Spinnen ernährte, weil es nur die Weibchen allein sind, welche diese Bälge spinnen, um ihre Eyer darein zu wickeln oder zu legen. Hiernach ergab sich also, daß die Seide der Spinnen bei weitem theurer sei, als die gemeine Seide. Es war nun noch übrig zu erfahren, ob die Spinnenseide schöner und glänzender wäre, als die Seide von den Seidenwürmern. Auch hierüber stellte Reaumür Versuche an, die ihm die Ueberzeugung gaben, daß sie auch hierin der Seide des Seidenwurmes nachstehe, indem sie weit weniger Glanz, als diese habe, wovon die Ursache, nach seiner Meinung, darin liege, weil die Fäden, welche die Seide von den Spinnen aus-

machen, glatter und krauser, als die Fäden von den Seidenwürmern sind. Das Endresultat aller dieser Versuche ist demnach, daß man, wenn man Spinnen aufzieht, sich nichts Vortheilhaftes von ihrer Seide versprechen kann. Das einzige Mittel, nach Lyonnet, ist, daß man die Zeit, da sie an ihren Fäden hängen und fliegen, oder auch, wenn sie sich anschicken, diese Reise zu thun, beobachtete, und dann Leute auf die Felder schickte, über welche ihre Fäden ausgebreitet sind, damit sie solche mit Harken einsammeln. Es gab in der That Zeiten, sagt Lyonnet, da man die Harken in wenigen Stunden mit einem großen Vorrath davon ganz und gar bedeckt gesehen. Vielleicht könnte diese Seide, sagt der genannte Schriftsteller, wenn sie gekämmt und wie der Flachs gesponnen würde, zu einigen Werken geschickt seyn, und die Einsammlung ꝛc. würde nicht viele Kosten verursachen. Reaumür beschließt seine Untersuchung auf folgende Art, indem er sagt: Man würde ohne Zweifel nicht zufrieden seyn, daß uns so wenig Hoffnung übrig bleibt, von einer so sinnreichen Entdeckung einen Vortheil zu ziehen; indessen sey noch eine Wahrscheinlichkeit zu einiger Hoffnung da; daß man nämlich Spinnen finden könnte, welche mehr Seide geben, als diejenigen, welche man gewöhnlich in Frankreich sieht. Es ist schon durch die Berichte der Reisenden erwiesen, daß die Spinnen in Amerika weit größer, als diejenigen in Frankreich sind, daher müssen sie auch größere Bälge oder Säcke machen, und so wie die Seidenwürmer aus dem Morgenlande auf unsere Fluren verpflanzt worden, wie dieses in ganz Europa geschehen, so lasse sich dieses auch von den Amerikanischen Spinnen vermuthen, wenn wirklich ihr Gewebe brauchbarer zu Seidenzeugen wäre, als dasjenige der einheimischen Spinnen. Dieses sind nun, sagt Lemery, die

Beobachtungen des Herrn Reaumür über die Spinnen; sie verminderten sehr die Hoffnung, welche man sich bei Vorzeigung der Arbeiten des Herrn Bon wegen der Seide dieser Insekten gemacht hatte; man kann aber einen kleinen Unterschied zwischen der Arbeit des Herrn Bon und der des Herrn Reaumür bemerken. Ersterer, welcher die Seide von den Spinnen aus Languedok, der Provence, und andern heißen Provinzen Frankreichs bearbeitete, hat häufigere und mit mehrerer Seide versehene Bälge gefunden, als diejenigen von den Spinnen sind, welche in den gemäßigten Provinzen dieses Landes angetroffen werden, und mit welcher Reaumür seine Versuche angestellt hat; s. auch oben, S. 454 u. f. Uebrigens hat man die Spinne zu allen Zeiten als eine sehr geschickte Spinnerin und Weberin angesehen, welche das hohe oder große Verdienst hat, die Lehrmeisterin der Menschen in der Webekunst gewesen zu seyn; denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Alten durch die künstlichen Gespinnste dieses Insektes auf diese Kunst gefallen oder gekommen sind; denn, wie bekannt, waren schon die Babylonier und andere alte Völker in dieser Kunst sehr erfahren. Auf gleiche Weise hat sie auch zur Spinnkunst die Anleitung gegeben; denn da die Kreuzspinne und die mit derselben verwandten Spinnen, welche kreisförmige Netze weben, ihre Gespinnste auch an den Fenstern machen, so hatten die Menschen Gelegenheit, ihr kunstvolles Weben oder Spinnen ganz in der Nähe zu betrachten, und es zu studieren; daher auch das hohe Alter dieser Kunst, welche man bei allen Nationen antrifft, die schon einige Fortschritte in der Kultur gemacht haben. Und bei den vielen Beobachtern ihres Fleißes, haben diese auch zugleich ihr sehr feines Gefühl entdeckt; denn indem sie in einer Art von Trichter in der Mitte ihres weitläuftigen Gewebes sitzt und Wache hält, so

empfindet ſie ſogleich, wenn eine Fliege an dem entfernteſten Theile des Gewebes ſich gefangen hat, und kommt ſogleich heraus und ſieht ſich nach der Gegend um, von wo ſie dieſe feine Erſchütterung erhalten hat; denn da alle Fäden um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt geſpannt ſind, ſo wird ihr auch um ſo ſchneller dieſe Mittheilung. Sie läuft dann, nachdem ſie die zitternde Bewegung noch einmal empfunden und die Bewegung der Fäden geſehen hat, nach der Gefangenen hin, um ſie in ihre Höhle, ihren Trichter zu ſchleppen, oder ſie zu umſtricken, und ſo zum Tödten und Ausſaugen geſchickter zu machen. Dieſes feinen Gefühls wegen wird die Spinne auch unter die fünf Thiere gerechnet, welche den Menſchen in Anſehung der äußerlichen Sinne übertreffen, wie ſolches folgende Strophen darthun.

Nos aper auditu, Lynx visu, Simia gustu,
Vultur adoratu praecellit, Aranea tactu.

Das iſt, das wilde Schwein übertrifft uns am Gehör, der Lux am Geſicht, der Affe am Geſchmack, der Geyer am Geruch, und die Spinne am Gefühl.

In der Oekonomie oder der Land- und Stadtwirthſchaft haben die Spinnen weiter keinen Nutzen, als daß ſie vielen Thieren, beſonders aber Vögeln zur Nahrung dienen; ſo z. B. werden ſie von den Nachtigallen, Rothkehlchen, Graſemücken, überhaupt von allen Inſekten-Vögeln oder Vögeln mit einem langen dünnen Schnabel, welche ſich nur von Inſekten nähren, oder von den Hühnern, Truthühnern ꝛc. verfolgt, erhaſcht, und als eine angenehme oder leckere Speiſe verzehrt; eben ſo begierig ſollen unter den Vierfüßern, oder wohl beſſer Quadrumanen oder Vierhändern, einige Affenarten darnach ſeyn. Auch die Weſpen und Horniſſen fallen über die Spinnen her und bemächtigen ſich derſelben an dem Halſe, indem ſie ſelbige auf eine ſolche Weiſe drücken, daß ſie außer Stande ſind,

ſich zu vertheidigen, und tragen ſie hernach in ihre Höhlen, um die aus den Eyern herausgekrochenen Jungen zur Nahrung zu dienen; wenn das erhaſchte Inſekt noch zu viel Widerſtand leiſtet, ſo ſetzet ſie ein zweiter Biß ſogleich außer Stande, ſich zu wehren. Lyonnet hat Horniſſen in die Gewebe der größten Spinnen einfallen ſehen, und nachdem ſie ſolche erhaſcht, und aus ihrem Gewebe auf die Erde getragen hatten, biſſen ſie ihnen erſt alle Beine ab, und flogen darauf mit dem verſtümmelten Körper fort. — Daß auch Menſchen Spinnen eſſen oder gegeſſen haben, iſt ſchon oben, S. 458, erwähnt worden. Nach der Verſicherung des Albertus Magnus ſoll zu Kölln ein junges Mädchen die Spinnen längſt der Stadtmauer aufgeſucht und ſie gegeſſen haben. Cardan berichtet ein Gleiches von einem kleinen Mädchen von drei Jahren, welches die Spinnen aufgeſucht und mit Appetit verzehrt habe, ohne davon die geringſte Unannehmlichkeit zu verſpüren, ſondern dieſe Koſt ſoll auch zu ihrer guten Leibesbeſchaffenheit das Meiſte beigetragen haben. Man findet in mehreren alten Werken Beiſpiele von Perſonen angeführt, welche Spinnen gegeſſen, und ſich dabei wohl befunden haben; ja ſie haben ſogar an Stärke des Körpers zugenommen. In dem Ephemerid. German. findet man ein Beiſpiel von einem Lieutenant, welcher förmlich auf die Spinnen Jagd gemacht und ſie dann auf einer großen Schüſſel verſammelt und begierig gegeſſen hat, ohne die geringſten Beſchwerden davon zu empfinden. Perſonen, die oft Zeuge von dieſer Jagdparthie und dann bei der Mahlzeit zugegen geweſen, haben ihn um die Urſache dieſes ſonderbaren Genuſſes gefragt, und die Antwort erhalten, daß dieſes ein Erbſtück von ſeiner Mutter ſei, welche gewohnt geweſen, dieſe Inſekten mit Vergnügen zu genießen. Mehrere Schriftſteller, unter dieſen auch Lyonnet, führen Beiſpiele von

Menſchen an, welche Spinnen gegeſſen haben, und Friedrich Hoffmann führt in ſeiner Medicina rationali an, daß man nicht durch glaubwürdige Erzählungen beweiſen könne, daß der innerliche Gebrauch der Ottern, Skorpione, Spinnen und anderer für ſchädlich gehaltenen Thiere ſehr geſunden Körpern den Tod oder eine große Krankheit gebracht hätte, und wenn gleich ihr Biß oder Stich ſchädlich wäre, ſo ſchade doch ihr Genuß nichts. Der Doktor Johann Ludwig Hannemann beweiſet gleichfalls in dem oben angeführten Werke, daß man ohne Gefahr Spinnen eſſen könne; und de la Hire der Jüngere verſichert, daß er eine Jungfrau gekannt, welche mit wahrer Wolluſt Spinnen gegeſſen habe. Sobald ſie in einem Garten ſpazieren gegangen ſei, habe ſie in den Gängen keine Spinne in ihrem Gewebe gelaſſen, ohne nicht darauf Jagd zu machen, und ſobald ſie ſolche erhaſcht habe, ſei ſie auch eine Beute ihres Gaumenkitzels geworden. Auch die berühmte Anna Maria Schurmann ſoll eine Freundin der Spinnen geweſen ſeyn, und ſie mit Appetit genoſſen haben. Sie ſoll ſelbſt, um dieſe ſonderbare Neigung zu dem Genuſſe dieſer Inſekten zu entſchuldigen, im Scherze behauptet haben, daß ſie unter dem Zeichen des Skorpions geboren ſeyn müſſe. Dieſes ſind aber bloß geſammelte Erfahrungen der rohen Genüſſe der Spinnen, eine Art von Deſſert; daß ſie aber in die feine Kochkunſt eingeführt worden wären, wie die Fröſche, Schnecken ꝛc., findet man nicht; nichts von Spinnen-Fricaſſées und Ragouts; nichts von Spinnenwürſte und Spinnenkäſe ꝛc. ꝛc. Dieſe geſammelten Erfahrungen von den Spinnen, als eine leckere Speiſe für manche Menſchen, hat auch dazu beigetragen, daß einige ältere Aerzte ſie in die Heilkunſt einzuführen geſucht, und ſie auch in manchen Fällen verordnet haben; ſ. weiter unten. — In der Hauswirthſchaft iſt

die Spinne eins der läſtigſten Inſekten, die es giebt, da ſie ihr Gewebe überall in den Winkeln der Zimmer, in den Küchen, Spinden ꝛc. macht, und ſich in dieſem Gewebe gewöhnlich der auffliegende Staub, der durch das Gehen in den Zimmern ꝛc. ꝛc. verurſacht wird, feſtſetzt, und ihre Gewebe daher die Sammler des Staubes und Schmutzes werden, wie man ſolches auch in den Zimmern gewahrt, wo ſie ungeſtört ihr Weſen treiben, und ſolches überall mit ihren Netzen beſtricken oder beziehen können, daher werden ſie auch, wie ſchon oben, S. 494, angeführt worden, von den Frauen überall mit dem Borſtbeſen verfolgt, jedoch immer mit einem gewiſſen Abſcheu, nicht vor dem Gewebe, ſondern vor der Bewohnerin deſſelben.

In der Chemie iſt die Spinne gleichfalls der Aufmerkſamkeit und der Unterſuchung nicht entgangen. Man hat gefunden, daß ſie viel flüchtiges Oel und Salz enthalte, und ſich daraus ein Spinnenöl bereiten laſſe, welches in manchen Krankheitsfällen wohl Anwendung finden kann; allein es iſt bloß bei dieſer Anzeige geblieben, weitere Verſuche hat man damit nicht angeſtellt. — Die Alchymiſten ſcheinen aber der Spinne keine Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben, und auch wohl daher, weil Paracelſus die Erzeugung der Spinnen eben ſo, wie die Erzeugung mehrerer anderer Inſekten für eine Wirkung des Teufels ausgiebt, der ſich zur Hervorbringung derſelben des Blutes der monatlichen Reinigung der Frauen bediene, und daher rührt auch wohl der Name Spinne, Kreuzſpinne, der einer böſen, argliſtigen Frau beigelegt wird; ſ. weiter unten. — Die Feindſchaft der Spinnen gegen andere giftige oder giftig ſeyn ſollende Thiere, wie z. B. gegen die Schlangen, Kröten ꝛc., iſt nur eine Fabel. Man erzählte z. B., daß, wenn eine Kröte unter ein Spinnengewebe komme, die Spinne ſich herablaſſe, um die Kröte zu ſtechen, dieſe ſie aber

mit offenem Munde erwarte, und sie nicht selten verschlinge, geschehe dieses aber nicht, und die Spinne könne derselben einen Stich beibringen, so laufe die durch diesen Stich vergiftete Kröte schnell um ein gewisses Kraut aufzusuchen und zu fressen, welches als die Wegebreite oder das Wollkraut bezeichnet wird, um das erhaltene Gift unwirksam zu machen; dann kehre sie wieder zum Gefechte zurück, welches von neuem anhebe, bis einer Sieger bleibe; denn sobald die Kröte das genannte Kraut nicht finde, schwölle sie auf und berste in kurzer Zeit darauf. Diese Meinung von der Antipathie der Kröten und Spinnen war auch im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts so allgemein in Frankreich verbreitet, daß mehrere Naturforscher Untersuchungen darüber anstellten, um den Grund oder Ungrund dieser Meinung zu erfahren, unter Andern auch Lyonnet, welcher, um sich von der Wahrheit dieser Meinung zu überzeugen, eine große Spinne auf eine Kröte herabließ, auch Kröten unter Spinngewebe setzte; aber von allen Versuchen ist auch nicht ein einziger geglückt; sie haben niemals irgend ein Zeichen um sich zu streiten oder anzufeinden blicken lassen, jede von beiden, Spinne und Kröte, blieben ruhig an ihrem Orte sitzen. Daß die Spinnen aus Neid auch über die Seidenwürmer herfallen und sie durch Stiche tödten sollen, wenn sie in ein Zimmer kommen, wo Seidenwürmer erzogen werden, will ein Naturforscher beobachtet haben; indessen wollen Andere dieses in Zimmern, wo Seidenwürmer unter Spinnen waren, nicht beobachtet haben, und daher scheint dieses wohl eben so wenig Glauben zu verdienen, wie die Feindschaft der Spinnen und Kröten zu einander.

Was den äußerlichen Gebrauch der Spinnen in der Heilkunst anbetrifft, so wurden sie ehemals, besonders die Hausspinnen, vorzüglich in den Wechsel- und viertägigen Fiebern für gut befunden. Man nahm des-

halb eine große Spinne, welche man zerquetschte und auf das Gelenk der Hand legte, oder man schloß sie lebendig in eine Nußschaale und hängte dieselbe zu Anfange des Anfalls um den Hals. Andere zogen das Spinngewebe vor, und nahmen von diesem Gewebe so viel, als die Größe eines Hühnereyes betrug, und vermischten es mit gleichen Theilen Kaminruß, setzten dazu etwas Kochsalz und so viel Weinessig, als zur Bereitung eines Umschlages nöthig war, dieses legten sie auf die beiden Gelenke der Hand des Kranken, und wiederholte solches zwei- oder dreimal. Es gab auch damals Aerzte, welche einer Erbse groß von diesem Gemische in einem Glase weißen Weines beim Anfange des Frostes nehmen ließen, welches die Krankheit gehoben haben soll, indem darauf ein großer Schweiß erfolgte. Gelungene Kuren, vermittelst des Spinnengewebes bei dem Wechselfieber, werden mehrere bei älteren Aerzten erzählt, die aber hier zu weitläuftig seyn würden, um sie anzuführen. Man machte auch aus den großen Kreuzspinnen ein Pflaster, welches auf die Pulse gelegt, das Fieber vertrieben haben soll. Als ein wundheilendes und zusammenziehendes Mittel, wird das Spinnengewebe auch noch in der neuesten Zeit gebraucht, gleich dem sogenannten Englischen Pflaster, und man kann annehmen, daß es hier bessere Dienste thut, als dieses Pflaster; denn es stillt sogleich das Blut, wenn es auf die frische Wunde gelegt wird. Es ist dies das einzige Mittel unter den niedrigen Klassen des Volks, zur Heilung von Schnittwunden. Man nimmt nämlich, sobald man sich eine Wunde mit einem schneidenden Instrumente gemacht oder beigebracht hat, mehrere, wo möglich von allem Schmutze befreiete, Spinneweben, und legt sie auf die Wunde. Man erreicht dadurch den Zweck, daß die Wunde nicht schwillt, und der Schnitt sich zusammenzieht, wodurch die Wunde sehr gut ge-

heilt wird. Man läßt die Spinnwebe so lange auf der Wunde liegen, bis sie von selbst herabgeht, welches dann ein sicheres Zeichen der vollkommenen Heilung ist. Man gebrauchte ferner das Spinngewebe in der Kolik, welche von Blähungen kommt; dann auch in der allzustarken monatlichen Reinigung. Man kochte in diesen Uebeln eines Eyes groß von demselben mit Weinessig, und legte diesen Umschlag warm auf den Nabel, welches die Blähungen forttreiben und auch den Blutfluß stillen soll. Das Verhältniß dieses Mittels war ungefähr Folgendes: Man nehme eine Handvoll Spinngewebe, tauche sie in Weinessig, und lege dieses Gemisch als ein Umschlag auf den Nabel, gegen die allzustarke monatliche Reinigung. Man nehme Spinngewebe einer Erbse groß, thue sie in ein Glas weißen Weines, und gebe es dem Kranken im Wechselfieber beim Anfall des Frostes. — Von allen diesen Mitteln aus der Spinne oder deren Gewebe bereitet, weiß man jetzt nichts, außer dem Spinnengewebe bei Wunden, als ein Heftpflaster und blutstillendes Mittel, wie auch schon oben angeführt worden, welches auch jetzt noch in seinem vollen Werthe geblieben ist, und den Zweck ganz erfüllt, indem es das Bluten stillt, welches nun von der Eigenschaft des Gewebes selbst herrühren kann, oder auch bloß von der blutaufnehmenden oder bluteinsaugenden Eigenschaft, wodurch es gleichsam eine rohe Kruste bildet, und dadurch dem Blute den Ausgang verhindert. Es ist in diesem Falle ein bloßes Heftpflaster, wie auch schon oben angegeben worden.

Als Sinnbild zeigt die Spinne ein Bild des Fleißes, der Emsigkeit und der Unverdrossenheit. Ihr Gewebe stellt, mit seiner leichten Zerstörbarkeit und Schwachheit, die Hinfälligkeit unsers Lebens, oder auch die Unbeständigkeit unsers Glückes dar, und da nur kleine Fliegen darin hängen bleiben, so stellt es

halb eine große Spinne, welche man zerquetschte und auf das Gelenk der Hand legte, oder man schloß sie lebendig in eine Nußschaale und hängte dieselbe zu Anfange des Anfalls um den Hals. Andere zogen das Spinngewebe vor, und nahmen von diesem Gewebe so viel, als die Größe eines Hühnereyes betrug, und vermischten es mit gleichen Theilen Kaminruß, setzten dazu etwas Kochsalz und so viel Weinessig, als zur Bereitung eines Umschlages nöthig war, dieses legten sie auf die beiden Gelenke der Hand des Kranken, und wiederholte solches zwei- oder dreimal. Es gab auch damals Aerzte, welche einer Erbse groß von diesem Gemische in einem Glase weißen Weines beim Anfange des Frostes nehmen ließen, welches die Krankheit gehoben haben soll, indem darauf ein großer Schweiß erfolgte. Gelungene Kuren, vermittelst des Spinnengewebes bei dem Wechselfieber, werden mehrere bei älteren Aerzten erzählt, die aber hier zu weitläuftig seyn würden, um sie anzuführen. Man machte auch aus den großen Kreuzspinnen ein Pflaster, welches auf die Pulse gelegt, das Fieber vertrieben haben soll. Als ein wundheilendes und zusammenziehendes Mittel, wird das Spinnengewebe auch noch in der neuesten Zeit gebraucht, gleich dem sogenannten Englischen Pflaster, und man kann annehmen, daß es hier bessere Dienste thut, als dieses Pflaster; denn es stillt sogleich das Blut, wenn es auf die frische Wunde gelegt wird. Es ist dies das einzige Mittel unter den niedrigen Klassen des Volks, zur Heilung von Schnittwunden. Man nimmt nämlich, sobald man sich eine Wunde mit einem schneidenden Instrumente gemacht oder beigebracht hat, mehrere, wo möglich von allem Schmutze befreiete, Spinneweben, und legt sie auf die Wunde. Man erreicht dadurch den Zweck, daß die Wunde nicht schwillt, und der Schnitt sich zusammenzieht, wodurch die Wunde sehr gut ge-

heilt wird. Man läßt die Spinnewebe so lange auf der Wunde liegen, bis sie von selbst herabgeht, welches dann ein sicheres Zeichen der vollkommenen Heilung ist. Man gebrauchte ferner das Spinngewebe in der Kolik, welche von Blähungen kommt; dann auch in der allzustarken monatlichen Reinigung. Man kochte in diesen Uebeln eines Eyes groß von demselben mit Weinessig, und legte diesen Umschlag warm auf den Nabel, welches die Blähungen forttreiben und auch den Blutfluß stillen soll. Das Verhältniß dieses Mittels war ungefähr Folgendes: Man nehme eine Handvoll Spinngewebe, tauche sie in Weinessig, und lege dieses Gemisch als ein Umschlag auf den Nabel, gegen die allzustarke monatliche Reinigung. Man nehme Spinngewebe einer Erbse groß, thue sie in ein Glas weißen Weines, und gebe es dem Kranken im Wechselfieber beim Anfall des Frostes. — Von allen diesen Mitteln aus der Spinne oder deren Gewebe bereitet, weiß man jetzt nichts, außer dem Spinnengewebe bei Wunden, als ein Heftpflaster und blutstillendes Mittel, wie auch schon oben angeführt worden, welches auch jetzt noch in seinem vollen Werthe geblieben ist, und den Zweck ganz erfüllt, indem es das Bluten stillt, welches nun von der Eigenschaft des Gewebes selbst herrühren kann, oder auch bloß von der blutaufnehmenden oder bluteinsaugenden Eigenschaft, wodurch es gleichsam eine rohe Kruste bildet, und dadurch dem Blute den Ausgang verhindert. Es ist in diesem Falle ein bloßes Heftpflaster, wie auch schon oben angegeben worden.

Als Sinnbild zeigt die Spinne ein Bild des Fleißes, der Emsigkeit und der Unverdrossenheit. Ihr Gewebe stellt, mit seiner leichten Zerstörbarkeit und Schwachheit, die Hinfälligkeit unsers Lebens, oder auch die Unbeständigkeit unsers Glückes dar, und da nur kleine Fliegen darin hängen bleiben, so stellt es

den Gang oder die Ausübung der Gesetze in manchen Landen vor. Ihre Einsamkeit ist ein Bild der Genügsamkeit und Zufriedenheit, Tugenden, die nur zu oft beneidet werden, nicht in der Ausübung, denn diese erfordert oft schmale Kost, Hungerleiden, sondern in der Ruhe und dem Gleichmuthe des Erduldens. — Ihre Verschlagenheit im Haschen der Insekten, zeigt die Strategie in der Kriegeskunst und in der Diplomatie, auf dem Felde und im Kabinette, ꝛc. ꝛc.

Einige ältere Naturforscher wollen den Spinnen das Gehör absprechen, weil sie nicht davon laufen, wenn man ein Geschrei erhebt; dagegen sollen sie mit scharfen Augen und einem feinen Gefühle versehen seyn, wie auch schon oben, S. 502, angeführt worden; dieses Letztere hat die Erfahrung bei aufmerksamen Beobachtungen bestätiget; allein auch das Erstere, das Gehör, ist ihnen wohl nicht abzusprechen, weil sie, wie es scheint, viel Empfindung für Musik haben; denn man hat nicht nur bemerkt, daß sich die Spinnen in einem Zimmer, worin ein Instrument gespielt wurde, an ihren Fäden von der Decke herabließen, und so lange daran hängen blieben, als die Musik währte, dann sich aber schnell wieder an dem Faden zur Decke emporarbeiteten; wie auch schon unter Musik, Th. 98, S. 586, angeführt worden; sondern man hat sie auch beim Fortepianospiele auf dem Instrumente stille sitzend gefunden, gleichsam als lauschten sie auf die Musik, und nur erst beim Aufhören des Spiels, eine Weile nachher; sind sie fortgelaufen. Diese Aufmerksamkeit würden sie dem Spiele nicht haben erweisen können, wenn sie taub gewesen wären. Und ihr Bleiben beim Aufschreien oder Lärmen scheint gerade zu beweisen, daß sie Getöse und Lärm lieben, es spricht also für ihr Gehör, oder daß sie Gehör haben. In wie fern sie Töne unterscheiden, davon kann hier nicht die Rede seyn, weil dazu ein feiner

Beobachter und ein eben so scharfes Vergrößerungsglas gehört, um ihre Bewegungen mit dem Kopfe, und überhaupt mit dem Körper, zu bemerken; es genügt hier nur zu wissen, daß sie Gefallen an Musik, überhaupt an Getöse, Geräusche finden, welches sich durch irgend etwas Klirrendes, oder Sonores in der Stimme auszeichnet. Mehrere genau angestellte Beobachtungen von Musikern mit Spinnen, könnten hierüber noch mehr Licht verbreiten.

Daß man mit dem Namen Spinne, Kreuzspinne, auch zanksüchtige, stets feindselig mit dem Munde gestimmte Weiber belegt, rührt von dem immer zum Kriege, zur Feindschaft gegeneinander gestimmten Spinnen her; denn so wie diese stets gegenseitig sich anfallen und die Stärkere die Schwächere überwindet und tödtet, so tödtet manches Weibchen durch ihren Zungenstich den guten Ruf ihrer Nachbarin. — Der Gebrauch der Spinne zum Köder bei der Angelfischerey, s. Th. 13, S. 469.

Spinne (Ader-), Thelyphonus, s. unter T.

— (After-), Afterspinnen, s. oben, unter Spinne, S. 489.

— (ausgestreckte), Aranea extensa, s. daselbst, S. 468

— (Blatt-), Aranea foliata, s. daselbst, S. 479.

— (bleiche), s. unter Spinne (Garten-).

— (bleyfarbige), s. daselbst.

— (blutrothe), Aranea speciosa, s. oben, S. 481.

— (Darm-), Phrynus, s. Spinne (Lunzen-).

— (Derhams-), Aranea Derhamii, s. oben, unter Spinne, S. 473.

— (doppeltpunktirte), Aranea bipunctata, s. daselbst, S. 481.

— (dunkle), Aranea obscura, s. das., S. 484.

— (eingedrückte), s. Spinne (Garten-).

— (Erd-), Erdspinnen, eine Benennung der wan-

dernden Spinnen, Nomadenspinnen, und auch der Minirspinnen. Erstere, weil sie auf der Erde umherlaufen, sich keine bestimmte Wohnung machen, und ihre Beute im Laufen zu erhaschen suchen; Letztere, weil sie sich Löcher in die Erde graben, worin sie wohnen und ihre Eyer legen.

Spinne (Eyer-), Phalangium, eine Benennung der Afterspinnen, nach Oken, s. oben, S. 489.

— (Feld-), Spinnen, welche sich auf dem Felde zwischen dem Getreide und den andern Feldfrüchten aufhalten, und ihre Gewebe daselbst machen oder ausspannen. Hieher gehören auch viele der Nomadenspinnen, z. B. die Aranea viatica, speciosa, minuta etc.

— (Fenster-), s. oben, S. 436, 445.

— (Garten-), Gartenspinnen, Spinnen, welche sich gewöhnlich nur in den Gärten aufhalten, theils sich Netze weben, und so von Baum zu Baum, oder von Zweig zu Zweig ꝛc. gehen, theils auch nomadisch leben, oder sich in die Erde graben. Zu diesen Spinnen gehören mehrere Varietäten der Kreuzspinne; die kugelichte Spinne, Aranea globosa; die eingedrückte Spinne, Aranea impressa, welche zu Anfange des Herbstes in den Gärten angetroffen wird; die glänzende Spinne, Aranea nitida, ist gleichfalls zu Anfange des Herbstes in den Gärten anzutreffen. Die schöne Spinne, Aranea elegans, deren Augen folgende Stellung haben ⁘, findet man zu Ende des Herbstes in den Gärten. Die Herbstspinne, Aranea Autumnalis, deren Augen folgende Stellung haben ⁙, lebt im October in den Gärten, besonders an den Mauern oder Wänden derselben. Die bleyfarbige Spinne, Aranea livida, welche man im October in den Gärten antrifft. Sie ist nicht selten, groß, und giebt

verwundet einen gelbweißen öligten Saft von sich, und hält sich daher beim Aufbewahren auch nicht lange. Die Blattspinne, Aranea foliata, etc.

Spinne (gefleckte), marmorirte Spinne, Aranea marmorata, s. oben, unter Spinne, S. 477.

— (gescheckte), die gescheckte Jägerspinne, Aranea scenica, s. ebendaselbst, S. 483.

— (Gescheid-), Solpuga, gehört, nach Oken's Systeme, zu den Geschlechtsspinnen, und in die zweite Ordnung derselben. Diese Spinnengattung zeichnet sich durch vier Augen auf einem Höcker aus. Eine Art davon ist die spinnenartige Gescheidspinne, Solpuga araneoides, welche eine blaßgelbe, mit grau gemischte Farbe hat, und am Kap und in der Kalmuckei zu Hause gehört.

— (Geschlechts-), Geschlechtsspinnen, nach Oken, die zweite Klasse der Spinnen, welche zwei Gattungen: die Nierenspinne (Obisium; Chelifer.) und die Gescheidspinne (Solpuga.) enthält. Der Charakter der Geschlechtsspinne ist folgender: Der Leib ist ziemlich walzig; der Bauch meist mit der Brust verwachsen, deutlich geringelt, keine Spinnwarzen; die Palpen sind sehr groß, arm- oder scheerenförmig. Sie hat vier Fußpaare und Kiemenlöcher.

— (glänzende), Aranea nitida, s. unter Spinne (Garten-).

— (Glücks-), s. oben, unter Spinne, S. 490.

— (Haus-), s. daselbst, S. 436 u. f.

— (Herbst-), Aranea Autumnalis, s. unter Spinne (Garten-); die fliegende Sommer- oder Herbstspinne, Aranea obtextrix, s. oben, unter Spinne, S. 466.

— (herumschweifende), s. Nomadenspinne.

— (Hüllen-), Hüllenspinnen, nach Oken, eine

Benennung der eigentlichen Spinnen, weil sie sich Hüllen oder Höhlen weben. Ueberhaupt werden darunter die Wander-, Jäger-, Krebs- und Minirspinnen gerechnet.

Spinne (Hüpf-), s. oben, unter Spinne, S. 483.

— (Jagd-), s. den folgenden Artikel.

— (Jäger-), Jagdspinne, s. oben, S. 483.

— (Kastanien-), Aranea bimaculata, s. daselbst, S. 482.

— (Kelch-), Aranea Calycina, s. das., S. 477.

— (Keller-), Aranea cellularia, eine etwas seltene Spinne, welche im October in Kellern angetroffen wird. Die Augen haben folgende Stellung

. .
. . .
. .

— (kleine), Aranea minuta, eine kleine, seltene Spinne, welche man im September auf den Feldern antrifft.

— (Kolben-), eine Benennung der Derhamsspinne, Aranea Derhamii; s. diese.

— (Krebs-), s. oben, unter Spinne, S. 484.

— (Kreide-), Aranea cretata, s. daselbst, S. 475.

— (Kreuz-), s. daselbst, S. 445 u. f.

— (kugelichte), Aranea globosa, s. daselbst, S. 479.

— (Leinen-), eine Benennung der Weberspinnen, weil sie weben.

— (Lungen-), s. den folgenden Artikel.

— (Lunzen-), Lunzenspinnen, nach Oken, die dritte Klasse der Spinnen, welche als Gattungskennzeichen einen großen walzenförmigen Leib haben; die Palpen sind scheerenförmig, sehr groß, die Spinnenwarzen fehlen. Man findet bei ihnen zuweilen einen Giftstachel. — Zu dieser Klasse gehören folgende Gattungen: die Darmspinne (Phrynus), mit einem

fast gestielten Bauche und acht Augen. Die Taster haben hornartige Haken. Hiervon giebt es einige Arten, welche in Süd-Amerika zu Hause gehören. — Die Aderspinne (Thelyphonus), mit acht Augen. Die Taster sind sehr dick und haben eine Scheere. Die Arten davon haben, gleich den vorigen, Südamerika zum Vaterlande. — Die Lungenspinne oder der Skorpion (Scorpio), s. Skorpion, Th. 155, S. 57.

Spinne (marmorirte), s. Spinne (gefleckte).

— (Mauer-), eine Benennung mehrerer Spinnen, welche sich an den Mauern aufzuhalten pflegen, vorzugsweise gebührt dieser Name aber der Kreuzspinne, Aranea Diadema, und vielen Abarten oder Varitäten derselben.

— (Minir-), Erdspinne, s. oben, unter Spinne, S. 485.

— (nächtliche), Aranea nocturna, s. oben, unter Spinne, S. 481.

— (Nieren-), Nierenspinnen, Obisium; Cheliser, nach Oken, die erste Ordnung des Geschlechts der Afterspinnen. Zu den vorzüglichsten Arten dieses Geschlechts gehört der Bücherskorpion, Obsidium cancroides; s. oben, unter Spinne, S. 489.

— (Nomaden-), Wanderspinnen, werden diejenigen Spinnen genannt, welche den Sommer über, vom Ende April bis Ausgang Augusts, auf den Feldern ꝛc. zubringen, keine Gewebe machen, sondern nur kleine Hüllen in Erdlöchern, Baumlöchern, Steinritzen ꝛc. spinnen, worin sie ihre Eyer verbergen. Uebrigens streifen sie nomadisch umher, um sich zu ernähren; s. auch oben, unter Spinne, S. 483.

— (Osbeckische), s. oben, unter Spinne, S. 477.

— (rasende), Wuthspinne, eine Benennung der Tarantel, s. oben, unter Spinne, S. 485 u. f.

Spinne (Ritzen-), eine Benennung des Skorpions.

— (rothfüßige), Aranea rufipes, ſ. oben, unter Spinne, S. 483.

— (Sack-), Aranea saccata, ſ. daſelbſt, S. 489.

— (Samen-), Trogulus, nach Oken, ein Spinnengeſchlecht, welches zur Klaſſe der Keimſpinnen gehört; es zeichnet ſich dadurch aus, daß der Mund in einer Vertiefung des Bruſtſtückes liegt. Eine Art davon iſt die unter Steinen wohnende dunkelgraue, gemeine Samenſpinne, Trogulus nepaeformis. S. den Art. Trogulus.

— (ſchöne), Aranea elegans, ſ. unter Spinne (Garten-).

— (ſechsäugige), Aranea senpunctata, ſ. oben, unter Spinne, S. 483.

— (Skorpion-), eine Benennung des Skorpions.

— (Sommer-), fliegende Sommer oder Herbſtſpinne, Aranea obtextrix, ſ. oben, S. 465 u. f.

— (Trauer-), Aranea tristis, welche im October in den Kellern lebt, iſt gar nicht ſelten, wird aber wenig bemerkt, da ſie ſich an dunkeln Orten aufhält.

— (Vogel-), Aranea avicularia, ſ. oben, unter Spinne, S. 488.

— (Waſſer-), Waſſerſpinnen, ſ. daſelbſt, S. 484.

— (Weber-), Weberſpinnen, ſ. daſelbſt, S. 436.

— (weiße), Aranea alba, ſ. Spinne (Kreide-).

— (Winkel-), eine Benennung der Hausſpinne, Aranea domestica, ſ. oben, unter Spinne, S. 436 u. f.

— (Wolfs-), Wolfsſpinnen, ſ. daſelbſt, S. 483.

— (Wuth-), eine Benennung der Tarantel.

— (Zimmer-), ſ. oben, unter Spinne, S. 436.

— (Zug-), ziehende Spinne, werden nicht nur

die Nomaden- oder Wanderspinnen genannt, sondern auch die fliegende Sommer- oder Herbstspinne.

Unter der großen Anzahl von Spinnen habe ich nur diejenigen oben angeführt und beschrieben, welche theils wegen ihres Gewebes, ihrer Industrie und Verschlagenheit; theils wegen ihrer Größe und ihres Rufes, den sie wegen ihres vergiftenden Stiches erhalten haben; theils auch wegen der Schönheit ihrer Farbe und Zeichnung, und dann auch wegen ihrer Lebensart und ihrer Art die Jungen auszubrüten oder ausbrüten zu lassen, Bewunderung und Aufmerksamkeit verdienen; denn der Zweck der Encyklopädie ist, bei Anführung und Beschreibung der Gegenstände aus den drei Naturreichen, dem Thier-, Pflanzen- und Steinreiche, nur immer diejenigen zu wählen, welche Nutzen und Vergnügen gewähren, oder auf irgend eine Weise schädlich werden können. Alle übrigen Arten aber, die keins von beiden hervorbringen, entweder nur kurz anzuführen, oder sie ganz zu übergehen; und da auch dieser Maaßstab hier bei den Spinnen befolgt werden mußte, so sind nur diejenigen gewählt und beschrieben, oder nur bloß genannt worden, welche irgend eine der oben genannten Eigenschaften an sich tragen, oder wegen ihrer Sonderbarkeit anziehen können. Und da es in dem Systeme der Spinnen noch nicht ganz licht zu seyn scheint, und man Arten ꝛc. mit bloßen Varietäten so oft verwechselt findet, und es auch der Letzteren eine große Anzahl giebt, so werden die hier angeführten, dem Zwecke der Encyklopädie gemäß, gewiß genügen, weil sie diejenigen sind, welche am meisten die Aufmerksamkeit der Naturforscher, so wie aller Naturfreunde beschäftigen.

Spinnefeind, ein Nebenwort, im gemeinen Leben, im höchsten Grade feind, todtfeind, so feind, als die Spinnen einander, oder auch den Fliegen sind. Einem

Spinnefeind seyn, ihn nicht leiden können, ihn verabscheuen; besonders wegen einer von ihm erlittenen Kränkung oder Beleidigung.

Spinneleder, ein viereckig geschnittenes glattes Leder, welches die Goldspinnerinnen sich um das Knie schlagen, und auf demselben die Spindel ausstreichen.

Spinnen, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches sowohl absolute und in Gestalt eines Zeitworts der Mittelgattung, als auch thätig, und mit der vierten Endung gebraucht wird. Es bedeutet: 1. Aus einem weichen und faserigen Körper einige Fasern ausziehen und solche zu Fäden zusammendrehen; daher sagt man: An der Spindel, an einem Rade spinnen. Sich mit Spinnen nähren. Grob, klar, fein spinnen. Ist es ein thätiges Zeitwort, so können sowohl die gesponnenen Fäden, als auch die Materie, woraus sie gesponnen worden, in der vierten Endung stehen. Einen klaren, einen groben Faden spinnen, Garn spinnen, Flachs, Wolle, Werrig, Seide ꝛc. spinnen, das heißt, zu Fäden oder Garn. Der Seidenwurm spinnt sich selbst sein Grab. Die Parzen spinnen den Lebensfaden des Menschen. Keine Seide bei einer Sache spinnen, figürlich keinen Nutzen, keinen Vortheil oder Gewinn dabei haben. Sprichwörter: Es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch endlich an das Licht der Sonne. — Nach Canitz:

Es wird nichts so klar gesponnen,
Das der Sonnen
Endlich unverborgen bleibt.

Spinnet immer noch so fein,
Gott der wird ein Rächer seyn. —
Der zart und rein des Schicksals Fäden spinnt,
Der ist es, dem wir treu und unterthänig sind.

In anſpinnen und entſpinnen hat es auch die figürliche Bedeutung des Anfangs und Entſtehens. — 2. Mit dem herrſchenden Begriffe des Drehens und Windens: Tabak ſpinnen, die getrockneten Blätter des Tabaks zu langen, runden Strähnen zuſammendrehen; ſ. Tabaksſpinner. Die Nadler ſpinnen den Knopfdraht auf eine Spindel, indem ſie denſelben vermittelſt eines Rades ſchnell über dieſelbe winden; auf welche Art auch der Gold- und Silberſpinner den Gold- und Silberlahn auf ſeidene Fäden ſpinnt. Das Spinnen der Knopfmacher iſt von noch anderer Art, obgleich es auch eine Art des Bewindens oder Umwindens vermittelſt eines Rades iſt; daher ſagt man geſponnene Knöpfe; ſ. dieſe verſchiedenen Gewerbe in der Encyklopädie, wo man das Ausführlichere darüber findet.

Das Spinnen iſt demnach die Fertigkeit aus einer weichen, biegſamen Materie, mittelſt einer Spindel oder eines Spinnrades einen langen, gleichen und feinen Faden zu drehen, und nachdem die Materie, woraus der Faden geſponnen wird, einen Namen führt, darnach wird auch der Faden und das Geſpinnſt benannt, daher ſagt man: einen Baumwollen-, Wollen-, Floretſeiden-, Seiden- und Leinenfaden ſpinnen, einen Faden aus Flachs, Hanf, Werrg, Wolle, Baumwolle, Floretſeide, Seide ꝛc. ꝛc. ſpinnen, und dieſes Geſponnene zu Geweben anwenden, Zeug daraus weben. — Wer das Spinnen erfunden hat, oder wer zur Erfindung deſſelben Veranlaſſung gegeben, iſt uns von den Alten nicht mit Gewißheit oder Glaubwürdigkeit überliefert worden, ſo wie die Aufzeichnung aller dergleichen einfachen Erfindungen zu einer Zeit verloren gegangen ſind, wo die Technologie als eine Wiſſenſchaft noch gar nicht gekannt, nicht einmal geahnet wurde; denn Alles ging damals aus der Erfahrung hervor, und gründete ſich

auch wieder darauf; an Theorien, Systeme, und wie die wissenschaftlichen Formen alle heißen, um kunstgerecht und schulgerecht ein Handwerk zu betreiben, dachte man in den früheſten oder älteſten Zeiten nicht. Der Gegenstand wurde aus Nothwendigkeit, und sehr oft nur zufällig, wie es auch häufig noch jetzt geschieht, erfunden, und so auf dem praktischen Wege, wie die Erfahrung es gelehrt hatte, fortgepflanzt; daher sind uns die Namen der Erfinder so vieler wichtig gewordener Handwerke und Künste aus den früheſten Zeiten gar nicht bekannt geworden; daher das Dunkel, welches sich besonders über das technologische Feld bei den Alten verbreitet. Sie erkannten wohl die Wichtigkeit einer Erfindung, aber es fiel ihnen nicht ein, den Erfinder durch Tradition auf die Nachwelt zu bringen, wie es in den darauf folgenden Zeiten, bei der steigenden Kultur mehrerer Völker geschah, wie z. B. bei den Aegyptiern, Griechen, Römern ꝛc. Die Erfindung des Spinnens, oder der Gegenstand der zu derselben Veranlassung gegeben, liegt daher im Dunkeln, so viel ist indeſſen gewiß, daß man das Spinnen und Weben schon bei den älteſten Völkern findet. Bei den Aegyptiern geht solches aus der Leinwand hervor, worein die Mumien eingewickelt oder eingeschlagen worden, welche Aegyptische Leinwand damals sehr berühmt gewesen seyn muß, da Ezechiel (Kap. 27, V. 7) dieses mit unter das Prachtvollste der Tyrischen Schiffe rechnet, daß die Segel derselben von Aegyptischer Leinwand gewesen sind; und doch gewahrt man, daß die Leinwand von den Mumien, die nach Europa gekommen sind, sehr grobe Fäden hat, und sehr locker gewebt ist; es geht daraus die Kindheit des Spinnens und Webens hervor. Auch in andern Ländern wurde gesponnen und Leinwand gewoben, wie solches in der heiligen Schrift aus der Geschichte der Rahab (Josua II, 6) zu ersehen, als sie die Kundschafter auf dem

Dache ihres Hauſes unter die daſelbſt ausgebreiteten Flachsſtengel verſteckte, und eben ſo aus dem Lobe (Sprüchw. XXXI, 13, 24), welches einem tugendhaften Weibe beigelegt wird, indem es daſelbſt heißt: Sie geht mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie macht einen Rock und verkauft ihn, und einen Gürtel giebt ſie dem Krämer. Die Babylonier ſponnen und webten Leinwand, und der Aſſyriſche König, Sardanapal, wurde beim Purpurſpinnen überraſcht, welches er dem Regieren vorzog. — Bei den Phöniziern blühete die Webekunſt, und alſo auch das Spinnen. Wenden wir uns nun zu den Griechen, ſo ſoll nach ihnen eine Lydiſche Jungfrau, Arachne genannt, Tochter des Idmons, die Erfinderin dieſer Kunſt geweſen ſeyn, mit welcher Minerva um den Vorzug hierüber geſtritten, und derſelben ein Geſpinnſt aus Mißgunſt zerriſſen haben, welches den Unmuth der Arachne dergeſtalt erreget habe, daß ſie ſich erhing. Sie wurde hierauf von der genannten Göttin in ein Spinne verwandelt. Es iſt wahrſcheinlich, daß man durch dieſes Mährchen hat andeuten wollen, daß die Spinnen zur Erfindung des Spinnens Veranlaſſung gegeben haben, welches auch gewiß der Fall geweſen iſt, wie auch ſchon oben, unter Spinne, S. 502 angeführt worden. Ohne nun noch weiter dieſer Erfindung nachſpüren zu wollen, deren Natur in der Spinne liegt, ſei es genug, hier nur noch anzuführen, daß das Spinnen zu allen Zeiten bei unſeren Vorfahren ſehr hoch gehalten worden iſt, und daß ſelbſt Standesperſonen ſich deſſelben nicht geſchämt haben. Königinnen und deren Töchter ſpannen, wie ſolches auch noch die Königin Sophia Dorothea, Gemahlin König Friedrich Wilhelms des Erſten von Preußen, mit ihren Töchtern gethan hat. Die Edelfrau ſaß mit ihrer Zofe und ſpann, und dieſes erſtreckte ſich durch

lle Stände, bis auf den einfachen Landmann herab. Was man jetzt in Zirkeln mannichfaltiger Art sucht, Unterhaltung, daß fand man damals an der traulichen Spindel, am Rocken, am Rädchen, wo Mährchen und Gesang die Arbeit würzten, und so die Langeweile verscheuchten, die man jetzt nur zu oft in unsern glänzenderen Zirkeln vergebens zu verscheuchen scheint. Die Alten statteten auch ihre Töchter mit einem Rocke und mit Flachs oder Wolle aus, um sie dadurch an ihrer Pflicht in dem neuen Stande anzuweisen. Alles war nur auf diese Beschäftigung bei den Frauen und Jungfrauen gerichtet, und dieser Geist der Thätigkeit und Arbeitsamkeit theilte sich ihrem Gesinde mit; daher bei unsern Vorfahren durch alle Stände dieser Fleiß und diese Wirthlichkeit; daher die häuslichen Freuden und die Segnung durch Wohlstand. Daher die tüchtigen Hausfrauen, bei denen das Gesinde etwas lernte, um in der Folge am eigenen Herde die Früchte dieser Lehren und Erfahrungen zu erndten.

In neuester Zeit ist das Spinnen in großen Städten in den höhern, gebildeten, Klassen des Volkes ganz aus der Mode gekommen; man findet es nur noch in kleinen Städten, wo die Hausfrau mit ihrem Gesinde spinnt, und auf dem Lande. In großen Städten wird das Spinnen von den untern Klassen des Volkes für Manufakturen ꝛc. betrieben; allein manche thätige Hand bei diesen Klassen des Volkes haben jetzt die Spinnmaschinen außer Thätigkeit gesetzt.

Das Spinnen geschieht entweder von den Hausfrauen und dem Gesinde, um aus dem gesponnenen Garne sich Leinwand für die Haushaltung weben zu lassen, oder es geschieht für die verschiedenen Zeug-Manufakturen, die das daraus gewebte Zeug in den Handel bringen; in letzterem Falle wird Flachs, Hanf, Baumwolle, Wolle und Seide für die Leinwand-, Baumwollen-, Wollen- und Seidenwaaren-Man-

fakturen gesponnen. Dieser Gewerbszweig ist jetzt größtentheils in den Händen des weiblichen Geschlechts, da das männliche nur noch auf dem Lande und in den kleinen Manufaktur- und Fabrikorten Theil daran nimmt, wenigstens nimmt Letzteres nicht mehr in dem Grade Theil daran, als es ehemals geschah, wozu auch die vielen Spinnmaschinen beigetragen haben; auch sollen Weiberhände einen bessern Faden drehen, als die der Männer, welches wahrscheinlich bei den Weibern in der größern Uebung von Jugend auf in diesem Gewerbszweige liegt; da die Männer bei den mehr rauhen Beschäftigungen, die sie noch nebenbei treiben, besonders auf dem Lande, eine mehr abgehärtetere rauhe Hand haben, als die Weiber, daher fehlt ihnen das zum feinen und gleichförmigen Drehen des Fadens so nöthige Gefühl, welches doch hier durchaus nöthig ist, wenn der Faden die gehörige Gleichheit und Ründe erhalten soll. Besonders ist dieses bei den Zeugen der Fall, wo der Kettenfaden, oder das Gespinnst zur Kette, einen weit feinern, stärkern, und gut gedreheten Faden erfordert, als der Faden zum Einschlagen, so daß der Unterschied der Feine des Kettenfadens zu dem des Einschlages ein Drittel beträgt. Eine Kette, die daher 20 Pfund wiegt, bedarf eines Einschlages von wenigstens 30 Pfund. Dieses Alles erlernt sich bald durch die Uebung, indessen wird es doch einer mehr sich dazu eignenden weichen Hand weit leichter, als einer abgehärteten rauhen, die im Spinnen, selbst beim Drehen des Fadens, manchen Widerstand findet, indem der Faden nur zu oft sitzen bleibt, sich an die Finger anhängt, wenn sie gleich mit Speichel oder sonst einer befeuchtenden Materie benetzt worden. Beim Einschlage ist dieses weniger zu berücksichtigen, als bei der Kette, den Kettenfäden, wo der Faden, wie schon bemerkt worden, weit feiner und

ſich hier, außer dem ſchon Angeführten, wenig
weil davon beſondere Artikel handeln, auf die
verweiſe. Ueber das Spinnen des zur Lein
ꝛc. nöthigen Garns, ſ. den Art. Leinen
Th. 76, woſelbſt man auch die dazu nöthigen
zeuge und Maſchinen beſchrieben findet; ü
Baumwollen-Spinnerey, ſ. den Art. B
wolle, Th. 4, S. 105 u. f., und was bei
Artikel noch zu ergänzen nöthig iſt, wird unter
len-Spinnerey, in W., vorkommen; üb
Wollen-Spinnerey, ſ. dieſen Artikel,
W; über die Seiden-Spinnerey, oder v
über das Abhaſpeln der ſchon von den Seid
mern geſponnenen Seide, und das Zwirne
ſelben, ſ. unter Seide und Seidenbau, T
S. 222 und f., und, S. 255 u. f. Die Fl
ſeide, ſ. Th. 152, unter Seide und Se
bau, S. 262 u. f., wird auf ein Trittrad geſp
und es gehört eine große Geſchicklichkeit der Sp
dazu, den Faden ſo gleich, als möglich, ausz
und zu ſpinnen, ſo, daß ſie mit Nutzen gel
werden kann. Aber auch auf das Kardätſcher
Seide kommt viel an, damit ſie eine gleiche

Silberdrahtes, s. Th. 19, S. 484; über das Spinnen des Knopf-Drahtes, s. unter Nadel, Th. 100, S. 465; über das Spinnen des Tabaks; s. unter Tabak, in T.

Das Spinnen ist eine von den wesentlichsten und hauptsächlichsten Arbeiten, die den Zuwachs und die Aufnahme der Manufakturen eines Landes insbesondere befördern; daher haben auch alle Regierungen, welche um die Einführung nützlicher Gewerbe besorgt gewesen sind, weder Kosten, noch Mühe gespart, um gute Spinnereyen anzulegen, und sie durch Unterstützungen mancherlei Art in die Höhe zu bringen; denn nur durch öffentliche Ermunterungen konnte man in solchen Staaten, besonders des Nordens, die Leute zu einem Gewerbe reizen und führen, von welchem sie vorher ganz unrichtige Begriffe hatten, welches besonders noch in Schweden im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Die Garnspinnereyen wurden in diesem Lande durch so mancherlei Hindernisse in ihrem Fortgange aufgehalten, so daß eine eigene Deputation niedergesetzt werden mußte, um die Sache zu untersuchen, und es währte noch eine geraume Zeit, ehe die Deputation sich versichern konnte, daß die Webereyen im Lande mit einem hinlänglichen Vorrathe von inländisch gesponnenem Garne versehen werden konnten. Das Manufaktur-Comptoir suchte zwar durch die Austheilung von Belohnungen an die Spinnereyen, auf die nützlichste Art einer so nöthigen und für das Reich so einträglichen Handthierung aufzuhelfen, und daher wurde auch jährlich eine beträchtliche Menge Garn von ihnen eingeliefert; da aber das Spinnen als eine Strafe in den Zuchthäusern gebraucht werden muß, so sträubten sich Viele aus den untern Volksklassen gegen dieses Gewerbe, indem sie diesen, sonst so rühmlichen, Nahrungszweig für schimpflich ansahen, und diesen Widerwillen auch

auf die Uebrigen ihrer Klaſſen zu übertragen ſuchten. Daher waren die Fabrikanten genöthiget, ſich von dem Auslande geſponnenes Garn kommen zu laſſen. Hierzu kam nun noch, daß die meiſten Leute ſich einbildeten, daß es mehr abwerfe, für einzelne Haushaltungen, als für Fabriken zu ſpinnen, und wenn daher Einige ſich entſchloſſen, in einer eingerichteten Spinnſchule Unterricht zu nehmen, ſo geſchah es nur auf eine kurze Zeit, und nachher wurde dieſe erlernte Kunſt nur zum Vortheile beſonderer Häuſer, oder einer Herrſchaft, in deren Dienſt ſie traten, angewendet, für die Manufakturiſten oder Fabrikanten wollten ſie aber nicht ſpinnen. Indeſſen war dieſer Schaden, welcher von der einen Seite den Manufakturen dadurch zufloß, ihnen von der andern in der Folge wieder ſehr nützlich, indem dieſes Gewerbe dadurch allgemeiner wurde, ſich mehrere darauf legten, welche ſich vorher davon zurückgezogen hatten. Auch die Reichsſtände nahmen ſich der Sache an, und am 8. September des Jahres 1752 erſchien von dem Könige Adolph Friedrich eine Verordnung zu Gunſten der einheimiſchen Spinnereyen; allein dieſe Verordnung kam durch eine Vermiſchung des Commerzcollegiums und des Manufaktur-Comptoirs nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zur Ausführung. Indeſſen hatte doch das Manufaktur-Comptoir auch nach der Zeit nicht alle Aufſicht verſäumt, welche ihm in dieſer Angelegenheit oblag, und auch denjenigen, welche einer ſolchen Handthierung ſich mit Fleiß gewidmet hatten, diejenigen Prämien zu ertheilen, von denen die Deputation glaubte, daß ſie ihren Zweck nicht verfehlen würden, und dieſe Aufmerkſamkeit hatte auch, beſonders in der Provinz Dalekarlien eine gute Wirkung; denn es wurden nicht allein nun anſehnliche Baumwollen-Spinnereyen eingerichtet, die man mit gutem Fortgange unterhielt, ſondern es ſpannen auch an verſchie-

denen Orten Leute von verschiedenem Alter Flachs und Wolle zum Behufe der Manufakturen. Hierbei hatte die Deputation das Vergnügen zu sehen, daß selbst kleine Kinder von kaum fünf Jahren ihres Alters, in den Fabriken in der Stadt, Wolle und Baumwolle mit einer so großen Fertigkeit spannen, wie es nur bei Erwachsenen geschehen konnte. Man rechnete bei dieser ersten Anlage auf vermögende Bürger, welche sich gleichfalls eines so lohnenden Werkes annehmen, und durch Anlegung von Spinnschulen diesen Zweck noch mehr zu befördern suchen würden; indem durch den Unterricht in diesen Schulen die Jugend nicht nur zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit angehalten, sondern auch der Erlös des gesponnenen Garns an die Manufakturen des Landes einen guten Gewinn geben würde, und um so mehr, wenn an die Schulen ein gutes Material zum Verspinnen gereicht würde. Der Gewinn zeigte sich auch in der Folge, indem die Fabriken ansehnlich zunahmen, so, daß es an Absatz gar nicht fehlen konnte, indem das im Lande gesponnene Garn wegen seiner Feinheit und Festigkeit von den Fabrikanten lieber genommen ward, als das ausländische. Es wurde nun bei dem Garnhandel denjenigen, die ihn betrieben, noch folgende Sorgfalt zu beobachten empfohlen; nämlich, daß man entweder selbst die Aussonderung, das Sortiren der Wolle gut verstehe, oder schon gekämmte Wolle von den Fabrikanten nehme, weil man sonst eine Waare anfertigen lassen könnte, zu der sich noch kein Käufer fände. Auch müsse bei Anlegung von Spinnereyen auf die Uebereinstimmung des Erdreichs mit dem Klima gesehen werden; dann muß man auch darauf Acht haben, daß nicht alle, oder doch zu viele an einem Orte angelegt werden, oder an andern Orten, als wo die Leute besondere natürliche Anlagen oder Geschick, und vorzüglich Lust dazu haben. — Wie es nun hier in Anse-

hung der Spinnereyen ging, so ging es auch in mehrern andern Staaten, welche Mühe hatten, die Spinnereyen emporzubringen, weil sich ihnen mancherlei Hindernisse in den Weg stellten, die erst beseitiget werden mußten, ehe dieser Zweig der Industrie emporblühen konnte. Und besonders soll, in den weniger aufgeklärten Staaten, das Spinnen der Wolle in den Zuchthäusern diesen Zweig der Industrie zu verkleinern beigetragen haben, indem man es gleichsam für eine Strafarbeit ansah, für Fabriken oder Manufakturen zu arbeiten, wenn man gleich dafür, nach der Arbeit, belohnt ward. Wie sehr die Spinnerey die Industrie eines Landes erheben kann, gewahrt man an der Provinz Schlesien des Preußischen Staates; denn sowohl in Schlesien, als in der Lausitz und in dem Sächsischen Gebirge ist die Flachsspinnerey für den größten Theil der Einwohner eine Hauptbeschäftigung gewesen, die nur in neuester Zeit durch mannigfaltige Concurrenzen verloren hat. In einigen Gegenden spann noch zu Anfange dieses Jahrhunderts Alles auf dem Lande: Männer, Weiber, Knechte und Mägde. Fast durchgängig machte diese Arbeit, wie in der Lausitz, einen Theil der Dienste aus, welche die Unterthanen ihren Gutsherrschaften leisten mußten. Man findet diese Schuldigkeit, dem Gutsherrn eine gewisse Anzahl Stücke Garn zu spinnen, schon in den ältesten Urbarien der Dörfer, und fast überall besteht ein Theil des Lohns des Hofgesindes in einem Flecke Landes mit Leinsamen besäet, zu dessen Bearbeitung es die Sonntage anwendet, um darauf den zu einigen Hemden nöthigen Flachs zu gewinnen, wodurch der Flachsbau und die Flachsspinnerey allgemein gemacht worden sind. Friedrich der Große selbst hat die Flachs- und Wollspinnerey, als einen nicht unanständigen Nebenverdienst den Soldaten in den Garnisonen anempfehlen lassen, daher es nichts Ungewöhnliches war,

einen alten Krieger mit der Spindel oder am Wollrade zu erblicken. Man ſpinnt in allen Gegenden von Schleſien; am feinſten aber ſogenanntes Lothgarn bei Jauer, Liegnitz und Greifenberg, als wo man ein Stück Garn, das 4800 Fäden hält, durch einen Fingerreif ziehen kann; am dauerhafteſten dagegen bei Oels, Wartenberg und Neiße, und dann um Neuſtadt herum gemeines Garn unter dem Namen Packloden; in der Grafſchaft Glatz aber ein ſehr gutes Mittelgarn, das meiſtens zu ſogenannten Rouennes und anderen, dem Ausländer ſehr angenehmen Leinwand-Gattungen verwebt wird. Alle übrigen Gegenden verſpinnen ihren Flachs jährlich zu einem brauchbaren Mittelgarne. Man bediente ſich noch bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts durchgängig der Spindel in Schleſien, und dieſes zum großen Vortheile der Käufer, weil der Faden, auf derſelben geſponnen, nicht ſo egal und feſt werden ſoll, als auf dem Rade, dagegen iſt der auf der Spindel geſponnene Faden weicher und biegſamer, wie auf dem Rade. Man hatte auch den Gebrauch der Spinnräder im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts empfohlen; allein ſie fanden bei den wenigſten Spinnern Eingang, weil man eines theils an die Spindel ſchon ſo lange gewöhnt war, und andern theils den guten Verkauf des mit der Spindel geſponnenen Garns nicht aufs Spiel ſetzen wollte. Man erkannte zwar auch die Vorzüge des Rades an, indem man in gleicher Zeit noch einmal ſo viel darauf ſpinnen kann, und daß der Faden die ſchon oben angeführten Eigenſchaften erhalte, und daher ſei auch die Franzöſiſche Leinwand, wozu alles Garn auf dem Spinnrade geſponnen wird, feſter und ebener, als die Schleſiſche; allein gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften, das Weiche und Geſchmeidige, macht den Werth der Schleſiſchen Leinwand aus. Dieſe kommt dem Baumwollen-Gewebe

näher, braucht weniger Zeit zum Bleichen, und ist dünner und tauglicher zum Färben. Der wenigen Dichtigkeit ungeachtet, findet man die Schlesische Leinwand noch dauerhafter, als die Französische und Irländische. Die Schlesische trägt sich ab, jene aber zerbricht. Das Letztere rührt daher, weil der Schlesische Flachs seidenhafter, als der Französische ist, und weil die Spindel einen sanftern und lockern Faden macht, als das Spinnrad. Auch die Erfahrung bestätiget es, daß einige Arten Leinwand, z. B. die $\frac{6}{4}$ breiten Platilles von Schlesischer Arbeit eben deswegen in Italien, Spanien und Portugal den Französischen und andern vorgezogen werden, weil sie von Spindelgarn gewebet sind. Der Unterschied der Feinheit oder Festigkeit des Gespinnstes von so verschiedenen Händen, macht keine Schwierigkeit für den Weber, wie man glauben sollte; denn die Garnkäufer oder Sammler (ein Gewerbe, das einige tausend Menschen in Schlesien ernährt) sondern die Garne in verschiedene Sorten ab, und dem Weber oder Kaufmann zeigt sein geübtes Auge und Gefühl in einem Augenblicke diejenigen Sorten, welche er zu jeder Art Leinwand nöthig hat; denn die möglichste Gleichheit der Fäden in einem Stücke Leinwand macht einen Vorzug desselben aus. In den früheren Zeiten, unter Oesterreichischer Regierung, wurden Flachs und rohes Garn aus dem Lande nach Sachsen, Holland, der Schweiz, Frankreich ꝛc. geführt, und daselbst die Leinwandmanufakturen mit Schlesischem Garne emporgebracht; allein seit dem Jahre 1708 fing man an die Ausfuhr des rohen Garns oft zu verbieten; man befolgte aber das Verbot nicht. — Unter der Preußischen Regierung wurde die Ausfuhr aller feinen Schlesischen Webergarne im Jahre 1759 auf das schärfste verboten, dagegen die Versendung der Packgarne, der Lothgarne, und der gebleichten Garne mit einem Ausfuhrzolle erlaubt.

Die feinsten Lothgarne gingen nach den Niederlanden und nach Frankreich, und wurden in diesen Ländern zum Spitzenklöppeln gebraucht. So wie in Schlesien das Spinnen eine Hauptbeschäftigung der Einwohner ist, eben so stark wurde dieser Zweig auch in der Provinz Westphalen betrieben, und in der jetzigen Provinz Sachsen, in der Lausitz, wie auch schon oben angemerkt worden; dann in der Provinz Brandenburg. Um die Spinnereyen im Lande, in Preußen, zu heben, that schon König Friedrich Wilhelm der Erste alles nur mögliche, was diesen Zweck befördern konnte. Er berief thätige Arbeiter in sein Land, unterstützte, wo er nur konnte, die Manufakturisten, und suchte dadurch auch die Spinnereyen in seinem Lande zu heben, um der geringen arbeitenden Klasse einen Erwerbszweig zu sichern. So wurde in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen in der Provinz Westphalen die Flachsspinnerey besonders stark getrieben, denn noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts betrug der Werth des bloß während des Sommers — denn im Winter wird gewöhnlich gesponnen — von den Frauensleuten gesponnenen Garnes und der daraus gewebten Leinwand in der Grafschaft Tecklenburg jährlich gegen 50,000 Rthlr., so daß man rechnen konnte, daß durch den Hanf- und Flachsbau und dessen Veredlung diese Grafschaft an 200,000 Rthlr. gewann; dagen ist das Spinnen in der Grafschaft Lingen, außer dem Ackerbaue und der Viehzucht, nicht ein ausschließlicher Zweig der Industrie der Einwohner, da sich viele von der Handlung und andern Zweigen nähren; und dennoch wird aus dem gesponnenen Garne für ungefähr 16,000 Rthlr. Leinwand gewebt. Die Preußischen Flachs-, Baumwollen- und Wollenspinnereien haben sich unter den folgenden Regenten immer mehr und mehr gehoben, theils durch manche Verbesserungen der Spinnwerkzeuge, als auch durch

die Ausbreitung der Manufakturen in Leinen, Baumwolle und Wolle, und wenn auch einzelne unglückliche Conjunkturen einen nachtheiligen Einfluß darauf ausübten, und hin und wieder die Thätigkeit hemmten, so konnten sie doch das Ganze nicht erschüttern. Hierzu gehört besonders der unglückliche Krieg 1806, und die darauf folgenden Kriege, deren Wirkungen besonders in Schlesien verspürt wurden, wenn es gleich während der Kriegsperioden nicht an Thätigkeit in den Spinnereyen, und an Arbeit für die einzelnen Spinner und Spinnerinnen gefehlt hat, da der Bedarf an Bekleidungsgegenständen für die Truppen bedeutend war, und auch nach glücklichem Ausgange des Kampfes eine neue Thätigkeit darin vermuthen ließ. Die Wirkungen waren aber anders; denn die seit 1815 nach abgeschlossenem Frieden eingetretene Waffenruhe, hatte zwar die Thätigkeit der Spinnereyen wieder neu belebet; allein die durch die frühere Continentalsperre, durch das drückende Uebergewicht Frankreichs und dessen Maxime, den Manufakturen und Fabriken anderer Staaten durch Erhebung der eigenen zu schaden, und dann die gestörte Ordnung des Handels hat auch mannigfaltige Concurrenzen erweckt, die auf die Spinnereyen, auf diesen so wichtigen Industriezweig des Preußischen Staates, einen nachtheiligen Einfluß haben mußten, welcher auch in Schlesien nach der Reorganisation des Staates merklich gefühlt wurde, und sich nur späterhin durch andere sich eröffnende Kanäle wieder einigermaßen ausglich. — In Oesterreich haben sich die Spinnereyen besonders in der neuesten Zeit gehoben, obgleich sie in Böhmen und Schlesien, wie in Preußen und Sachsen, schon seit Jahrhunderten existirten. Unter Maria Theresia waren die Spinnereyen in den übrigen Staaten des Deutschen Landes dieses Kaiserreiches, außer den genannten, noch sehr zurück; es konnte von

den Manufakturen nur die Wollenzeugfabrik zu Linz erwähnt werden; allein nach dem Regierungsantritte des Kaisers Joseph, der diesem Zweige der Industrie seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, blüheten die Manufakturen durch thätige Aufhülfe, und durch das Einführungsverbot ausländischer Waaren kräftig empor, und dadurch hoben sich auch die Spinnmanufakturen, besonders aber geschah das Reifen dieser Blüthen unter der väterlichen Regierung des jetzigen Kaisers, der bei Josephs Systeme beharrte, und dem natürlichen Gange der Dinge folgte. Wie sehr die Industrie seit jenen Zeiten zugenommen hat, erhellt daraus, daß im Jahre 1786 in Wien überhaupt 55 Seidenzeug-Manufakturen waren, im Jahre 1811 dagegen 64, und 155 Fabrikanten. Dieser einzige Zweig beweiset die starke Zunahme der Industrie. Die Gespinnst-Fabrik zu Pattendorf beschäftigte mehrere hundert Menschen. Die höchste Thätigkeit herrschte aber in diesem Zweige der Industrie in den Jahren 1810 und 1811; obgleich sie am Ausgange des zuletzt genannten Jahres schon einigermaßen zu stocken begann, welches in dem Curse, und in dem Preise der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse zum Theil seinen Grund hatte. Arbeitslohn, Lebensmittel, und das rohe Produkt des Fabrikats stiegen nicht gleich anfangs in demselben Maaße, wie der Werth der klingenden Münze. Die Fabrikate aus dem Gespinnste konnten daher wohlfeiler erzeugt werden, wodurch sich der Abgang in das Ausland schnell vermehrte. Der Betrieb im Innern stieg in gleichem Maaße mit dem Betriebe ins Ausland; denn viele Menschen benutzten diese Krisis und kauften sich ihren Bedarf an Kleidungsstücken auf Jahre voraus, weil sie in Kleidern mehr wirklichen Werth zu besitzen glaubten, als in Bancozetteln, für welche nicht so viel klingende Münze zu bekommen war, als

dem Werthe nach Waare. Seit der zweiten Hälfte des genannten 1811. Jahres ordneten sich die Preise aller Dinge immer mehr nach dem Werthe des Conventionsgeldes, viele überstiegen ihn sogar noch; es konnte nicht mehr so wohlfeil gearbeitet werden; der Absatz in das Ausland verminderte sich zum Theil wegen des überall immer drückender werden Geldmangels; auch im Innlande wurde des Umsatzes weniger, theils wegen der erwähnten Käufer im voraus, theils weil sich bei der Theurung der dringensten Lebensbedürfnisse der Ankauf entbehrlicher Gegenstände beschränkte, oder sich die Bedürfnisse an Bekleidungsgegenständen nur auf das Nothwendigste beschränkten. Dieser Zustand hat zwar späterhin aufgehört, und es ist eine erneuerte Thätigkeit eingetreten, indessen ist der frühere Flor von 1810 nicht ganz wieder zurückgekehrt. Uebrigens möchte Oesterreich wohl nicht in den Gespinnsten und den daraus gefertigten Manufakten in Leinen, Baumwolle und Wolle, Preußen und Sachsen den Rang ablaufen, weil im nördlichen Deutschland in gewöhnlichen Zeiten wohlfeiler gearbeitet wird, es kann höchstens mit diesen Staaten nur wetteifern. Oesterreichs Hauptabsatz an Manufakten war immer nach der Türkey, besonders den benachbarten Provinzen; denn in den am Meere gelegenen setzt England wohl größtentheils seine Manufakten ab. Auch nach Rußland wurden bedeutende Geschäfte in Fabrikaten gemacht; allein auch dieses hat sich jetzt geändert, da Rußland seit dem ersten Lüstre dieses Jahrhunderts auch auf diesen wichtigen Zweig in seinem Lande bedacht gewesen ist, und die Manufakturen in Baumwolle und Wolle auch in diesem Lande empor zu blühen anfingen; die meisten befanden sich in Moskwa, vornämlich Maschinen-Spinnereyen und Webereyen in Schaf- und Baumwolle, und wenn gleich der Französisch-Russische Krieg und

die Zerstörung Moskwas im Jahre 1812 durch eine Feuersbrunst, in Folge dieses Krieges, diese Manufakturen, wenn nicht zerstört, doch außer Thätigkeit gesetzt hatte, so sind sie auch eben so schnell wieder aus ihrer Asche oder Unthätigkeit zum Leben erwacht, und haben sich in neuester Zeit noch vermehrt, und so sind die Aussichten Oesterreichs auf diesen Staat, besonders nach dem Zuwachse, den es durch das Königreich Polen erhalten hat, sehr beschränkt. Auch nach dem übrigen Deutschlande, nach Baiern, Baden ꝛc., hat sich der Absatz vermindert, da auch diese Staaten ihre Manufakturen zu vermehren angefangen haben. Oesterreich ist daher auch in neuester Zeit, durch die mannigfaltige Concurrenz der andern Staaten, mehr auf sich selbst, auf den Debat seiner Manufakturen im eigenen Lande beschränkt, wodurch, bei einem so ausgedehnten Staate, die Spinnereyen nicht merklich sinken können, um so mehr, da es vermittelst seiner natürlichen Produkte, allein die Handelsbilanz für sich gewinnen kann, und jener erkünstelten, immer schwankenden Industrie weniger bedarf, als ein Land, welches seine Bewohner nicht in und durch sich selbst zu ernähren vermag; und ein Schriftsteller, Herr Heinse, sagt sehr richtig in den Oesterreichisch-vaterländischen Blättern vom Jahre 1810: „Fabriken erreichen dann den sichersten Vortheil und gegründesten Wohlstand, wenn sie sich nach dem eigenen inneren Bedarf constituiren, zunächst darauf hinarbeiten, Geld im Lande zu erhalten, nicht welches hineinzuziehen. Die sich letzteres zum Zwecke machen, erlangen zwar, so lange die Umstände günstig und die Nachbarn unthätig bleiben, vorübergehenden Wohlstand, oder vielmehr sie bereichern Einzelne, die Fabrikherrn; denn die Arbeiter verdienen gewöhnlich nicht viel mehr als ihren Bedarf, außer in Ländern, wo man sie gerade nöthig braucht, und sie darum besser bezahlt; erwachen aber die Nach-

baren aus ihrer Unthätigkeit, bringt auch nur irgend ein unerwartetes großes Zeit- oder Handelsereigniß, die Fabriken solcher weit über den eigenen Bedarf arbeitender Länder ins Stocken, so drückt auf Tausende ein unbeschreibliches Elend, wie solches im Sächsischen Erzgebirge und in einem Theile der Lausitz in Zeit von wenigen Jahren zweimal geschah. Welche Keime zu höherem Flore der Fabriken trägt daher nicht der Oesterreichische Kaiserstaat in seinem Schooße! Wie viele tausend Hände mehr werden seine Fabriken beschäftigen, wenn Ungarn mehr Kultur bekommt, wenn der Ungarische und Slavische Bauer die nämlichen Bedürfnisse fühlt, wie der Oesterreichische und Böhmische. Um wie viel mehr noch dann, wenn Ungarns und seiner Nebenländer Bevölkerung der Menschenzahl sich näherte, welche diese fruchtbaren Länder zu ernähren vermöchten." —

Die Baumwollenspinnerey in Wien wird seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nach Englischer Art auf Maschinen, die durch Wasser getrieben werden, besorgt. Man ließ dazu Engländer aus Manchester kommen, denen mehrere nachfolgten, welche sich bei den hiesigen Spinnerey-Inhabern dazu engagirten. Die größten Spinnereyen waren im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts die Schwaadorfer, Destorfer und Pottendorfer. Zu diesen ist die vierte, die des Freiherrn von Braun, hinzugekommen, die aber auch schon im Jahre 1810 bestand. Es giebt aber noch außer diesen Maschinenspinnereyen mehrere Spinnereyen durch Handmaschinen ꝛc. Die Maschinerie wird jetzt von hiesigen Arbeitern, welche es zuerst von Engländern gelernt haben, verfertiget. Man kann bis Nr. 70 und 80 spinnen. Bis Nr. 50 ist das Garn dem Engländischen gleich, so daß das Letztere in den Fabriken Wiens entbehrt werden kann. Man bedient sich zum Verspinnen der Mazedonischen,

und zu den feinern Nummern, 30 bis 60, der Amerikaniſchen Baumwolle. In Betreff dieſer Wolle hat Oeſterreich vor dem übrigen Deutſchland den bleibenden Vortheil der geringen Frachtkoſten, wenigſtens der am häufigſten verarbeiteten, der Levantiſchen, dazu geſellte ſich noch ein zweiter, den bedeutenden Eingangszoll zu erſparen, welchen jener unterliegt. Das rohe Material zu ſo vielfältigen Manufakten muß alſo hier um vieles wohlfeiler zu haben ſeyn, wenn nicht der Disconto nachtheilig auf den Preis wirkte. Die geſponnene Wolle, oder das Geſpinnſt wird in Baumwollene Tücher, Calicos, Muslin ꝛc. verwebt, und auch Stickgarn daraus gemacht, welches jedoch dem Engliſchen nicht gleich kommen ſoll. — Das Königreich Böhmen hat ſowohl in Anſehung der Menge, als auch des Umfanges ſeiner Fabriken und Manufakturen den Vorzug vor allen übrigen Kaiſerlichen Erblanden. Der eigentliche Sitz der Manufakturen iſt in dem nördlichen Theile dieſes Königreiches, wo überhaupt viel Kunſtfleiß herrſcht. Unter den Manufakturen zeichnen ſich hier beſonders die in Leinwaaren aus, die im Jahre 1801 allein 321,720 Flachsſpinner beſchäftigten, welche 37,552 Weberſtühle im Gange erhielten, und im Jahr 1812 im Ganzen 527,327 Perſonen in Thätigkeit ſetzen, worunter allein 392,327 Flachsſpinner und 54,378 Leinweber ſich befanden. Die einjährige Erzeugung ſoll an 607,000 Stück Leinwande, und an Geldwerth über 9,100,000 Gulden betragen haben. Die Leinwandmanufakturen kamen in Böhmen den Schafwollen-Manufakturen in Hinſicht ihres Umfanges zunächſt. Im Jahre 1801 zählte man 50,614, und im Jahre 1812 54,405 Schafwollenſpinner, deren Geſpinnſt theils in den Tuchfabriken zu Prag, Oberleutersdorf, Manetin, Böhmiſch Leipa, Neu-Oerttingen, Reichenberg, Pilſen und Braunau, theils in den einzelnen Tuchmacher-

meisterschaften, theils in den Wollenzeugfabriken zu Neugedein, Kloster Osseg, Glassau, Ronsberg, Kaplitz; in den Ratin- und Moltonfabriken zu Neu-Harletz, Stecken, Polerskirchen und Wiesch; in der Kotzen- und Pferdedecken-Manufaktur zu Deutschbrod, in den Wollenstrümpfen- und Sackwaaren-Manufakturen zu Wlaschin, Nettolitz, Wildenschwerdt, Klattau, Klostergrab, Strahl, Schwatz, und Zuckmantel; theils von den Meisterschaften, welche diese Artikel verfertigen, und wovon die meisten Zeugmacher um Schlackenwald, Schönfeld, Carlsbad, Ellnbogen, dann um Niemes, Braunau, Plau ꝛc.; Strumpfwirker aber am häufigsten um Dux, Oberleutersdorf, Töplitz und Graupen ansäßig sind, verarbeitet wird. — Vorzüglich viele Flachsspinner der Leinwandmanufakturen findet man, außer dem schon oben angeführten Rumberger Kreise, im Bunzlauer, Bidschower, Chrudimer, Klattauer, und vorzüglich im Königsgrätzer Kreise; dann zur feinen Leinwand in Georgswald, Warnsdorf und Georgenthal im Leutmeritzer Kreise, auf der Herrschaft Friedland, dann zu Zwickau, Morgenstern ꝛc., im Bunzlauer Kreise; zu Starkenbach, Hohenelbe, Arnau und Langenau im Bidschower Kreise, und zu Opotschno, Schatzlar, Königinhof, Trautenau, Starkstadt, Braunau, Nachod und Politz im Königsgrätzer Kreise. — Auch die Baumwollenspinnereyen sind in Böhmen wichtig und liefern das Gespinnst den eben so bedeutenden Wollenwaaren-Manufakturen zu Prag, Tupadl, Setsch, Zleb und Kuttenberg im Czaslauer Kreise; zu Rottenhaus, Klösterle und Kaaden im Saatzerkreise; zu Postupitz im Kauerzimerkreis; ferner zu Böhmisch-Leipa, Georgswald, Georgenthal, Lindenau, Schönlinde, Nieder-Liebich, Rumburg, Wärnstädt und Pirkstein im Leitmeritzer Kreise; zu Kosmanos, Prept, Niemes, Schlag und Münchengrätz im Bunzlauer Kreise; zu Rakonitz, Komothau, Chrudim und

Landskron; zu Opotschna, im Königsgrätzer Kreise, und zu Grulich, Königinhof und Senftenberg in demselben; endlich zu Eger, Seeberg, Falkenau, Graslitz, Heinrichskirchen, Schönbach, und Gassengrün, in den Distrikten Eger und Asch und im Ellnbogner Kreise. Man verfertiget hier aus dem Garne der Baumwolle oder dem Baumwollengespinnste Alles, was nur immer andere Länder zu liefern im Stande sind, und in den meisten Artikeln von nicht zu unterscheidender Güte von den Englischen und Ostindischen Waaren. — Auch in Gallizien ist die Spinnerey sehr emporgekommen; besonders wird in dem Przemisler Kreise viel Flachs gesponnen, es sind daselbst seit dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts nahe an 2000 Weberstühle eingerichtet worden, die jährlich an 60,000 Stück Leinwand hervorbrachten. In Sambor sind ungefähr sechzig meist Deutsche Weber, und in dem Samborer Kreise kann man 500 Weber rechnen, welche jährlich 15,000 Stück machen. In Boberka wird besonders Sackleinwand gewebt. Alle diese Waaren wurden von den Juden nach Ungarn und Danzig geführt. Nach Danzig ging auch größtentheils das Segeltuch, welches im Zloczwer Kreis gemacht wird. Besonders ist des Herrn von Johannots Cotton- und Nankin-Fabrik in Nawsie, einem Dorfe im Jasloer Kreise in Gallizien wegen der Spinnerei-Anlagen berühmt. Das Dorf liegt in einem anmuthigen Thale mit seinen zahlreichen und schönen Fabrikgebäuden. Die Hauptgebäude liegen auf einem hohen Berge, der in das große Thal der Vislocka eine malerische Aussicht gewährt. Von einer Seite schlängelt sich an seinen vielen Krümmungen der befruchtende Strom, von der andern erheben sich waldbekränzte Hügel und Berge, an deren Abhängen Dorf an Dorf lehnet; unten die Heerstraße, und das Städtchen, in der Ferne die schneeglänzenden Karpa-

then, und überall Menschen, und Spuren der sorgfältigsten Betriebsamkeit, die aber in dem oben erwähnten Dorfe vorherrscht, wo die genannte große Fabrik liegt. Sie entstand zu der Zeit, als die Grafen Fries und Kompagnie die Herrschaft Brzysk in Kompagnie des Herrn von Eder kauften; sie war aber stets unbedeutend, da sie durch wenige tüchtige und der Sache gewachsene Werkmeister, und dann auch sehr lau geleitet wurde. Unter diesen Umständen konnte man das Etablissement nicht Fabrik nennen; denn dazu war ein kräftiger Schwung und die Thätigkeit eines erfahrenen Mannes nöthig, den endlich die Grafen Fries und Kompagnie im Herrn Achilles von Johannot fanden, welchen sie bewogen, seinen Geburtsort, Frankfurt am Main, zu verlassen, und die dirigirende Association im Jahre 1804 anzunehmen. Damit begann nun die jüngste und glänzendste Epoche dieses Unternehmens, in welcher vor dem Ausgange zweier Jahre die meisten Fabrikgebäude ꝛc. fest aufgemauert, die nöthigen zur Fabrik gehörigen Geräthschaften durch eigends angesiedelte Handwerker verfertiget, die Türkische Rothfärberey zum höchsten Grade der Vollkommenheit, und die ächt Ostindischen Nankin- und andere Färbereyen durch besonders abgerichtete Meister und Gesellen in vollkommenen Gang gebracht wurden. Diese Fabrik beschäftigte nach Verlauf von fünf Jahren in dem erneuerten Zustande schon 541 Menschen. Seit dem Jahre 1810 hat der oben genannte Herr von Johannot den größten Theil der Herrschaft Brzysk an sich gekauft, und ist auch alleiniger Eigenthümer der Fabrik geworden. Der Mangel an Englischem Gespinnste, dessen übertrieben hoher Preis, und die Unmöglichkeit die Erzeugnisse der theuren Gespinnste anzubringen, bewogen die Fabrik in den letzten zwei Jahren die Weberey einzuschränken, und diese Ein-

schränkung hätte bedeutender werden müssen, wenn nicht der Fabrikeninhaber mit einem beträchtlichen Aufwande Englische Spinnmaschinen von der neuesten und vollkommensten Beschaffenheit angekauft und mit großen Kosten nach Nawsie gebracht hätte. Diese Maschinen, nachdem sie angelangt und aufgestellt waren, wurden bald durch Eingeborne, die man in ein Paar Monaten dazu anlernte, in Thätigkeit gesetzt, so daß man einen beträchtlichen Vorrath eines dem Englischen in nichts nachstehenden Baumwollengespinnstes erzeugte. Die Wirksamkeit dieser künstlich complicirten Maschine ist bewunderungswerth, indem sie mit Hülfe von 19 Menschen mehr feines Gespinnst liefert, als 900 von freier Hand erzeugen können, wobei zu bemerken ist, daß die Gleichheit und Haltbarkeit des Fadens nie so durch die Handspinnung, wie durch die Maschine hervorgebracht werden kann. Außer diesen Spinnmaschinen gewahrt man hier auch Englische von polirtem Stahle, oder von aufrecht stehendem Papiere verfertigte cylindrische Walzen, und zwei solche Mangeln werden durch den angebrachten Mechanismus von einem einzigen Menschen sehr leicht in Bewegung gebracht. So wird auch die Kunstfertigkeit der untern Volksklasse dort sehr gelobt, indem sie so viel Gewandheit und Geschicklichkeit besitze, und alle Handgriffe mit so vieler Leichtigkeit erlerne, daß ihr Unterricht ein wahres Vergnügen gewährt. Ein Weber wird z. B. in sechs Monaten auf die feinste Weberei so abgerichtet, daß er jedem ausgelernten Ausländer, der gewöhnlich vier bis fünf Jahre lernt, an die Seite gestellt werden kann. Auf den neuen Spinnmaschinen werden die Spinner überall, um die gehörige Fertigkeit zu erlangen, wenigstens drei Jahre unterrichtet, die dortigen waren in vier Wochen so unterrichtet, daß keine Spinnmaschine geschicktere aufweisen kann. Es wurden zugleich im Anfange, ehe man sich von der Gewandheit bei den Eingebor-

nen überzeugt hatte, ausländische Familien mit großen Kosten angesiedelt, da sie aber an Fleiß und Geschicklichkeit übertroffen wurden, und sich auch an das Land nicht gewöhnen konnten, so mußte man sie wieder zurückschicken. Die Geschicklichkeit und Gewandheit der Polen ist zwar von Niemand in Abrede gestellt worden, indessen liegt es aber auch besonders an der Methode des Unterrichts, und dann ist auch der Pole von Jugend auf an diese Beschäftigung gewöhnt. Herr von Johannot stellt auch den Fabrikanten über ihren Fleiß, ihre Thätigkeit, Nüchternheit und Sittlichkeit ein sehr gutes Zeugniß aus. Der Fleiß und das Ehrgefühl werden durch Prämien aufgeregt oder ermuntert, und jedem verheiratheten Weber oder Spinner, wenn er sich, nach den Fabrikregeln, sittlich und fleißig beträgt, wird ein Stück Kartoffelgrund als Belohnung zugemessen. Dann genießen auch noch alle Fabrikarbeiter, gleich den übrigen Unterthanen der Herrschaft, auf Kosten des Gutsherrn ärztliche Hülfe und Arznei; eine der menschenfreundlichsten Wohlthaten, welche diesen Menschen in dem Epidemie-Jahre 1806 sehr gut zu Statten kam, und wofür Herr von Johannot von dem Kaiser die große für Bürgertugend gestiftete Denkmedaille an der goldenen Kette erhielt. — In Ungarn beschäftigen sich mit dem Spinnen besonders die Zipserinnen, die auch von ihrem, mit der größten Sorgfalt angebaueten Flachse Leinwand feiner Gattung weben. Diese Leinwand wird größtentheils durch Griechische oder Raitzische Handelsleute in der Zips selbst roh aufgekauft, oder auf den Debreczmir Jahrmärkten gefärbt im ganzen Lande verkauft. Ehemals war die Zipser, Thurolzer, Liptower ꝛc. Leinwand sehr wohlfeil, seit einigen Jahren ist sie aber im Lande sehr hoch gestiegen. In Ungarn wird auch viel Leinwand verfertiget und zum Theil verschickt. Im Jahr 1802 ging für

181,909 Gulden Ungarische Leinwand aus dem Lande, dagegen gab Ungarn in demselben Jahre für fremde, meistens feine Leinwand, 2,692,265 Gulden aus. — Auch in Oesterreichisch Schlesien wird viel Flachs gesponnen, welches theils mit der Spindel, theils mit dem Rade geschieht, wie im Preußischen Schlesien. Jägerndorf, Wagstadt, Oderan, Bennisch ꝛc. im Troppauer Kreise, und dann in Jablunka ꝛc. im Teschner Kreise; auch in andern Provinzen des Kaiserreiches, die hier nicht genannt worden, wird mehr oder weniger Flachs, Baumwolle und Wolle gesponnen. — Auch auf die Erfindung der Spinnmaschinen haben sich die Oesterreicher gelegt, so hat ein gewisser Franz Xaver Wurm, zu Ebenthal in Kärnthen eine Flachsspinnmaschine erfunden, welche sehr viel zu leisten versprach. Der Erfinder hat sie zuerst auf 24 Spulen eingerichtet. Die Maschine, welche 10 W. Fuß lang, 5 breit, und 6 hoch ist, spinnt durch die Bewegung von zwei Menschen auf jene 24 Spulen in 12 Stunden 14 bis 17,000 Wiener Ellen Garn, dreht zugleich auf zwei anderen Spulen 12 bis 1500 Wiener Ellen Zwirn, haspelt das Gespinnst auf zehnwindige Strehnen ab, deren sie 70 bis 90 verfertiget, und windet die Strehnen auf Knäule von beliebiger Größe. Bei Erbauung einer größern Maschine will der Erfinder, sowohl dadurch, daß das Triebwerk an ein Wasserrad gelegt werden kann, als durch Anbringung eines eigenen Mechanismus alle Menschenhände in so weit dabei ersparen, daß eine einzige Person zur Aufsicht auf mehrere Maschinen hinreichend ist. Nach dem Erfinder soll eine Maschine von 50 Spulen, nebst den Zwirnspulen, Haspeln und Knäulwinden, täglich 35 bis 45,000 Wiener Ellen Garn, 10 bis 15,000 Ellen Zwirn, 2 bis 300 Strehnen und mehrere Knäule liefern können; auch soll sie für mehrere Abänderungen

geeignet seyn, und gröberes und feines Gespinnst liefern können. Das bis jetzt auf der kleinen Maschine erzeugte Gespinnst, welches Mehrere untersucht haben, ist ein mittelfeines, dabei gleichförmiges und gutes Garn *).

Sachsen tritt in Hinsicht seiner Spinnereyen kühn in die Schranken mit Preußen und Oesterreich, und wenn es gleich in neuester Zeit einen seiner gewerbsamsten Theile des Staates, die Lausitz, größtentheils verloren hat, so ist doch immer noch das Sächsische Voigtland reich an Manufakturen. Die Zahl der Weberstühle der zunftgerechten Meister und der Würker betrug bis in den neuesten Zeiten gegen 3 bis 4000. Man rechnete immer 20 bis 30,000 Menschen, die dabei ihr Brod fanden. Von 1790 bis 1803 wurden gegen 3 Millionen Stück Waare gestempelt, was also auf ein Jahr 250,000 Stück trug. Seit dieser Zeit trat aber eine unglückliche Periode ein und die ganze Fabrik gerieth immer mehr und mehr in Verfall. Zuerst zeigten sich hier die Maschinengarn in einer höchst schädlichen Wirkung. Statt daß vorher die Schleierherrn, die in England, oder Wien, oder Chemnitz erkaufte Baumwolle selbst verspinnen lassen, und dadurch vielen Tausenden einen Arbeitszweig verschafften, an dem vorzüglich Landleute gewannen, die oft aus einem Pfunde Wolle einen Faden von 20 — 60,000 — 100,000 Ellen spannen, fanden sie es bequem, ihre Weber mit Englischem Maschinen-Garne zu versorgen. Hierdurch büßte das Voigtland zuerst jenes Arbeitslohn ein, das der

*) Es wird hierbei angemerkt, daß der Erfinder dieser Maschine der Sohn des in seinem Fache sehr ausgezeichneten gräflich Goeßschen Gärtners Wurm, und ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren ist; daß er nie, weder in der Mechanik, noch im Zeichnen Unterricht erhalten hat, und daß er die Maschine nicht allein erfunden, sondern sie auch mit eignen Händen größtentheils verfertiget hat. Kth.

Engländer gewann, und dann gab derselbe auch für einen hohen Preis die schlechtesten Sorten. Die Plauenschen Baumwollenwaaren, welche früher so gesucht waren, standen nun mit einem Male dadurch den Englischen nach, nicht nur im Preise, sondern auch in der Güte, in der Reinheit, Gleichheit und Schönheit. Die Engländer überschwemmten die Leipziger Messe mit ihren Manufakturwaaren, und gewannen den Vorrang, auch schon wegen der neuen, dem Auge gefälligeren, Muster, die, mit der Güte vereint, die Käufer anlockten. Dieses verursachte ein Sinken des ganzen Manufakturwesens im Voigtlande, und brachte Nahrungslosigkeit und ein unbeschreibliches Elend über diesen sonst so blühenden Theil des Königreiches; dazu gesellte sich noch eine künstlich gebildete oder erzeugte, in ihren Ursachen nicht aufgeklärt gewordene Theuerung der ersten Bedürfnisse des Lebens, die mit dem Sinken der Manufakturen in umgekehrtem Verhältnisse stand. Es erhoben sich zwar bald nach dieser unglücklichen Conjunctur in Sachsen, besonders in Chemnitz, große Spinnmaschinen, die so schönes Garn, wie die Englischen lieferten, und daher eines theils diese überflüssig machten, andern theils auch das Bedürfniß befriedigten. Dieses war jetzt um so mehr nöthig, da 1806 die bekannte Continentalsperre eintrat, und die Spinner ihre Kunst verlernt hatten. An sich, sagt ein Schriftsteller, hätten jetzt auch die Plauenschen Manufakturwaaren-Handlungen schon darum freier athmen können, da während der Sperre die Englischen Baumwollenwaaren nicht mehr concurriren konnten, und wenn dieses auch schon im Jahre 1807 und 1808 der Fall war, so trat doch nach und nach die immer größer werdende Armuth des Ganzen deutlich hervor. Die Französischen Provinzen verschlossen sich ganz und gar, und ein Stück von Deutschland nach dem andern ging in jenes Sy-

ſtem mit ein. Alle einzelnen Staaten des Deutſchen Reiches athmeten das ängſtliche Mauth- und Zollweſen, theils von falſchen Anſichten, theils von der Noth des Augenblicks getrieben, nach; der Abſatz ſank daher noch mehr, als vorher bei der Engliſchen Concurrenz; und war die Zeit, wo der Scheffel Korn 10—15 Rthlr galt (1805) ſehr unglücklich, ſo drückte doch dieſes Jahr noch viel mehr, und je überfüllter jene Gegenden mit Menſchen wurden, je mehr dieſe nur mit dieſem Manufakturzweige vertraut waren, um ſo drückender war auch die Noth, und ſo geringer die Ausſicht in glücklichere Verhältniſſe zu einer Zeit zu kommen, wo alle Fabriken durch das ängſtliche Zollſyſtem und eine allgemeine Verarmung zu Grunde zu gehen fürchten mußten, und vielmehr producirten, als verbraucht ward. — Dieſe unglücklichen Verhältniſſe eines ehemals ſo blühenden Manufaktur-Staates, wie Sachſen, dauerten auch noch theilweiſe bis zu dem Befreiungskriege fort, wo dieſes Land nun die Schrekken, Laſten und Verheerungen eines Krieges zu erdulden hatten, der faſt gänzlich auf ſeinen Fluren geführt wurde. Diejenigen Manufakturen in Leinen, die ſich ſeit 1807, beſonders in der Oberlauſitz, wieder emporgearbeitet, und der Flachsſpinnerey ein neues Feld geöffnet hatten, ſanken in den Kriegen 1813—15 wieder herab, weil im Jahre 1813 der Kriegesſchauplatz Sachſen war, in welchem Lande beſonders die ganze Franzöſiſche Armee lagerte, und dieſer Zweig in der Lauſitz, der jährlich 3 bis 4 Millionen Thaler dem Lande brachte, konnte nur erſt nach dem Befreiungskriege ſich wieder heben, wo jedoch Sachſen das Schickſal erfuhr, einen großen Theil ſeiner Länder zu verlieren, und darunter auch einen Theil der Oberlauſitz mit der ganzen Niederlauſitz, worin die Flachsſpinnerey vorzüglich blühete; denn wenn gleich in den andern Kreiſen dieſes Staates auch viel Lein-

wand jährlich verfertiget wird (gegen 50,000 Stück), so war dieser Industriezweig doch am ausgezeichnetesten in der Lausitz und glich hier einigermaßen das aus, was dem Staate durch die gesunkenen Woll- und Baumwollen-Manufakturen verloren ging, und diejenigen Spinner, die in den Wollen- und Baumwollen-Spinnereyen außer Brod kamen, hätten sich mit dem Flachsspinnen beschäftigen können, wenn auch hier die Maschinen nicht zum Theil ihren Verdienst geschmälert hätten. Hieran sind nun weniger die Manufakturwaaren-Händler schuld, als die Liebe zum Ausländischen, die in Deutschland so sehr Eingang gefunden hat, und die unsern Fabriken und Manufakturen, die ehemals in einem so blühenden Zustande waren, nach und nach den Todesstoß giebt, und einen großen Theil der untern Volksklassen in die drückendste Armuth versetzt. Denn wenn wir gleich mit den Maschinen dasjenige auszugleichen suchen, was die Preise der Manufakturwaaren herabdrückt, so ist damit der arbeitenden Klasse nicht aufgeholfen. Sachsen, als ein Manufaktur- und Fabriken-Staat, hat dieses hart empfunden, indem die ganze Industrie seiner Einwohner dadurch zerrüttet worden; denn diese Aushülfe, das Maschinenwesen, ist nicht im Stande, das zu ersetzen, was durch die gehemmte Thätigkeit so vieler Hände in neuester Zeit verloren gegangen ist; denn das Maschinenwesen ist hier keine Erfindung, sondern nur eine Nachahmung. Die Erfinder, die Engländer, haben den Vortheil, den Gewinn voraus, sie haben das fort, was die Nachahmer nie mehr zu erringen vermögen, die sich nur ängstlich bemühen wohlfeile Manufakten zu liefern, um dadurch ihren gänzlichen Ruin in der Concurrenz mit dem Auslande aufzuhalten, das heißt, hauptsächlich bei Baumwollenwaaren, und hierin werden die Engländer immer den Vorrang behalten, weil sie sich das

rohe Material dazu weit billiger verſchaffen können, als es den Deutſchen möglich iſt. Indeſſen hat Sachſen in neueſter Zeit, nach dem Befreiungskriege, alles gethan, um ſeine Manufakturen, und beſonders die Spinnereyen wieder zu heben; das Baumwollengarn wird jetzt wieder größtentheils im Lande ſelbſt geſponnen, und dieſes entweder in Spinnfabriken, oder in Spinnmühlen, welche durchs Waſſer getrieben werden, und deren es jetzt über 40 giebt; die größte davon, in Geier, hat zehn Stockwerke.

Der Preußiſche Staat, der aus ſo verſchiedenen Provinzen zuſammengeſetzt iſt, hat auch in induſtrieller Hinſicht ein verſchiedenes Intereſſe auf die Gewerbſamkeit, und wenn von der einen Seite behauptet wird, daß dieſer Staat mehr ein ackerbautreibender iſt, oder daß deſſen Regſamkeit mehr auf die Produktivität des Bodens geleitet werden muß, alſo dieſer angehört, ſo kann man von der andern Seite kühn behaupten, daß Fabriken und Manufakturen einen gewiß eben ſo großen Antheil daran haben, und eine gleiche Aufmerkſamkeit verdienen; denn ein jeder Staat, der viele große und ſtark bevölkerte Städte zählt, kann wohl nicht bloß auf die Landwirthſchaft verwieſen werden, um daraus allein ſeinen Reichthum, ſein Vermögen zu ziehen; er muß auch diejenigen Zweige der Induſtrie kultiviren, welche die Stadtbewohner zu ernähren vermögend, und Wohlſtand bei denſelben zu verbreiten geeignet ſind; denn nur durch dieſes Gleichgewicht zwiſchen der Stadt und Landkultur kann ein ſolcher Staat vielen Nutzen davon ziehen und ſich ſein Wohlſtand vermehren; daher muß nicht die eine auf Koſten der andern vernachläſſiget, ſondern eine gleiche Aufmerkſamkeit und Sorge auf beide verwandt werden. Dieſes Prinzip hat die Regierung des Preußiſchen Staates auch immer, beſonders aber von König Friedrich Wilhelm dem

Ersten an, im Auge gehabt, und es auch unverrückt fest gehalten, und wenn gleich die Gewerbefreiheit in neuester Zeit die Regierung zum Theil von der aktiven Sorge entbunden hat, so ist auch die passive dadurch um so größer und drückender geworden, um hier das Gleichgewicht zu erhalten, und zum Fortblühen des Handels und der Industrie, die bei dem durchbrochenen Damme sich selbst zu überfluthen drohen, neue Quellen zu eröffnen, wo sie Abfluß haben können. Die Erhaltung des Flors der Industrie und des Handels, bei dem jetzigen Standpunkte der Dinge, ist für den Staatsmann eine weit schwierigere Aufgabe, als der frühere begränzte, wo die Gewerbe ihren gewohnten Gang gingen, und das Maschinenwesen noch nicht so viele Hände außer Thätigkeit gesetzt hatte, die jetzt einen andern Zweig sich zu ernähren suchen müssen. Der gegenwärtige Zustand der Gewerbsamkeit ist ein mehr erkünstelter, daher müssen auch künstliche Mittel angewendet werden, ihn aufrecht zu erhalten. Man muß daher suchen neue Gewerbe zu erfinden, die Künste und Handwerke eher zu vervielfältigen, um dadurch vor gewaltiger Ueberschwemmung einzelner, die noch einigermaßen einen Gewinn abzuwerfen scheinen, zu schützen, als sie zu vermindern, und daher gab es kein besseres Gewerbe die niedrigen Klassen des Volkes zu beschäftigen und zu ernähren, als das Spinnen für die Manufakturen; die Spinnereyen, welche die Preußische Regierung vor der Gewerbefreiheit auch immer im Auge gehabt hat. Daher die Austheilung vieler Prämien zur Erweiterung und Emporbringung des Manufakturwesens unter Friedrich dem Großen und den folgenden Regenten, daher diese weise Fürsorge, den niedern Klassen des Volkes Arbeit zu verschaffen, um sich mit ihren Familien erhalten zu können. Um wie viel mehr sind dergleichen Kanäle bei der jetzigen Uebervölkerung nicht nöthig! Man

vergleiche die damalige Bevölkerung der großen Städte und die jetzige, um eine Parallele zwischen dem jetzigen Zustande und Flor der Bewohner, und dem ehemaligen zu ziehen. Wenden wir uns nun noch einmal zu den Fabriken unseres Vaterlandes, Preußen, um den Wachsthum der Spinnereyen in Leinen, Wolle und Baumwolle in der neuesten Zeit oder nach dem Befreiungskriege 1815 in den verschiedenen Provinzen desselben zu betrachten. — Daß die beiden Provinzen Schlesien und Westphalen der Sitz der Garn- oder Flachsspinnerey in den Preußischen Staaten sind, oder daß sie die vorzüglichsten Flachsspinnereyen aufzuweisen haben, ist schon oben, S. 528 u. f., angeführt worden; allein auch in der Provinz Sachsen und Kleve und Berg steht dieser Industriezweig auf einer hohen Stufe; besonders ist dieses in der letzten Provinz, vorzüglich im Gladebacher Kreise, der Fall, wo sehr feines Garn gesponnen wird. — Die Beschäftigungen der Spinner und der Spinnereyen in Maschinen ꝛc., welche größtentheils das inländische Material verarbeiten, kann man leicht daraus abnehmen, daß im Jahre 1823 für 13,984,526 Thaler Leinenwaaren ins Ausland gingen, ohne den bedeutenden innern Verbrauch. — Wollenspinnereyen findet man in den Provinzen Schlesien, Brandenburg, Sachsen, und dann in den Rheinprovinzen. — Baumwollenspinnereyen, in den Provinzen Schlesien und Brandenburg, und dann in den Rheinprovinzen. Im Jahre 1816 zählte man 300,000 Spindeln, welche Maschinengarn aus Wolle verfertigten. In Schlesien findet man Spinnereyen, die sowohl Leinen- als Wollengarn liefern, in Hussinetz, Waldenburg, Schweidnitz, Ullersdorf, mit einer großen Englischen Baumwollen-Maschinenspinnerey, welche ein sehr schönes Garn liefert und 350 Menschen beschäftiget. Kreuzberg mit einer Twißspin-

nerey, Greifenberg, Goldberg, Löwenberg, Gnadenberg, Landshut, Jauer, Hirschberg, Görlitz, Lübben, Schmiedeberg ꝛc.; in Westphalen Maschinenspinnereyen zu Steinfurt, Rheina, Gronau, in letzter Stadt Baumwollenmaschinenspinnereyen; dann Spinnereyen zu Tecklenburg, Bielefeld, Werther, Rittberg, in welcher die feine Spinnerey aufs Höchste gestiegen ist, Siegen ꝛc. Bedeutende Spinnereyen in Wolle und Baumwolle auf Maschinen findet man in Berlin und Potsdam. Bemerkenswerth war in Berlin, die im Jahre 1831 durch das Feuer zum Theil zerstörte große Wollenmanufaktur der Engländer Gebrüder Charles James und John Cockerill, welche Anstalten im Jahre 1815 hier gegründet wurden und wozu dem Besitzer ein sehr großes Gebäude, eine ehemalige Kaserne, überlassen ward. In dem weitläuftigen Lokale waren Säle zum Spinnen und Weben, Werkstätte zum Maschinenbau, und Schmiede- und Tischlerwerkstätte. Die Bewegung der Maschinen geschah durch Dämpfe. Diese Dampfmaschine äußerte eine Kraft von 26 bis 30 Pferden und kostete an 20,000 Thaler. Man fand in der Anstalt Maschinen zum Reinigen der Wolle, Schrobbel-, Kratz-, Ausarbeitungs-, Streich-, Vorspinn- und eigentliche Spinnmaschinen. Der Saal unter dem Dache war zur Weberey eingerichtet. In dem bei den Spinnsälen oder Spinnereyen eingerichteten sogenannten Spinncomptoire fand man Gespinnste mannigfaltiger Art, welche die Spinnmaschinen liefern. Die Erleuchtung des ganzen Arbeits-Lokales, so wie des ganzen innern Gebäudes geschah durch Gas; und die Dämpfe der Dampfmaschine wurden zugleich im Winter zur Erwärmung der Zimmer benutzt. — Auch die Woll- und Baumwollen-Maschinenspinnereyen von Wilhelm Tappert, in welchen die Maschinen gleichfalls durch eine Dampf-

maſchine in Bewegung geſetzt werden. Mit dieſer Anſtalt iſt eine Tuchweberey, Färberey, eine Maſchinenbauanſtalt, und eine Werkſtatt zur Verfertigung der Streichen verbunden. Die Spinnſäle und Säle zur Tuchweberey ſind geräumig und ſehr zweckmäßig zu dieſen Gewerben eingerichtet. Die Fabrikation der Tücher geſchieht nach Niederländiſcher Methode. Die Maſchinenſpinnerey von Johann Friedrich Kaapcke. Die Spinnmaſchinen, ſo wie die Tuch- und Scheermaſchine ſeiner Wollen-Manufaktur ſind in dem Arbeitshauſe aufgeſtellt und werden von den Sträflingen beſorgt. Die ſtärkſten Gefangenen verrichten das Drehen an der Betriebstrommel und das Walken, die ſchwächeren müſſen die Wolle abnehmen und vorlegen, ſo wie auch die Felle und Locken auf der Schrobbel-, Streich- und Vorſpinnmaſchinen. Der oben erwähnte Inhaber der Maſchinen bezahlt für die Arbeit. Die große Maſchinenſpinnerey in Wolle von dem Kaufmanne Ferdinand Becker. Eine Engliſche Dampfmaſchine mit zwei Dampfcylindern und zwei Kolbenſtangen ſetzt die Spinnmaſchinen, ſo wie überhaupt die Verarbeitungsmaſchinen in Bewegung, und auch zugleich eine Walke. Da der Unternehmer eine große Tuch- und Kaſimirfabrik beſitzt, ſo geſchieht das Spinnen und Walken theils zu ſeinen eigenen Manufakten, theils wird aber auch für Andere geſponnen und gewalkt; und ſo beſtehen in Berlin noch über zwölf Maſchinenſpinnereyen in Wolle, und mehrere Baumwollenſpinnereyen, und ſo auch, wie ſchon oben erwähnt worden, einige Maſchinenſpinnereyen in Potsdam. Man kann Berlin als den Hauptſitz der Maſchinenſpinnereyen des ganzen Preußiſchen Staates anſehen. Dieſe Maſchinenſpinnereyen entſtanden größtentheils nach dem Befreiungskriege 1815, beſonders diejenigen, welche durch Dampfmaſchinen in Thätigkeit geſetzt werden.

In der Provinz Sachsen findet man Flachs-, Baumwollen- und Wollenspinnereyen in Magdeburg, Mühlhausen, Mückenberg, Osterfeld, Halle, Erfurt, Langensalza, Gefell, Zeitz ꝛc.; in den Rheinprovinzen haben Aachen, Burtscheid, Eupen, Crefeld, Ratingen, Montjoie, Elberfeld, Barmen, Stollberg ꝛc. Maschinen- und andere Spinnereyen. Als der größte Theil der Rheinprovinzen, unter dem Namen des Roer-Departements zur Zeit Napoleons noch unter Frankreich stand, wurde dieses Departement schon wegen seiner Betriebsamkeit als eins der industrieösesten des Französischen Reiches gehalten, indem kein Arm müßig sei. Die Spinnereyen blühten besonders, und man wandte dazu Englische Maschinen an, auch die Dampfmaschinen, die man schon zum Färben der Garne ꝛc. anwendete, war man auch im Begriff bei den Spinnmaschinen anzuwenden, als der neue Krieg mit Rußland im Jahre 1812 ausbrach. Nach einer genauen Angabe des Präfekten dieses Departements besaß dasselbe 3000 Manufaktur-Anstalten, welche mehr als 120,000 Arbeiter beschäftigten und für 100 Millionen Fr. Fabrikate lieferten. Die aus dem gesponnenen wollenen Garne erzeugten Manufakten, in Tüchern und Kasimiren bestehend, welche die Englischen an Güte übertroffen hatten, wurden zu Aachen, Borcette, Montjoie, Imgenbroich, Stollberg, Cornely, Münster, Düren, Heinsberg, Crefeld, Köln, Cleve ꝛc. fabricirt. Das Produkt zum Spinnen, die Wolle, wurde aus Schlesien und Sachsen bezogen, und man war damit beschäftiget, die Schafzucht so zu veredeln und zu verbessern, daß man die Wolle im Lande selbst erzeugen könne. Dieser Zweig an Tüchern, Kasimirs und wollenen Decken für die damalige Französische Armee, die auch das Tuch aus diesen Manufakturen bezog, beschäftigt allein 50,000 Individuen und brachte für 30

Millionen Fr. hervor. Unter den Fabrikanten dieſes Departements, die im Jahre 1812 Aufmunterungsprämien erhielten, gehörte auch Herr Heidweiler von Crefeld, der die goldene Medaille für ſeine Kamelotte, gemalten Wollenzeuge und wollene Fäden erhielt, welche er durch einen neuen Mechanismus ſpinnen ließ. Auch in neueſter Zeit, unter Preußiſchem Zepter, haben ſich die Maſchinenſpinnereyen in den Rheinprovinzen vervielfältiget. In Aachen haben die Gebrüder Cockerill große Wollenmanufakturen mit Maſchinen-Spinnereyen, gleich denen in Berlin, errichtet, wo alle Maſchinen mit Dämpfen in Bewegung geſetzt werden. Auch mehrere andere Spinnereyen ſind in dieſen Provinzen neu entſtanden, beſonders zum Woll- und Baumwollenſpinnen. Und um den Abſatz der aus dem Geſpinnſte erzeugten Manufakten in den überſeeiſchen Ländern zu erleichtern, hat ſich im Jahre 1821 die Rheiniſch-Weſtindiſche Handelsgeſellſchaft zu Elberfeld gebildet, welche ihre Geſchäfte beſonders nach Südamerika betreibt.

Frankreichs Spinnereyen blüheten ſchon ſehr früh in den ſüdlichen Departements, auch in einigen der nördlichen. Schon im zweiten Drittel des ſiebzehnten Jahrhunderts bei der Verbeſſerung ihrer Wollenmanufakturen, haben ſie auch die Spinnereyen mit berückſichtiget, und der Ruf von ihrem Geſpinnſte verbreitete ſich bald; allein der Widerruf des Edictes von Nantes verurſachte, wie bekannt, die Auswanderung von vielen hunderttauſend Reformirten, worunter die geſchickteſten Manufakturiſten und Spinner waren, wodurch die Induſtrie Frankreichs in dieſem Zweige einen merklichen Stoß erhielt. Die Manufakturen erhoben ſich zwar in dem achtzehnten Jahrhunderte wieder; allein der frühere Abſatz ihrer Produkte oder Manufakten hatte ſich ſehr verringert. Man bediente ſich zum Spinnen ſowohl des Franzöſiſchen

als auch des Holländischen Rades; Letzteres genoß aber eine Art des Vorrechts oder Vorranges, und war in mehrere Manufakturen eingeführt worden, wie z. B. zu Sedan, Louviers ꝛc. Die Spindel, die bei diesem Rade von Holz ist, wurde der eisernen bei den Französischen Rädern aus dem Grunde vorgezogen, weil sie nicht so leicht heiß wird. Die in England damals gebräuchlichen Räder zum Spinnen, die mit dem Fuße getreten wurden, und worauf eine Spinnerin oft zwei Fäden auf einmal macht, einen mit der rechten, den andern mit der linken Hand, fanden in Frankreich wenigstens zum Wollspinnen keinen Beifall, obgleich ähnliche Räder zum Flachs- und Hanfspinnen in Bretagne eingeführt waren. Das Spinnen geschah in den großen Spinnereyen ohne Unterschied von Männern und Weibern, jedoch nahm man Letztere lieber, weil sie einen besseren Faden spinnen sollen, und dieses aus der schon oben, S. 523, angeführten Ursache. Diese Methode des Spinnens währte bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo man anfing, zusammengesetzte Maschinen zu gebrauchen. — Die Revolution zerstörte den Flor der Manufakturen und dieses dauerte so lange, als der gesetzlose Zustand, das Partheien-Gewühl währte, nur erst, nach dem der Wohlfahrtsausschuß sich gebildet hatte, fing man wieder an, die Fabriken und Manufakturen zu berücksichtigen, und so fingen auch die Spinnereyen wieder an aufzuleben. Besonders geschah dieses aber unter dem Konsulate, und dann unter der Regierung Napoleons, der diesem Zweige der Industrie auch seine Aufmerksamkeit widmete. Schon zu Ende der Republik unter dem Konsulate, beschäftigte sich Napoleon in den Stunden, die ihm seine Militair- und Kriegs-Angelegenheiten übrig ließen, mit dem Manufaktur- und Fabrikwesen, und als er sich zum Kaiser heraufgeschwungen hatte, ließ er es

noch mehr seiner Sorge seyn, weil nicht nur Frankreichs Wohlstand, sondern auch dessen Ruhe damit verknüpft waren. Es wurde Alles angewendet, um die Flachs-, Wollen- und Baumwollenspinnereyen den höchst möglichsten Grad der Vollendung zu geben, um hierin mit den Englischen Manufakturen wetteifern zu können; besonders regte sich dieser Wunsch zur Zeit der Continental-Sperre, um die Engländer dem Continente in der Folge ganz entbehrlich zu machen, und Frankreich in die Handelsverhältnisse dieser Nation zu setzen, und um dieses in der Folge den übrigen Ländern ganz unentbehrlich zu machen, ging Napoleons Politik dahin, die Manufakturen und Fabriken der übrigen Staaten des Festlandes, die er theils besiegt hatte, oder noch zu besiegen hoffte, durch mancherlei drückende Einrichtungen zu lähmen, so alle Länder in Hinsicht ihres Manufaktur-Waaren-Bedarfs von Frankreich abhängig zu machen, und hierdurch einen Geldquell nach Frankreich zu leiten, wie es durch die Kunstwerke geschehen ist; denn indem er überall, wo er einen Staat besiegt hatte, die Kunstschätze räumen, und sie nach Frankreich bringen ließ, um dadurch nicht nur in Paris viele Fremden aller Nationen hinzuziehen, um diese Kunstschätze zu betrachten und ihr Geld zum Theil daselbst zu verzehren, sondern auch die jungen Künstler von andern Nationen dahin zu ziehen, um dort, statt in Italien, in Rom, zu studieren; so wollte er es auch mit den Manufaktur- und Fabrikprodukten machen, daß die vorzüglichern nur den Manufakturen und Fabriken Frankreichs angehören sollten. Daher scheute er keine Kosten, um zu diesem Zwecke zu gelangen, und setzte sehr hohe Preise aus, um Maschinen zu erfinden, welche den vorgesteckten Zweck zu erreichen die Aussicht boten. Hierzu gehörte nun auch der große Preis von einer Million Franken für die beste Erfindung einer Flachs-

spinnmaschine, welchen Napoleon unter dem 7ten Mai des Jahres 1810 durch ein Decret von Herzogenbusch aus festsetzte. Die Mitbewerbung war nicht beschränkt. Es konnten Mechanici oder Künstler von allen Nationen dabei concurriren, und die zum Concurs eingesandten Maschinen wurden einer Jury zur Beurtheilung überlassen, die von dem Minister des Innern erwählt ward, und aus folgenden Mitgliedern bestand: aus dem Senator Monge, als Präsident; dem Administrator des Conservatoriums der Künste und Handwerke, Molitor, dem Mitgliede der Comité der Künste und Manufakturen, Bardel; dem Batist-Fabrikanten zu Valenciennes, Gamoir; dem Fabrikanten zu Rouen, Pinel, und dem Mützenfabrikanten Detroy, Vater, zu Besançon. Unter den Concurrenten, nach der bestimmten Zeit von zwei Jahren, befanden sich Deutsche und Amerikaner. Die näheren Details der Maschine, die den Preis erhalten hat, sind nicht bekannt geworden, nur so viel, daß die eingesandten Maschinen überhaupt sehr sinnreich waren, und daß man die glücklichsten Resultate für die Flachsspinnerey davon erwarten konnte. Diese Maschine sollte hauptsachlich den Zweck haben, die Fäden dünner und gleicher zu spinnen, damit die Baumwolle nicht mit den inländischen (Französischen) Produkten Concurrenz halten könne, und zu den meisten Artikeln nur in einem geringen Verhältnisse gemischt werde, wodurch die Einfuhr der Baumwolle sich vermindern und dieser Handel mit dem Auslande nicht mehr zum Nachtheile der Französischen Industrie geführt werde. Der Französisch-Russische Krieg, der 1812 ausbrach, und dem der Befreiungskrieg Deutschlands folgte, hatten allen Entwürfen dieser Art ein Ende gemacht und daher ist von den erfundenen Flachsspinnmaschine nicht weiter die Rede gewesen. — Die Spinnereyen in Flachs und Hanf wa-

ren jedoch in Frankreich nie von der Ausdehnung, als die Spinnereyen in Wolle, welches man an dem Ertrage der Wollmanufakten ersehen kann, der ehemals auf 40 Millionen Thaler geschätzt wurde. An Tüchern lieferte das einzige Elbeuf jährlich für 2 Millionen Livres, und was haben nun nicht Abbeville, Launiers, Montjoie ꝛc. geliefert. Die einzigen wichtigen Spinnereyen in Flachs und Hanf sind zu Strasburg, die Segelmanufaktur daselbst arbeitet auf 100 Stühlen und verschafft an 3000 Spinnerinnen Brod. Sie versieht die ganze Marine zu Toulon mit Segeltüchern. Die Baumwollenspinnereyen werden besonders mit Maschinen betrieben, wozu gleichfalls zur Erfindung der wirksamsten ein Preis ausgesetzt worden war, um dadurch das Arbeitslohn bei Bearbeitung des Urstoffes zu vermindern und den Manufakturen Englands hierin gleich zu kommen, wohl noch gar zu übertreffen. Das ganze Maschinenwesen konnte zu einer Zeit um so eher in Frankreich Eingang finden, wo das männliche Geschlecht nur zum Kriege erzogen wurde; denn bei den immerwährenden Kriegen von der Revolution an wurden die Krieger zu hunderttausenden geopfert, und der Zuwachs der neuen Generation immer wieder zu diesrm Zwecke verwendet, dem weiblichen Geschlechte, den Frauen waren daher größtentheils die männlichen Beschäftigungen überlassen, und so mußten in den Fabriken und Manufakturen auch schon auf künstliche Mittel, außer der Absicht auf die Concurrenz, gesehen werden, um die fehlende Kraft zu ersetzen; denn an eine Opposition von Seiten der arbeitenden Klasse bei der Einführung so vieler Maschinen, wie dieses sehr oft in England geschehen und geschieht, war hier nicht zu denken. Die Anführungen der Produktionen Frankreichs unter Napoleon sind sehr glänzend, man muß aber auch bedenken, daß alle seine eroberten Länder, Holland, Italien, ein Theil

von Deutschland ꝛc. dazu beitrugen, dieſen aufgeſtellten Gewerbefleiß zu vergrößern, und wenn man annimmt, daß das einzige oben, S. 553, angeführte Röhr-Departement, welches größtentheils aus Deutſchen, den Rheinlanden beſtand, ſo glänzende Reſultate lieferte; welches Gewicht hatten nun nicht die Niederlande, Holland und Belgien, in dieſer Wageſchale der Manufakturen und Fabriken ꝛc. Zieht man dieſes Alles davon ab, ſo wird dem eigentlichen Frankreich ſo viel nicht bleiben; denn ſeine auf einem hohen Gipfel geſtandene Induſtrie in den Manufakturen ꝛc. zerſtörte die Revolution ꝛc.; ſie konnte ſich nicht wieder zu dem Flore erhoben, als es vor der Revolution der Fall war, und ſo kamen die glänzenden Angaben aller Kunſterzeugniſſe unter Napoleon's Regierung nicht allein auf den glücklichen Zuſtand Frankreichs, ſondern auf den ſeiner eroberten Länder, die ſich noch in einem zum Theil blühenden und induſtrieöſen Zuſtande befanden, und ſolche, alle Induſtrie tödtende Schläge, wie die Revolution ꝛc., nicht erlitten hatten. Uebrigens kann man die Bemühungen Napolion's Frankreich den höchſten Glanz auch in induſtrieeller Hinſicht, ſo wie es durch das Glück der Waffen oder den Kriegesruhm geſchah, zu verſchaffen, keinesweges aus ſeinen mannigfaltigen, zweckmäßigen Anſtalten verkennen, und dieſes traf auch die Spinnereyen, die erſte künſtliche Bearbeitung des Urſtoffes. Die Vortheile, die daraus in merkantiliſcher Hinſicht entſprangen, hat Frankreich auch zum Theil eingeerndtet, und beſonders in den Zeiten der Ruhe unter der Regierung Ludwigs des Achtzehnten. Aus Chaptals Werk, de l'Industrie Françoise: kann man eine Ueberſicht von dem Manufaktur- und Fabrikzuſtande dieſes Landes erhalten; er berechnet den Handelswerth dieſer Zweige, 1,822,102,409 Franken, wovon er den Arbeitslohn auf 844,000,000 Fran-

ken, und den reinen Gewinn der Fabrikate auf 182,005,221 Franken anschlägt, wovon ein bedeutender Theil auf die Wollmanufakturen kommt. Was die Baumwollenspinnereyen in Baumwolle verarbeiten, beträgt jährlich an 24 Millionen Pfund. Man kann hieraus leicht den Zustand der Industrie dieses Landes erfahren, und zu welcher Höhe es dasselbe bringen könnte, wenn seine Bewohner nicht von dem Geiste der Zwietracht und Anarchie beseelt wären, der nur zu oft den schönsten Flor ihrer Arbeitsamkeit und Thätigkeit in kurzer Zeit getödtet hätte. Auch hat es sich die Regierung, sowohl unter Napoleon, als auch unter Ludwig dem Achtzehnten, angelegen seyn lassen, daß aus dem Auslande nur der rohe Stoff eingeführt werde, damit der ganze Vortheil der Bearbeitung und des Arbeitslohns Frankreich bleibe, hierdurch konnten die Spinnereyen heraufgebracht, und ein Geist der Thätigkeit wieder bei dem gemeinen Manne, den untern Klassen des Volkes, verbreitet worden, der durch die vielfachen politischen Crisen, die dieser Staat bei der Revolution ausgesetzt war, gewichen war. In der Baumwollenspinnerey haben sie die Sage widerlegt, daß sie hierin immer von den Ausländern würden übertroffen werden. Das Baumwollengespinnst, was Frankreich jetzt in seinen Waaren liefert, giebt dem Englischen, nach dem Urtheile der Kenner, nichts nach; ja es soll es noch übertreffen, wenigstens wird Letzteres von den Franzosen selbst angeführt, indem sie behaupten, daß die von ihnen gewebten Baumwollenzeuge in der Vollkommenheit, von den mit ihnen concurrirenden Ausländern nicht erreicht werden könnten. Wie schon oben erwähnt, ist Straßburg, im Departement des Unterrheins, eine der wichtigsten Städte des Reiches, in Hinsicht seiner Manufakturen in Leinen ꝛc. Die Spinnereyen sowohl in Hanf und Flachs, als auch in Baumwolle,

blühen hier vorzüglich. Der Hanf macht ein Hauptprodukt dieses Departements aus; man rechnet, daß der jährliche Betrag desselben auf 25,000 metrische Centner steigt, der aber nicht im Departement allein versponnen wird, sondern ein großer Theil geht nach dem südlichen Frankreich, nach Lyon und nach mehreren Seehäfen des Reiches, um dort verarbeitet zu werden. Dasjenige, was in Hanf im Departement selbst versponnen wird, beträgt jährlich über 2 Millionen Ellen. Die Segelmanufaktur in Straßburg, welche seit dem Jahre 1757 existirt, hat in gewissen Jahren an 15,000 Centner Hanf verarbeitet; auch in der Segelmanufaktur zu Fegersheim, eine Stunde von Straßburg, welche im ersten Decennium dieses Jahrhunderts etablirt worden, wird viel Hanf versponnen, und die Spinnmaschinen sind nach der neuesten Construction. Unter den Baumwollenspinnereyen Straßburgs ist diejenige von Malapert sehr ansehnlich, und macht bedeutende Geschäfte. Ein Straßburger, Namens Martin Xavier Bucher, wollte auch in Rom auf Aktien eine große Baumwollenspinnerey und eine Manufaktur von Nankins und Kattuntüchern etabliren. Er hatte zu dem Ende schon die von den Päbsten Clemens dem Vierzehnten und Pius dem Sechsten zu einer Kattunfabrik vollständig eingerichteten weitläuftigen Gebäude auf dem Platze Termini in Pacht genommen. Die rohe, zum Verspinnen bestimmte Baumwolle, sollte aus dem Neapolitanischen dazu gezogen werden, und zu guten Spinnern wollte er die Tausende von Bettlern und Müßiggängern in Rom umschaffen; allein der Erfolg scheint der guten Absicht nicht entsprochen zu haben; denn ein Schriftsteller macht hierbei die Bemerkung: daß im Dolce far niente der ärmste Römer Hunger und Kummer zu verschmerzen verstehe, nnd daher sei eine solche gut gemeinte Absicht, Müßiggänger in

tüchtige, geduldige Arbeiter umzuwandeln, nur ein frommer Wunsch. — In Hinsicht der Flachs- und Hanfspinnereyen verdient besonders das Departement des Tarn eine Erwähnung. Der im Lande gesammelte Hanf und Lein wird von einer großen Anzahl Frauen, besonders während der langen Winterabende, versponnen. Man kauft besonders viel gesponnenes Garn zu Alby, Monesties, Pampelonnes und Cordes, wo Leinwand und Trillich zu Servietten ꝛc. gewebt wird, auch macht man daselbst Packleinwand. Die Zahl der jährlich erforderlichen Stücke schätzt man auf 17,000, die, außer in dem eigenen Departement, in den Departements der Aube, des Herault, des Gars, der Pyrenäen, und der Rhonemündungen verbraucht werden, eine Summe von 776,000 Fr. einbringen, und über 1500 Arbeiter beschäftigen. Ferner sind die Garnspinnereyen im Departement der Aisne wichtig, die Stadt St. Quentin dieses Departements hat die wichtigsten Fabriken oder Manufakturen in Leinen; auch ist der Flachs, der um diese Stadt gebauet wird, wegen seiner Güte berühmt; dann wird auch viel Flachs in den Departements der Aube, Oise ꝛc. gesponnen. — Die wichtigsten Spinnereyen in Frankreich sind diejenigen in Wolle, und dieser Zweig ist es auch, worauf die Regierung die größte Aufmerksamkeit gerichtet hat. Man hat in Frankreich, was diesen Zweig der Industrie anbetrifft, Alles in Untersuchung genommen, was glückliche Resultate für die Wollenwebereyen hervorbringen kann. Man hat gefunden, daß die Wollenspinnerey schon seit langer Zeit ein leichteres und ökonomischeres System erfordere, als man gewöhnlich dabei anwandte; allein diejenigen Gelehrten und Künstler, die sich mit diesem Zweige beschäftigten, fanden in der Natur der Wolle selbst ein unüberwindliches Hinderniß, welches man bei der Baumwolle,

dem Flachse, Hanfe ꝛc. nicht findet; denn die Baumwollen-, Hanf- und Flachsfaser, hat eine Biegsamkeit und Weichheit, welche anzeigt, daß ihre Oberfläche glatt ist, und daß nichts ihre Verbindung mit einer andern Faser, um welche sie gedreht wird, hindert; nur die Wolle weicht, wie bekannt, von der graden Linie ab, und ist von Natur gedrehet oder gekräuselt. Die Ursache dieser Eigenschaft blieb lange ein Geheimniß, bis sich einige um die Landwirthschaft und Technologie verdient gemachte Gelehrte in Frankreich durch mikroskopische Beobachtungen überzeugten, daß ihre Oberfläche aus lauter rauhen Schuppen besteht, die von der Wurzel nach der Spitze gehen, und daher erhält die Wolle, wenn sie bewegt wird, eine Bewegung von der Spitze nach der Wurzel, aber nie eine von der Wurzel nach der Spitze gehende. Hiernach ist es nun unmöglich, daß die Wollenhaare sich einander nähren und einen dauerhaften Faden bilden können, wenn sie in derselben Richtung gedrehet werden. Aus demselben Grunde braucht auch der Arbeiter länger zum Weben, als zur nöthigen Zurichtung der Wollenzeuge. Bei der Veränderung des bisherigen Verfahrens Wolle zu spinnen, mußte man nicht bloß darauf sehen, mehr und gleichere Fäden, als bisher, zu spinnen, sondern ihnen hauptsächlich mehr Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu geben suchen. Man mußte die Wolle durch Kardätschen vielmal hin- und herdrehen, und sie endlich dahin bringen, daß kein Haar sich in derselben Lage, als sein nächstes befand, und beide sich demnach genau berühren oder annähern konnten. Durch die alte Kardätsche erreichte man diesen Zweck nur sehr unvollkommen, da der Arbeiter fortwährend in derselben Richtung arbeitet, und die Haare immer wieder in dieselbe Richtung oder Lage bringt. Um diese Fehler zu vermeiden, hat man eine Kardätsche aus einem großen Cylinder, um den sich in verschiedenen Richtun-

gen andere Cylinder drehen, gemacht. Die durch die kreisförmige Bewegung fortgerissenen, auf allen Seiten gedrehten Haare, können nur zufälliger Weise wieder in die Lage kommen, in welche sie hineingebracht wurden, da sich die natürliche dauernde Bewegung von der Spitze gegen die Wurzel nach und nach äußert, so nähern sie sich einander und verbinden sich so, daß das Spinnen erleichtert, und die Eigenschaft des Fadens verbessert wird. Die neue Kardätschen bringen eine sichere Wirkung hervor, da sie nach den oben genannten Grundsätzen mit der Natur der Wolle übereinstimmen. Jedoch muß man bei ihrer Verfertigung außerordentlich genau zu Werke gehen, und besonders das richtige Verhältniß der Theile untereinander nicht verfehlen. Bei den alten Kardätschen ist es der Spinnerin gleich, ob die Wolle schlecht oder gut kardätscht worden. Die unbedeutende Entfernung des Spinnrades von der Hand der Spinnerin, und die Kürze der Blätter oder Flocken, erlauben der am wenigsten verbundenen Wolle sich zu sammeln, und einen Faden zu bilden, dessen Stärke nicht erprobt ist, da er weder gezogen, noch horizontal ausgedehnt wurde. Bei den neuen Webestühlen kann im Gegentheil ein schlecht kardätschter Flocken das Ziehen und die horizontale Lage, in welcher gearbeitet wird, und die 10 Fuß beträgt, nicht aushalten. Jede Flocke, die schwache Fäden hat, zerreißt augenblicklich, und der Spinner muß sie wegschaffen und bloß die Theile behalten, welche stark genug sind, um einen guten Faden zu behalten oder zu bilden. Die Folge davon ist, daß jeder Faden, der bei dem Ziehen und der Ausdehnung von 10 Fuß nicht zerriß, das Weben ohne zu zerreißen aushält, und daß der Arbeiter mit demselben ruhiger und schneller weben kann. Die Zeitersparniß, welche man in dieser Hinsicht gewinnnt, wird in den Manufakturstädten, wo man dergleichen gesponnene Fäden

anwendet, auf zwei Drittel geſchätzt; das heißt, ein Stück Tuch, welches man ehemals in zwanzig oder vier und zwanzig Tagen webte, kann, wenn mechaniſch geſponnene Fäden genommen werden, in acht oder zehn Tagen gewebt werden. Durch dieſe Zeiterſparniſſe werden die Tücher wohlfeiler, und der Fabrikant wird dadurch in den Stand geſetzt, in derſelben Zeit mehr zu liefern. Dieſe neue Methode hat aber auch noch andere Vortheile, welche ſind: 1) daß das Reinigen von den Knaben jetzt kurz und leicht geſchieht, und das Zerreißen der Fäden ſeltener iſt. 2) Erfordert es weniger Leim, da die Fäden ſchon von Natur feſt ſind, und aus demſelben Grunde geht auch das Entfetten oder Reinigen der Tücher leichter oder ſchneller vor ſich. 3) Wird das Tuch, da es mit ſtärkeren Fäden gemacht wird, dem auf die ehemalige Weiſe verfertigten vorgezogen; und 4) treibt, wenn Tuch aus gemiſchter Wolle gemacht werden ſoll, eine eigene Maſchine die Miſchung der Farben. Dieſes waren die Reſultate der Forſchungen in Frankreich in Hinſicht der Wollſpinnerey. Es erregte Bewunderung, welche außerordentliche Menge Tuch drei Fabrikanten von Verviers durch dieſe Maſchinen jährlich dem Handel und der Regierung liefern, und welche Quantitäten Wolle Nanci und andere Städte, ungeachtet der großen Transportkoſten, nach Sedan, Mouzon und Rheims ſenden, um ſie mechaniſch ſpinnen zu laſſen. Dieſen mechaniſchen Spinnereyen verdankt Reims die ſchnelle und gute Fabrikation der bekannten Caſimire und anderer Zeuge, welche in ganz Europa geſchätzt werden. Man fühlte in Rheims den Nutzen einer ſolchen Maſchine ſo ſehr, daß, ungeachtet daſelbſt ſchon viele beſtehen, ſich in neueſter Zeit die Fabrikanten dieſer Stadt erboten haben, das Kapital zur Errichtung einer neuen umſonſt vorzuſchießen; nur machten ſie ſich dabei zur ausdrückli-

chen Bedingung, daß die Kardätschen durch Wasser bewegt werden, da Thiere nie eine so regelmäßige Bewegung hervorbringen können, und wahrscheinlich hat man jetzt auch die Dampfmaschinen angewendet. Der Eigenthümer des Schlosses Fougeres im Arrondissement von Blois, hatte schon früher die Absicht der Fabrikanten erfüllt, indem er in den Zimmern des Schlosses viele Maschinen hat aufstellen lassen, so daß damit sowohl die Bedürfnisse der Fabrikanten der Stadt, als auch der benachbarten Orte befriediget werden können. Die Wollspinnereyen sind fast durch alle Departements von Frankreich verbreitet und so auch die Maschinenspinnerey mit Dampf und Wasser, wie auch, jedoch nur im geringeren Grade, die alte Methode mit Rädern. Die meisten Wollspinnereyen findet man, außer in Paris, dem Hauptsitze der Manufakturen und Fabriken in Wolle, Baumwolle und Leinen, und den dazu gehörigen Spinnereyen, in welchen die Maschinen zum Theil mit Dampf ꝛc. getrieben werden; in den Departements der Oise, Saonne, Ardennen, Marne, Mayenne, des Nordens, Aveyron, Tarn, Aube, der niedern Charante ꝛc. ꝛc. In den drei zuerst angeführten Departements der Oise, Saonne und Ardennen, haben die Städte Bauvais, Abbeville und Sedan bedeutende Spinnereyen in Wolle, sowohl Maschinenspinnereyen, wie auch andere. Besonders sind die Wollspinnereyen in dem Departement Aveyron wichtig. Die Wollenmanufakturen desselben machten schon lange vor der Revolution sehr bedeutende Geschäfte; denn wegen der Wohlfeilheit und Dauerhaftigkeit der Manufakten, wurden diese von dem gemeinen Mann sehr gesucht; auch gebraucht sie die Regierung zur Bekleidung der Truppen, und sicherte dadurch den Manufakturen den Absatz. Die größten Manufakturen dieser Art sind in diesem Departement in

Saint-Geniez, Rhodez und Saint-Affrique. Vom Jahre 1759 bis zum Jahre 1771 waren die Spinnereyen in dem zuerſt genannten Orte außerordentlich thätig, und aus dem Geſpinnſte wurden Cadiszeuge, Trikots, Imperiales und Raſche gemacht. In den genannten Jahren war der Handel mit den genannten Zeugen, beſonders mit den Cadis, ſehr ſtark, da befohlen wurde, ſich deſſelben ausſchließend zum Unterfutter der Monturen für die Truppen zu bedienen, und es wurden für dieſelben jährlich 100,000 Ellen geliefert, und in der Stadt Saint-Geniez und auf dem umliegenden Lande wurden damit 12,000 Menſchen beſchäftiget. Dieſer Flor dauerte bis zum Jahre 1790 fort, wo die Revolution demſelben ein Ende machte. Späterhin fing die Regierung wieder an ihn zu beleben, indem ſie bedeutende Beſtellungen machte; und im Jahre 1811 wurden die Trikots dieſer Manufakturen für die Armee empfohlen. Die Manufakturen der beiden zuletzt genannten Städte, Rhodez und Saint-Affrique unterhalten gleichfalls anſehnliche Spinnereyen, beſonders die Manufaktur von Saint-Affrique, welche ſich auch auf die Gemeinden Tayet, Camares und Laroque ausdehnt. Um die Manufakturen des Departements l'Aveyron wieder mehr zu heben und ſie blühend zu machen, wurden unter Naleon nicht nur bedeutende Beſtellungen in den Manufakten zur Bekleidung der Truppen gemacht, ſondern auch durch Prämien und andere Mittel, die Fabrikationsart zu verbeſſern geſucht. So wurden ſchon im Jahre 12 der Republik nicht nur auf Befehl der Regierung die Spinnmaſchinen verbeſſert, ſondern auch eine Unterrichtsſchule in dem Gebrauche des nevette volante errichtet, welches die Arbeit im Weben ſehr verkürzt und den Arbeiter wenig ermüden ſoll. Dieſe Schule hat viele geſchickte Schüler gebildet, und verwundete Soldaten, die nach der alten

Methode nicht mehr weben konnten, haben nach der neuen ihr ehemaliges Gewerbe leicht betreiben können. Das Departement des Tarn hat gleichfalls viele Spinnereyen aufzuweisen. In den Städten Castres, Mazamet, so wie in den Gemeinden von la Bastide, Boisseron, Saint-Amant-la Bastide, Vabre ꝛc. haben Spinnereyen in Wolle, und ernähren viele Menschen, besonders Castres und Mazamet. Es würde zu weitläuftig seyn, hier alle diejenigen Departements Frankreichs durchzugehen, in welchen Wolle gesponnen und große Spinnereyen in diesem Artikel angelegt worden, in welchen die Maschinen theils durch Dampf, theils mit Wasser getrieben werden; selbst diejenigen Departements, welche die Fabrikation der wollenen Zeuge nicht ausschließlich mit zu ihren Hauptmanufakten zählten, haben Spinnereyen und beschäftigen viele Menschen, da nicht überall von den Fabrikanten die großen Spinnmaschinen eingeführt worden sind, besonders nicht da, wo die wollenen Waaren, welche aus dem Gespinnste erzeugt werden, im Lande bleiben, und von der Regierung zur Bekleidung der Truppen ꝛc. gekauft werden. — Baumwollenspinnereyen giebt es auch eine große Anzahl in verschiedenen Departements; denn wenn gleich Napoleon die Baumwolle so viel als möglich zu verdrängen, und sie durch Gewinnung eines seidenartigen Flachses, der auf Maschinen zu einem feinen und gleichen Faden gesponnen wird, zu ersetzen suchte, so gelang ihm dieses doch nicht in der Ausdehnung, wie er es wünschte, im Gegentheile wurde noch bis zum Jahre 1811 eine große Menge Baumwolle eingeführt. Nur die Einfuhr des Baumwollengarns zum Weben wurde von der Regierung verboten, weil man es im Lande selbst sehr gut spinnen konnte, welches gleich die ersten damit angestellten Versuche zeigten, ja späterhin wurde selbst in Frankreich gesponnene Baumwolle von Aus-

ländern gesucht. Vor dem Jahre 1790 wurde jährlich um 24 Millionen, sowohl rohe, als gesponnene Baumwolle in Frankreich eingeführt; um diesen Werth erhielt dasselbe 12 Millionen Pfund Baumwolle, dann um 13 Millionen Baumwollengespinnst, oder gesponnene, fabricirte Baumwolle, und außerdem wurde noch viel Baumwollenzeug und Mousselin eingeschwärzt. Es waren damals 70,000 Arbeiter mit Verarbeitung der Baumwolle beschäftiget. Nach der Revolution, vom Jahre 10 an bis zum Jahre 1806 wurden in Frankreich um 48 Millionen Baumwolle eingeführt, und dann noch an gewebten Zeugen um 46 Millionen. Vom Jahre 1807 bis 1811 erhob sich die jährliche Baumwolleneinfuhr bis auf 72 Millionen; im Mitteljahre kam sie aber nicht höher, als auf 55 Millionen. Diese Summe machte nach dem Anschlage der Douane an Gewicht 20 Millionen Pfund. Die Einfuhr von Gespinnsten, gesponnenem Garne, und von Zeugen sank anfangs auf eine Million herab und hörte endlich ganz auf, und das Mitteljahr der Ausfuhr an gesponnenem Garne und Zeugen belief sich auf 17 Millionen. Bis 1813 warf die Baumwolle an Arbeitslohn einen Unterhalt für 233,000 Arbeiter ab. Die aus der in Frankreich gesponnenen Baumwolle fabrizirten Zeuge beliefen sich im Werthe im Jahre 1812 auf 290 Millionen; rechnet man nun hiervon 55 Millionen für die Einkäufe des Urstoffes ab, so hatte sich der Absatz um 235 Millionen vermehrt. Hierdurch gewahrt man, daß die Einfuhr der Baumwolle, gegen frühere Jahre, zugenommen hatte; auch bietet die Baumwolle bei der Verarbeitung große Vortheile dar, die ihr ganz besonders eigen sind, und die durch die Erfindung künstlicher Maschinen noch erhöhet werden. Der seidenartigste Flachs wird diese Eigenschaften durch alle Manipulationen nicht erhalten, schon die Leichtigkeit

der Baumwolle übertrifft, außer der Seide, alles. Die vorzüglichsten Baumwollenspinnereyen findet man in den Departements der Somme, Aisne, der Meerenge von Calais, Aube, niedere Loire, niedere Seine, des Ober- und Niederrheins ꝛc. ꝛc. Selbst in den in den Manufakturen in Zeugen eben nicht ausgezeichneten Departements findet man Baumwollenspinnereyen, wie z. B. im Departement der Haut-Vienne. Die größte Spinnerey daselbst, welche nach dem Kriege 1815 den Herren Constantin und Moutier gehörte, beschäftigte 150 Arbeiter, und verfertigten Baumwollen-Garn von Nr. 15 an, die höchsten Nummern. Die Baumwollenspinn-Maschinen werden in den verschiedenen Departements theils durch Dampf, theils durch Wasser getrieben.

Was die Spinnereyen Großbritanniens anbetrifft, so sind diese schon sehr lange Zeit in Flor, so wie überhaupt die Britten, die Engländer, in Hinsicht auf die Mannigfaltigkeit, Güte und Schönheit der Kunstprodukte längst allen andern Nationen den Rang abgewonnen haben. Sowohl diese Kunstproduktion, diese Geschicklichkeit in Veredlung der rohen Naturprodukte durch mannigfaltige Manipulationen zu schönen Kunsterzeugnissen, und dann der mit Geist und Kühnheit geführte Handel, waren schon lange die Mittel, wodurch das Geld der Ausländer in ganzen Strömen in England bisher zusammenfloß. Besonders aber wirkte hierzu ihr fruchtbarer Geist in Erfindung zweckmäßiger Maschinen; dann der Reichthum, oder Credit großer Fabrikanten, die ihnen den Ankauf der besten Materialien im Großen um einen billigen Preis erleichtern, und verschiedene kluge Anstalten von Seiten der Regierung haben diesen Zweig der Industrie, nämlich der Manufakturen und Fabriken überhaupt, bei ihnen auf den höchsten Gipfel gebracht, zum Theile

der genauen Aufsicht des Parlaments, den Strafen, welche derjenigen warten, die im Waschen, Spinnen, Bleichen der Wolle ꝛc. einen Betrug begehen, der Belohnungen, deren sich diejenigen zu erfreuen haben, welche etwas Vorzügliches liefern, verdanken besonders die Woll- und Baumwollenmanufakturen ihren Flor. Wenn die Franzosen ihre Arbeiten mit mehr Geschmack ausführen, wodurch sie mehr und besser in die Augen fallen, so sind diejenigen des Britten weit dauerhafter und haben mehr innere Güte. Der Grund zu den Englischen Manufakturen wurde unter Eduard dem Dritten gelegt, unter der Elisabeth kamen sie besonders durch die Aufnahme der flüchtigen Niederländer empor, und unter Wilhelm dem Dritten erhoben sie sich theils durch kluge Anstalten, theils durch die Aufnahme der reformirten Französischen Flüchtlinge zu ihrer jetzigen Größe, die durch die folgenden Regenten aus dem Hause Hannover immer mehr und mehr durch Erfindung neuer zweckmäßiger Maschinen, sowohl im Spinnen, als im Weben, noch höher stieg, und wenig zu wünschen mehr übrig läßt. In dem Jahre 1774, in welchem eine Menge Tuchmacher aus England nach Newyork auswanderten, wodurch dort die Manufakturen sehr stiegen und dagegen in England abnahmen, beschäftigte das Spinnen, Weben ꝛc. der Wolle an $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, Weiber und Kinder mitgerechnet, und die Ausfuhr aller in England gewebten Wollenwaaren betrug $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling, und der Verbrauch im Innern des Landes selbst $4\frac{1}{2}$ Millionen, also zusammen 7 Millionen Pfund Sterling. — Da die Fabrikation der Leinwand in England nie sehr bedeutend war, wenn man nämlich die Verfertigung der schweren Segeltücher zu Warrington ausnimmt, so konnten auch die Spinnereyen in diesem Zweige der Industrie nicht sehr bedeutend seyn. Denn selbst für

die geringe Quantität Leinwand, welche England liefert, reicht der einheimische Flachs nicht hin; man holt daher das noch fehlende rohe Material aus Rußland, und führt sogar gesponnenes Garn ein, welches um so mehr bei den Engländern zu verwundern ist, da sie nicht gern das Arbeitslohn andern gönnen, sondern Alles, was nur irgend einen Gewinn bringen kann, nach ächt kaufmännischem Prinzipe auch für sich ziehen. Die wichtigsten Spinnereyen des Flachses für die Leinwandfabrikation sind in Irland und Schottland. Ersteres behauptet in diesem Manufakturzweige den Vorzug, wenn es gleich in allen andern Manufaktur- und Fabrikationszweigen noch sehr zurück ist; wenn aber gleich die Aussaat des Flachses und Hanfes ungefähr 50,000 Orhoft (1 Orhoft = 3 Eimer 12 Leipziger Maaß) machen, so wird doch dadurch die Einfuhr fremden Flachses nicht entbehrlich, und Schottland, welches einst in diesem Zweige der Industrie eine große Thätigkeit bewies, hat nur noch zu Paisley Leinwandmanufakturen von Bedeutung, die eine große Anzahl Spinner nähren, und zu Angus wird sehr viel Segeltuch und andere grobe Leinwand verfertiget. Die Segeltuch-Manufaktur in Warrington in Lancashire, deren Manufakt Polldavies genannt wird, und das größtentheils für die Königliche Flotte bestimmt ist, die fast zur Hälfte damit versehen wird, beschäftigte im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts noch viele Spinner oder vielmehr Spinnerinnen, denn das Garn zum Segeltuche wird von Weibern und Mädchen gesponnen, welche täglich 2 Pence verdienten; und bei der Sackleinwand, die gleichfalls in dieser Manufaktur gemacht wird, erhielten die Weiber, welche das Garn zur Sackleinwand spannen, die Woche sechs Schillinge. Man zählte ungefähr 300 Weber zum Segeltuche und 150 zur Sackleinwand, und rechnet auf jeden Weber 20

Spinnerinnen und zwei bis drei andere Arbeiter, ſo daß bei dieſer Fabrik ungefähr 12,000 Menſchen ihr Brod verdienten. Die Spinnerinnen fanden, wenn ſie wollten, unaufhörlich Arbeit, aber den Webern fehlte es oft an Garn, daher ſie feiern oder müßig gehen mußten, welches bei der Menge von Armen in dieſer Landſchaft oft ſehr traurig war. Das Bleichen der Leinwand oder des Segeltuches geſchieht von Männern, welche 10 Schillinge wöchentlich erhalten; das Aufwickeln des Garns wird von Frauensleuten verrichtet, welche wöchentlich 2½ Schillinge erhalten Ein Mann, der webt, verdient die Woche 9 Schillinge, eine Frau 5 und ein Knabe 3½ Schillinge. Das Garn zur Sackleinwand wird größtentheils in Cheſhire geſponnen. — Baumwollenſpinnereyen findet man in Lancaſhire, Cumberlandſhire, Cheſhire; in der erſten Grafſchaft oder Shire in den Städten Mancheſter, Rochdale, Bolton le Moore, Wigan, Preſton; in Cumberlandſhire, in Carliſle, und in der zuletzt genannten Grafſchaft in Stockport ꝛc.; der Hauptſitz der Baumwollenſpinnereyen iſt jedoch Lancaſhire und in dieſer Grafſchaft die ſchon oben erwähnte Stadt Mancheſter, von welcher auch die Fabrikation einer Art von Sammet aus Baumwolle unter dem Namen des Mancheſters erfunden worden. Die Spinnereyen ſind hier in dem vortrefflichſten Zuſtande, und die Anzahl der Spinner war ehemals zu den verſchiedenen Waaren in Baumwolle, die hier geliefert werden, unglaublich groß. Die Weiber, welche Baumwolle ſpinnen, verdienen zwei bis fünf Schillinge, und Mädchen von ſechs bis zwölf Jahren 1 bis 1½ Schillinge. Dieſe große Anzahl Spinner ernährten noch die Baumwollen-Manufakturen dieſer Stadt, ſo wie überhaupt dieſe Manufakturen in allen Städten der Grafſchaft im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts. In dem gegenwärtigen, in der neueſten Zeit hat ſich dieſes

Jahrhunderts, wie ganz anders iſt es aber in dem gegenwärtigen, in der neueſten Zeit in dieſem Staate geworden. Die größte Concurrenz, die England in ſeinen Manufakturwaaren damals fürchten konnte, ging von Frankreich aus, jetzt haben ſich aber eine größere Anzahl Concurrenten in die Schranken gedrängt, um es mit England aufzunehmen. Die Continentalſperre unter Napoleon hat die Induſtrie faſt aller Völker des Continents vielſeitig geweckt, und angeregt, ſelbſt Frankreich, wenn es nicht durch innere Unruhen, nach dem Sturze Napoleons, ſeiner auf das höchſte wieder geweckten Induſtrie theilweiſe geſchadet hätte, hat durch kunſtvolle Maſchinen in den Manufakturen in Leinen, Baumwolle und Wolle ſich den Engländern gleich geſtellt; in Italien, Deutſchland, Rußland, Schweden, Dänemark, kurz überall auf dem Continente iſt jetzt ein induſtrielles Treiben in den Manufakturen entſtanden, überall ſind oder werden die Maſchinen Englands eingeführt; überall werden ſie, wenn nicht mit Waſſer, mit Dampf getrieben; jeder Manufakturiſt von einiger Bedeutung will es in ſeinen Manufakten den Engländiſchen gleich thun, oder ſeine Manufakten den Engländiſchen zur Seite ſetzen können. Bei dieſer Concurrenz des Feſtlandes in den Manufakten mit denen Englands, wozu jetzt auch noch Nordamerika tritt, deſſen Induſtrie ſich gleichfalls ſehr gehoben hat, bleibt dem Britten jetzt nicht viel mehr übrig, als der Vortheil im Einkaufe des rohen Produkts, der Baumwolle und Wolle, beſonders aber der Erſteren; denn in Leinen hatte England nicht verſucht, ſich dem Feſtlande durch ſtärkeren Anbau des Flachſes und Hanfes, und durch ſtärkere Fabrikation der Leinenwaaren zu entziehen, oder wohl gar darin mit ihm zu concurriren, wie es umgekehrt von dem Feſtlande in den Baumwollen- und Wollenwaaren Englands geſchieht; obgleich in den Letzteren

Frankreich einer der stärksten Rivale Englands war, und in Hinsicht der Appretur seiner Tücher, überhaupt seiner Wollenwaaren, England sogar vorging. Diese mannigfaltigen Concurrenzen haben nun auch das Maschinenwesen in England, dem Lande seines Ursprunges, seiner Wiege, auf das Höchste gesteigert, um überall die Hände, wo es nur angeht, außer Thätigkeit zu setzen, oder doch das Arbeitslohn herabzudrücken, und dann den Gewinn daran zum Vortheil der Manufakten zu verwenden, um dadurch den Preis derselben, so niedrig, als möglich, zu stellen, oft selbst mit eigenem Verluste, um in der Concurrenz mit den Manufakten des Festlandes das Uebergewicht zu behalten, ja sie zu erdrücken. Hieraus entstanden nun die vielen Unruhen in der letzten Zeit unter den Manufakturarbeitern in London und in den übrigen großen Fabrikstädten Englands; daher das Zertrümmern, Zerstören der Maschinen. Hierzu gesellte sich nun noch vor dem Kriege 1813 — 15 der Mangel an Arbeit, weil der Continent dem Handel Englands größtentheils verschlossen war; denn was hin und wieder trotz aller Aufsicht dennoch eingeschwärzt wurde, war doch nicht von der Bedeutung die gehäuften Vorräthe in den Manufakten, so wie überhaupt in allen Fabrikationszweigen so zu vermindern, um eine Thätigkeit wieder darin eintreten zu lassen, und als die gehäufte Waarenfluth während und nach dem genannten Kriege sich Luft machte und auf den Continent überströmte, da fand sie zwar Absatz, aber die Preise hatten sich geändert, und dieses wirkte dann auf die Vermehrung der Maschinen, um das Uebergewicht zu behalten, wie schon oben angeführt worden. Auch hatte sich der Stolz der Engländer auf ihre Nationalität, auf ihres Landes eigenthümliche Betriebsamkeit, in so fern gelegt, daß viele Engländer nach dem Festlande zogen und daselbst Manufakturen und Fabriken

anlegten, und auch die Dampfmaschinen einführten, die auch jetzt viele der Maschinen in den Manufakturen und Fabriken Deutschlands in Thätigkeit setzen, und so auch hier Veranlassung zur Einführung des Maschinenwesens in seiner ganzen Ausdehnung geben, indem sie selbst nicht nur Maschinenbauer mitbrachten, sondern auch Deutsche den Maschinenbau lehrten. Ist dieses nun wirklich gesunkener Patriotismus bei den Engländern, oder geschah es aus Politik, um die erwachte Thätigkeit auf dem Continente in den Manufakturen und Fabriken während der Sperre unter der beinahe unumgränzten Herrschaft Napoleons über den Continent, die eine Handels-Beschränkung mit England in der Folge befürchten ließ, um die eigenen Manufakturen ꝛc. zu heben, dadurch eine andere Richtung zu geben, und durch die nun eingetretene Concurrenz einen jeden Gedanken an eine Beschränkung des Handels zu vernichten, ist schwer zu bestimmen, doch läßt sich das Letztere vermuthen; denn durch dieses Rivalisiren in den Manufakten, um die Vorhand, und den Preis darin, ist bei der Gewerbefreiheit an keine Beschränkung des Handels, an keine Einfuhrverbote, keine erhöheten Zölle ꝛc. bei den fremden Manufakten zu denken, und es kommt daher hier nur darauf an, wer diese Crisis überstehen kann, wer sie zu überwinden vermag. Die niedrige arbeitende Klasse fährt dabei natürlich am schlimmsten, da Alles aufgeboten wird, wenn nicht die Arbeiter bei den Maschinen ganz außer Thätigkeit zu setzen, sie doch so zu vermindern, daß das, was am Arbeitslohne gewonnen wird, der Waare oder dem Manufakte zu gute kommt, das dadurch um so billiger geliefert werden kann, an die Kosten der Dampfmaschine, an den vielseitigen Reparaturen, und andere Arbeiter, die dabei gehalten werden müssen, wird in diesem Kampfe um den Vorrang nicht gedacht, und

daß zuletzt, bei den oft nur zu gehaltlosen Maschinenarbeiten, denen alle innere Güte fehlt, und nur der Glanz, die Appretur Werth verleiht, oder bei den Baumwollenwaaren das Muster und die Farbe, nicht nur der Werth der eigentlichen Manufaktur ganz sinken muß, indem selbst der Name nicht mehr passend ist, weil mit den Händen wenig mehr gearbeitet wird, sondern sie auch selbst in der Folge eben so sinken müssen, wie der Preis und die Güte ihrer Waaren. Die Engländer können es in den Baumwollenwaaren, wie oben angeführt worden, leicht mit ansehen, weil sie den Urstoff dazu theils aus ihren Kolonien ziehen, theils ihn auch durch Tausch sehr wohlfeil einhandeln, und da sie auch das Maschinenwesen auf das Höchste gebracht haben, so kommt ihnen auch hierin keine andere Nation zuvor, und so rechtfertiget sich ihre oben angeführte Politik, indem sie sich auf ihren Vortheil gründet. Diese Einführung der Maschinen, besonders aber der Spinn- und Webemaschinen in England, war nun auch der Grund zu den mannichfaltigen Aufständen in diesem Lande, so auch im Jahre 1812 zu Leeds, Huthersfield und Stokport, in dem zuletzt genannten Orte, wo die Spinnmaschinen schon längst im Gebrauche waren, wegen der Einführung einer Maschine beim Weben gewisser Baumwollenzeuge. Die zu diesem Zwecke eingerichteten Webestühle wurden entweder vermittelst einer Feuerspritze oder durch jede andere bewegende Kraft, wie Dampf ꝛc., in Bewegung gesetzt, und daher Webestühle, die mit Gewalt betrieben werden, (Powerlooms) genannt, und da sie weder Stärke der Hand, noch der durch eine lange Gewohnheit erlangten Geschicklichkeit bedürfen, so kann man Kinder dabei gebrauchen, welches nothwendiger Weise die Wichtigkeit der gewöhnlichen Weber herabsetzte. Hierdurch entstand nun die entflammte Rache der Weber gegen die mechanischen Webestühle, daß sie in dem oben

erwähnten Orte die Spinn- und Webemaschinen in den Manufakturen des Herrn Peter Marsland zerstörten, und so auch in der neuesten Zeit die Unruhen in den Fabrikorten Englands und die Zerstörung der Maschinen, die auch selbst in Frankreich und Deutschland sich hin und wieder zu erheben anfingen. Die Manufakturen-Inhaber Englands führten zur Rechtfertigung der Einführung der Maschinen folgende Gründe an:

Wenn es gleich notorisch ist, daß die Klasse der Spinner und Weber sehr industrieös und nützlich ist, so kann doch auch nicht geläugnet werden, daß sich diese Arbeiter, besonders aber die Weber, weil beim Spinnen größtentheils Weiber und Mädchen beschäftiget sind, sich der Verschwendung und Ausschweifung bis zu einem beklagenswerthen Grade überlassen, wo die Baumwollenzeuge sehr begehrt werden. Hieraus geht nun hervor, daß unter diesen Umständen eine Vermehrung in dem Preise des Tagelohns und eine Verminderung der Quantität ihrer Arbeit entstehen muß. Dieser Zustand der Dinge muß nothwendig dem Interesse der Arbeiter, so wie jenem der Fabrikanten schaden, wenn diese Fabriken mit Arbeiten überhäuft sind. Der Arbeiter arbeitet weniger und verschwendet mehr, wenn er dagegen weniger Arbeit hat, arbeitet er so viel er kann, und die Familie stirbt beinahe vor Hunger. Statt dessen bringen die Webestühle, welche durch Maschinen in Bewegung gesetzt werden, eine bestimmte und sichere Quantität Zeuge zu wohlfeileren Preisen, von einer gleichförmigern Qualität und mit der Gewißheit hervor, daß die Grundstoffe unverfälscht angewendet werden, der Zustand dieses Handelszweiges mag übrigens seyn, welcher er wolle. Hieraus gewahrt man, daß die Spinnmaschinen und die mechanischen Webestühle ein beständiger Gegenstand der Rache für die Spinner und Baumwollenzeugweber, wie die Maschinen zum Scheeren der Tücher für die Tuchmacher sind; denn auch hier zeigte sich derselbe Geist der Zerstörungssucht, welches die Auftritte zu Leeds und Huthersfield bewiesen. Die

Operation nämlich, vermittelst welcher man die Oberfläche der Tücher gleich macht, indem man die überflüssigen Fäden der Wolle abschneidet, geschah ursprünglich bloß mit der Hand durch die Arbeiter, die man im östlichen Theile Englands Scheerer, Tuchscheerer, und im nördlichen Croppers uennt, ein Ausdruck, welcher die nämliche Bedeutnng hat. Wenn nun ein Stück Tuch so weit gebracht ist, daß es geschoren werden kann, übergiebt es der Fabrikant oder Handelsmann, welcher im Norden von England das Tuch kauft, ehe die letzte Hand daran gelegt worden, seinen Tuchscheerern, da man die letzte Hand nicht eher an das Tuch legen kann, bis diese unentbehrliche Operation gemacht ist. Da die zu dieser besondern Vorrichtung nöthige Anzahl Arbeiter, im Vergleiche mit jener unbeträchtlich ist, welche bei den übrigen Verfahrungsarten in der Fabricirung der Tücher gebraucht werden, so haben die Tuchscheerer seit undenklichen Zeiten aus ihrem Handwerke eine Art Monopol gemacht, indem sie nur eine gewisse Anzahl Lehrlinge annehmen. Hieraus geht hervor, daß wenn die Tücher sehr begehrt werden, die Tuchscheerer die einzigen Meister dieser Fabricirung sind, die man hinlänglich als solche kennt, welche von allen bei diesem wichtigen Industriezweige gebrauchten Arbeiter sich am wenigsten behandeln lassen. Diese Klasse von Arbeitern verschwendet wohl zwei- bis dreimal mehr Geld in den Wirthshäusern, als der Spinner, Weber, Appretirer oder der Färber, woher es denn auch kömmt, daß ihre Familien nach Verhältniß weniger im Wohlstande stehen, und die Theurung der Lebensmittel und den Mangel der Arbeiten weit mehr fühlen, als die andern Klassen der Arbeiter. Um nun den dadurch entstehenden Aufenthalt, der zuweilen durch ihre Lebensart entstehet, und dann auch wegen des oftmals erhöheren Arbeitslohnes, welches sie begehrten, war man darauf bedacht, eine Maschine zu erfinden, vermittelst welcher die Scheeren zur Schur der Tücher durch eine Maschine sich bewegen, wodurch man nicht nöthig hat, einen Menschen bei einer jeden Scheere anzustellen, sondern diese Operation auf eine noch vollkommnere Weise verrichtet werden kann, als solche,

die ungleiche Bewegung der Hand hervorbringen kann, in so fern nur das Tuch so gewebt ist, daß dasselbe nach der ganzen Länge des Stücks eine gleiche Dicke hat. Diese Maschine war erfunden, allein sowohl die Fabrikanten, als auch die Handelsleute in dem nördlichen Theile wagten es nicht, diese Maschine aus Furcht vor dem aufbrausenden Charakter der Tuchscheerer in Anwendung zu bringen, und nachdem es dennoch geschah, und man sie theilweise in der Grafschaft York einführte, so geschahen in jenen Gegenden die Aufstände gegen ihre Einführung. Schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wagte es eine kleine Anzahl Fabrikanten, ihre Tücher in dem nördlichen Theile von England durch diese Maschine scheeren zu lassen, und seit dieser Zeit schickte man auch Tücher von Leeds ab, um sie in einer Fabrik zu Lembeth, bei Cooper's Bridge scheeren zu lassen, welche seit dieser Zeit in ein Armenhaus verwandelt worden. Da nun die Wuth der Maschinenzerstörer in den Manufakturen und Fabriken gegen den Erfindungsgeist und die Industrie gerichtet sind, so würde man, wenn dagegen nicht kräftigere Maaßregeln von Seiten der Regierung ergriffen werden, alle nützliche Entdeckungen im Fache der Mechanik tödten, und der Veredlung der rohen Produkte durch die Kunst Thür und Thor schließen.

Es wurden nun noch mehrere Gründe von Seiten der Manufakturherren aufgestellt, die für die Vortheile sprachen, welche das Publikum von der Einführung der Maschinen hätte, worunter besonders der wohlfeilere Preis der Manufakten und Fabrikaten oben ansteht. Hier diesen Gegenstand noch weiter auszuführen, würde nicht der Ort seyn, weiter unten werden wir noch einmal auf ihn zurückkommen. — Die Spinnereyen in Baumwolle, oder das Spinnen der Baumwolle geschieht jetzt in allen Manufakturstädten Englands mittelst der Maschinen, und da diese Spinnerey, dieser Erwerbszweig, ehemals größtentheils von dem weiblichen Geschlechte, von Weibern und Mädchen, wie auch schon oben angeführt

worden, betrieben wurde, so war die Wuth gegen die Einführung dieser Maschinen zwar auch groß, und es gab blutige Auftritte, besonders in den Manufakturen, wo die Familien der Weber, die Frauen und Kinder, diesen Zweig besorgten; allein er lief doch nachher zu Gunsten der Maschinen ab, man beruhigte sich, weil die Männer immer noch ihre Arbeit behielten, da aber auch diese durch Maschinen geschmälert und zum Theil die Arbeiter ganz außer Thätigkeit gesetzt wurden, ist der Haß gegen die Manufakturherren geblieben, und den Maschinen droht noch immer bei dem Mangel an anderer Arbeit, oder bei einer eintretenden Theurung der Lebensmittel, oder in einer politischen Crisis, der Untergang. —

Wenn Großbritanniens Baumwollenspinnereyen schon sehr bedeutend sind, besonders in der neuesten Zeit, so sind es in einem fast höheren Grade auch die Wollspinnereyen, welche man durch das ganze Reich verbreitet findet, obgleich sie in der neuesten Zeit durch die übergroße Concurrenz des Festlandes sehr beschränkt worden sind. In dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts betrug die versponnene Wolle 1,071,428 Centner, woraus Waaren für einen Werth von wenigstens 12 Millionen Pfund Sterling gemacht wurden; denn außer den sehr feinen Tüchern aus Spanischer oder Merino-Wolle, verfertigen sie auch aus dem gesponnenen Garne Halbtücher, Casimirs und grobe wollene Zeuge, letztere für die Matrosen und Neger. In Schottland werden daraus auch Flanelle und wollene Teppiche, und in Irland grobe Tücher und Zeuge gemacht. Die vorzüglichsten Wollspinnereyen findet man in Lancashire, Gloucestershire, Essexshire, Norfolkshire, Warwickshire, Cheshire und Yorkshire, und in den Städten Stroud, Colchester, Norwich, Coventry, Stokport, Leeds, Halifax, Manchester ꝛc. Die größten Spinnereyen findet man in Leeds und

in deſſen Umgegend in der Grafſchaft York. — Leeds iſt eine der berühmteſten Manufakturſtädte Englands, es wurde in derſelben der große Wollenwaarenmarkt, beſonders wichtig in Tüchern, nicht nur von England, ſondern man konnte ſagen, von der ganzen Welt abgehalten; allein in neueſter Zeit hat dieſer Manufakturzweig durch die übergroße Concurrenz darin, beſonders mit Frankreich, Deutſchland ꝛc., ſehr verloren. Alle Tücher, wozu das Garn in der Umgegend und den benachbarten Flecken und Dörfern, und auch in Leeds geſponnen, und woraus auch daſelbſt die Tücher gewebt werden, kam auf den Markt zu Leeds, welcher im Sommer um ſechs und im Winter um ſieben Uhr anfing. Die Marktglocke gab den Wollenwaarenhändlern das Zeichen ihre Waaren, hauptſächlich Tücher, herbei zu bringen, welches mit ſolcher Ordnung geſchehen ſeyn ſoll, daß ſich ein Fremder verwundern mußte, in einigen Minuten, alle Standplätze mit Tuch ꝛc. bedeckt zu ſehen. Sobald das Läuten aufhörte, ſo erſchienen die Tuchhändler mit ihren Handlungsbedienten und machten ihre Einkäufe, welches mit wenigen Worten geſchah. Der Verkäufer ſagte nämlich den Preis, der Käufer that ein Gebot, und gemeiniglich ward der Handel gleich nach demſelben geſchloſſen; auf dieſe Weiſe wurden wöchentlich oft in einer Stunde für 10, 20 bis 30,000 Pfd. Sterling Waaren verkauft. Um halb neun Uhr läutete die Glocke wieder, und ſogleich verſchwänden die Käufer und Verkäufer mit ihren Tüchern, ſo daß von dieſer Zeit ab der Markt für die Leinwandhändler, Schuhmacher, Eiſen- und Stahlhändler wieder geöffnet war. Späterhin wurde der Tuchmarkt in einem großen Gebäude abgehalten, welches die Tuchfabrikanten auf ihre Koſten haben errichten laſſen; ein Mehreres hierüber wird noch unten vorkommen. Das Garn wurde hier anfangs auf Räder geſponnen, und die Wollſpinner hatten

unaufhörlich zu thun und verdienten wöchentlich 2 bis 3 Schillinge; Mädchen von vierzehn Jahren 1 Schilling und 8 Pfennige, ein Knabe von acht oder neun Jahren täglich 2½ Pfennige. Die Wollkämmer erhielten wöchentlich 6 bis 12 Schillinge, und ein Weber, ein übrigens guter Arbeiter, konnte das Jahr hindurch wöchentlich 10 Schillinge und darüber verdienen. Weiber, welche webten, wöchentlich 3 bis 4 Schillinge, auch konnten sie es bei fleißigem Arbeiten so hoch bringen, als die Männer. Knaben von 13 bis 14 Jahren gewannen die Woche hindurch 4 Schillinge. Die Wollspinner und Spinnerinnen hatten einen Vorzug vor den Webern, welcher darin bestand, daß Erstere immerwährend zu thun hatten, Letztere jedoch, wenn sie andere Wollwaaren webten als Tuch, z. B. Kamelotte, Schalons ꝛc., verdienten die Woche hindurch im Durchschnitte 7 Schillinge, Knaben 4 Schillinge, sobald aber schlechtes Wetter eintrat oder einfiel, so dankte man sie ab; daher brachten es die Männer das ganze Jahr hindurch, wenn der Verdienst zuweilen bis auf 12 Schillinge stieg, nur auf 6½ Schillinge. Die Lebhaftigkeit des Gewerbes in und um Leeds machte, daß man weder Landstreicher und Bettler, noch Müßiggänger erblickte, und da viele junge Kinder schon ihren Lebensunterhalt durch Spinnen verdienen konnten, so war dieses ein kräftiger Antrieb für den gemeinen Mann zum Heirathen. Daher war die Gegend noch anfangs dieses Jahrhunderts sehr volkreich und stark bewohnt. Die Arbeitsamkeit hatte die große weitläuftige Landschaft York mit Einwohnern und Reichthümern angefüllt, und noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts wurde so viel rohe Wolle hier gesponnen und wieder verarbeitet, als in dem ganzen übrigen Theile von England. Man gewahrte hier keine großen Fabrikgebäude, da alles von einzelne Fabrikanten verfertiget wurde, welche

größtentheils von Kaufleuten und einigen reichen Tuchmachern mit Arbeit und Garn versehen oder besorgt wurden. Alle Wollenwaaren werden zu Wasser nach Hull geschafft und von da gehen sie zu Schiffe nach Holland, Hamburg, Bremen und alle an der Ostsee liegenden Oerter. Jetzt hat sich dieses hier sehr geändert, theils wegen der schon oben angeführten Concurrenz des Festlandes in diesen Artikeln mit England, theils auch durch die Einführung der Maschinen, daher war Leeds auch mehrere Male der Schauplatz von blutigen Auftritten; denn durch die Einführung der Spinnmaschinen, die zum Theil durch Dampfmaschinen getrieben werden, verloren die Spinner und Spinnerinnen größientheils ihr Brod, und so auch viele der Weber durch die neue Maschine am Webestuhle. Hierzu gesellte sich nun noch Theurung der Lebensmittel, und so versank ein großer Theil der sonst so industrieösen Bevölkerung in Armuth, welche bei dem immer drückender werdenden Mangel, besonders in den Jahren der Continentalsperre, wo die Brodlosigkeit immer größer wurde, endlich zu unruhigen Auftritten Veranlassung geben mußte, wobei natürlich die Fabrikherren, welche die neue Spinn- und Webe-Maschinen eingeführt hatten, sehr übel mitgenommen wurden, weil das Volk nur allein der Einführung der neuen Maschinen diese Arbeitslosigkeit und Theurung zuschrieb, wie auch schon oben angeführt worden. Auch waren die Manufakturinhaber und Kaufleute in Wollenwaaren genöthiget, um das Elend zu mildern, einen Verein zu constituiren zur Abhülfe der Noth der Arbeiter, aus dessen Kasse sie dann so lange nothdürftig unterstützt wurden, bis sich andere Kanäle eröffneten. Indessen ist doch, wenn gleich die momentane Noth abgeholfen worden, die ganze Gegend in Yorkshire, die ehemals so blühend war, und deren Einwohner mit zu den industrieösesten von ganz England gehör-

ten, immer noch in traurigen Umſtänden, und wird ſich, wenn nicht andere Conjuncturen entſtehen, ſo leicht nicht wieder erholen können, welches auch die neueſten Unruhen unter den Manufaktur- und Fabrikarbeitern in den Fabrikſtädten bewieſen haben. Auch zu Mancheſter in Lancaſhire ſind mehrere Wollſpinnereyen, die ehemals vielen Menſchen Unterhalt verſchafften; ſie haben aber auch in neueſter Zeit durch die Maſchinenſpinnerey dieſen Erwerbsquell zum Theil verloren; denn man lernt jetzt zur Aufſicht der Maſchinen Kinder an, die nur ein geringes Wochenlohn erhalten, und ſucht überhaupt zu ſparen und einzuſchränken, wo man nur kann. Sowohl in Lancaſhire, als auch vorzüglich in Yorkſhire wird die Wolle zum Verſpinnen von Wollhändlern angekauft, und die einzige Verrichtung derſelben iſt, daß ſie die Wolle, dem beſtimmten Gebrauche nach, wie es jetzt auch bei uns geſchieht, ausleſen, und ſie ſo ſortirt an die Manufakturiſten wieder verkaufen. Dieſe Letzteren nehmen gleich aus den Namen, die der Verleſer der Waare beilegt, ab, wozu ſie ſich anwenden läßt. Die Geſchicklichkeit im Verlefen der Wolle, wird für den wichtigſten Theil des ganzen Faches hier angeſehen, indem man auf einem Schafe hier mehr denn acht bis zehnerlei verſchiedene Sorten Wolle findet, die der Verleſer alle kennen, und mit Sachkunde und Genauigkeit eine von der andern abſondern muß *); geſchieht

*) Ein Werk hierüber iſt bei uns unter dem Titel erſchienen: Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schafe ꝛc. ꝛc. Von Johann Philipp Wagner, 2te Aufl. Berlin, 1821. Der Verfaſſer dieſes Werkes läßt ſich ſehr ausführlich über die Kenntniß der einzelnen Wollhaare und deren Sortirung aus, ſo wie überhaupt über die ganze Wollerzeugung der Merinos. Nach dieſer Anweiſung zum Sortiren der Wolle, wird auch in unſeren, Preußiſchen, Landen in den Wollen-Manufakturen verfahren; ja ſelbſt von Wollhändlern ſchon die Hauptſorten, auf die angegebene Weiſe ſortirt, zu Markte gebracht. K.

dieſes nicht, ſo hat der Tuchfabrikant bei der Verarbeitung derſelben zu Tuch oder andern Wollenzeugen großen Schaden. Es gehört zu dieſem Wollſortiren, um es ohne Fehl zu verrichten, eine große Uebung und Erfahrung, die nur dadurch vollkommen erlangt werden kann, wenn man von Jugend auf ſich mit dieſer Beſchäftigung abgiebt, und die Handgriffe dabei von den älteren Sortirern abgeſehen hat. Die ſortirte Wolle wird dann von dem Manufakturiſten, mit welchem Namen hier jeder Weber belegt wird, der ſelbſt die Spinnerey und Färberey, in ſo fern ſie vor dem Weben Statt finden, beſorgt, zu 25 Procent höher angenommen, als der Verkaufspreis des Steins der rohen Wolle auf dem Markte iſt. Sowohl das Karden, als das Spinnen wird in den meiſten Manufakturorten Englands allein von Weibern und Kindern verrichtet, wie auch ſchon oben angeführt worden, die für ihre Arbeit nach dem Gewichte gelohnt werden. Das Spinnen geſchieht auf einer Maſchine, die mit einer Bewegung 30 bis 40 Fäden ſpinnt, nachdem nämlich die Wolle auf gewöhnliche Fabrikrocken zu einem loſen Faden geſponnen worden iſt, welches man das Vorſpinnen nennt. Vermittelſt dieſer Maſchine wird vollkommen ein Drittel an Zeit und Koſten erſpart, als es früher bei den Rädern geſchah, daher findet man ſie bei allen kleinen Fabriken dieſer Art; in großen Manufakturen, die entweder in Beſitz der Kaufleute, Tuchhändler ꝛc. ſind, oder von großen Fabrikanten angelegt worden, werden dieſe Maſchinen durch Waſſer, oder durch beſondere Dampfmaſchinen getrieben, wobei die Einrichtung ſo getroffen worden iſt, daß auch alle Vorarbeiten, es verſteht ſich hier, außer dem Sortiren der Wolle, durch Maſchinen betrieben werden. Bei den mit einer Dampfmaſchine in Bewegung geſetzten Spinnmaſchinen hat die Kolbenſtange des Dampfcylinders eine drehende kreisförmige Bewegung,

welches gewöhnlich dadurch geschieht, daß man eine von dem Arme eines Kunstkreuzes ausgehende Stange mit dem Griffe einer Kurbel verbindet, die nun dadurch umgedrehet wird. Die umlaufende Welle dieser Kurbel enthält ein gezahntes oder auch ein Seilrad, wodurch die bewegende Kraft nach solchen Theilen hin fortgepflanzt wird, welche in eine drehende Bewegung versetzt werden sollen. Die Wolle, welche bei der Maschine abfällt, wird von neuem gekardet, und hernach zu groben Tüchern gesponnen und verwebt. Beim Abwinden des Garns von den Spulen, um es zum Verweben vorzubereiten, wird es entweder von dem Weber selbst, oder von einem dazu angestellten Manne untersucht, und dasjenige Garn, welches uneben gesponnen worden, wird ausgeschossen, und dem Spinner an der Bezahlung abgezogen. Wo aber bloß Aufseher bei den Maschinen sind, das heißt, wo die Maschinen durch Dampf ꝛc. getrieben werden, muß dieser Verlust von dem Inhaber der Manufaktur getragen werden. In Lancashire ist die Wollenweberey nicht der Haupterwerbzweig der Shire oder Grafschaft, sondern mehr die Baumwollenweberey, wie auch schon oben, S. 573, angeführt worden, daher findet man hier nicht so viele Spinnereyen in Wolle, als in Yorkshire; denn in dieser Grafschaft beschäftigten noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts die Wollmanufakturen den größten Theil der Einwohner dieser Grafschaft. Die Weiber und Kinder, die damals mit dem Spinnen und andern Arbeiten dabei beschäftiget waren, wurden auf zwei Drittel des Ganzen geschätzt. Man kann sich leicht einen Begriff von dem Flore der Gewerbsamkeit dieser Grafschaft und von der Beschäftigung der Spinner und Spinnerinnen zu Anfange des letzten Drittels des verwichenen Jahrhunderts machen, wenn man hört, daß in den drei letzten Jahren vor dem Jahre 1777,

men und brodlos geworden sind, an, so möchte in Hinsicht des Gewinnes, nicht des Absatzes, die ältere Zeit einen bedeutenden Vorzug haben, und das Mehr oder plus hierin möchte wohl schwer wieder zu erreichen seyn; denn ein bedeutender Absatz an Manufaktur-Artikeln ist noch immer kein Beweis für den dabei gehabten Gewinn, und die dadurch erzeugte Wohlhabenheit der Bewohner eines Staates; denn man kann sehr viele Waaren absetzen, aber dabei einen nur kärglichen Gewinn haben, und so scheint oft in einem Staate eine große Betriebsamkeit vorzuwalten, und dennoch ist der Staat, wenn es darauf ankommt, seine Kapitalisten zu zählen, oder das baare Vermögen der Gewerbsamkeit in Anschlag zu bringen, nur arm; die Außenseite ist glänzend, aber die innere entbehrt des Glanzes; viel Gewühl, aber dabei wenig Gewinn. — Daß übrigens die Thätigkeit der Spinnmühlen und Spinnmaschinen in der neuesten Zeit immer noch bedeutend genug ist, gewahrt man aus den neuesten Angaben des Manufakturzustandes in Großbritannien; denn es wurden 1822 19,523,170 Pfd. Wolle eingeführt, worunter aus Deutschland allein 11,125,114 Pfd. Diese Menge stieg im Jahre 1824 auf 22,558,222, und 1825 sogar auf 43,700,558 Pfd., dagegen betrug die Ausfuhr der Wollenfabrikate an 5,500,000 Pfd. Sterling. Vergleicht man jedoch diese Einfuhr mit dem Verbrauche an Wolle im Jahre 1802, wo man schon in England wegen des sehr gesunkenen Absatzes der Tücher ꝛc. Klage führte, so ist dieser Fabrikationszweig durch die mannigfaltige Concurrenz jetzt sehr gesunken; denn damals betrug die jährliche Verarbeitung der Wolle doch noch 1,071,428 Centner, welche an Waare einen Werth von wenigstens 12 Millionen Pfd. Sterling gaben, wie auch schon oben angeführt worden. Welches Kapital gehörte nun nicht hierzu, und welcher Gewinn muß dann ge-

macht worden seyn, da damals noch nicht die Maschinen bei den Wollenwaaren so gebräuchlich waren, als es gegenwärtig der Fall ist, und die Spinnerinnen noch volle Beschaftigung fanden, da sie jetzt größtentheils außer Thätigkeit gekommen sind. — In Hinsicht der Baumwolle betrug im Jahre 1802 die Einfuhr der rohen an 65,850,395 Pfund und in demselben Jahre betrug bloß der Werth der ausgeführten Baumwollenwaaren 7,137,964 Pfund Sterling, und des baumwollenen Garns 536,031 Pfund; dagegen wurden im Jahre 1823 668,400 Ballen Baumwolle verbraucht, die mittelbar und unmittelbar 1,200,000 Menschen beschäftigten, und bei welcher Fabrikation die Maschinen und Mühlen schon früher eingeführt worden sind, als bei der Wollenfabrikation. — Ueber die Spinnereyen in den Manufakturen in Wolle und Baumwolle in London, sehe man den Art. London, Th. 80, S. 494 u. f. nach. Ein Mehreres über diese Manufakturzweige wird unter Wolle und Wollenmanufaktur, Wollenspinnerey ꝛc., in W, und dann unter Tuch und Tuchmacherkunst, in T, vorkommen.

Die Niederlande, sowohl Holland, als Belgien, haben sich schon in den frühesten Zeiten wegen ihrer Manufakturen in Leinen, Wolle und Baumwolle ausgezeichnet, und ihre Spinnereyen zu diesem Gewerbezweige waren immer sehr ansehnlich und beschäftigen viele Hände. Besonders blüheten die Flachsspinnereyen in den Provinzen Gröningen, Friesland und Oberyssel in Holland. Das Gespinnst zeichnete sich durch einen sehr gleichen, gut gedreheten Faden aus, welches besonders von der Güte und guten Bearbeitung des Flachses herrührt, worauf die Holländer großen Fleiß und große Sorgfalt verwenden. Daher wurden auch die Fabrikate aus dem Gespinnste, ihre Leinwand ꝛc., überall gesucht, wozu noch die weiße

Bleiche und der Glanz kam, die sie vor allen andern auszeichneten, und wodurch sie in den Leinwandhandlungen den ersten Rang einnahmen. Man hatte es auch im Spinnen des Flachses zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht, und die Spinner und Spinnerinnen wurden nach dem Umfange ihrer Arbeit auch gut bezahlt, so daß sie Fleiß darauf verwenden konnten. Um dem Gespinnste in ihren Spinnereyen den höchsten Grad der Vollendung zu geben, theilten sie anfangs Prämien aus. Diese Art der Aufmunterung hatte auch den glücklichen Erfolg, daß sich die Spinner und Spinnerinnen alle Mühe gaben, ihrem Gespinnste die nöthige Feinheit und Gleichheit zu geben. Hierdurch wurde auch noch der Zweck erreicht, daß sich die Leute gern mit diesem Industrie-Zweige beschäftigten, und durch ihre gute Arbeit die ganze Leinwandfabrikation Hollands empor hoben. Ueberhaupt haben die Holländer das Verdienst, daß wenn sie sich auf irgend einen Industrie-Zweig legen, sie solchem auch die höchste Ausbildung, den höchsten Grad der Vollendung zu geben suchen, und hierin keine Kosten scheuen, wenn sie zu diesem Zwecke führen können; und so wandten sie auch anfangs ihre ganze Aufmerksamkeit bei der Fabrikation der Leinwand auf das erste Material dazu, den Flachs, um diesen nach der Erndte oder nach dem Einkaufe gehörig zuzubereiten, und dann auf das erste und Hauptmanufakt, das Garn, damit es die oben angeführten Eigenschaften habe, oder bekomme, Feinheit, Gleichheit und Festigkeit. Und da ihre Anstalten in Versorgung der Armen und Verarmten so ausgezeichnet sind, so suchten sie auch gleich das Spinnen, als ein Mittel zu gebrauchen, um der Jugend, der Gebrechlichkeit, das Alter Arbeit zu verschaffen; oder auch denjenigen, dem andere Arbeit mangelt, dadurch zu beschäftigen, und es gelang ihnen auch hierbei, wie bei so vielen andern Zweigen, ihren

Zweck vollkommen zu erreichen; denn ihre Leinwand behauptete nicht nur im Gespinnst, sondern auch im Weben und Bleichen den ersten Rang, und hat ihn lange behauptet, bis in neuester Zeit erst die Concurrenz darin mannigfaltiger wurde. Auf ihre Leinwand folgte erst die Westphälische und Schlesische, welche den zweiten Rang behaupteten. Ja sie erhoben selbst fremde, gut gearbeitete Leinwand, wie die Westphälische, die Brabantische, Jülichsche ꝛc. zu dem ersten Range durch ihre vorzügliche Bleichart, besonders in Harlem, welche Art zu bleichen lange ein ausschließliches Eigenthum ihres Landes war. Sie hatten hierdurch den Nutzen, diese fremde eingekaufte Leinwand durch dieses Bleichen unter dem Namen der Holländischen zu verkaufen. Garnspinnereyen findet man in Amsterdam und Harlem, in der Provinz Holland; Boorne, Hengela, Almelo, in der Provinz Ober-Yssel; Leuwarden, Haarlingen, in der Provinz Friesland; Thalen in der Provinz Zeeland, in welcher Stadt besonders die feine Leingarnspinnerey betrieben wird; in der Provinz Nord-Brabant, Herzogenbusch, Helmond, Einhofen, ꝛc. ꝛc. Ob übrigens in Holland die Flachsspinnmaschinen ꝛc. eingeführt worden sind, läßt sich zu der Zeit, als es unter Napoleons Herrschaft stand, nur vermuthen, angeführt findet man darüber nichts; um jetzt jedoch mit den Manufakten anderer Länder in diesem Zweige Concurrenz zu halten, wird es von seinem alten gewohnten Gange auch wohl eine Ausnahme machen müssen. Mehreres über diesen Zweig der Manufaktur sehe man unter Leinwand und Leingarn nach. — Was die Baumwollenspinnereyen anbetrifft, so sind sie in Holland von gar keiner Bedeutung, da Holland diesen Zweig der Manufaktur wenig beachtet hat. — Was die Wollspinnereyen anbetrifft, so findet man diese besonders in Leiden und Utrecht, wo viele Tuchfabriken sind,

und auch viele andere wollene Zeuge fabricirt werden, wie Ratine, Kamelotte ꝛc. Ein Mehreres über diese Spinnereyen, wird unter Tuch und Tuchfabrikation, in T, und unter Wolle und Wollspinnerey, in W, vorkommen. — Belgiens Spinnereyen in Flachs, Baumwolle und Wolle sind nur in den beiden letzten Zweigen wichtig. Besonders haben die Belgier von jeher ihr Hauptaugenmerk auf die Wollenmanufaktur gerichtet, und besonders auf die Fabricirung der Tücher, in welchem Zweige sie auch den Vorrang vor den Engländern erhalten haben. Daher haben sie auch die Spinnereyen in Wolle auf jede nur mögliche Weise zu heben gesucht, weil das gute Gespinnst das Hauptrequisit zu einem guten Zeuge ist; denn der Mangel an geschickten Spinnern hat daher in vielen andern Ländern die Wollen-Manufakturen früher sehr zurück gehalten, und daher haben die Belgier hierauf besonders ihr Augenmerk gerichtet, und die Spinner und Spinnerinnen durch mancherlei Aufmunterungen, durch Unterricht, und durch alle diejenigen Mittel angefeuert ein feines Garn zu liefern, welche geeignet sind, den Fleiß und den Erfindungsgeist zu wecken und anzuspornen, und dieses allein ist auch die Ursache, daß das Hauptfabrikat ihres Gespinnstes, das Tuch, so geschätzt und gesucht worden ist. In neuester Zeit hat sich dieses freilich durch die große Concurrenz, man möchte sagen, fast aller Länder, besonders in Lieferung der sogenannten Maschinentücher, geändert; indessen werden die Belgischen Tücher und Wollenwaaren immer noch stark gesucht, und finden besonders Absatz in Frankreich, Holland und in den Rheinländern. Am wichtigsten war dieser Manufakturzweig im 13ten und den folgenden Jahrhunderten, wodurch Gent, Brügge und Antwerpen die reichsten Städte Europas wurden, und den Handel mit Tüchern und

andern sehr gesuchten Wollenzeugen zu dem blühendsten machten, so daß Belgien mit England rivalisiren konnte, und wenn es auch in Hinsicht der Industrie und des Handels diesem Staate nicht ganz gleich kam, so hatte es doch den zweiten Rang nach ihm. Die größten Spinnereyen, jetzt Maschinenspinnereyen, findet man in der Provinz Lüttich zu Verviers, Francomont, Hodimont, Ensibal ꝛc. Früher, ehe die Maschinen Eingang fanden, beschäftigten die Manufakturen dieses Staates eine große Anzahl Menschen, so daß überall ein gewisser Wohlstand, selbst bei den niedrigen Klassen des Volkes, sichtbar war. Die Spinner und Spinnerinnen wurden nach dem Fleiße und der Schönheit ihrer Arbeit gut bezahlt, welches ein noch größeres Reizmittel war, nicht nur um gutes Gespinnst zu liefern, sondern auch durch anhaltenden Fleiß in großen Quantitäten, damit es nie an Garn in den stets beschäftigten Tuchmanufakturen fehlte. Es war ein Wetteifer, sagt ein Schriftsteller, daß Einer es dem Andern in der Arbeit gleich thun wollte; allein diese Blüthe der Arbeitsamkeit und Gewerbethätigkeit, die noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts mit einigen Abwechselungen, die innere Unruhen erzeugten, währte, sank, wenn nicht zum Nachtheile der Fabrik- oder Manufaktur-Unternehmer, doch der Spinner, Spinnerinnen und Weber bei der Einführung der Maschinen; und dann auch, und vorzüglich durch die höher gestiegene Gewerbethätigkeit der benachbarten Staaten in diesem Zweige, besonders Deutschlands in Tuch- und anderen Wollenwaaren; und dann auch durch die neuesten inneren Unruhen. Spinnereyen und Maschinenspinnereyen findet man in Wolle in Gent, in der Provinz Ostflandern; in Brügge, Ypern, in der Provinz Westflandern; in Antwerpen und Mecheln, in der Provinz Antwerpen; in Lüttich, Stablo, Verviers, Hadimont, Francomont,

Einsibal, Dalhem, in der Provinz Lüttich; in Brüssel, Diest, in der Provinz Südbrabant ꝛc. ꝛc. — Die Baumwollenspinnereyen waren und sind gleichfalls noch sehr bedeutend in Belgien in den Städten Gent, Brügge, Ypern, Brüssel ꝛc.; Flachsspinnereyen findet man in Oudenarde, Brügge, Ypern, Meine, Courtray, Rousselaer, Nivelles, Antwerpen ꝛc. Diese letzten Spinnereyen sind aber nicht so bedeutend, als in Holland, obgleich viele Artikel, die aus dem Garne gemacht werden, wie die Brabanter oder Brüsseler Spitzen oder Kanten ꝛc. sehr gesucht werden. S. auch den Artikel Lein und Leinwand, Th. 76, und den Art. Spitzen.

Da Rußlands Manufakturen in Wolle, Baumwolle und Leinen sich erst in der neuesten Zeit sehr gehoben haben, so kann von den Spinnereyen in denselben aus einer früheren Zeit hier nichts gesagt werden; denn wenn gleich Peter der Große den Grund zu den Fabriken und Manufakturen gelegt hat, so sind sie selbst doch nur sehr unbedeutend gewesen, besonders Letztere, welches aus dem Zustande derselben unter der Regierung der Kaiserin Catharina der Zweiten im Jahre 1790 hervorgeht, wo in St. Petersburg, einer der begünstigsten Städte des großen Kaiserreiches in Hinsicht der Gewerbe, um sie, als neue Residenzstadt des Reiches, recht blühend zu machen, nur einige kleine Wollenmanufakturen und ein Paar Baumwollenmanufakturen waren. Leinwandmanufakturen waren gar nicht vorhanden. Moskwa, die zweite Hauptstadt des Reiches, hatte freilich mehrere Manufakturen; allein sie waren gleichfalls nur unbedeutend; denn das Meiste an Leinen-, Baumwollen- und Wollenzeugen wurde aus dem Auslande eingeführt. Was der Russische Landmann an Zeugen zu seiner Bekleidung verbrauchte, daß verfertigte er sich größtentheils selbst, so z. B. seine Leinwand,

und daher war das Spinnen, vorzüglich Flachsspinnen, wie bei allen andern Völkern, so auch hier eine Beschäftigung der Bäuerinnen, der Weiber und Mädchen auf dem Lande. Ihre Hauptbekleidung, Nationaltracht, bestand und besteht noch in den meisten Provinzen aus Pelzen und aus den aus Fellen gemachten Röcken; nur diejenigen Bewohner Rußlands, in den Gouvernements Grodno, Wilna, Kurland, Liefland, Finnland ꝛc. tragen schon mehr hin und wider wollene Zeuge zur Bekleidung. Was also in diesem Lande an Flachs ꝛc. gesponnen wurde, geschah nicht für Manufakturen, sondern zum eigenen Bedarf. Schon in den letzten Lebensjahren der Kaiserin Catharina, und dann unter der Regierung ihres Nachfolgers, Alexanders des Ersten, erhoben sich schnell die Manufakturen, wozu die Continentalsperre, die Rußland nur theilweise einging, sehr vieles beitrug, indem der Handel mit England sehr lebhaft in dieser Zeit betrieben wurde, und sowohl die Regierung, als auch die Russen selbst auf diesen so wichtigen Zweig der Staats-Industrie aufmerksam machte. Besonders aber verdankt Rußland den weisen Anstalten des Kaisers Alexander zur Hebung der Industrie des Russischen Reiches auch in den Manufakturen seinen Flor, und in Folge dieses wurden auch ansehnliche Spinnereyen für die neu angelegten Manufakturen in Petersburg, Moskwa und in den bedeutenden Städten des Reiches angelegt, und auch die Maschinenspinnerey eingeführt, die hier um so eher von Wichtigkeit ist, weil die Spinnereyen, oder das Spinnen für Manufakturen erst als ein neuer Industriezweig aufgekommen ist, also dazu erst Menschen angelernt werden mußten, die sich auf eine andere Weise schon zu ernähren verstanden, oder sich auf eine andere Weise ernährten; es wurde daher durch ihre Einführung Niemand außer Thätigkeit gesetzt,

oder wenn es auch hin und wider geschah, so war es doch nur unbedeutend, und nicht in dem Grade, in der Ausdehnung und von den Folgen, wie bei andern Völkern, welche diesen Industriezweig schon Jahrhunderte hindurch als ihre Nahrungsquelle betrachteten. Von den bedeutenden Fortschritten der Russischen Manufakturen in den feinen Gespinnsten, besonders in der Flachsspinnerey, gab der Minister des Innern im Jahre 1811 dem Kaiser Alexander Proben von den Arbeiten der Fabriken des Geheimenraths Fürsten Jußupow, bestehend in feinem Tuche, in verschiedenen Ordensbändern, in Shawl- und andern Kasimirzeugen. Diese Fabrikate waren an Güte so vortrefflich und so ausgezeichnet gearbeitet, daß sie den besten ausländischen Erzeugnissen dieser Art gleich kommen. Ferner ein Tischtuch und zwölf Dutzend Servietten mit dem Russischen Wappen, welche dem Kaiser von den Inhabern der großen Manufaktur zu Jaroslaw, den Herren Jakowlews zum Geschenk dargebracht worden sind. Das Tischtuch hatte 40 Arschin in der Länge und 4½ Arschin in der Breite, von welcher Größe man sie bis dahin noch nicht gehabt hat. Die Feinheit des Gespinnstes und Gewebes, überhaupt die ganze Arbeit war so ausgezeichnet, daß sie ein Muster der Vollkommenheit darbot. Dann wurden der Kaiserin von eben diesen Fabrikinhabern aus ihrer eigenen Fabrik zwei Stücke der allerfeinsten Leinwand dargebracht, die der besten Holländischen an Güte nichts nachgab, und so wurden eine Menge anderer Fabrikprodukte vorgezeigt, die hierher nicht gehören, welche bewiesen, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit es die Russischen Manufakturen und Fabriken schon gebracht haben, um in die Schranken der Concurrenz mit andern Nationen, die ihnen früher weit überlegen waren, treten zu können, wenn gleich ihre Manufakturen noch nicht die Ausdehnung

erhalten haben, wie es in andern Europäiſchen Staaten der Fall iſt, welches aber an der geringen Kultur der Land- und auch noch vieler Stadtbewohner liegt, und dann noch hauptſächlich an der Nationaltracht, die, ohne allen Aufwand, mehr der Natur getreu, ſo vieler künſtlicher Fabrikate nicht bedarf. Der Kaiſer Alexander, erfreut über die Fortſchritte der Manufakturen und Fabriken in ſeinem Reiche, welches die ihm vorgelegten, ausgezeichneten Proben bewieſen, ließ mehreren aus denen ſich bei dieſen Fabriken ausgezeichneten Perſonen theils Orden, theils Ringe vom Werthe austheilen. Aus allen den in Rußland gearbeiteten Manufakten aus den rohen Materialen ꝛc. ging hervor, daß die Spinner und Spinnerinen, wo dieſe noch in Thätigkeit waren, und dann auch durch die Spinnmaſchine ein ſo feines, und in allen Theilen gut geſponnenes Garn producirt werde, wie man es nur durch die Kunſt hervorzubringen im Stande iſt, ſo daß es ſchwerlich von einer Engliſchen oder Niederländiſchen Manufaktur übertroffen werden kann. Ueber die Spinnereyen, überhaupt über den Manufaktur-Zuſtand in Wolle, Baumwolle und Leinen in Moskwa erfährt man, daß er jetzt wieder ſehr glänzend iſt. Im Jahre 1812, vor dem Brande, belief ſich die Zahl der großen Tuch- und Wollenzeug-Manufakturen in der Stadt ſelbſt und in der umliegenden Gegend auf 16, mit 440 Stühlen und etlichen Tauſend Arbeitern; die Zahl der Leinwandmanufakturen, in welchen auch flammiſches Tafelzeug von vorzüglicher Schönheit gewebt wird, auf 4, und dann mehrere Baumwollenmanufakturen. Dieſer, für das zur kunſtvollen Induſtrie ſich erſt ſeit ein Paar Decennien erhebende Rußland ſo blühende Zuſtand, wurde in dem oben genannten Jahre durch den Einfall der Franzoſen und die Feuersbrunſt, in Folge deſſelben, faſt gänzlich zerſtört. Alle Manufakturen mit ihren

Spinnereyen und Webereyen, und den Maschinen wurden gröſstentheils ein Raub der Flamme. Man hätte glauben sollen, sagt ein Schriftsteller, daſs die Fortschritte des Kunstfleiſses, der sich um Moskwa, wie der Planet um die Sonne bewegt, auf lange Zeit gelähmt seyn müſsten; allein, Dank sei es dem Allerhöchsten, daſs diese Sonne wieder an zu scheinen fängt, und durch ihre wohlthätigen Strahlen wieder überall den Kunstfleiſs in und um Moskwa belebt. Die vornehmsten Manufakturen mit ihren Maschinen steigen jetzt wie ein Phönix aus ihrer Asche empor, und wo das Auge hinblickt, da gewahrt es auch wieder eine groſse Gewerbthätigkeit, ja sie hat sich sogar in den Manufakturen und Fabriken vermehrt, gleichsam als wollte der Himmel seinen Segen dazu geben, daſs wir so glücklich den Feind durch das groſse Opfer von unsern Fluren vertrieben haben. — Auſser den Manufakturen in Moskwa selbst werden auf allen Dörfern der Umgegend dieser Residenz eine groſse Anzahl Tuch-, Baumwollen-, Seiden- und Leinwebersthle eingerichtet, und die Spinner und Spinnerinnen sind an den Spinnmaschinen schon wieder in groſser Thätigkeit. Diese Beschäftigung hält hier die Landleute nicht im geringsten von dem Ackerbaue ab, sondern sie befördert weit eher die Verbreitung desselben, indem sie dem Landmanne Gelegenheit giebt, sich Geld zu erwerben, um dadurch die Mittel zur Verbreitung und Beförderung des Ackerbaues zu verdoppeln. Wenn der Landmann das Feld bauet, wird weder auf den Weberstühlen gearbeitet, noch von den Weibern und Mädchen gesponnen, weil sie dann alle bei demselben mit beschäftiget sind; allein dieser Manufakturzweig, das Weben und Spinnen, geschieht auch von den Landleuten beiderlei Geschlechts, die bei dem Feldbaue überflüssig sind und von demselben zurückbleiben. Ueberhaupt ist die Regierung hier sehr bedacht

den Armen aufzuhelfen und zu beschäftigen, und hierzu tragen auch die meisten Unternehmer von Manufakturen reichlich bei, indem sie bei ihrem Patriotismus auch den ärmern Bruder nicht vergessen, und ihm durch Spinnen und Weben einen Erwerbsquell eröffnen, den man in vielen andern Ländern, wo nur die Selbstsucht regiert, zu verstopfen sucht. — Wollenspinnereyen findet man in dem Europäischen Rußland, in den Städten und Dörfern Petersburg, Moskwa, Sophia, Narwa, Demitrowsk, Serpuchow, Kolomna, Wladimir, Tambow, Woronesch, Räsan, Gluschkowa, Achtyrka, Jekatrinoslaw, Grodno ꝛc. — Baumwollenspinnereyen, in Petersburg, Schlüsselburg, Kolomna, Nachitscheron, Reval ꝛc. ꝛc. — Flachsspinnereyen, in Petersburg, Moskwa, Serpuchow, Kolomna, Nowogorod, Haluja, Jaroslaw, Kastroma, Welogda, Räsan, Orel, Abo ꝛc. — In dem, dem Russischen Reiche einverleibten Königreiche Polen haben Warschau, Kalisch, Pryske, Petrikau ꝛc. Wollen-, Baumwollen- und Flachsspinnereyen. In den meisten der oben angeführten Russischen Städte, welche Flachsspinnereyen besitzen, wird auch viel Hanf gesponnen, weil mehrere dieser Städte Segeltuchmanufakturen besitzen, und man zählte im ersten Decennium dieses Jahrhunderts 55 Manufakturen die Segeltücher und Tauwerk im Reiche verfertigten. Die Thätigkeit in den Spinnereyen Rußlands kann man daraus abnehmen, daß nach einer Angabe schon im Jahre 1815 181 Tuch-, 296 Baumwollen- und 184 Leinwand-Manufakturen sich in diesem Reiche befanden, und diese Manufakturzweige haben in der neuesten Zeit bedeutend zugenommen; denn im Jahre 1824 hatten sich die Baumwollen-Manufakturen schon so vermehrt, daß 336,232 Pud Twist verbraucht wurden. Die Thätigkeit in den Flachsspinnereyen, sagt ein

Schriftsteller, würde in Rußland noch weit größer seyn, wenn man nicht so viel Flachs roh ausführte.

Das Königreich Dänemark ist wohl ein Handelsstaat, aber kein Manufaktur- und Fabrikstaat; denn wenn gleich die Manufakturen und Fabriken darin blühen, so sind sie doch nicht von der Bedeutung, um das Reich zu dem Range eines Fabrikstaates zu erheben, daher sind auch die ersten Manufakturen, die Spinnereyen, zur Erhebung des rohen Materials, Flachs, Hanf, Wolle, zur ersten Kunstproduktion, zum Garne, nicht bedeutend. Der Leinwandmanufakturen sind daher viel zu wenig im Lande; denn die feine und etwas von der Mittelleinwand wird größtentheils aus dem Auslande eingeführt. Uebrigens beschäftigen sich die Bäuerinen fleißig mit dem Spinnen und verfertigen in der Gegend von Tondern selbst feine Spitzen, welche sich auf einen Werth von 100,000 Rthlr belaufen können. Hanf wird für die Segelmanufakturen gesponnen, die hier gleichfalls nicht den Bedarf liefern, und also sind auch diese Spinnereyen unbedeutend. Nicht unwichtig sind die Spinnereyen in Wolle, oder das Spinnen der Wolle für die Tuch-, Wollenzeug- und Wollenstrumpfmanufakturen, besonders auch in den Deutschen Landen. in Holstein. Die Dänische Regierung läßt es auch nicht an Aufmuntrung fehlen, um dies erste Kunsterzeugniß aus dem rohen Produkte gut zu liefern. Im Holsteinschen wird viel Wolle gesponnen, so zählt der Ort Neumünster viele Spinnereyen, weil hier viele Pferdedecken, Kalmucke ꝛc. fabricirt werden, die überall hin Absatz wegen ihrer außerordentlichen Güte fanden. Spinnereyen in Wolle, Baumwolle und Flachs findet man in Kopenhagen und in dessen Umgebung, und dann in Altona. Wollenspinnereyen in dem Zuchthause der Stadt Wiborg, wo auch zugleich Tücher und Wollenzeuge aus dem Gewebe fabricirt

werden; dann in mehreren andern Orten Leingarn-Spinnereyen, beſonders zu Tönningen ꝛc.

In der Schweitz oder Helvetien, deſſen Induſtrie auf einen ſehr hohen Grad geſteigert worden iſt, blühet die Spinnerey in einem vorzüglichen Grade, beſonders in Flachs und Baumwolle. Zum Beſten der Leinwand, die einen ausgezeichneten Ruf im Auslande erhalten hat, kommt das Garn gröſtentheils aus den Spinnereyen von St. Gallen, auch von mehreren andern Orten, die im Feinſpinnen einen Ruf erlangt haben. Zu den Baumwollengeweben liefern die Baumwollenſpinnereyen zu Glarus, Gerſau und an andern Orten das Garn; indeſſen haben die Zeitumſtände doch auf dieſen Induſtriezweig in der Schweitz einen großen Einfluß gehabt; beſonders ſind die Fabrikate aus dieſem Geſpinnſte, die Kattune, Zitze, Mouſſeline, Piquets ꝛc., ſehr herabgeſunken im Preiſe; auch hat die große Concurrenz, beſonders Deutſchlands, in dieſem Zweige manche Quelle geſtopft, die ſonſt reichlich auf Deutſchland überfloß. Die Baumwolle wird von den Landleuten in Glarus ſchon ſeit einem Jahrhunderte geſponnen. Die feinſten Garne heißen Schnellex und die gröbern Pfundgarn. Dieſer Erwerbzweig der Spinnereyen in Glarus war noch zu Anfang und bis zu dem zweiten Decennium dieſes Jahrhunderts ſo wichtig, daß das Gouvernement ihn ſchon längſt, zur Erhaltung des Kredits, mit Reglements verſehen hat. Das Glarner Garn ging ehemals in Menge nach Spanien, Italien und nach Frankreich; im Jahre 1814 war der auswärtige Abſatz deſſelben faſt nur auf die benachbarten Kantone eingeſchränkt. Baumwollenſpinnereyen, durch das Waſſer getrieben, fangen an zu Schwanden. Obgleich Glarus der Hauptſitz der Baumwollenſpinnereyen in der Schweitz iſt, ſo ſind doch in dieſer Canton doch nur gröſtentheils [illegible]

welches daher kommt, weil das feingesponnene Garn, das vorzüglichste der Spinnereyen, in das Ausland geht, und gut bezahlt wird, daher mehr einbringt, als wenn dieses Manufakturprodukt noch weiter verarbeitet würde, und auch noch diese Fabrikationskosten tragen müßte, da dann die daraus gewebte Waare vielleicht diese Anerkennung nicht erhielte, als das Garn, welches einmal in der Handlung einen Ruf erhalten hat. In neuester Zeit hat sich der Garnhandel zwar wieder sehr gehoben; allein zu der Ausdehnung, wie früher, scheint er es eben nicht gebracht zu haben. — Auch im Kanton Aargau wird viel an Wolle gesponnen. Seit langer Zeit hatte man daselbst die Baumwolle mit der Hand gesponnen; allein seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts begann die Maschinenspinnerey, davon ein Etablissement in Aarau, und ein zweites kleines in Lenzburg ist errichtet worden. Man bekommt aber auch hier aus dem Schwarzwalde ein sehr gutes Baumwollengespinnst, wozu der Kanton Aargau die Baumwolle den armen Leuten liefert. An demselben Orte werden auch viele Tücher zum Gebrauche des Kantons gewebt. Viele von dem hier und im Schwarzwalde gesponnenen Garne wird zu baumwollenen Tüchern verwebt, die hier sehr gesucht sind und daher einen guten Handelsartikel abgeben. Auch wird hier viel Indienne fabricirt, welches mit den Tüchern größtentheils nach Frankfurt am Main und nach Italien geht, wohin es unter Napoleons Herrschaft, nach Italien, nur durch Schleichwege gehen konnte, jetzt aber wieder auf dem offnen. Auch im Kanton Zürich bestehen mehrere Baumwollenspinnereyen. Schon gegen Ende des 17ten Jahrhunderts ist die Baumwollenweberey in Zürich eingeführt worden, und machte noch im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts einen Hauptverwerb aus. In Zürich besteht eine Maschinenspin-

nerey nach Engliſcher Art, welche von einem Herrn Eſcher errichtet worden; auch zu Stepperſchweil hat man eine Baumwollenſpinnerey auf gleiche Art errichtet, jetzt ſind ſchon mehrere gefolgt. — Das Garn, welches dieſe Spinnereyen liefern, geht, außer dem eigenen Verbrauche, nach Deutſchland, Italien und verſchiedenen benachbarten Kantonen, beſonders nach dem Kanton Aargau. Außer dem Spinnen der Baumwolle auf Maſchinen, geſchieht daſſelbe auch im ganzen Kanton auf dem Lande von den Landleuten. Man webt aus der hier geſponnenen Baumwolle Kattun, Tücher nnd mehrere andere Zeuge, welche nach Italien, Deutſchland und Polen Abſatz fanden, jetzt iſt der auswärtige Debit aber ſehr durch die Concurrenz der Deutſchen beſchränkt. Die Italiener und Polen committiren dieſe Artikel aber noch aus dieſem Kanton, Letzteres doch nur unter gewiſſen Beſchränkungen von Seiten der Ruſſiſchen Regierung. Baumwollenſpinnereyen findet man noch im Kanton Appenzel, Baſel, Solothurn, Glarus, Schaffhauſen, Uri ꝛc. Durch die Baumwolle erhalten viele Menſchen in der Schweitz, beſonders auf dem Lande, ihren Unterhalt, nur die Maſchinenſpinnerey hat darin etwas Abbruch gethan, jedoch nur in den Städten. — Wie ſchon oben angeführt worden, macht auch die Flachsſpinnerey einen nicht unwichtigen Erwerbszweig, beſonders des Schweitzer Landmannes aus. Man findet dieſe Spinnerey faſt durch alle Kantons verbreitet, jedoch nicht in einem gleich hohen Grade; aber doch größtentheils überall von den Landleuten cultivirt. Im Kanton Aargau, beſonders im Berniſchen Lenzenthal, bringt der Landmann wöchentlich ſein Geſpinnſt, wie ſein Gewebe daraus, zu Markte, und mehrere Aarauer Häuſer treiben den Handel mit den Lenzenthalern und andern Leinwanden ſehr ins Große, und ihr Debit iſt vorzüglich nach

Italien und nach Frankreich. Viele von den aus dem Gespinnste gewebten Zeugen, werden in Aarau in den Indiennen-Fabriken in allen Farben, größtentheils aber in Roth und Blau gedruckt. Auch in den Kantonen Glarus und St. Gallen wird viel Flachs versponnen und zum Bleichen des Garns und der daraus gewebten Leinwand sind in den beiden genannten Kantonen vortreffliche Bleichen angelegt. Ob man übrigens auch bei dem Flachse die Maschinen, die mechanische Spinnerey eingeführt hat, findet man in den neuesten Werken nicht angeführt. Es scheint, da die Landleute in allen Kantonen den Flachs spinnen und das Garn zu Markte nach den Städten bringen, daß man auf Flachsspinnmaschinen verzichtet hat. — Die Wollenspinnerey blühet in mehreren Kantonen, vorzüglich im Kanton Zürich, in welchem die Wollenweberey schon zu den ältesten Zweigen des dortigen Erwerbs gehört. Besonders wurde daselbst eine Art Zeuge fur die Klöster gewebt, welche unter dem Namen von Scotti de Zurigo in Menge nach Italien, und vornämlich nach Neapel versandt ward, in neuester Zeit hat dieses aber aufgehört, und man webt an dessen Stelle Kasimirs und andere leichte Stoffe, und dann ordinaire und Mitteltücher, welche starken Abgang finden. Die Wolle zum Verspinnen bezieht der Kanton zum Theil aus Italien und dann aus Sachsen und Preußen. Durch Aufmunterung der Spinner von Seiten der Regierung, hat sich das Gespinnst sehr veredelt; man liefert sehr feines wollenes Garn, um die feinsten Zeuge daraus zu weben.

Italiens Spinnereyen in Wolle, Baumwolle und Flachs sind von keiner Bedeutung, weil bei den Italienern in allen Staaten des Landes die Seidenzucht, das Haspeln und Weben der Seide zu Stoffen mannigfaltiger Art Hauptsache ist. Die vorzüglich-

ſten Wollenſpinnereyen findet man zu Bergamo, Treviſo, Aſolo ꝛc., dann zu Cremona und Padua, in den letztern beiden Provinzen des Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiches bei den hier nicht unbedeutenden Tuchmanufakturen. Baumwollenſpinnereyen findet man zu Bergamo und in einigen anderen Städten, und Flachsſpinnereyen zu Mayland, Tolmezzo, Venedig und an andern Orten. Das meiſte Geſpinnſt zu den beſtehenden Wollen-, Baumwollen- und Leinwandmanufakturen wird vom Auslande eingeführt; auch wollene Tücher, Zeuge und feine Leinwand wird viel eingeführt. Ein Schriftſteller ſagt: Italien könnte alle Einfuhr entbehren, und ganz für ſich allein beſtehen; denn es gewinnt im Handel durch ſeine zahlreichen und guten Produkte; allein ſeine Einwohner ſind nicht induſtrieös genug, wenn gleich die neueſte Zeit mächtig auf ihre Indnſtrie eingewirkt hat. Auch der Graf Dandolo, welcher in Italien die Veredlung der Schafzucht durch die Einführung der Merinos zuerſt in Gang brachte, beweiſet in einer Schrift, daß der Italiener recht gut ohne fremde Hülfe, ohne Einfuhr ſo mannigfaltiger Produkte beſtehen könnte, wenn er ſeinen eigenen Vortheil beachten, und der genauen Kenntniß ſeines Landes und deſſen Produktivität ſich hingeben wollte. — Nach dem zuletzt genannten Schriftſteller, dem Grafen Dandolo, beträgt die jährliche Einfuhr an Waaren aus dem Auslande 50 Millionen Lires, worunter allein für 3 Millionen rohe Schafwolle, ohne die weit größere Summe in Anſchlag zu bringen, welche die eingeführten Wollenmanufakten koſten. Ueber die Manufakturen in Wolle, Baumwolle und Leinen in Sardinien, ſ. dieſen Artikel, Th. 136, S. 545. Ueber die Manufakturen in den eben genannten Zweigen in Sicilien, ſ. dieſen Artikel, Th. 153, S. 586, auch den Art. Neapel, Th. 101, S. 715. —

Ueber Spaniens Manufakturen in den genannten Artikeln, s. unter Spanien, Th. 156, S. 193. — Was Portugal in Hinsicht der Manufakturen anbetrifft, so ist es in diesem Zweige der Industrie noch sehr zurück, und hängt hierin größtentheils von England ab. Der einzige Artikel, in Portugal vorzugsweise cultivirt, ist die Seidenzucht, und dann auch die Baumwollenmanufaktur; nur in diesen Zweigen haben die Haspler und Spinner etwas zu thun. Das Wollen- und Leingarn, so wie überhaupt die Wollen- und Lejnen-Manufakten liefert ihnen größtentheils England. Auch die neueste so thätige Zeit in den Manufakturen hat auf dieses Land nur einen geringen Einfluß gehabt, weil es durch die Kriege mit den Franzosen, und dann durch die neuesten Unruhen im Lande selbst seine Aufmerksamkeit darauf nicht hat verwenden können. Auch mangeln über den neuesten Zustand der Industrie dieses Landes hinlängliche Nachrichten.

Auch in den übrigen oben nicht angeführten Deutschen Landen, in Hannover, Bayern, Würtemberg, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Baden, Braunschweig ꝛc. ꝛc., findet man mehr oder weniger Spinnereyen in Wolle, Baumwolle, Flachs und in Hanf. Im Königreiche Hannover bestehen viele Flachsspinnereyen, ja man kann sagen, daß sich die Leinwandweberey und Garnspinnerey über das ganze Land ausgebreitet hat. Der Hauptabsatz der Leinwand und des Leinengarnes aus den Althannövrischen Provinzen geht nach Bremen; der jährliche Verkehr soll sich auf 1 Million Thaler belaufen. Besonders wird im Osnabrückischen eine große Menge grober Leinwand gewebt, unter dem Namen der Löwenlinnen, wozu größtentheils die Landleute das Garn liefern. Auch diese Provinz liefert an 1 Million Thaler Leinwand. Ehemals war die-

ser Zweig der Industrie in Hannover sehr empor, und die Garnspinnereyen, Leinwebereyen und Bleichen brachten dem Lande jährlich ein Bedeutendes ein; allein die mannigfaltigen Concurrenzen in der Leinwandfabrikation und dem Leinwandhandel in der neuesten Zeit in allen Ländern, haben auch auf Hannover ins Besondere ihren großen Einfluß ausgeübt, und so hat der Löwenlinnenhandel, und mit ihm das ganze Leinwandgewerbe, im Spinnen und Weben, einen bedeutenden Ausfall erlitten. Auch die sonst so im Rufe stehenden Leinwandmanufakturen zu Leer in Ostfriesland, die vorzüglich feine Leinwand liefern, und ihren Absatz hauptsächlich nach Amsterdam hatten, sind jetzt sehr herabgesunken. Flachs- und Hanfspinnereyen, überhaupt Leingewebe findet man zu Hoya, Liebenau, Wagenfeld, Hildesheim, Peina, Alfeld, Uslar, Uelzen, Osnabrück, Emden ꝛc. ꝛc. — Nach dem Flachse verschafft die Wolle die meiste Nahrung, und die Wollenspinnereyen für die Fabriken in Tuch und wollenen Zeugen, in Rasche, Kamelotte, Molton, Flanell ꝛc. blühen vorzüglich zu Göttingen, Osterode, Eimbeck ꝛc.; allein was sie an Manufakten liefern, reicht nicht zum Bedarf des Landes hin, und es müssen daher noch eine große Menge Tücher aus andern Staaten eingeführt werden. — Die Baumwollenspinnereyen sind nicht von besonderer Wichtigkeit; man findet sie in Osterode, Hameln ꝛc.; in letzterer Stadt sollen die ehemals so blühenden Manufakturen in Baumwollenwaaren, so wie überhaupt die ganze Industrie dieser Stadt jetzt sehr gesunken seyn; nach einigen Schriftstellern ist sie ganz daraus verschwunden.

Die Spinnereyen in Flachs und Hanf, Baumwolle und Wolle im Königreiche Bayern sind nicht unbedeutend. Besonders wichtig sind die feine Garnspinnereyen in mehreren Kreisen des Reiches, vorzüg-

lich aber in den ehemaligen an Bayern gefallenen Reichsstädten Schwabens, in der Oberpfalz, im Bayerschen Walde, im Passauischen, wo der Flachsbau ein Hauptnahrungszweig der Einwohner dieser Gegend ausmacht, und sehr viel daselbst versponnen wird; dann im Isarkreise ꝛc. In der Stadt Kempten im Oberdonaukreise blühet besonders die Lein-Garnspinnerey; es werden daselbst jährlich 2400 Stück Leinwand zu 60 Ellen, und zu Nördlingen 5500 Stück Trillich, Kölsch ꝛc. verfertiget; und zu Cham und in der Umgegend im Unterdonaukreise wohnen mehr als tausend Leinweber, und diejenigen aus dem Bezirke von Viechtag lieferten jährlich an 20,000 Stück zu 30 Ellen. So leben im Mainkreise mehr als 3000 Weber. Nach einer Berechnung sollen ehemals die Leinwandfabriken in Bayern und in der Oberpfalz in allen mehr als 1,700,000 Florin an Werth geliefert haben. Außer den schon oben angeführten Orten, worin die Leingarnspinnereyen betrieben werden, geschieht es auch zu Deggendorf im Unter-Donaukreise; Lauingen, Kaufbeuern und Memmingen, im Ober-Donaukreise; Erlangen im Rezatkreise; Wunsiedel, im Obermainkreise; Thann, Hammelburg, im Untermainkreise, ꝛc. ꝛc. Die Wollenspinnereyen sind auch von eben der Ausdehnung, wie diejenigen in Flachs, nur soll die Abnahme der Schafzucht in einigen Theilen des Reiches, die sich aber jetzt wieder zu heben anfängt, derselben nicht günstig gewesen seyn. Besonders wird viel Wolle in der Oberpfalz gesponnen. Zu Thann bei Neuöttingen, bei Armstorf, und bei Pfarrkirchen wird Wolle für die Tuchmacher gesponnen, die sich an diesen Orten im verwichenen Jahrhunderte angesiedelt haben, und größtentheils gemeine Tücher weben. Der größte Theil der rohen Wolle wurde aus Ungarn gezogen. Im Regenkreise haben Regensburg, Abensberg, Eichstädt, Amberg und

Weiden Wollenzeug-Manufakturen und viele Wollspinner; dann wird auch im Rezatkreise viele Wolle für die Tuchfabriken und Wollenzeug-Manufakturen gesponnen; eben so im Ober-Mainkreise. In Ansbach findet man eine Spanische Wollenmanufaktur; dann wird Wolle gesponnen in Schwabach, Windsheim, Dinkelsbühl und Oettingen, im Rezatkreise; in Wunsiedel, Hof und Staffelstein, im Ober-Mainkreise; dann in München und Erding, im Isarkreise, in letzterem Orte befanden sich im Jahre 1800 an 50 Lodenmacher, welche Zwillich, Flanell und Boye verfertigen, und über 600 Menschen beschäftigten; in Würzburg und Bischofsheim, im Unter-Mainkreise, und Ottenberg im Rheinkreise. — Baumwollenspinnereyen findet man in München, Augsburg, Kaufbeuern, Anspach, Erlangen, Bayreuth, Hof, Redwitz, Frankenthal, Kaiserslautern, Zweibrücken ꝛc. Die Thätigkeit der Baumwollenmanufakturen ist in einigen Kreisen sehr bedeutend, so z. B. wohnten allein im ersten Decennium dieses Jahrhunderts in Kaufbeuern an 400 Leinen- und Baumwollenweber. Diese Gewerbsamkeit in Leinen, Wolle und Baumwolle hat aber auch in neuester Zeit durch die übergroße Concurrenz in diesen Waaren durch ganz Deutschland und dem Auslande sehr gelitten, und die Brodlosigkeit hat dadurch in diesen Zweigen hin und wieder überhand genommen, welcher man auch zum Theil die Unruhen und die eingekehrte Auswanderungssucht bei vielen Einwohnern dieses Reiches in der neuesten Zeit zuschreibt; so z. B. hatte München im Jahre 1825 von 72 Webern nur noch 52 in Thätigkeit, und von 14 Tuchmachern nur noch 10, und eine Tuchmanufaktur, Baumwollenwaarenmanufakturen waren nur zwei in Thätigkeit, und überall im Reiche hat sich der Zustand der Gewerbsamkeit in den oben angeführten Artikeln, nämlich in Wolle, Baum-

wolle und Leinen vermindert. Die meiste Regsamkeit in diesen Zweigen der Industrie ist noch in dem Rezat- und Ober-Mainkreise. Von dem gesponnenen Garne geht noch viel ins Ausland, aus Mangel an hinlänglichen Fabriken oder Manufakturen, die es verarbeiten könnten, oder vielmehr aus Mangel an Absatz, der daraus angefertigten Waaren. Die Maschinenspinnereyen sind in der neuesten Zeit auch hin und wieder bei der Baumwolle und Wolle eingeführt worden.

Würtembergs Thätigkeit in den Spinnereyen, sowohl in Leinen, als auch in Wolle und Baumwolle, ist nie ganz unbedeutend gewesen, obgleich die Einwohner sich mehr mit dem Ackerbaue, dem Weinbaue und der Viehzucht beschäftigen. Die Leingarnspinnerey und Weberey ist der wichtigste Industriezweig Würtembergs, und fast überall im Reiche verbreitet; der Hauptsitz derselben ist an und auf der Alp, und in neuester Zeit waren in ganz Würtemberg an 17,700 Meister in der Weberey beschäftiget. Ziemlich beträchtlich sind die Leingarnspinnereyen und Leinwandwebereyen in Urach, wo auch Damastleinwand gewebt wird, in Heidenheim, Blaubeuern, Kirchheim, und Giengen; dann auch zu Ulm und Leutkirch. Die Wollenspinnereyen sind auch nicht unbeträchtlich, und überwiegen noch diejenigen in Leinen, weil des Königreichs vorzüglichste Manufakturen in Wolle sind; es werden sowohl Tücher, als auch andere Wollenwaaren fabricirt, und die Wolle zu den Manufakten kommt zum Theil aus Böhmen und Sachsen, theils wird die einheimische verarbeitet. Die Spinnereyen sind daher in voller Thätigkeit zu Ludwigsburg und Backnang im Neckarkreise; dann zu Metzingen, Sulz, Calw, Wildberg, Ellwangen, Tuttlingen ꝛc. im Schwarzwaldkreise ꝛc. — Baumwollenspinnereyen findet

man in Ellwangen, Adelmannsfelden, Gmünd, Tattlingen, Kirchheim unter Teck, und zu Berg, in welchem letztern Orte, einem Dorfe, eine große Englische Baumwollenspinnerey und eine Türkische Garnspinnerey eingerichtet ist. Würtembergs Industrie hat in den Manufakturen eher zu, als abgenommen, weil es für seine Nachbarn zum Theil spinnt und webt, besonders geschieht dieses von den Bewohnern des Schwarzwaldes, die sehr betriebsam sind. Die Baumwollen- und Wollenspinnereyen werden jetzt auch durch Maschinen betrieben.

In den Churhessischen Landen, oder im Churfürstenthume Hessen-Kassel blüht besonders die Flachsspinnerey in Niederhessen und Fulda, und dann auch die Wollenspinnerey in Kassel, Homburg, Marburg, Treisa, Fulda, Hanau ꝛc. Die Baumwollenspinnereyen sind nicht von Bedeutung. — Das Großherzogthum Hessen oder Hessen-Darmstadt ist eben nicht reich an Manufakturen in Wolle und Baumwolle, aber in der Leinwandfabrikation wird stark gearbeitet und durch das Spinnen viele Hände beschäftiget, so auch giebt die Schafzucht zu einer nicht unbeträchtlichen Wollenspinnerey Veranlassung, wenn gleich das daraus gesponnene Garn nicht im Lande allein verarbeitet wird. Die Leinwandmanufakturen findet man hauptsächlich in Oberhessen, wo Lauterbach und Schliz die Hauptsize dieses Gewerbes sind und viele Spinner in Thätigkeit setzen; dann zu Alsfeld und in der Waldenser Kolonie des Bezirks Rheinheim. Wollenspinnereyen findet man zu Alsfeld, Biedekopf, Schotten, Butzbach, Budingen, im Odenwalde ꝛc. ꝛc. Baumwollenspinnereyen zu Darmstadt, Alsfeld, in welcher Stadt man Englische Spinnmaschinen in einigen Manufakturen findet, ꝛc. — Im Herzogthume Braunschweig Wolfenbüt-

tel blühet besonders die Leingarnspinnerey; der jährliche Ertrag dieser Spinnerey, die durch das ganze Land verbreitet ist, wurde noch im Jahre 1812 auf 5 Millionen Gulden geschätzt. Auch die Wollenspinnereyen sind thätig, wenn gleich die Ersteren bei weitem untergeordnet in der Produktion. Man findet die zuletzt genannten Spinnereyen in Braunschweig und an andern Orten. Von Baumwollenspinnereyen findet man in statistischen Werken nichts von diesem Herzogthume angeführt. — Das Großherzogthum Baden ist nicht reich an Fabriken und Manufakturen, ja man kann es eher arm daran nennen; auch scheinen die Bewohner desselben diesem Zweige der Industrie, der in andern Staaten so bedeutend hervorragt und ein Quell des Wohlstandes und Reichthums der Bewohner ist, eben nicht ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Bei ihnen ist die Landwirthschaft die Hauptnahrungsquelle, die sie besonders beachten. Spinnereyen findet man hier hauptsächlich nur in Flachs und in Hanf, oder überhaupt im Leinengarne, welcher Nahrungszweig, so wie die Leinwandweberey, ziemlich durch das ganze Land verbreitet ist, und da der Flachs- und Hanfbau besonders stark auf den Feldern betrieben wird, so fehlt es zum Spinnen auch nicht an dem dazu nöthigen rohen Material im Lande. Das Spinnen und Weben in Leinen geschieht vorzüglich in Lahr, Erdingen, Ettenheim, und im Odenwalde. Wollenspinnereien haben Pforzheim, Villingen, Schinau ꝛc. Baumwollenspinnereyen haben Ettlingen, Constanz, in welcher Stadt auch eine große Türkische Garnspinnerey angelegt worden ist, Freiburg, Lahr ꝛc. Eine große Maschinenspinnerey ist zu St. Blasien in dem ansehnlichen Gebäude der ehemaligen gefürsteten Abtei angelegt worden. In der Haupt- oder Residenzstadt des Landes, in Karlsruhe, waren 1815 noch

keine Manufakturen in Wolle und Baumwolle, auch keine Tuchmacher, nur in Leinen waren sechzehn Besitzer von Weberstühlen vorhanden. Die einzige Stadt, die in Betreibung der Manufakturen von Wichtigkeit ist, ist Pforzheim. — Im Großherzogthume Sachsen-Weimar und Eisenach sind die Manufakturen in Leinen und Wolle nicht unwichtig. Die Flachs- und Wollenspinnerey ist besonders zu Neustadt, Auma, Weyda; dann zu Eisenach; zu Jena und Ilmenau sind Baumwollenspinnereyen, in letzterm Orte auch Maschinenspinnerey. — In den Großherzoglich Meklenburgischen Landen findet man Leinen- und Wollenspinnereyen, welche mit der Lein- und Wollenweberey viele Menschen in diesen Ländern ernähren. Aus dem Wollengespinnste werden nur größtentheils grobe Tücher verfertiget. — In den Herzoglich Sächsischen Ländern, als in Sachsen-Coburg und Gotha, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Hildburghausen und Saalfeld findet man Lein- und Wollenspinnereyen, obgleich die Ersten am meisten in den genannten Ländern verbreitet sind, oder die Hauptmanufakturen ausmachen. So z. B. ist im Coburgischen und Gothaischen die Garnspinnerey sehr verbreitet, indem sich die Landleute hauptsächlich damit beschäftigen; dagegen nur im Altenburgischen die Wollenspinnerey; im Meiningischen, Hildburghausischen ꝛc. ist beides, sowohl die Garn- als auch die Wollenspinnerey verbreitet. Spinnereyen findet man in diesen Ländern zu Gotha, Friedrichsroda, Neudietendorf, Altenburg, Sonnenburg, Gößnitz, Roda, Meiningen, Schalkau, Ummerstadt, Pösneck ꝛc. — In den Fürstlich Anhaltischen Ländern, in Anhalt Dessau, Bernburg und Köthen, findet man gleichfalls Spinnereyen in Leinen und in Wolle. Ueber die Manufakturen der Sächsischen

Fürſtenthümer, ſ. auch Th. 129, S. 367 u. f.; S. 372, 376, und 383 u. f. — Das Herzogthum Holſtein-Oldenburg hat Garnſpinnereyen, welche viele Weber und Strumpfſtricker beſchäftigen. Die Strumpfſtrickerey wird ſehr ſtark in den Kreiſen Vechta und Kloppenburg, faſt von allen Landleuten als Nebenarbeit getrieben, man ſchätzt den Gewinn davon jährlich auf 100,000 Thaler. Auch in dem Fürſtenthume Birkenfeld findet man Garnſpinnereyen. — Auch im Herzogthum Naſſau giebt es Spinnereyen in Leinen und Wolle; ſie ſind aber nicht von Bedeutung, weil das Land ſeinen Haupterwerb größtentheils aus Naturprodukten zieht. In Uſingen, Hachenburg, Höchſt, Herborn ꝛc. findet man Leingarn- und Wollſpinnereyen. — In der Landgrafſchaft Heſſen-Homburg findet man Spinnereyen in Leinen und Wolle in Homburg vor der Höhe, Friedrichsdorf ꝛc. — In den Fürſtlich Hohenzollerſchen Landen findet man Baumwollenſpinnereyen, auch wird Flachs und Wolle geſponnen; allein alle drei Artikel ſind nicht von Bedeutung, weil die Hauptprodukte des Landes in den Feldfrüchten, der Viehzucht und in den Waldungen beſtehen. In den andern kleinen Fürſtenthümern Deutſchlands, wie im Reuſſiſchen, Schwarzburgiſchen, Lippe-Detmoldiſchen, Lippe-Schaumburgiſchen, Waldeckſchen, Lichtenſteiniſchen findet man Spinnereyen, vorzüglich in Leingarn und Wolle. Hauptſächlich zeichnen ſich die Reuſſiſchen Lande in den Manufakturen aus, indem ſie einen Haupterwerbszweig dieſes kleinen Fürſtenthums ausmachen. Man findet hier Wollen-, Baumwollen- und Flachsſpinnereyen, welche ihr Manufakt den im Lande beſtehenden Wollen-, Baumwollen- und Leinwandmanufakturen liefern, die ſich zu Greiz, Zeulenroda, Schleiz, Lobenſtein, Gera ꝛc.

befinden. — Im Schwarzburgiſchen iſt die Leingarnſpinnerey durch das ganze Ländchen verbreitet, eben ſo die Leinwandweberey. Die Spinnerey in Wolle und Baumwolle iſt von keiner Bedeutung. — In den Lippe-Detmoldiſchen Landen iſt der Flachs ein Hauptprodukt, welcher überall gebauet wird; daher blühet hier auch die Leingarnſpinnerey. Von dieſem Zweige und der Leinwandweberey leben ganze Dorfſchaften. Auch die Wollenſpinnerey wird hin und wieder im Lande betrieben, beſonders zu Lemgo, Horn und Blomberg. — Im Schaumburg-Lippeſchen Lande hat man Garnſpinnerey und Leinweberey. — In den Waldeck'ſchen Landen findet man Lein- und Wollengarnſpinnereyen, jedoch von keiner Bedeutung, weil die Bewohner dieſes Landes in andern Erwerbsquellen eine ergiebigere Nahrung finden. — Was die Spinnereyen in den Landen der mediatiſirten Fürſten in Deutſchland anbetrifft, ſo ſind ſie im Allgemeinen in der Gewerbethätigkeit derjenigen Staaten mit berührt worden, unter deren Hoheit dieſe Länder ſtehen. — Unter den Freireichsſtädten zeichnen ſich in Hinſicht ihrer Manufakturen und Spinnereyen Hamburg und Lübeck aus; auch Bremen hat einige Garnſpinnereyen. Beſonders wichtig ſind in dieſer Hinſicht die Wohlthätigkeits-Anſtalten Hamburgs, die auf die Betriebſamkeit und Thätigkeit zum Nutzen der Zöglinge und der Stadt eingerichtet ſind. So hat Hamburg ſein Spinnhaus, ſo werden die Verbrecher im Zuchthauſe zu nützlichen Beſchäftigungen angehalten und müſſen ſpinnen und Tücher und wollene Zeuge weben. Die Spinnerey und Weberey wird hier ſelbſt zu einer wohlthätigen Strafe für den Gefangenen, den Verbrecher angewendet, indem nicht nur die erloſchene Thätigkeit geweckt, ſondern auch das Herbe der Gefangenſchaft durch eine nützliche Arbeit gemildert und

nicht durch eine grobe oder unanständige Strafarbeit, wie es in manchen Staaten geschieht, noch vermehrt wird.

Was die Spinnereyen bei den Türken oder Osmanen anbetrifft, so läßt sich darüber nichts Ausführliches sagen, als was man aus den Berichten einiger Reisebeschreiber darüber angemerkt findet. Das Manufakturwesen ist bei ihnen im besten Zustande, ja man kann sagen, daß es in vieler Hinsicht einzig ist, und so leicht von keiner der übrigen Europäischen Nationen übertroffen werden möchte, ja es schon genug ist, wenn sie demselben nur gleich kommen. Hierzu kommt nun noch, daß sie Wolle, Baumwolle und Flachs in bester Qualität und in so großer Menge gewinnen, daß sie in großen Quantitäten an andere Nationen davon ablassen können. Dieses vorzügliche rohe Material erleichtert nicht allein die kunstmäßige Bearbeitung, sondern giebt dem ersten Erzeugnisse auch einen höhern Werth durch seine Güte. Nach der Güte ihrer Manufakten kann man auch das dazu angewendete Gespinnst beurtheilen, so wohl in Seide, als auch in Wolle, Baumwolle und Leinen; vorzüglich aber liefern ihre Asiatischen und Afrikanischen Besitzungen die geschätzten Manufakten. Die Atlasse, seidenen Stoffe und Sammete von Brusa und Aleppo, die Serges und Kamelotte von Angora, die Krepps und Gazes von Saloniki, die gedruckten Mousseline von Konstantinopel, die Teppiche von Smyrna, die seidenen, leinenen und baumwollenen Zeuge von Kairo, Magnesia, Tokat und Kostambul geben das beste Zeugniß von ihrem Gespinnste und ihrer Industrie. Auch ihre Handwerker in den Manufakturen sowohl zu Konstantinopel, als auch in andern Städten des Reiches sind geschickt, und ihre Arbeit läßt wenig zu wünschen übrig; so z. B. sind ihre Kattune, Zitze vortrefflich gearbeitet. Man kann also aus dem allen auch auf ihre Spinner und Spinnereyen schließen,

welche Fertigkeit sie im Spinnen besitzen müssen. Die Baumwollen-Manufakturen verarbeiten jährlich 20,000 Ballen Baumwolle; 10,000 Ballen werden zu den Manufakturen Thessaloniens, welches sich am meisten durch Industrie auszeichnet, geschickt, roth gefärbt, und unter dem Namen des Türkischen Garnes verschickt. Was sie an Wolle und Flachs verarbeiten, findet man nicht angeführt. Das Türkische Garn ist ein sehr gesuchter Artikel, eben so ihre Kamelotte, Baumwollenwaaren, Teppiche ꝛc.

Nach dieser statistischen Uebersicht der Spinnereyen aller Reiche oder Staaten Europa's, die, ohne die Manufakten aus dem gesponnenen Garne und die dabei am nächsten beschäftigten Arbeiter mit zu berühren oder zu erwähnen, nicht gut allein angeführt werden konnten, weil sie Hand in Hand gehen und nicht gut getrennt werden können, komme ich nun zur Betrachtung der Spinnereyen, als in Beziehung auf den Staat zur Emporbringung der Industrie und des Wohlstandes desselben, und als Erwerbsquell eines großen Theils der untern Klassen seiner Bewohner. — Wenn es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß durch das Zusammenwirken des Regenten oder der Regierung mit den Unterthanen, die Thätigkeit und Betriebsamkeit der Letztern, und dadurch ihr Wohlstand erhöhet oder gesteigert, und die Macht des Erstern fester begründet wird, so ist es eben so ausgemacht, daß dadurch von der einen Seite der Geist des Despotismus, und von der andern der der Unzufriedenheit schwindet; denn nur die Thätigkeit, das Wirken, Schaffen, beschäftiget Geist und Körper, und läßt den Erstern zu keinen Abschweifungen aus der gewohnten Bahn seiner Thätigkeit, seines Bestrebens zum Wohle des Ganzen mit zu wirken kommen; und so steht denn auf der einen Seite der beglückende, wohlwollende Regent, der Vater des Volkes, und

auf der andern der zufriedene Unterthan, und Beide gehen, sich die Hand reichend, mit dem Zeitgeiste im Schaffen und Wirken dem Ziele alles Wirkens um so freudiger entgegen, da sie hinter sich die Saat erblicken, die sie durch vereintes Wirken gelegt haben. Wie wichtig tritt daher hier nicht die Gewerbsamkeit in allen ihren Zweigen hervor, indem sie dem Regenten, der Regierung, Macht und Ansehen, und den Regierten, dem Volke, Lebensunterhalt, Wohlstand, Wohlhabenheit, ja Reichthum giebt, und daher sind auch diejenigen Kanäle besonders offen zu erhalten, die eine große Anzahl der unteren Klassen des Volkes zu erhalten, zu ernähren vermögen, und hierzu sind, außer dem Ackerbaue, Landbaue, dem wichtigsten aller Zweige, weil er, außer den Nahrungsmitteln, erst dasjenige roh liefert, was zu Kunsterzeugnissen verarbeitet werden soll, keine von größerer Wichtigkeit, als Manufakturen und Fabriken, weil sie vielen Menschen aus den untern Klassen des Volkes Unterhalt verschaffen, viele Hände beschäftigen, und daher hat auch die Regierung ihr Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß nichts ihren Fortgang hemme, nichts ihr Aufblühen und Fortbestehen zerstöre; und ein Schriftsteller sagt sehr richtig über die Letztern, die Manufakturen und Fabriken (Handwerke und Künste mit eingeschlossen), daß sie die nächsten Anverwandten der Landwirthschaft seien, indem sie durch Kunstindustrie die rohen Naturprodukte veredeln und sie geschickt machen, unsere Bedürfnisse und unsere Bequemlichkeit zu befriedigen; denn ohne sie würde selbst die segnende und so beglückende Landwirthschaft sinken, und Millionen Menschen würden in Unthätigkeit bleiben, vom Elende gedrückt werden, und so manches schöne Produkt der Natur unbenutzt bleiben. — Der Manufakturist und Fabrikant sind es, die eine Menge roher Produkte aus den Händen des Landwirthes ein-

handeln, damit tausend Menschenhände beschäftigen, einer großen Menge Menschen Nahrung geben, und so durch die veredelten und umgebildeten rohen Produkte die Handlung gründen, den Kreislauf des Geldes dadurch befördern, und uns mit dem Auslande in Verbindung setzen. — Wie glücklich ist daher der Staat, dessen Bewohner Hand in Hand arbeiten, und dadurch ihren Wohlstand nicht nur wechselseitig begründen, sondern ihn auch erhöhen; und wie groß, wie erhaben die Regierung, die durch eine zweckmäßige Leitung zur Erreichung dieser Absicht der Bewohner des Staates, selbst mit eigenen Aufopferungen, das Ihrige redlich beiträgt; sie selbst hat dann späterhin den Vortheil, sie selbst genießt den Gewinn, wenn nicht in Baaren, doch in der Ruhe und Zufriedenheit des Volkes. — Unter allen Manufakturen und Fabriken eines Landes oder Staates steht die Manufaktur in Seide, Wolle, Baumwolle und in Leinen oben an, weil diese Zweige der Manufaktur eine große Anzahl Menschen zu ernähren vermögen, und Alles in einem Staate nur darauf ankommt, viele Hände zu beschäftigen, und dieses geschieht hierbei besonders durch den ersten Umwandlungsprozeß des rohen Produkts zum Kunsterzeugnisse, der Wolle, Baumwolle und des Flachses zum Garne durch das Spinnen, die Spinnerey; dieses ist von allen großen Regenten, allen großen Staatsmännern, überhaupt von allen Regierungen beachtet und eingesehen worden, denen das Wohl des Staates, des Vaterlandes, am Herzen lag. Bei allen kultivirten Nationen finden wir diese rege Sorgsamkeit auf diese Manufakturzweige von Seiten der Regierung angewendet, und wo dieses nicht geschah, wo man diese Sorge außer Acht ließ, da sank der Flor der Bewohner, und mit ihm das Ansehen des Staates. In Frankreich hielt schon Heinrich der Vierte diesen Grundsatz fest, und sein würdiger

Minister, der große Sully, wirkte in diesem Sinne seines Monarchen durch seine zweckmäßige Verwaltung zu Gunsten der Manufakturen, Fabriken und des Handels; dasselbe that Colbert unter Ludwig dem Vierzehnten. Auch dieser verdienstvolle Staatsmann wandte seine Sorgfalt nicht nur auf den Handel, sondern auch auf die Manufakturen seines Vaterlandes, und brachte diese durch seine erwirkten zweckmäßigen Verordnungen, und durch Begünstigungen mancherlei Art in einen blühenden Zustand, welchen aber Ludwig der Vierzehnte, nach dem Tode seines ihm und dem Lande so redlich dienenden Ministers, durch den Widerruf des Edictes von Nantes wieder zerstörte, indem der arbeitsamste Theil seiner Unterthanen gezwungen wurde, den Staat zu verlassen. Die Folgen dieses Widerrufs lasteten schon auf den folgenden Regierungen, und waren, wenn nicht allein Ursache, doch mit ein Hebel zur Revolution. — England, der größte Fabrik- und Manufakturstaat in der neuesten Zeit von Europa, ja der ganzen bewohnten Welt, hat auch schon früher diesen wichtigen Staatszweig, wie auch schon oben, S. 570, angeführt worden, zu würdigen gewußt, und Alles angewandt, um ihn zur höchst möglichsten Vollkommenheit zu bringen, um dadurch den Reichthum der Unterthanen und den Credit des Staates zu vermehren; und wenn je Aufopferungen von Seiten der Regierung zu Gunsten der Manufakturen geschehen, wenn je geistige und physische Kräfte für sie in Thätigkeit gesetzt worden sind, so geschah es gewiß hier, und der Erfolg hat alle Anstrengungen der Regierung und des Volkes nicht nur gerechtfertiget, sondern auch den Staat durch den Gewinn und das Uebergewicht über alle Völker in diesem Zweige der Industrie gekrönt. Eine Krone, die Frankreich zugedacht war, wohin weise Staatsmänner in diesem Lande wirkten, und zu welcher die

Nation durch ihre Kunstindustrie sich den Weg bahnte, die aber Mißgriffe von Seiten der Regierung den Britten zuführten, die sich damals, jetzt noch mehr, mit dem Ackerbaue beschäftigten, und darauf ihre Macht und Größe zu begründen suchten, ohne darum die Manufakturen zu vernachläßigen; und so wie die Ermunterungen und Belohnungen bei jenem nicht ausblieben (der Herzog von Bedfort erhielt eine Medaille mit der Umschrift: Um Eicheln gesäet zu haben.), so wurden sie auch hier nicht gespart; denn so wie der Landwirth geehrt und zum höchsten Fleiße ermuntert ward, so geschah es auch bei den Manufakturisten und Fabrikanten. — Am auffallendsten haben wir den Flor und das Ansehen, welches Manufakturen einem Staate geben, in unserm Vaterlande Preußen gesehen; denn Preußens Regenten, sagt Herr von Künsberg in seinen Grundsätzen der Fabrikpolizei, nahmen mit Vaterarmen die von Französischem Fanatismus ausgetriebenen Hugenotten auf, vertheilten sie verhältnißmäßig, je nach dem verschiedenen Bedürfnisse, in ihre Staaten, verbreiteten dadurch Kunstfleiß, Industrie; und Brandenburg, das man die Sandbüchse des heiligen Römischen Reichs nannte, wurde seit der Zeit in einen Garten umgeschaffen, wo man die vielen und so mannigfaltigen Manufakturen, die beinahe Alles, was der Bewohner Bedürfniß erheischt, liefern, als eben so viele Lusthäuser ansehen kann; da hingegen Frankreich in eben dem Grade verlor, als Brandenburg (auch andere Staaten, wie England ꝛc.) gewann. So weit Herr von Künsberg. — Dieser Flor der Manufakturen beruht nun nicht allein in dem dadurch gewonnenen äußern Ansehen des Staates, sondern in den Mitteln, die sie verschaffen, die untern Klassen des Volkes zu ernähren, den gemeinen Mann mit seiner Familie in Hinsicht seiner Bedürfnisse auf die-

ſelbe zufrieden zu ſtellen, und dieſes war und iſt gewiß die wichtigſte Aufgabe für den Staatsmann in allen Reichen oder Ländern. Einzelne Erwerbsquellen giebt es in Menge, und gab es früher noch weit mehrere, wovon viele, welche der Mode angehörten, auch durch dieſe in neueſter Zeit wieder verſtopft worden ſind; dahin gehören z. B. die Perrückenmacher oder Friſeurs, die Bortenwirker, Glasſchleifer, Sänkler, Pudermacher, Gold- und Silber-Sticker ꝛc. ꝛc., und viele Handwerke und Künſte ſchleppen ſich nur noch ſo durch, haben aber in großen Städten um die Hälfte abgenommen, weil es an Arbeit für ihr Fach fehlt; hierher gehören mehrere Zweige der Zeugmacher ꝛc.; dann ſind mehrere früher getrennte Gewerbe, jetzt in eins zuſammengetreten, wie z. B. die Schuh-, Stiefel- und Pantoffelmacher, die Lichtzieher und Seifkocher, die Bürſtenbinder und Pinſelmacher ꝛc. Hier ein Regiſter aller dieſer Gewerbe anzuführen, die theils eingegangen, theils nahe daran ſind einzugehen, theils mit einander verſchmolzen worden ſind ꝛc., iſt nicht der Ort, ſondern es ſoll nur dadurch bewieſen werden, wie nöthig es jetzt bei der Gewerbefreiheit iſt, neue Kanäle, neue Erwerbsquellen den Gewerbetreibenden zu eröffnen, wie auch ſchon oben, S. 549, angeführt worden iſt, und wie ſchwierig es jetzt dem Staatsmanne wird, bei Einführung der Maſchinen die hierdurch außer Thätigkeit geſetzten Arbeiter wieder von neuem durch andere Arbeiten zu beſchäftigen, um nicht von der einen Seite die Laſt des Staates durch einen größeren Armenfond, und von der andern die Unzufriedenheit der untern Klaſſen des Volkes durch den Mangel an Subſiſtenzmitteln zu vermehren, um ſo mehr, da alle noch vorhandenen Kanäle der gangbaren Gewerbe durch den zu großen Andrang von allen Seiten am Ende ſich auch verſtopfen müſſen, und den Betreibern nicht mehr abwerfen, als kaum die nothdürf-

tigſten Unterhaltungsmittel. — Alle künſtliche Mittel, die man daher bei Manufakturen anwendet, um rohe Produkte in künſtliche Erzeugniſſe umzuwandeln, indem man die Hände dabei außer Thätigkeit zu ſetzen ſucht, können in großen volkreichen Staaten, wenn ſie allgemein eingeführt werden, nur nachtheilig auf den Nationalkörper wirken, und ſeine Kraft lähmen, und dieſes muß um ſo mehr bei einem Zweige der Manufaktur, wie das Spinnen und Weben, der Fall ſeyn, welches ſchon Jahrhunderte hindurch ſo viele Menſchen in Thätigkeit ſetzte und ernährte, und gleichſam ein ganz heimiſcher, mit den Gewohnheiten des Volkes vertrauter Erwerbsquell geworden iſt. Man ſtellt hier immer England als Muſter auf, will immer England, in ſeiner Art die Gewerbſamkeit zu betreiben, nachahmen, und bedenkt nicht, daß dieſem Staate auch ganz andere Quellen zu Gebote ſtehen, daß er auch ganz andere Ableitungskanäle beſitzt, als andere Staaten des Continents; und troz dieſer mannigfaltigen Hülfsquellen brachen doch zum öftern Unruhen unter den Arbeitern aus, wurden die Maſchinen zerſtört, und mußten ſich Vereine bilden, um die brodlos gewordenen Arbeiter zu unterſtüzen. Die Hauptableitungskanäle Englands ſind ſeine Kolonien. Es kann bei irgend einer Kriſis ſich leicht einer großen Anzahl der unruhigen Arbeiter dahin entledigen, ſie bleiben immer noch Großbritanniſche Unterthanen, wirken immer noch für ihr Vaterland, bleiben alſo demſelben. Ganz anders iſt es z. B. mit Deutſchland, das dergleichen Kanäle nicht beſitzt. Was alſo aus dieſem Lande auswandert, ſich in fremden Staaten anſiedelt, geht dem Geſammtkörper verloren; es iſt ein Verluſt, ſowohl an intellectuellen, als phyſiſchen Kräften, die ſo leicht nicht wieder zu erſetzen ſind, wenn gleich die Bevölkerung Deutſchlands in einzelnen Staaten groß iſt, und ein Verluſt an Menſchen

eben nicht gespürt zu werden scheint. — Was die Quellen anbetrifft, die England zu Gebote stehen, so sind sie in dem Reichthume der vielen Privaten und Staatsmänner zu suchen, welchen der Handel und die Fabriken und Manufakturen eingebracht haben. Durch ihn konnte jede eingetretene schlimme Krisis sogleich beseitiget werden, und Unterstützungen reichlich fließen, so daß dadurch auch jeder Versuch Maschinen einzuführen möglich ward, besonders wenn sie dem Lande einen großen Vortheil über das Ausland versprachen, und den innern Wohlstand, ja Reichthum noch vermehrten. Hier wurde dann kein Geld mehr geachtet, um die darunter Leidenden zufrieden zu stellen, weil der Erfolg, wie die Erfahrung bewies, einen reichen Ersatz bot. Dieses geschah jedoch nur erst unter Georg dem Dritten, und unter Pitt's Leitung der Geschäfte, als Premierminister; denn noch im ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, wie auch schon oben, S. 574, angeführt worden, wollte man von der Einführung der Maschinen in England nichts wissen. Alles dieses hat sich jetzt geändert, und die sonst so großmüthigen, das Geld bei allen Gelegenheiten, wo ihre Nationallehre in Berührung kam, wenig achtenden Britten, haben in der neuesten Zeit durch die Continentalsperre und durch mannigfaltige Concurrenzen in ihren Fabrikaten und Manufakten einen bedeutenden Ausfall erlitten, und sind genau und sparsam geworden, welches auch schon der durch Mangel an Unterstützung liegen gebliebene Bau des Tunnels beweiset. Ein riesenhaftes Unternehmen, ganz in dem Charakter dieses Volkes, welches gewiß nicht liegen geblieben wäre, wenn das Geld jetzt nicht einen höhern Werth für sie erhalten hätte, als ehemals. Auch giebt England den Beweis, wie sehr ein Staat, dessen Kunstindustrie nur auf das Ausland berechnet ist, auch Sklave oder Abhänger von demsel-

ben ist, und es nur von dem Auslande abhänge, derselben den empfindlichsten Stoß beizubringen, und wie sehr ein Land glücklich ist, welches sich auf sich selbst beschränken kann, und dessen Bestreben dahin geht, lieber das Geld im Lande zu erhalten, als fremdes hineinzuziehen, wie auch schon oben, S. 535 u. f., in der angeführten Stelle von Herrn Heinse sehr richtig bemerkt worden ist. Daß das hier über Englands Kunst-Industrie in Rücksicht auf das Ausland Gesagte, nicht eine bloße, ohne Thatsache begründete Rede ist, beweisen die Berichte, welche in London dem Unterhause am 29. u. 30. April des Jahres 1812 von einer Comité über die Petitionen erstattet wurden, welche dasselbe von allen Seiten gegen die Cabinetsordres erhalten hat. Aus diesem Berichte hebe ich hier folgendes heraus.

Unter andern war der erste obrigkeitliche Beamte von Birmingham, Herr Attwood von der Comité abgehört worden. Er erklärte, er sei Banquier in Birmingham, und beschäftige sich auch mit dem Eisenhandel. Der wesentliche Theil seiner Aussage lautet so: Birmingham und dessen benachbarte Districte enthalten 400,000 Menschen, wovon 50,000 in den Eisenfabriken, und etwa 10,000 in den Kupfergießereyen arbeiten. In einem Umkreise von funfzehn Meilen sind wenigstens 30,000 mit der Nagelfabrikation beschäftiget. Alle Zweige dieses Handels sind in einem betrübten Zustande; auch die Gießereyen, die vor sieben Jahren noch blüheten, haben seitdem von Jahr zu Jahr abgenommen; schon hat man einige davon ganz aufgegeben, und die Arbeiter suchen durch ganz England Beschäftigung. Man findet jetzt Arbeiter zu Hunderten für 12 Schillinge wöchentlich, und vor einem Jahre gewannen sie 25. In Staffordshire, Shropshire, und in andern Orten hat man die Arbeiten in Eisen ganz aufgegeben. Vormals war die Ausfuhr nach dem Festlande beträchtlich; allein seit zwanzig Jahren ist ein Zweig dieses Handels nach dem andern verschwunden. Seit einem Jahre wird nichts

mehr von den Birminghamer Fabrikerzeugnissen nach Amerika geführt; als die Communikation noch offen war, schickte man deren jährlich für 1 Million Pfund Sterling dahin. In den neuesten Zeiten hat man nichts mehr, als eine sehr unbedeutende Ausfuhr nach Portugal, Spanien, Malta, Südamerika und Helgoland, die im Ganzen nicht über 200,000 Pfund jährlich beträgt. In Südamerika bleiben die Waaren liegen und werden nicht verkauft. Man fragt gar nicht mehr nach denen, die man hingeschickt hat; man läßt sie aus Furcht vor den Transport-, Assecuranz- und andern Kosten im Stiche. Die Armen zu Birmingham, 9000 an der Zahl, erhalten eine halbe Krone bis 7 Schillinge wöchentlich. Diese Unterstützungen reichen ihnen die in dieser Gegend ziemlich zahlreichen Klubs. In den Manufakturen sind 10,000 Arbeiter, die unmöglich zu andern, als ihren gegenwärtigen Arbeiten zu gebrauchen sind. Die Manufakturinhaber entlassen nur mit großem Widerwillen ihre Arbeiter, indessen erschöpfen sich ihre Kapitalien immer mehr, und sie werden genöthiget seyn, ein Drittheil ihrer Leute zu verabschieden, und den beibehaltenen nur die Hälfte der gewöhnlichen Arbeit zu lassen, bis sich viele Bestellungen auf Nägel, Zäume und andere plattirte Arbeiten wieder einfinden. Deponent kann diese Stockung in den Fabriken und Manufakturen, und den Verfall des Handels mit ihren Erzeugnissen, nur aus den Hindernissen erklären, die der Handel mit Amerika und mit dem festen Lande erleidet. Er kennt in seinen Eigenschaften, als Banquier, diese Umstände genau, und glaubt, daß die von den Kabinetsordern herrührende Unterbrechung, die Amerikanische Manufakturen aufgemuntert hat, selbst recht thätig zu seyn. Die Waaren, die man aus England nach den Kolonien geschickt hat, um von da nach den vereinigten Staaten geschickt zu werden, bleiben liegen; unsere Waaren sind in Kanada zu wohlfeilern Preisen zu haben, als in England. Die Einfuhr vom festen Lande nach Amerika geschieht hauptsächlich durch Kaufleute aus letzterem Lande, die ihre Produkte nach dem Europäischen Continent bringen, und die Erzeugnisse der Europäischen Manufakturen wieder dagegen mit-

nehmen. Kurz, sagt derselbe, das Elend ist allgemein, und wird durch den außerordentlich hohen Preis der ersten Bedürfnisse noch vergrößert. Er könne diesen Zustand der Dinge nur dem Kriege zuschreiben, vorzüglich aber den erlassenen Kabinetsordern, und der durch sie im Handel hervorgebrachten Stockung. Er erkläre, daß dieser Zustand kein Jahr mehr fortdauern könne, ohne Revolutionen zu verursachen. Die Manufakturarbeiter rechnen auf die Wiedereröffnung des Handels mit Amerika. — Nach dem Herrn Attwood wurden auch die Manufakturbesitzer Whitchens und Thomas Post abgehört, welche ungefähr das nämliche aussagten.

Hieraus wird man ersehen, wie sehr England vom festen Lande und von Amerika in Hinsicht seiner Fabriken und Manufakturen abhängt, und wie sehr es daher genöthiget ist, Alles aufzubieten, um jede Concurrenz mit ihm auf dem Festlande und in Amerika in den Manufakten und Fabrikaten zu vernichten. In England und Schottland sind allein im Monat November des Jahres 1811, in Folge des gesperrten Handels mit dem Continente und mit Amerika, 63 Bankerotte ausgebrochen, wovon 54 in England und 9 in Schottland, und nach den Städten in England: 24 in London, 12 in Liverpool, 4 in Manchester, 3 in Lancaster, und dann in Bristol, York, Kingston-upon-Hull, Exeter, Betton, Bilston, Sheffield, Berwich, Nottingham und Surrey, in jeder der genannten Städte ein Bankerott; dann 4 in Glasgow, 2 in Perth, und in den Städten New-Cunnok, Bannskburn und Kirkendbright, in jeder ein Bankerott, in Schottland. Unter den Bankeruttirern befanden sich 8 Tuchhändler, 1 Leinwandshändler, und 15 Manufakturinhaber; die übrigen waren Kaufleute und Händler. Die oben in dem Berichte angeführten Kabinetsordres sind vom 7ten Januar 1807 und vom 26sten April 1809, und beziehen sich auf die Dekrete

Napoleons von Berlin und Mailand in Rücksicht der Continentalsperre, und der Aufhebung der Handels-Verhältnisse des Amerikanischen Staates mit England. In Hinsicht des letztern Staates wurden die denselben betreffenden Dekrete schon am 23. Juni 1812 in feierlicher Versammlung des Hauses zu Carlston-House in Gegenwart des Prinz-Regenten im Conseil zurückgenommen. Aus dieser kleinen, hier wohl erlaubten, Abschweifung von dem eigentlich zu behandelnden Gegenstand, wird man gewahren, daß es nicht immer gerathen ist, die Kunst-Industrie, so wie manche andere Einrichtungen anderer Nationen, die so manches Eigenthümliche haben, welches in der Lage des Landes, in seiner Produktivität, in dem Charakter der Bewohner ꝛc. liegt, in andere Ländere zu verpflanzen, oder sie strenge nachzuahmen, sondern daß es weit gerathener ist, die Eigenthümlichkeit seines eigenen Landes zu kultiviren, sie heraus zu bilden und selbst zu erfinden, um nicht als Kopie, sondern als Original zu erscheinen; denn bei dem Kopiren in der Kunst-Industrie hat man den Nachtheil, daß man immer zu spät kommt, wenn die Erfinder den Vortheil, den Gewinn schon fort haben; man ist dann nur ängstlich bemühet, noch den Abfall zu sammeln, der oft nicht viel besser als nichts ist, und der eigenthümlichen Industrie bei weiten nachsteht. Beweise hierzu aus dem Ackerbaue oder Feldbaue, und den Manufakturen und Fabriken hier anzuführen, wird weiter nicht nöthig seyn, weil sie in neuester Zeit dem aufmerksamen Beobachter der Kultur nicht entgangen seyn werden. Uebrigens soll hiermit nicht gesagt werden, daß man nicht das Gute und Zweckmäßige anderer Völker, welches sich mit unsern Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gewohnheiten, mit unserer Industrie und unserm Handel verträgt, annehmen soll, sondern es ist hierbei nur eine genaue Prüfung

und tiefe Kenntniß aller Wirkungen desjenigen Gegenstandes nöthig, welchen man auf fremden Boden übertragen will; denn nur aus den Wirkungen im eigenen Lande, läßt sich um so mehr auf diejenigen schließen, die es in einem fremden erzeugen soll; und so ist das Maschinenwesen in seiner ganzen Ausdehnung oft in einem Lande von der größten Wichtigkeit, dagegen es einem andern in Hinsicht seiner Bewohner und deren Industrie den größten Schaden bringt, wenn gleich der Anfang oder das Beginnen sich glänzend zeigte. Die Hauptsache bei aller Kunst-Industrie ist aber immer, das Vaterland durch dieselbe, so viel, als möglich, unabhängig von andern Nationen zu machen; und bei der Prüfung und Annahme fremder Industriemittel, mit größter Unpartheiligkeit, ohne alle Vorliebe für den Gegenstand, noch für die Nation, der er angehört, zu Werke zu gehen.

Wenden wir uns nun wieder zu den Spinnereyen, und betrachten wir zuerst die Flachsspinnerey in Beziehung auf die Leinwandfabrikation, so ist diese von großer Wichtigkeit für einen Staat; nicht allein wegen der Beschäftigung vieler Menschen (Spinner), denen dadurch ein Erwerbsquell gesichert ist, sondern auch wegen des dadurch stärker angeregten Flachsbaues in der Landwirthschaft, und dann wegen der aus dem Gespinnste verfertigten Fabrikate, die gleichfalls eine Menge Menschen (Weber), in Thätigkeit setzen, und einen wichtigen Handelsartikel abgeben, wie auch zum Theil das gesponnene Garn. Die Leinen-Manufaktur ist um so wichtiger für Deutschland, weil das zu diesem Fabrikationszweige nöthige Material, der Flachs und Hanf, auf seinen Fluren vorzüglich gedeihet und in großer Menge wächst, oder doch gebauet werden kann. Die Hauptsache ist daher auf den Anbau eines guten, seidenartigen Flachses zu sehen, welcher nach gehöriger Bearbei-

wegwenden; er kann es nicht bloß dem Zufalle überlassen, wie sich diese oder jene Conjunctur wieder zu Gunsten des gesunkenen Erwerbszweiges gestaltet, drehet und wendet; er muß Hebel in Bewegung zu setzen suchen, um die stockende Maschine wieder in Bewegung zu bringen, den verstopften Nahrungsquell zu öffnen. — Wenn zur Erzeugung eines Kunstproduktes ein gutes Material die Hauptsache ist, so ist sie es nicht weniger bei der Bearbeitung des rohen Produktes, um es in ein Kunsterzeugniß umzuwandeln, und dieses geschieht hier durchs Spinnen, welches überhaupt als die Basis aller Manufakturprodukte zu betrachten ist, denn nur auf die Güte des Gespinnstes läßt sich bauen, nur durch dasselbe kann man vollendete Kunsterzeugnisse liefern; denn alle Bemühungen des Webers scheitern bei einem schlecht gesponnenen Garne, bei einem schlecht gedreheten Faden. Daher ist dieser Zweig der Manufaktur ganz vorzüglich der Aufmerksamkeit der Privat- und der Staats-Oekonomie würdig; aber der Letzteren nicht allein wegen der Güte des Gespinnstes, sondern auch wegen der großen Anzahl Menschen, die daraus ihren Unterhalt ziehen können, und besonders solche Individuen, die den Armenhäusern überwiesen, oder aus dem öffentlichen Armenfond ernährt werden müßten, wie z. B. gebrechliche und alte Leute; aber auch die Jugend und diejenigen, denen andere Arbeit mangelt, können sich damit beschäftigen, und daher war immer das Spinnen ein Kanal, der die Regierung zum Theil der Sorge überhob in stark bevölkerten Provinzen den ärmeren Klassen des Volkes Unterhalt zu verschaffen — Wie man das Garn spinnen soll, um gute Leinwaaren daraus zu verfertigen, gehört nicht hieher, weil solches schon unter Leingarn, Th. 76, vorgekommen ist, wohl aber, ob die gewöhnliche, durch Menschenhände, oder die mechanische

Spinnerey, durch Maſchinen, ſowohl in Beziehung auf die Güte des hervorzubringenden Produktes ſelbſt, als auch auf den Vortheil des Staates den Vorzug erhält. Ehe ich hier über dieſen Gegenſtand berühre, will ich erſt die neue Methode den Flachs zu ſpinnen, und alte Zeuge in Flachs umzuwandeln, hier kurz erwähnen, über welche der Erfinder in London, der Engländer John Dumbelt, von der Regierung ſeines Vaterlandes ein Erfindungspatent erhalten hat. Seine Methode beſteht nun im Weſentlichen darin: anſtatt die Faſern, wie es bisher beim Spinnen geſchah, in ihrer ganzen Länge anzuwenden, zerſchneidet er ſie durch eine Maſchine, ſo, daß man ſie auf den Baumwollen-Spinnmaſchinen verarbeiten kann. Er gebraucht zu dieſem Zwecke die Maſchine, welche die Landleute zum Zerſchneiden des Strohes beim Häckerlingmachen anwenden. Da aber dieſes Werkzeug die Unbequemlichkeit hat, daß die Fäden, welche ſich in den Winkeln befinden, nicht vollkommen zerſchnitten werden, ſo befeſtiget er an dieſe Stelle eine Strohlage, die die Fäden gegen das Meſſer drückt, und ebenfalls mit zerſchnitten wird, oder er macht den Boden kreisförmig und ſchneidet mit dem Meſſer von unten nach oben. Die geſchnittenen Faſern oder Fäden werden durch Schlagen und Preſſen noch feiner gemacht, man läßt ſie einweichen und ſieden, ſtampft ſie dann, und bleicht ſie nach den gewöhnlichen Methoden. So zubereitet wird der Flachs auf den Baumwollenſpinnmaſchinen geſponnen. Auf dieſelbe Art behandelt man auch die Seide, Wolle, Baumwolle, den Hanf, die Neſſel, und alle andere Pflanzenſubſtanzen, welche geſponnen werden können. Man kann dieſe auch in verſchiedenen Verhältniſſen mit einander miſchen und dann ſpinnen. Der Flachs ſpinnt ſich auf dieſe Weiſe weit leichter, wenn man ihn mit Baumwolle, Seide, oder Wolle ver-

miſcht, auch wird das Geſpinnſt beſſer, wenn man die Faſern vorher ſtark preßt, oder gepreßt an einem warmen Orte läßt. Alte Leinwand und ſchon gebrauchte Zeuge werden auf dieſelbe Art aufs Neue zum Spinnen geſchickt gemacht. Man ſchneidet ſie zuerſt in lange Streifen, zerreißt dieſe, oder ſchneidet ſie in die Quere und behandelt ſie dann wie den Flachs. Nachdem ſie geſponnen ſind, werden auf die bekannte Art neue Zeuge aus ihnen gewebt.

Ich komme jetzt auf das Spinnen durch die Hand und auf das Spinnen durch die Maſchine. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß es kein kultivirtes Land giebt, worin man nicht Menſchen findet, die ihr Brod mit Spinnen ſich zu verdienen ſuchten, und ſich auf dieſe Weiſe dem Manufakturweſen nützlich zu machen im Stande wären. Mangel daran leidet jetzt gewiß kein Staat, wie es ehemals der Fall war, wo man in mehrere Staaten Deutſchlands ꝛc. mit nicht geringen Koſten geſchickte Spinner aus dem Auslande, aus Holland, Belgien, der Schweitz ꝛc., kommen ließ, überhaupt Leute zu dieſer Beſchäftigung aus fremden Staaten in das Land ziehen mußte, welches theils in der nur geringen Bevölkerung, theils in der Neuheit der Manufakturen, theils auch in gewiſſen Vorurtheilen, die ſich an die Manufakturſpinnerey knüpften, lag, wie auch ſchon oben, S. 528, angeführt worden. Alles dieſes wurde durch weiſe, für des Landes Wohl thätige Regenten und Regierungen, wie z. B. bei uns in Preußen, dann in Oeſterreich, Sachſen und Braunſchweig ꝛc., bald beſeitiget, und durch Aufmunterungen mancherlei Art, z. B. durch verhältnißmäßige Prämien für die beſten Spinner, dieſer Manufakturzweig beſonders ins Leben gerufen, ſo wie ſich auch die Spinner mit der ſteigenden Bevölkerung anſehnlich vermehrten. Die erſte Aushülfe für die Manufakturſpinnerey gaben die Ar-

menhäuser und dann die Zuchthäuser, und in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts waren in den meisten Staaten Deutschlands die Manufakturen schon mit Spinnern reichlich versehen; die Spinnereyen wurden ein besonderer Erwerbsquell der untern Klasse des Volks, besonders der Frauen und Kinder. Es wurden sogar hin und wieder Spinnschulen angelegt, um diesen Manufakturzweig methodisch zu erlernen, welche Schulen auch den erwünschten Fortgang hatten, und treffliche Spinner bildeten. Dieses Gewerbe stand nun auch in vielen Gegenden Deutschlands in seinem höchsten Flore, wie z. B. in Schlesien, der Lausitz, im Voigtlande, in Böhmen, Mähren, Westphalen, in Schwaben ꝛc., es ward so zu sagen ein stehendes Gewerbe, und die Regierungen erfreuten sich des Gedeihens dieses Erwerbzweiges, welches so viele Menschen beschäftigte, und wenn nicht Wohlstand, doch Zufriedenheit in die Hütten der Armuth brachte; und den Manufaktur-Inhabern genügten die Hände, ihre Manufakturen blüheten empor, und Wohlstand, ja Reichthum verbreitete sich unter sie, wie z. B. in Schlesien, wo die Leinwandmanufaktur schon vom 16ten Jahrhunderte an blühete, und besonders im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts die höchste Wohlhabenheit über diese Provinz der Preußischen Monarchie verbreitete. Die unglücklichen Französisch-Deutschen Kriege in diesem Jahrhunderte, die dadurch vielfältig geweckten Concurrenzen in den Manufakturen, und dann die neuen Systeme in der Gewerbsamkeit selbst, verscheuchten Theilweise diesen Flor, und die durch die Hände bis dahin getriebene Industrie wurde mechanische, Maschinen-Industrie. Es frägt sich nun hier: 1) ob die Hände oder die Maschinen eine größere, wirksamere Kraft und Geschicklichkeit besitzen? 2) Ob sich die Wohlhabenheit der Manufaktur-Inhaber, überhaupt die Industrie

durch die Maschinen vergrößert, vermehrt? und 3) ob der Staat bei diesem Maschinenwesen mehr gewinnt oder durch die Arbeit mit den Händen? — Diese drei Fragen sind in so fern zu erörtern wichtig, weil man in neuester Zeit so sehr von allen Seiten für das Maschinenwesen eingenommen ist, und glaubt von demselben alles Heil für die Industrie erwarten zu dürfen. Ehe ich hier zu dieser Untersuchung übergehe, sei es mir erlaubt, erst im Allgemeinen diesen Gegenstand zu berühren. Wenn es von der einen Seite nicht in Abrede gestellt werden kann, daß durch die Erweiterung und Vervollkommnung der Physik und Chemie in der neuesten Zeit und durch ihre Anwendung auf die mechanischen Gewerbe, diese auch einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht haben, besonders die Manufakturen und Fabriken, so kann man von der andern auch nicht abläugnen, daß Letztere ohne eine systematische Anwendung der genannten Wissenschaften darauf, schon bei unsern Vorfahren, besonders aber bei den Morgenländern, den Türken, sehr hoch zu einer Zeit standen, wo Physik und Chemie noch mit sich selbst zu kämpfen hatten, um sich aus dem Nebel, und den Bruchstücken, womit sie umgeben waren, heraus zu bilden. Chemie und Physik wirkten daher, ungekannt von den Arbeitern, bei ihren empirischen Verrichtungen. Man war nicht bekümmert um das Wie, sondern nur zufrieden, das zu erhalten, was man wünschte; die Gewerbe blüheten, und Zufriedenheit und Wohlhabenheit herrschten bei ihrem Betriebe. Ist es daher nicht unrecht, daß wir jetzt mit vollen Backen in die Posaune stoßen, und unsere Zeit über alles erheben wollen, was je in den Gewerben ist geleistet worden, gleichsam als gab es vor derselben gar keine sinnreichen Köpfe, noch gar keine Denker in denselben, und doch sitzen wir nur auf den Schultern der Alten, und ragen bloß mit dem Kopfe über

den ihrigen hinweg, nicht vermöge des erhabeneren Geistes, sondern wegen des durch die Stütze verlängerten Körpers, der Körperstellung. Wir vergessen, daß wir an sie hinaufgeklettert sind und auf ihrem Grunde sitzen; erst durch ihre Erfahrungen, ihren Bemühungen, ihr Nachdenken zu unsern Kenntnissen, unserm Wissen gelangten, und daß sie zu unsern so gepriesenen Systemen, unsern Theorien, die Materialien geliefert haben. Wenn wir jetzt Alles mehr rational betreiben, so liegt dieses keinesweges in unserem mehr erhabeneren Geiste, in unserer tieferen Einsicht, in unserer so hochgestiegenen und wohl gepriesenen Kultur, sondern bloß darin, daß unsere Vorfahren in den Fächern des Wissens uns so tüchtig vorgearbeitet haben, daß wir bloß ihre Vorarbeiten sichten und daraus Systeme bilden können. Es wäre ja ein Wunder, wenn unsere Ansichten bei den vielen uns geöffneten Quellen nicht einmal klar, unser Wissen nicht geläutert, und unsere Humanität nicht die reinste wäre. Was bliebe uns daher in neuester Zeit noch übrig, da in allen Feldern der Wissenschaften schon so tüchtig gearbeitet worden ist, daß hier nur bloß noch angereiht werden darf, als das große Feld der Gewerbe, der Handwerke auch zu den Wissenschaften heraufzuziehen, es auch zu einem ausgedehnten Literaturzweige zu machen. Ob damit übrigens den Handwerken gedient ist, ist eine andere Frage, die erst die kommende Zeit zu lösen im Stande ist. — Nur so viel sei hier angemerkt, daß die Handwerke bei diesem Heraufziehen zu den Wissenschaften ihren derben, ihren Originaltypus verlieren, und mehr ein Gegenstand der Speculationen werden, und was bei Speculationen in diesem Felde, so wohl für die Gewerbethätigkeit und für die Arbeit, als für das Publikum zu gewinnen ist, wird Jeder leicht einsehen. Was in neuester Zeit am meisten die Aufmerksamkeit in den Geweben in Anspruch nimmt, ist

so viel, als möglich, zu vermindern, und dadurch auch die Preise der Manufakten und Fabrikate herabzudrücken. Das Prinzip hierbei ist, die hier durch die Maschinen außer Thätigkeit gesetzten Menschen hauptsächlich auf den Ackerbau zu verweisen oder auch auf andere Handarbeiten, die außer dem Maschinenkreise liegen. Viele der neuern Staatswirthschaftslehrer und Staatsmänner sind für ihre Einführung ꝛc. Selbst der Hofrath Jung in seinem Lehrbuche der Staatspolizei-Wissenschaft, S. 515 u. f., redet ihnen das Wort, indem er sagt:

Sobald eine Maschine erfunden wird, die mehr und wohlfeiler arbeitet, als die Menschen, so werden auch die Waaren um so viel wohlfeiler. Die Fabrik bringt also mehr Geld in den Kreislauf, und wenn die Waare ein eignes Befriedigungsmittel ist, so ernährt sich auch den gemeinen Mann leichter, indem er nun nicht so viel Geld auszugeben braucht, um dieses Befriedigungsmittel zu bekommen; was also das Publikum auf einer Seite durch die Maschine verliert, das gewinnt es auf der andern Seite doppelt an Geld und Wohlfeilheit. Nur im Anfange, gleich nach Erfindung der Maschinen äußert sich eine Unbequemlichkeit, indem nun auf eine kurze Zeit Menschen müßig werden; allein dieses dauert nicht lange; denn da durch den Gebrauch der Maschinen die Fabrik vor allen andern den Vorzug erhält, so wächst sie ungemein, und bekommt einen Flor, der seines gleichen nicht hat; die Beschäftigung vermehrt sich außerordentlich, und die Menschen, welche vorhin mit den Händen arbeiteten, arbeiten nun mit den Maschinen. Jetzt ernährt ein Strumpfwirker eine Familie, das konnte ein Stricker nie, sondern Mann, Frau und Kinder, alles mußte stricken. — Und wenn nun einmal ein erfinderischer Kopf eine solche Maschine entweder theoretisch oder praktisch fertig hat, was soll man dann mit ihm anfangen? — Ihm den Gebrauch verbieten? dieses wäre sehr unweise; denn nun würde er über die Grenze gehen, und dort willkommen seyn; wo bleibt aber dann unsere Fabrik? —

Oder soll man ihn auf eine Festung setzen, oder ihm gar die Augen ausstechen? — Dieser Gedanke kann nur einem Asiatischen Despoten einfallen. Man belohne im Gegentheil solche Künstler außerordentlich, und setze hohe Prämien auf die Erfindung nützlicher Maschinen. Ich will viel lieber zwanzig Spinner haben, davon jeder auf einer Maschine zwanzigfach spiunt, als eben so viele, die nur einfach spinnen. Dieser Satz beweiset und entscheidet Alles. —

Mehrere Schriftsteller finden hier gleich eine Ausgleichung, indem sie die durch die Spinnmaschinen außer Thätigkeit gesetzten Menschen auf den Ackerbau verweisen. Die Engländer, wie ich mich erinnere, haben diesen Satz bei Einführung der Maschinen in ihr Fabrik- und Manufakturwesen aufgestellt, weil bei ihnen der Ackerbau, die Landkultur, mit zu den einträglichsten Gewerbszweigen gehört, und daher, nach ihnen, nicht Hände genug darauf verwiesen werden können, und sie auch schon vermöge ihrer Lage, als Insulaner, denen es nicht zu allen Zeiten möglich wird, ihren Getreidebedarf aus entfernten Ländern zu holen, darauf verwiesen sind. Da wir aber gern geneigt sind, dasjenige, was fremde Nationen nur aussprechen, ohne weitere Prüfung gleich nachzusprechen, so hieß es auch gleich bei dem Zweifel, den einige unterrichtete Männer bei der Einführung der Maschinen wegen des fernern Broderwerbs der dadurch entlassenen Arbeiter aufstellten: Ackerbau! Ackerbau! gleichsam, als öffne dieser gleich jedem Verabschiedeten in andern Gewerben seine Pforte und beschenke ihn zur Betreibung mit Geld, Geräthschaften und Kenntnissen dazu. Man bedenkt aber nicht, daß unsere (Deutschlands) Wälder immer lichter werden, daß man schon vor vielen Jahren Klagen führte, daß das so kostbare Holz oft nutzlos verschwendet wird, und man deshalb den Vorschlag that, Gemeindesärge einzuführen, worin man die Todten zur Ruhestätte bringen,

und ſie dann, bloß gut in Leinen eingeſchlagen, in die Gruft ſenken ſoll, um das Holz der Särge zu erſparen, welches nutzlos mit dem Körper vermodere, damit es der kommenden Generation nicht an Holz zum Heitzen fehle. Wie viele Heiden werden nun jetzt nicht bei der Gewerbefreiheit ausgehauen, und das Nachpflanzen vernachläßiget? — Es fehlt daher nicht an Boden zum Feldbaue, aber auch nicht an Händen auf dem Lande, um ihn zu bearbeiten; auch bringen die geſammten Staaten Deutſchlands ſo viel Getreide hervor, daß ſie dem Auslande bedeutend abgeben können; und dann eignen ſich auch die Großſtädter nicht gut zum Treiben des Ackerbaues oder Feldbaues, wozu immer diejenigen Individuen am geeignetſten ſind, welche von Jugend auf dabei erzogen worden. Auch hat dieſes Hinweiſen auf den Ackerbau in Großbritannien keinen ſonderlichen Erfolg gehabt, wie aus folgender, von B. Jonas entlehnter Tabelle hervorgeht, in welcher die große Anzahl der in dieſem Lande in den Manufakturen und Fabriken beſchäftigten Arbeiter, im Verhältniſſe zu der übrigen Bevölkerung angeführt worden.

Für jedes Hundert Ackerbautreibender Individuen, giebt es

in Italien	— 31	Nicht-Ackerbautreibende	
in Frankreich	— 50	—	—
in England	— 200	—	—

„Die Thatſache, ſagt Charles Babbage, am oben angeführten Orte, S. 11, daß die Anzahl der Nichtackerbauenden in England beſtändig zunimmt, erhellt theils aus dem, im July 1830 dem Unterhauſe vorgelegten Kommiſſionalberichte über die Beſchäftigung von Fabrikarbeitern, theils aus den noch ſpätern Ergebniſſen der letzten Volkszählung. Aus den letzteren iſt die angeführte Tabelle über die Zunahme der Be-

völkerung in unsern großen Manufakturstädten entnommen.

Bevölkerungszuwachs nach dem Hundert.

Name der Ortschaften.	Von 1801 bis 1811.	Von 1811 bis 1821.	Von 1821 bis 1831.	Total v. 1801 bis 1831.
Mancheſter	22	40	47	151
Glasgow	30	46	38	161
Liverpool	36	31	44	138
Nottingham	19	18	25	75
Birmingham	16	24	33	90

In den drei zehnjährigen Perioden also, in jeder von welcher die Bevölkerung des Landes überhaupt um ungefähr 15 Prozent gewachsen ist, oder um beinahe 51 Prozent in der Gesammtperiode von dreißig Jahren, ist die Bevölkerung dieser Städte im Durchschnitt, um 123 Prozent gestiegen. Nach dieser Angabe ist jeder fernere Beweis, wie wichtig es für das Wohl dieses Landes sei, daß seine Manufaktur-Angelegenheiten genau gekannt und sorgfältigst berücksichtiget werden, überflüssig."

Es kann ferner wohl gar nicht abgeläugnet werden, daß durch das Maschinenwesen in den Fabriken und Manufakturen die größten Störungen in den Gewerben geschehen; denn zu jeder Handarbeit, sie habe einen Namen wie sie wolle, das heißt, von der künstlichsten bis zu dem Handlanger, dem Tagelöhner, der bloß den Handwerkern die Materialien zulangt, herab, sind Arbeiter vorhanden, und jetzt in Ueberzahl. Diejenigen Handwerker nun, welche durch die Maschinen brodlos werden, werfen sich auf die übrigen Zweige der Handarbeit, um sich mit ihren Familien zu er-

nähren, und drücken nun dieſe ſchon überfüllten Zweige noch mehr herab, oder ſetzen hier wieder andere außer Thätigkeit, ſo daß ein ſtetes Herausdrängen aus einem Zweige in den andern Statt findet, welches bis auf den mechaniſchen Arbeiter, den Handlanger herabgeht. Auch die Engländer können dieſes nicht läugnen, ſo ſehr ſie übrigens das Maſchinenweſen zu beſchönigen ſuchen; denn Herr Babbage ſagt am oben angeführten Orte, S. 359, „daß Maſchinen auch bei ihrer erſten Einführung nicht immer die Handarbeiter außer Brod ſetzen, kann gar nicht in Abrede geſtellt werden; allein es iſt auch von Sachverſtändigen behauptet worden, daß ſie nie eine ſolche Folge haben. Die Löſung dieſer Frage hängt von Thatſachen ab, welche leider noch nicht geſammelt ſind.“ — Man kann hier hinzuſetzen: auch wohl nie werden geſammelt werden, weil ſie Reſultate hervorbringen würden, die den Zuſtand der arbeitenden Klaſſe vor und nach der Einführung der Maſchinen wohl nicht zum Vortheile derſelben zeigen würden, und beſonders in einem Lande, wo die Hauptthätigkeit der Nation darauf gerichtet iſt, wie aus der oben angeführten Tabelle hervorgeht, indem auf hundert Akkerbautreibende, zweihundert Nichtackerbautreibende kommen, die alſo größtentheils auf die Fabriken und Manufakturen, die Handwerke mit eingeſchloſſen, und auf den Handel kommen. Herr Babbage führt zwar im Allgemeinen einige Thatſachen an, die ihm ſelbſt zur Kenntniß gekommen ſind, die aber auf die Hauptſache nichts beweiſen, und wogegen ſich die öfteren Unruhen in den Fabrikſtädten Englands, nicht allein wegen des zu erhöhenden Arbeitslohnes, ſondern auch wegen Mangel an Arbeit, durch die Maſchinen herbei geführt, als Beweiſe der dadurch herbeigeführten Brodloſigkeit ſtellen laſſen. Herr Babbage ſagt nämlich in ſeinem Werke, S. 360: „Als die

Handarbeit eine große Anzahl junger Frauen in Cornwallis, welche mit dem mühsamen zerkleinern der Erze beschäftiget waren, durch Quetschwerke, Pochwerke (crushing mills) überflüssig wurden, erfolgte keine Noth. Die Ursache mag darin gelegen haben, daß die Bergwerksbesitzer, als ein Theil ihres Kapitals durch die größere Wohlfeilheit der von den Quetschwerken ausgeführten Arbeit frei wurde, es ihrem Interesse gemäß fanden, desto mehr Kapital auf andere Arbeit zu verwenden. Die Frauen, einer bloß ermüdenden Arbeit enthoben, wurden nun nützlicher mit dem Aufbereiten (dressing) der Erze beschäftiget, eine Arbeit, die schon mehr Geschicklichkeit und Urtheil in der Auswahl vorausseßte." — Hier gleicht sich jene Arbeit des Zerkleinerns, mit der letzteren, dem Aufbereiten, bloß aus; es ist daher hier nicht die Rede von einer durch Einführung der Pochmaschinen oder der Quetschwerke aufgehobenen Handarbeit, welche die Arbeiter außer Brod seßte, da sie in demselben Bergwerke wieder Beschäftigung fanden; denn hier hebt sich das Eine mit dem Andern; allein Aufstellungen, die beweisen, daß in den Manufakturen bei Anwendung der Maschinen zum Spinnen, zum Weben ꝛc., die dadurch außer Brod geseßten Menschen wieder in Thätigkeit gekommen sind, oder in denselben Manufakturen wieder Arbeit erhielten oder fanden, wären von größerer Wichtigkeit, daher alles darauf ankommt zu beweisen, daß das Maschinenwesen, wenn es von der einen Seite die Produktion vermehrt und dadurch die Preise vermindert, aber auch von der andern keinen solchen Nachtheil dem Staate bringt, daß dadurch diese Vortheile gänzlich schwinden, ja statt ein Mehr ein Weniger entsteht. — Nach diesem Vorläufer im Allgemeinen über das Maschinenwesen und die Maschinenthätigkeit komme ich nun zur Erörterung der oben aufgeworfenen Fragen: 1) Besitzen die

Hände, oder die Maſchinen eine gröſsere wirkſamere Kraft und Geſchicklichkeit? — Dieſe Frage könnte man für erlediget erachten, wenn man annimmt, daſs die durch den Geiſt dirigirten Hände, wenn nicht eine gröſsere Kraft, doch eine gröſsere Geſchicklichkeit beſitzen müſſen, als lebloſe Maſchinen, die bloſs nach dem dabei angebrachten Mechanismus das eine Mal wie das andere wirken, alſo jede Abweichung von dem gewohnten Wege nicht gleich berichtigen können, wenn es hier nicht auf Beweiſe und Thatſachen ankäme. Es verſteht ſich hier, daſs Maſchinen bei der Arbeit immer vorausgeſetzt werden müſſen, und daſs es hier nicht bloſs auf ein Wirken mit der Hand ankommt, ſondern durch die Maſchine; nur beſtehet der Unterſchied darin, daſs bei der einen Maſchine die Hände in Thätigkeit ſind, alſo arbeiten, und ihre Kraft auf die Bewegung derſelben verwenden, bei der andern aber die Kraft in Waſſer, Dampf ꝛc. beſteht. Wenn es auf eine dauernde wirkſame Kraft bei den Maſchinen ankommt, ſo möchten die Hände allerdings einen Vorzug vor den andern künſtlichen Kräften haben, weil ihre Erneuerung jedes Mal aus ſich ſelbſt hervorgeht, oder im Menſchen ſelbſt zu ſuchen iſt, ſtatt daſs bei den andern Kräften ſolche erſt durch Menſchen erweckt und in Thätigkeit geſetzt werden müſſen, indem ſich der Dampf nicht ſelbſt erzeugt, ſondern erſt künſtlich erzeugt werden muſs, und wenn es auch bei Wind und Waſſer nicht ſo der Fall iſt, ſo iſt doch ihre Leitung auf die Maſchine, oder zu Gunſten der Maſchine künſtlich, und jede künſtliche Leitung bedarf oft der Anſpannung und Auffriſchung; ſie bedarf ſtets der Naturkräfte, um die künſtlichen in Wirkſamkeit zu ſetzen; die menſchlichen Kräfte herrſchen daher hierbei immer, ſie ſind alſo überwiegend, abgeſehen von der momentanen Wirkſamkeit der künſtlichen Kraft. Wenn daher die

Kraft der künſtlichen Maſchinen überwiegend genannt wird, ſo hat ſie dieſes Uebergewicht nur durch die Beihülfe der menſchlichen Kraft, verdankt ſie nur dieſer ihre Wirkung; denn ohne dieſelbe iſt keine künſtliche Kraft möglich; denn ſelbſt bei Wind und Waſſer, die ihre natürliche Kraft ausüben, oder deren Kräfte nicht durch die Kunſt geweckt worden, wie bei dem Dampfe, iſt wieder ihre Leitung, wie auch ſchon oben angeführt worden, künſtlich, und durch Menſchenhände geſchaffen oder erzeugt. Die Kunſt wirkt alſo immer durch die Natur, und wo hier die Natur wirkt, da geſchieht es durch künſtliche Leitung, alſo immer durch die Wirkung der menſchlichen Kraft. In Hinſicht der Kraft hätten alſo die Hände, wie auch ſchon oben angeführt worden, indem ſie die Erzeuger und Leiter der künſtlichen und natürlichen Kraft werden, alſo ohne dieſelben keine Kraft auf Maſchinen möglich iſt, das Uebergewicht. Die Wirkſamkeit dieſer künſtlichen Kraft beſteht nur darin, daß ſie die natürlichen Kräfte, alſo die Menſchenhände, verringert, und ſo in der Mehrzahl vermindert. Was nun die Geſchicklichkeit anbetrifft, ſo ſollte man auch dieſe wohl den Händen zuſprechen, da die durch den Geiſt geleitete Hand beim Spinnen wohl am beſten die nöthige Tüchtigkeit des Fadens zum Gewebe wird beurtheilen können; ſie wird am beſten fühlen, in wie fern er feiner oder ſtärker, loſer oder feſter gedrehet werden muß, welches bei keiner Maſchine in dem Grade der Fall ſeyn kann, indem hier der Faden nur der einmal gegebenen Richtung folgt, alſo den Grad der Stärke oder Feinheit bekommt, der ihm durch die zu paſſirende Oeffnung gegeben worden; er behält hier freilich eine Güte durch das ganze Geſpinnſte hindurch, indeſſen ſind dafür aber auch gar keine Abweichungen möglich, wie es zum Beiſpiel bei einer Leinwand erfordert wird, wie die ſonſt ſo berühmte Schleſiſche,

auf der Spindel gesponnene Leinwand, die einen ganz eigenthümlichen Faden hat, und dadurch das so gesuchte biegsame Gewebe lieferte. Also auch in der Geschicklichkeit würde die Handarbeit, die Hände, vor der Maschine den Vorzug haben. Da die Maschinen immer erst nach dem zu spinnenden Faden eingerichtet werden müssen, nämlich zum groben oder feinen, bei der Hand alle Abweichungen aber gleich durch das Gefühl erreicht oder berichtiget werden. Man kann mit der Hand gleich den Faden locker oder fester drehen, wie es mit der Maschine nie in dem Grade erreicht werden kann. Den einzigen Vorzug, den also die Maschine hier hat, liegt in der stärkeren oder größeren Produktion, in der Menge des Gespinnstes, und wenn es darauf ankommt, einen ganz gleichen Faden zu liefern, auch hierin. Kraft und Geschicklichkeit wären also auf der Seite der Hand, der Handarbeit. Wenn das Mehr in der Arbeit auf Seiten der Maschine ist, wenn sie hier den Vorzug behauptet, weil zwei Hände nicht das in der Zeit schaffen können, was die Maschine schafft, indem sie viele Hände ersetzt, oder die Arbeit vieler Hände verrichtet.

Die zweite Frage lautet: Vergrößert oder vermehrt sich die Industrie und durch diese auch die Wohlhabenheit der Manufaktur-Inhaber durch die Maschinen? Diese Frage ist wichtig zu erörtern, weil sie dem Maschinenwesen, wenn sich die Sache so verhält, einen Platz über die Handarbeiten anweiset, und diese in den Schatten stellt; denn die Vermehrung, Vergrößerung der Industrie, ist die Hauptaufgabe eines jeden kultivirten und gut organisirten Staates, weil sich dadurch dessen Credit und Reichthum vermehrt; allein sie muß auch so basirt seyn, oder einen solchen Grund haben, daß sie Erschütterungen, oder darauf einwirkende Ereignisse ertragen kann; denn eine Vergrößerung oder

Vermehrung der Industrie, die in einem neuen Systeme besteht, welches sich auf Fremdthum gründet, also bloß Nachahmung, nicht Original ist, entbehrt nicht nur der Festigkeit, sondern der Gewinn ist auch mehr ein eingebildeter; denn die Thätigkeit ist nicht Frucht des eigenen Anstoßes, Impulses, sondern des fremden, dem man es im Schaffen gleich thun will. Eine solche Industrie kann weder den Reichthum des Staates vermehren, noch seinen Credit erhöhen, wenn es gleich anfangs den Schein hat; denn hier hat derjenige Staat den Gewinn voraus, bei dem das Maschinenwesen Original ist. England hat dieses besonders im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in seinen Baumwollenwaaren bewiesen, welches Uebergewicht ihm die Maschinen bei diesem Fabrikationszweige über alle diesen Industriezweig treibenden Continentalbewohner gab, und welche Schätze es dem Continente entrückte, und dennoch blüheten die Manufakturen Deutschlands bei den gewöhnlichen Maschinen und der Handarbeit. Die Manufaktur-Inhaber wurden reich, und die Spinner und Weber hatten Beschäftigung, erwarben sich reichlichen Unterhalt, um mit ihren Familien leben zu konnen. Hierzu wirkte freilich früher das Verbot der ausländischen Manufakten in mehreren Staaten Deutschlands, wie z. B. in Preußen. Wie ganz anders ist es jetzt; kann man diese Wohlhabenheit wohl bei den Manufakturisten aufweisen? Ist sie so allgemein verbreitet, wie ehemals? Und wenn jetzt eine scheinbare große Thätigkeit hin und wieder in den Manufakturen herrscht, ist dieses ein Beweis ihres Flors, oder ist es bloß eine Rüstigkeit in dem Maschinenwesen, um eine Concurrenz zu eröffnen, die in Hinsicht des erklecklichern Gewinnes, um Reichthümer zu erwerben, für Deutschland, zu spät kommt, da die Engländer längst die Früchte geerndtet haben, von welchen uns nur die

Schale bleibt; indem wir dabei kaum das Arbeitslohn gewinnen, wenn wir die Kosten der Maschinen, ihre Unterhaltung, die dabei angestellten Arbeiter ꝛc. abrechnen, und uns noch der Preis der Lebensmittel günstig ist. Auch kann erst die folgende Zeit entscheiden, wie sich jetzt der Gewinn bei den Maschinen zu dem Gewinne der Handarbeit im verwichenen Jahrhunderte verhält, weil hier nicht zehn, zwanzig, sondern erst dreißig, vierzig Jahre entscheiden, wenn bei dem Engländer schon die ersten zehn Jahre den Ausschlag gaben, weil bei ihnen durch die Einführung der Maschinen nicht die Preise der Manufakten herabgedrückt wurden, sondern solche in ihrem Werthe blieben, ja dieser durch die häufige Nachfrage noch erhöhet wurde; sie konnten also ihren Gewinn leicht berechnen, der bei den Baumwollenwaaren daran war, weil dieses Manufakt auf dem Continente sehr gesucht, und die Messen damit übersetzt wurden; auch gingen ihre Waaren in großer Menge nach Amerika; und fanden daselbst guten Absatz; selbst in Asien und Afrika, in welchen Erdtheilen die trefflichen Türkischen Wollen- und Baumwollenwaaren verbreitet sind, wurden sie gesucht. Die Engländer hatten also bei der Einführung des Maschinenwesens bei andern Nationen von demselben den Gewinn vor Allen voraus, was können also diese noch dabei gewinnen. — Sie konnten es wagen, die Maschinen in alle Zweige der Manufaktur und Fabrik bei sich einzuführen, weil ihr speculativer Geist den Gewinn im voraus berechnete, der ihnen, als Vorgänger, zufallen mußte; sie konnten mit einem Theile desselben die in den Manufaktur- und Fabrikstädten durch das Maschinenwesen brodlos gewordenen Arbeiter unterstützen, und so jeden Aufruhr unter den Arbeitern dämpfen, der gegen die Einführung der Maschinen gerichtet war, und dennoch brachte die Crisis vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1812, die

ſie bei Napoleons Politik nur vermuthen, aber nicht vorherſehen konnten, wegen der Hemmung des Handels mit dem Continente und mit Amerika, ein groſſes Elend über ihre Manufakturen und Fabriken, wie auch ſchon oben, S. 576 u. S. 629 angeführt worden, und wozu hier noch mehrere Belege gegeben werden könnten, wenn ſolche nicht noch den Zeitgenoſſen aus den damaligen politiſchen Blättern bekannt genug wären. Dieſe Criſis würde, bei einem noch längeren Anhalten, den Maſchinen unfehlbar den Untergang gebracht haben; zugleich bewies ſie auch den ſchon oben, S. 535, angeführten Satz, daß ein Staat, deſſen Gewerbethätigkeit bloß auf das Ausland berechnet iſt, nicht nur abhängig von dieſem wird, ſondern auch bei unerwartet eintretenden ſchlimmen Conjuncturen, den Ruin ſeiner Induſtrie vor Augen ſieht. — Wie ſehr hat Deutſchland nicht dieſen Satz zu berückſichtigen, und um ſo mehr, da es ſo ſehr an der Sucht der Nachahmung leidet, da dieſe, wie weiland das ſchwarze Fieber die Menſchen, ſeine Induſtrie zu vernichten drohet; denn der Deutſche fängt erſt an zu handeln, erſt an zu wirken, wenn andere Nationen, Engländer und Franzoſen, längſt gehandelt haben, ſo lange beſinnt er ſich erſt, was er beginnen will, ſo lange wiegt er ſein Geld, ehe er es zu einem bedeutenden Unternehmen hingiebt oder anwendet. Wenn Engländer und Franzoſen, beſonders Letztere, uns ihren Geſchmack in den Muſtern der Manufakturwaaren zeigen, wenn ſie gewiſſe Summen darauf verwenden, und dann dadurch die Käufer auf den Märkten, Meſſen ꝛc. anlocken, ſo iſt der Deutſche ſchon zufrieden, dieſe Muſter nachahmen, kopiren zu laſſen. Fehlt es ihm etwa an Kunſtgeſchmack, an fruchtbaren Köpfen im Erfinden? Fehlt es ihm an guten Muſterzeichnern ꝛc.? Keineswegs, beide ſind vorhanden; nur wollen ſie für ihre Arbeit bezahlt ſeyn, und

dazu hat der Deutsche kein Geld; er bleibt hierin lieber Nachahmer und läßt sich von den beiden oben angeführten Nationen auf seinem eigenen Markte den Rang ablaufen, und kommt dann erst mit ihren Mustern auf seinen Manufakten, wenn diese schon wieder durch andere verdrängt worden sind. Er läßt daher andern Nationen das wegnehmen, was er selbst in Concurrenz mit ihnen gewinnen könnte. Es versteht sich, daß hier nur von der Industrie der Deutschen im Allgemeinen die Rede ist, und daß dieses nicht auf Einzelnheiten bezogen werden kann; denn es giebt in mehreren Deutschen Staaten, wie auch schon oben in der statistischen Uebersicht der Thätigkeit in den Spinnereyen aller Europäischen Völker, von den Deutschen ist gesagt worden, sehr unternehmende Manufaktur- und Fabrikbesitzer, die das Geld nicht scheuen, um mit ihren Waaren in Concurrenz mit dem Auslande zu treten; allein sie können in der Ausgedehntheit eines Staates kein großes Gewicht erhalten; denn nur durch das Bestreben aller Manufakturen in einem Staate wird es demselben möglich oder kann es demselben möglich werden, die Bilanz für sich zu ziehen. Wenn man daher, wie schon oben angeführt worden, die durch Einführung der Maschinen aus dem Manufakturwesen herausgedrängten Hände auf den Ackerbau verweiset, so bedenket man nicht, daß auch die andern, sonst weniger ackerbautreibenden Völker sich jetzt mehr auf den Getreidebau legen, um auch hierin von andern Völkern unabhängig zu seyn; so daß wir auch hier an dem Ueberschusse, dem Mehr, nicht mehr bei der Ausfuhr so viel gewinnen können, und er nur dazu dienen würde, die Getreidepreise gleichfalls recht herabzudrücken, wobei aber der brodlose Arbeiter, der Arme nichts gewinnt; denn für den, der nichts hat, und nichts verdienen kann, ist auch diese Zeit, eine schlechte, eine eiserne. Es kann daher freilich weder die In-

duſtrie, noch der Manufaktur-Inhaber gewinnen, und eben ſo wenig bei den Maſchinen, wenn die Preiſe der eigenen Manufakten ſo herabgedrückt durch die Concurrenz fremder Völker werden, daß wenig Gewinn dabei übrig bleibt; den meiſten Gewinn hat hiervon noch der Handel mit Manufakturwaaren; denn indem der Kaufmann bei der Handelsfreiheit ſich nicht auf die inländiſchen Manufakten zu beſchränken braucht, ſo kauft er die wohlfeileren ausländiſchen, und verbreitet ſie im Lande, wodurch dem Abſatze der inländiſchen Manufakten gleichfalls geſchadet, und die Induſtrie des Vaterlandes vermindert wird. Ueberhaupt ſcheint man mit dem Worte Induſtrie ſehr unrichtige Begriffe zu verbinden, und Etwas für Induſtrie zu halten, was bloß künſtlicher Mechanismus und Kunſtproduktion iſt. Induſtrie heißt im eigentlichen Sinne des Wortes, auf den Staat oder auf ein Land angewendet, die gemeinſame Betriebſamkeit ſeiner Bewohner durch alle Stände der Gewerbſamkeit; alſo der Gewerbefleiß, die Beſchäftigung aller Hände zum eigenen und zum Wohle des Staates. Und von der Regierung ausgehend, daß man alle Hände in einem Staate zu beſchäftigen verſtehe, und ſie in dieſer Thätigkeit, zum Wohle des Staates, zu erhalten ſuche. Man muß alſo die eigentliche, wahre Induſtrie von der bloßen Kunſt-Induſtrie wohl unterſcheiden. Bei der wahren Induſtrie ſucht Jeder, ſowohl mit ſeinem Kopfe, als mit ſeinen Händen nützlich zu werden, wie z. B. bei uns, in Preußen, in der Provinz Schleſien, wo alle Hände bei der Fabrikation der Leinwand, Spinner, Weber ꝛc., beſchäftiget waren; bei der Kunſtinduſtrie nur Einzelne, indem ſie ſtatt der Hände Maſchinen ꝛc. zu Hülfe nehmen. Bei der letzteren, der Kunſt-Induſtrie, kann der Manufakturiſt oder Fabrikant wohlhabend, ja reich werden, wenn er die Maſchine gleich nach ihrer Erfindung [illegible]

sie auch nicht in seinem Lande erfunden worden, weil er gleich mit den Engländern in Concurrenz tritt; geschieht dieses aber nicht, und er führt die Maschine später ein, wenn der Markt schon mit Maschinen-Manufakten oder Fabrikate überschwemmt worden, so ist der Absatz und mit ihm der Gewinn sehr ungewiß, sehr problematisch. Bei der wahren Industrie gelangt der Manufakturier oder Fabrikant zur Wohlhabenheit, zum Reichthume, wenn der Handel beschränkt ist, und er keine Concurrenz mit dem Auslande zu bestehen nöthig hat. — An Vergrößerung, Erweiterung der wahren Industrie, ist daher bei dem Maschinenwesen nicht zu denken, leicht aber an Verminderung, indem viele Arbeiter außer Thätigkeit kommen, die, wenn sich keine anderen Quellen eröffnen, der Kommune mit ihren Familien zur Last fallen. — Daß durch die Maschinen die wahre Industrie in's Gedränge kommt, können ihre eifrigsten Verfechter, die Engländer, nicht in Abrede stellen, wenn sie auch diesen Satz so viel, als möglich, zu umgehen suchen. Herr Babbage sagt hierüber in seinem, oben angeführten Werke, S. 356, Folgendes:

Eine der am häufigsten vorgebrachten Einwendungen gegen Maschinen ist, daß sie die Tendenz haben, den größten Theil der bisher beschäftigten Handarbeiter zu verdrängen, und freilich könnte eine Maschine nie in Aufnahme kommen, wenn sie die zur Herstellung eines Artikels nöthige Arbeit nicht verminderte. Allein wenn diese Folge auch nicht zu läugnen ist, so nöthiget sie doch den Maschinenbesitzer, um seinen Absatz zu vermehren, die Waare zu einem geringern Preise, als seine Concurrenten, zu verkaufen. Hierdurch werden diese aber ihrerseits gezwungen, die neue Maschine ebenfalls einzuführen, so daß der Preis nothwendig bald allgemein fallen muß, bis der Gewinn vom Kapitale unter dem neuen Systeme sich auf denselben Fuß stellt, auf dem er unter dem frü-

heren gestanden hatte. Obgleich daher der Gebrauch der Maschinen zunächst die Tendenz hat, Handarbeiter außer Beschäftigung zu setzen, so absorbirt doch die vermehrte Nachfrage, welche der herabgesetzte Preis bewirkt, fast unmittelbar einen Theil, und in manchen Fällen vielleicht das Ganze der von ihnen angefertigten Waaren, die sonst unabgesetzt geblieben wären. Daß eine neue Maschine, die zur Gewinnung derselben Quantität des fabricirenden Artikels erforderliche Arbeit vermindere, läßt sich veranschaulichen, wenn wir uns eine Gesellschaft vorstellen, in welcher die Theilung der Arbeit nicht eingeführt ist, sondern ein Jeder alle seine Bedürfnisse selbst verfertiget. Angenommen, jedes Individuum arbeite täglich zehn Stunden, wovon eine Stunde dem Schuhmachen gewidmet sei, so ist klar, daß, wenn ein Werkzeug oder eine Maschine eingeführt wird, die es den Mitgliedern der Gesellschaft möglich macht, die nöthigen Schuhe in der Hälfte der Zeit zu verfertigen, sie dieselben Bequemlichkeiten, wie früher, genießen können, und doch nicht mehr als 9½ Stunden zu arbeiten brauchen. Soll demnach bewiesen werden, daß nicht die sämmtliche Quantität Handarbeit durch die Maschinen überflüssig gemacht werde, so müssen wir ein anderes Prinzip der menschlichen Natur mit in die Berechnung ziehen. Der nämliche Beweggrund aber, welcher den Menschen überhaupt in Thätigkeit setzt, wirkt noch weit mächtiger, sobald er findet, daß er sich seine Bedürfnisse mit weniger Arbeit verschaffen könne; unter solchen Umständen ist es daher nicht unwahrscheinlich, daß Viele die so gewonnene Zeit zur Erfindung neuer Werkzeuge für ihre andere Beschäftigungen benutzen werden. Wer gewohnt war, täglich zehn Stunden zu arbeiten, wird die durch die neue Maschine ersparte halbe Stunde anwenden, um [illegible] Bedürfnisse zu begegnen, und da [illegible] seine neuen Zeitgewinn veranlaßt, [illegible] Köpfe neue Bedürfnisse [illegible] Gewohnheit eben [illegible] früheren. In Ländern, wo die Theilung der Arbeit eingeführt ist, beweisen [illegible] so daß [illegible]

den Waaren. Häufig ist anfänglich mehr Geschicklichkeit zur Anfertigung der neuen Arbeit von nöthen, und es tritt dann der Uebelstand ein, daß die bisher beschäftigten Werkleute nicht immer beibehalten werden können, und einige von ihnen eine Zeitlang nichts zu thun haben. Dies setzt allerdings die arbeitenden Klassen auf so lange Zeit in große Verlegenheit. Um so wichtiger ist es für ihren Wohlstand, daß ihnen diese Folge bekannt ist, und sie sich frühzeitig die nöthigen Qualificationen aneignen, wodurch sie den Schlag weniger empfindlich machen können. — Eine sehr belangreiche Frage hierbei ist: Ob es mehr im Interesse der arbeitenden Klasse sei, daß die Verbesserungen im Maschinenwesen gleich so vollkommen seien, um alle Handarbeiten sofort zu verdrängen und sämmtliche Handarbeiter mit einem Male überflüssig zu machen, oder man besser daran thue, durch langsame und stufenweise Fortschritte der Maschinen, sie allmählig aus den Gewerben zu verdrängen? Die Noth, welche ein plötzlicher Uebergang zur Folge hat, ist ohne Zweifel größer, aber auch nicht so dauernd, als wenn die Sache nur langsam vor sich geht; denn sobald der Handarbeiter merkt, daß die Concurrenz vollkommen hoffnungslos ist, entschließt er sich ohne Weiteres zur Erlernung eines andern Zweiges in seinem Gewerbe. Wenn nun auch neue Maschinen mehr Geschicklichkeit bei denen, welche sie machen, erhalten und abwarten, voraussetzen, so giebt es anderseits doch auch wieder Fälle, wo gerade durch sie Kinder und untergeordnete Werkleute in Stand gesetzt werden, Arbeiten zu verrichten, welche früher mehr Fertigkeit erforderten. Unter solchen Umständen eröffnet sich, sogar wenn die durch den herabgesetzten Preis verstärkte Nachfrage allen Arbeitern schnell wieder Beschäftigung verschaffen sollte, unter der arbeitenden Klasse selbst ein weites Feld der Concurrenz.

Man gewahrt aus dieser Stelle des Werkes des Herrn Babbage, wie sehr der Verfasser bemühet ist, die Maschinen durch Berechnungen der Zeit, die

dabei gewonnen wird, so wie durch die Concurrenz, die sie veranlassen, in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, ohne jedoch den Nachtheil, den sie bei der Einführung auf die gewerbetreibende Klasse äußern, umgehen zu können. Verbesserungen der Maschinen erhöhen und vermehren die Industrie in einem Lande, indem sie die Arbeit dem Arbeiter erleichtern; das Arbeiten der Maschinen, ohne menschliche Hülfe, nur unter Aufsicht, vernichten oder zerstören sie, indem sie diejenigen unnütz machen, die darauf angewiesen sind, sich ihr Brod damit zu verdienen. An eine Vermehrung der wahren Industrie ist daher hierbei nicht zu denken, einer Scheinindustrie allenfalls. Letztere verblendet die Augen, füllt aber nicht den Beutel; sie erzeugt ein scheinbares Gewühl in der Gewerbsamkeit, hinterläßt aber einen seichten Grund, auf dem sich nicht sicher fortbauen läßt. — Herr Babbage giebt in seinem, oben angeführten Werke, S. 360, eine Uebersicht, wie sehr Verbesserungen der Maschinen, oder die Art, sie zu gebrauchen, die Produktion vermehren. So producirte eine in der Baumwollenspinnerey Grobstuhl (Stretcher) genannte Maschine, die von einem Manne bearbeitet wird:

Jahr.	Pfund der gesponnenen Baumwolle.	Ausspinnerlohn p. 20 Stück. Sch.	P.	Wöchentlicher Verdienst. Sch.	P.
1819	400	1	3½	25	10
1811	600	0	10	25	0
1813	850	0	9	31	10½
1823	1000	0	7½	31	3

Derselbe Arbeiter, an einem andern Grobstuhle, der etwas feiner ausspinnt, beschäftiget, producirte:

Jahr.	Pfund der gesponnenen Baumwolle.	Ausspinnerlohn p. 20 Stück. Sch.	P.	Wöchentlicher Verdienst. Sch.	P.
1823	900	0	7½	28	1½
1825	1000	0	7	27	6
1827	1200	0	6	30	0
1832	1200	0	6	30	0

Hier stieg also die Produktion, nach Herrn Babbage, allmälig, bis nach Verlauf von 22 Jahren drei Mal so viel Arbeit verrichtet wurde, als am Anfange dieser Periode, und dennoch ist die dabei beschäftigte Zahl von Werkleuten dieselbe geblieben. Ihr wöchentlicher Verdienst hat nicht sonderlich geschwankt, und im Ganzen eher zu- als abgenommen. Doch wäre es unvorsichtig, zu viel aus einem alleinstehenden Factum ableiten zu wollen. — Es lieferten ferner 480 Spindeln an Mulegarn (Mule garn spinning) zu verschiedenen Perioden folgende Resultate:

Jahr.	Strähnen von etwa 40 aufs Pfund.	Arbeitslohn für Tausend. Sch.	P.
1806	6668	9	2
1823	8000	6	3
1832	10000	3	8

Nachstehende Uebersicht des Zustandes der Weberey mit Hand- und Maschinen-Webestühlen (hand and power looms) zu Stockport während der Jahre von 1822 bis 1832 ist einer Aufzählung der in 65 Fabriken befindlichen Maschinen entlehnt, und war ursprünglich zur Vorlegung vor eine Unterhaus-Commission bestimmt.

	1822	1832		
Arbeiter für Handwebestühle	2800	800;	Abnahme	2000
Personen, welche Maschinen-Webestühle gebrauchen	657	3059;	Zunahme	2402
Personen, die Kette zu schlichten	98	388;	—	290
Gesammtzahl der beschäftigten Arbeiter . . .	3555	4247;	Zunahme	692
Maschinenwebestühle .	1970	9177;	—	8207

Während dieses Zeitraums schmolz die Anzahl der in Gebrauch seienden Handwebestühle auf weniger als ein Drittel des früheren Belaufes zusammen, dagegen wuchs die Anzahl der Maschinenwebestühle um mehr als das Fünffache. Die Gesammtzahl der Werkleute nahm ungefähr um ein Drittel zu; der Betrag der fabricirten Waare aber, angenommen, daß jeden Ma-

schinenwebestuhl nur so viel als die Handwebestühle verfertigen, ist 3½ Mal größer, als früher.

Herr Babbage giebt nun selbst hierzu folgende Erklärung: „Es kann hierbei allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß die durch die Maschinenwebestühle in Thätigkeit gesetzten Personen nicht alle aus derselben Klasse sind, zu welcher die 2000 Menschen gehören, die außer Beschäftigung gesetzt worden. Bei einem Handwerker ist körperliche Stärke wesentlich Bedingung, nicht so bei demjenigen, der einen Maschinenwebestuhl abzuwarten hat; hier finden daher auch Weiber und junge Leute beiderlei Geschlechts von 15 bis 17 Jahren Anstellung (nach anderen Berichten von noch jüngeren Jahren). Dieses wäre aber ein viel zu beschränkter Gesichtspunkt, um die Thätigkeit zu beurtheilen, welche durch die Einführung der Maschinenwebestühle hervorgerufen wird. Der Anbau neuer Faktoreyen, die Zusammensetzung neuer Webestühle, der Bau von Dampfmaschinen zur Bewegung der Letzteren, die Erfindung von Verbesserungen in der Struktur der Stühle, die Anordnung der inneren Oekonomie der Fabriken, alles das sind Dinge, welche Thätigkeiten höherer Gattung in Anspruch nehmen, als die gewesen sind, welche durch die Maschinen verdrängt worden, und wahrscheinlich ist der Betrag nicht bloß qualitativ, sondern auch quantitativ zum Vortheile der neuen Methode, nur daß uns hier zulängliche, numerische Angaben fehlen. Ferner darf in diesem Ueberblicke die Thatsache nicht unberücksichtiget bleiben, daß, wenn gleich die Anzahl von Handwebestühlen ohne die Einführung der Dampfmaschinen zugenommen haben würde, die ungemeine Vermehrung der Maschinenwebestühle doch eigentlich der Wohlfeilheit der von denselben fabricirten Waaren zuzuschreiben ist; es ist nun aber bekannt, daß, wenn der Preis des einen Handelsartikels verringert wird, die Folge stets eine vermehrte Thätigkeit derjenigen ist, welche einen andern produciren. Die Anzahl der Handwebestühle in England und Schottland belief sich im Jahre 1830 auf ungefähr 240,000; eine beinahe gleiche Anzahl existirte im Jahre 1820. Anders verhält es sich mit den Maschinenwebestühlen. Es gab derselben 1820

Staat, da die Maschinen-Arbeit nur Schwächlinge erzieht, und der Staat zu seiner Vertheidigung kräftige Menschen braucht. Auch räumt der Verfasser ein, daß ohne die Einführung der Dampfmaschinen auch die Handwebestühle sehr zugenommen haben würden, also hätten mehr Menschen beschäftiget und ernährt werden können, als früher, also ein baarer Verlust für die wahre Industrie. Und angenommen, das Prinzip zwischen Ackerbau und Maschinenarbeit wäre richtig, indem man die durch die Maschinen herausgedrängten Menschen dem Feldbaue zuführe, damit durch die Mehrgewinnung der Feldfrüchte, diese so herabgedrückt werden, daß sie der Wohlfeilheit der durch die Maschinen hergestellten Waaren gleich kämen würden dann nicht bei der Anwendung der Maschinen auf viele Gewerbe die Städte ganz entvölkert werden, indem immer eins den Fall des andern herbeiführte; man würde in Herkulanum und Pompeji zu wandeln glauben, wenn man nicht durch das Rasseln der Maschinen in den großen Fabrikgebäuden sich erinnerte, daß man in keiner wieder neu erstandenen, sondern in einer alten, nur entvölkerten Stadt umherwandelte. Zum Glück ist dieser Satz nur ein Hirngespinnst; denn wir sehen, daß sich überall die Landleute — besonders das weibliche Geschlecht — eher nach den Städten drängen, um hier Arbeit zu suchen, als die Städter nach dem Lande, und daß in allen Staaten die großen Städte sich vom Lande aus rekrutiren. Am häufigsten geschieht dieses in Militairstaaten, wo der Soldat aus dem Bauernstande Gelegenheit hat, das Stadtleben mit dem Landleben zu vergleichen, und da gefällt ihm dann Ersteres so wohl, daß er es nach der Dienstzeit, wenn ihn nicht besondere häusliche Angelegenheiten, der künftige eigene Herd ꝛc. ꝛc., an das Landleben fesseln, mit Letzterem vertauscht. Bei den Städtern ist dieses aber nicht so

der Fall, denn einzelne Ausnahmen haben hier kein Gewicht. Wir haben dieſes bei uns in Berlin nach den Kriegen 1813—15 geſehen, wo bei dem Andrange der Begüterten ꝛc., dann des zurückgekehrten Militairs nach der Hauptſtadt, die Miethen der Wohnungen ſchnell zu einer außerordentlichen Höhe ſtiegen, ſo daß viele Weber aus ihren Wohnungen aus der Stadt verdrängt, und von der Regierung, mit Unterſtützungen mancherlei Art verſehen, auf die Umgegend von Berlin, auf Dörfer und kleine Städte verwieſen oder vertheilt wurden, ſie wieder größtentheils mit ihren Familien, nachdem ſich der Zuſtand mit dem Miethszins durch die vielen Neubaue geändert hatte, nach der Reſidenz zurückgekehrt ſind, weil ihnen das Landleben gar nicht gefallen wollte. — Man leſe die oben angeführten Stellen des Herrn Babbage prüfend durch, beachte das Für und Wider darin, die, oben nicht angeführten, Koſten der Dampfmaſchine, deren Unterhaltung, der Aufſicht auf die Spinnmaſchinen und Maſchinen-Webeſtühle; ſtelle dann die Wohlfeilheit der Maſchinenarbeit, mit den Preiſen der Lebensmittel, die oben nicht angeführt worden ſind, zuſammen, und überrechne dann, ob die Manufaktur-Inhaber bei der wahren Induſtrie, bei der Handarbeit, wohlhabender waren, oder es jetzt bei der Kunſt-Induſtrie mit Maſchinen ſind, ſo wird man auch leicht finden, ob ſich die eigentliche Induſtrie erweitert und vergrößert hat. Denn da die Engländer die Kunſt-Induſtrie bei ſich eingeführt haben, ſie eigentlich ihrem Boden angehört, ſo wird man auch aus ihren Angaben am ſicherſten erſehen, wie ſich dieſer Zweig auf fremdem Boden auf die Folge bei ähnlicher Berechnung verhalten wird. Wie ſchon oben, S. 578, angeführt worden, iſt die Thätigkeit der Kunſtinduſtrie mehr ein Wettkampf in der Concurrenz des Manufakturwaarenhandels der verſchiedenen Staaten, als eine Empor-

bringung des Gewerbefleißes, so wie überhaupt das Wort Gewerbefleiß bei der Kunstindustrie gar nicht passend ist; denn Maschinenthätigkeit ist kein Gewerbefleiß, dieser geht nur durch die Hände hervor, oder veroffenbart sich durch die Hände, also Alles, was mit den Händen Vollendetes oder Kunstvolles geliefert wird, sei es in einer noch so geringen Sphäre, ist Erweiterung und Erhebung der wahren Industrie. Was mit Maschinen bewirkt wird, ist nur in so fern, auf die Erfindung der Maschinen angewendet, wahre Industrie, auf ihre Wirkung aber, bloße ausübende Kraft, ein bloßer Hebel, welcher der Richtung folgt, die man ihm giebt, ohne alle Abweichung.

Nach der Betrachtung der beiden ersten Fragen, komme ich nun zu der Letzten: Ob der Staat bei dem Maschinenwesen mehr gewinnt oder bei der Arbeit mit den Händen? Diese Frage ist hier um so leichter zu erörtern, da sie durch die Erörterung der beiden oben zuerst aufgestellten Fragen fast erlediget ist. Wenn es dem Staate, der Regierung bloß darauf ankommt, ihre Einkünfte zu vermehren, so könnte es derselben sehr gleichgültig seyn, auf welche Weise dieses geschehe, ob durch Maschinenthätigkeit, oder durch die Handarbeit; da es aber der Regierung auch daran liegen muß, die Einwohner des Staates wohlhabend, ja glücklich zu sehen, so muß sie dieserhalb ihren eignen Vortheil jenem nachsetzen, da in jenem nur ihre Hauptkräfte liegen; denn sie kann mit ihrem Reichthume nicht Allen helfen, nicht überall hinwirken, wohl aber können wohlhabende Unterthanen, Staatsbürger, die Regierung in Zeiten der Gefahr unterstützen, und thun es um so freudiger und aufrichtiger, je mehr die Regierung in Hinsicht des Gewerbefleißes für sie that; dieses hat unser Vaterland Preußen in den Kriegen 1813—15 durch die That bewiesen, und daher ist es gewiß von Wichtig-

keit, diejenigen Zweige in Thätigkeit zu erhalten, wodurch man diese Zwecke erreicht. Herr von Künsberg sagt am oben angeführten Orte, S. 19, in Beziehung der Industrie auf den Staat: „Es dürfte wohl Wahrheit seyn, wenn man sagt: Alles Heil, alle Macht der Staaten, die auf einen andern Grund, als auf die Produkte der Erde und auf ihre Veredlung erbauet ist, kann weder im moralischen, noch physischen Verstande für etwas anders, als für eine erkünstelte — sehr zweideutige Macht, für eine erbettelte Stärke angesehen werden; denn hier steht es in der Hand fremder Nationen, ihr die gekünstelten Nahrungszweige auf mancherlei Art zu entreißen, und so die schwankende Glückseligkeit zu zertrümmern. Der bloß handelnde Staat hat z. B. die Quelle seines Wohls, seiner Macht, nicht in sich selbst, sondern in den Händen anderer Nationen, denen es daher sehr leicht ist, die Glückseligkeit, die heute über den ganzen handelnden Staat verbreitet ist, morgen demselben aus den Händen zu winden, und so dieses künstliche Gewebe, daß der Laune des Schicksals, und so verschiedenen Veränderungen von National- und Concurrenz-Verhältnissen ausgesetzt ist, zu zerstäuben. Deutschland, unser geliebtes Vaterland, sah die segnenden und beglückenden Einflüsse dieses Systems ein, und betrachtet daher den großen Staatskörper in neuerer Zeit, als einen Baum, dessen Hauptwurzeln die Landwirthschaft, die Nebenwurzeln, die jene unterstützen, und so das Ganze im gehörigen Gleichgewichte erhalten, Manufakturen, Fabriken und Handwerker, die Früchte aber von allem diesen der Nationalreichthum *) sind. Wünscht man

*) Dieser wird durch den Handel hervorgebracht; denn die bloße Produktivität des Landes durch den Anbau, die bloße Erzeugung der Manufakten und Fabrikate durch die Hände oder durch Maschinen gleicht dem todten edlen Metalle, welches zwar den Reichthum des Landes beweiset, wo es häufig vorhanden ist, aber erst den Werth durch das Ge-

daher gute Früchte, so muß man die Wurzeln begießen, sie aber nicht ausreißen, und so den fruchtbaren Stamm verdorren lassen." — Wie wahr ist das Letztere nicht! Um den Staat durch Manufakturen und Fabriken zu heben, muß man diese zu vervollkommnen suchen, sie auf das Höchste herausbilden, pflegen, aber nicht diejenigen vernichten, die sie erst in Flor brachten, die durch ihren Fleiß sie bis zu der Höhe erhoben. Der Staat muß daher Alles thun, um selbst Gewerbe zu erhalten, die der Mode unterworfen sind, in so weit es an ihm liegt, sie für das Inland, den Staat selbst in Thätigkeit zu erhalten, um dadurch wieder den Gewinn zu ziehen. Denn sehr oft giebt es Moden in einem Staate, die bloß an den Gebrauch, an die einmal eingeführte Gewohnheit geknüpft sind, und die durch die Erhaltung sehr wohlthätig auf die Gewerbsamkeit, und durch diese wieder auf den Staat zurückwirken, z. B. Stickereien an Uniformen, Schnüre, Litzen ꝛc. an Montirungen ꝛc., die in einem schon bedeutenden Staate, wie z. B. der Preußische, Oesterreichische ꝛc., auf Hunderttausende der Gebrauch angewendet, schon eine bedeutende Thätigkeit in einigen Gewerben hervorbringen, und viele Hände beschäftigen können; und so giebt es mehrere Zweige, die, wenn gleich der Mode angehörend, doch stehend gemacht werden können, das heißt, jedoch nur da, wo es in der Macht der Regierung liegt, wie z. B. beim Militair ꝛc. — Der Regierung muß nämlich in einem Staate alles daran liegen, wo möglich alle arbeitsfähigen Hände beschäftiget zu sehen, sowohl um der Ordnung und Ruhe, als auch um des ungestörten Fortblühens der thätigen, geweckten Gewerbe willen im

---

präge oder die Umschaffung in courstrende Münze erhält; eben so erhalten alle Produkte erst durch den Handel, durch den Vertrieb ihren Werth, und bilden so den Nationalreichthum. Kth.

Staate; denn eine Nichtbeschäftigung, besonders der untern Klassen der Gewerbetreibenden, kann leicht zu Unruhen und Störungen in dem Staatskörper Veranlassung geben, die dann immer der Regierung zur Last gelegt werden, daß sie ihre Sorge nicht zur Verhütung dieser Störungen auf diese benachtheiligte Volksklasse gerichtet habe, und daher kann ihr Gewinn auch nur in der Beschäftigung der Hände liegen. Denn bei aller Freiheit in einem Staate, die natürlich begründet ist, und jetzt auch in dem neuen Systeme der Gewerbe liegt, kann es der Regierung doch nicht gleichgültig seyn, wenn eine Art die Gewerbe zu treiben eingeführt wird, wodurch plötzlich viele Menschen außer Thätigkeit gesetzt werden, die ihr Brod nur auf die alte Art die Gewerbe zu betreiben erlernt haben, und sich nicht eben so schnell, als sie entlassen worden, wieder auf eine andere Art zu ernähren vermögen, besonders in einer Zeit, wo die Bevölkerung in großen Städten unendlich angewachsen ist, und daher nicht mehr so viele Auswege beut, als ehemals, wo die Bevölkerung nur geringe war, und dennoch dreihundert verschiedene Gewerbe enthielt, die einem jeden Individuum ein reichliches Auskommen boten; rechnet man nun noch, wie schon oben angeführt worden, daß viele dieser Gewerbe, die der Mode unterworfen waren, eingegangen und auf keine andere Weise ersetzt worden sind, und existiren mehrere dennoch, so sind sie doch so beschränkt worden, daß sie sich nur spürlich, und ohne Rekrutirung, aufrecht erhalten können. Und wollte man auch annehmen, daß bei einer Vermehrung der Menschen, sich auch der Verbrauch, die Consumtion vermehrt oder vermehren müßte, und so daß Gleichgewicht wieder eintrete, so scheitert jetzt dieser Satz bei einer allgemeinen Einführung der Maschinen, die man auch auf mehrere andere Erwerbszweige, als auf die Ma-

nufakturen in Zeugen ꝛc. ausdehnen kann, und auch ausdehnt, wodurch die Handproduktion schwindet, also kommt derselben auch nicht die Consumtion in dem Grade zu gute, daß das Gleichgewicht erhalten wird. Bei dem alten Zustande der Dinge, nicht im Gewerbezwange, denn davon ist hier nicht die Rede, weil hier Freiheit Bedingung ist, sondern in der Handproduktion, würde es erhalten worden seyn; denn der Ausfall eines Modehandwerks deckt sich wieder auf eine andere Weise, und dann geschieht ein solcher Ausfall auch nicht plötzlich, sondern nur Theilweise, kommt aber Alles hinzu, das Arbeiten der Maschinen durch Dampf, die Concurrenz vom Auslande her, ꝛc. ꝛc., dann ist auf die Zukunft, wenn nicht Kriege, Seuchen, große Auswanderungen ꝛc. dazwischen kommen, bei der immer stärkeren Vermehrung der Menschen, eine schlimme Crisis zu befürchten, um so mehr, da sich hauptsächlich die Vermehrung der Menschenzahl gerade in den untern Klassen des Volkes findet, bei den Armen, welche Handarbeiten betreiben; also ist hier eher ein Zuwachs, eine Vermehrung dieser Arbeiten zu wünschen, als eine Verminderung, und derjenige Manufaktur- und Fabrik-Inhaber erwirbt sich ein großes Verdienst um das Vaterland, der viele Menschen in seinen Werkstätten beschäftiget, Vielen Brod giebt. — Wäre im Allgemeinen der Patriotismus des Deutschen im Anerkennen seiner eigenen Kunsterzeugnisse so groß, wie seine Nachahmungssucht, was ließe sich dann von seiner, der vaterländischen, Industrie bei seinen Fähigkeiten, seinen Kenntnissen, seiner Beharrlichkeit ꝛc. auf jeden einzelnen Staat, wie auf den Gesammtkörper erwarten; allein so ist er dem Fremden ergeben, ringt er mehr nach einem Allerweltsthume, als nach Nationalität, beschäftiget ihn lieber die fremde, als seine eigene Schaffungskraft, hüllt er sich lieber in fremde Manu-

gegangen, theils dem Eingehen nahe sind, theils mit Maschinen und durch Dampf ꝛc. getrieben werden, theils sehr vermindert worden sind, oder Theile ihres Zweiges verloren haben, wie z. B. die Handschuhmacher die ledernen Beinkleider ꝛc., wodurch sich ihre Anzahl sehr vermindert hat; theils mehrere getrennte Zweige in eins zusammengeschmolzen sind. So wurden unter Friedrich dem Großen im Jahre 1779 nur funfzig Schneiderinnen aus der Französischen Kolonie für weibliche Bekleidung durch ein Dekret festgesetzt, um den Frauenskleidermachern nicht zu schaden, und jetzt fertigen viele Hausfrauen und Töchter ihre Kleider selbst an, und beschäftigen sich eine Menge Schneiderinnen damit, so daß dieser Zweig für Männer beinahe eingegangen ist ꝛc. ꝛc., so wird man leicht gewahren, wie die noch bestehenden übersetzt seyn müssen, da neue Gewerbe, wie z. B. die Lithographie ꝛc., nur wenige hinzu gekommen sind, die hier den großen Ausfall nur einigermaßen durch ihre Ausdehnung ausgleichen könnten. Rechnet man nun ferner, daß sich der Anwuchs von zehn zu zehn Jahren immer mehr vergrößert, wo sollen nun die Tausende, die durch Maschinen ꝛc. herausgedrängt werden, hin; da in den kleinen Städten und auf dem Lande die Bevölkerung gleichfalls zunimmt, wozu die neue Militaireinrichtung, z. B. bei uns, sehr viel beiträgt. Wenn sonst der Soldat, der vom Lande zum Dienste genommen wurde, über die Hälfte seines Lebens im activen Dienste zubringen mußte, daher Wenige von ihnen heirathen konnten, so ist er jetzt nur drei Jahre activ, und tritt dann in den passiven Dienst, zur Landwehr, wo ihm das Heirathen frei steht; auch bleiben viele Soldaten in den großen Städten und verheirathen sich daselbst. Auch ist die Gewerbefreiheit selbst der Bevölkerung sehr günstig, weil früher viele Gesellen bei den Handwerkern, wenn sie sich nicht

selbst besetzen, oder sonst eine Familie ernähren konnten, Junggesellen blieben ꝛc., und so wie es in Berlin, so wie es in dem Preußischen Staate ist, so ist es auch in andern Staaten Deutschlands. Wiens Einwohnerzahl betrug nach Büsching im Jahre 1783, Stadt und Vorstädte, ohne die Besatzung und die Fremden, 211,383, und im Jahre 1822, 266,555 Menschen, also in 39 Jahren ist die Vermehrung: 55,172 Menschen gewesen. In München betrug die Einwohnerzahl zu Anfange der 1770er Jahre ungefähr 40,000, und im Jahre 1824, 66,125, das Mehr betrug also in ungefähr 50 Jahren 26,125 Menschen; und so kann man weitere Berechnungen mit den andern Residenzen und großen Städten Deutscher Staaten anstellen, um zu sehen, daß überall die Vergrößerung der Bevölkerung bedeutend ist. Daher kommt es auch, daß sich so viele Luxusgewerbe, wie Kaffeehäuser, Restaurationen, Zuckerbäckereyen, Putz-, Galanterie- und Quincaillerie-Handlungen, so vieler Kleinhandel, Schnurpfeifereihandel ꝛc. ꝛc. eingefunden hat, so viele Läden geöffnet und wieder geschlossen werden, und daß das Drängen aus einem Gewerbe in das andere, mit einer Völkerwanderung, oder einem buntscheckigen Kreuzzuge verglichen werden kann; daher auch das Mißvergnügen im südlichen Deutschland, daher die Auswanderungssucht in mehreren Ländern desselben. Hierzu kommen nun noch so manche andere, auf einige Zweige der Industrie der ärmeren Klassen des Volkes einwirkende Ursachen, so wie auch in manchen Staaten Deutschlands, die von oben herab eingetretenen Ersparnisse in Luxus-Gegenständen ꝛc., welche die verflossenen kostspieligen Kriege auf Deutschlands Boden so nöthig gemacht haben, und die ihren Einfluß auch auf andere gebildete Klassen im Volke ausdehnen, und manchen früheren Kanal stopften ꝛc. Aus

zurück. Es bleibt hier natürlich jedem Manufaktur-Besitzer überlassen, wie er seinen Flachs zur Leinwandfabrikation ꝛc. spinnen lassen will, ob durch Handarbeit, oder durch Maschinen. Ebenso ist es bei der Schafwolle in den Wollen-Manufakturen. Die Regierung kann hier nur Sorge für die Veredlung der Schafe tragen, damit sie die zu jedem Gespinnste tüchtige Wolle liefern, und dieses ist in Deutschland in der neuesten Zeit, in Sachsen, Preußen, Oesterreich, Bayern ꝛc., mit nicht geringen Kosten geschehen, wie auch schon unter Schaf und Schafzucht, Th. 138, S. 623 u. f., ist angeführt worden. Besonders geschieht in Preußen alles nur mögliche zur Veredlung der Schafe durch Merinos. In Berlin, so wie auch in anderen Städten der Monarchie, hat man selbst Wollsortirer angelernt oder gebildet, welche die verschiedenen Arten der Wolle auf einem Fließe nach ihrer Feinheit ꝛc., wie es oben, S. 587, in dem in der Note angeführten Werke, ausführlich beschrieben worden, sortiren, um nicht nur dem Wollhandel nach dem Auslande dadurch eine größere Ausdehnung zu geben, sondern auch die Wolle zum Verspinnen im Lande, den Wollenzeug- und Tuchmanufakturen in bester Güte zu liefern. In diesem Zweige der Spinnerey, Wollenspinnerey, ist im verwichnen Jahrhunderte in Deutschland viel geschehen; denn der Mangel an geschickten Spinnern war noch im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in den mehrsten Provinzen oder Staaten Deutschlands mit ein Haupthinderniß des Fortganges der Wollenmanufakturen; man war hierin noch weit zurück; denn so wie man in der Flachsspinnerey einen hohen Grad der Vollendung in einigen Provinzen, z. B. in Böhmen, Schlesien, in der Lausitz ꝛc., erreicht hatte, so war man im Wollspinnen beinahe eben so weit zurück. In Preußen wandte Friedrich der Große bedeutende

fordern kann, die eine sich selbst nährende Dirne spinnen muß, wenn sie davon befreit seyn will." Herr von Künsberg macht hierzu die Bemerkung: daß die Ausführung eines solchen Vorschlages als Mittel, nur unerwartete Folgen nach sich ziehen könnte; denn den schuldlosen Unterthan zu etwas zwingen, was nicht nothwendiges Staats- oder Privat-Bedürfniß erheischt, hieße die noch vorhandenen Rudera der natürlichen Freiheit zerstören, die nie ganz aufgeopfert werden können. Auf diese Weise gedrückte Unterthanen würden einen solchen Staat verlassen und einen andern suchen, wo man sie als arbeitsame Glieder mit Vergnügen aufnehmen würde. — Man hat auch die Inwohner der Zucht- und Arbeitshäuser, der Waisenhäuser ꝛc. ꝛc. zum Feinspinnen vorgeschlagen und auch benutzt, und solches mit Vortheil. Bei den Ersteren war es eine Art von Schuldigkeit, und bei den Letzteren, den Waisenkindern, war der Unterricht im Feinspinnen eine nützliche Beschäftigung in den Nebenstunden, es wurde dadurch verbreitet, und hatte in der Folge auch auf ihre eigene Häuslichkeit einen bedeutenden Einfluß. Man legte auch Spinnschulen zu diesem Zwecke an, wie z. B. zu Erfurt, die einen erwünschten Fortgang hatten, und von welchen aus sich viele gut unterrichtete Spinner im Feinspinnen verbreiteten. Welche Mühe gab man sich damals nicht, um Feinspinner zu erhalten, welche Kosten verwendeten nicht die Regierungen darauf, nicht nur dergleichen Leute in das Land zu ziehen, sondern auch Inländer dazu zu bilden, und jetzt verdrängt man sie wieder aus diesem Erwerbszweige oder sucht sie vielmehr daraus zu verdrängen. Wie leicht wäre damals nicht die Einführung der Maschinen geworden, wo man sich gegen diese Handarbeit, das Spinnen für Manufakturen, sträubte, weil man solches für eine Arbeit für Zuchthäuser ꝛc. hielt, und in dem letzten Drittel des

verwichenen Jahrhunderts ist dieser Erwerbszweig in Deutschland so heimisch geworden, daß man sich denselben nicht wieder entreißen lassen will, und eben so fest gewurzelt ist er auch in andern Europäischen Staaten, z. B. in England, Frankreich, den Niederlanden, der Schweitz ꝛc. ꝛc.; obgleich in die ersteren Staaten, England, Frankreich, die Maschinen im ganzen Umfange eingeführt wurden, jedoch nicht ohne Störung von Seiten der Handarbeiter, die bis auf die jüngste Zeit fortgedauert hat, und noch oft wiederkehren wird, besonders bei Theurung der Lebensmittel, und dann bei der Hemmung und Ueberfluthung der Gewerbe, worein sich die entlassenen Spinner und Weber geflüchtet hatten, durch Handelssperren ꝛc. — Uebrigens kann man bei der Maschinenspinnerey nicht abläugnen, daß wenn es auf einen gleichen Faden durch das ganze Gespinnst, und auf eine schnell zu liefernde große Menge in einer Manufaktur ankommt, die Maschinen beides leisten. Man sehe auch die Artikel Tuchmanufaktur und Wollenzeugmanufaktur, unter T und W. nach.

In Austheilung der Prämien für Feinwollspinner hat sich nicht nur Preußen ausgezeichnet, sondern auch andere Deutsche Staaten. So z. B. hatte die Königliche Hannöverische Landwirthschaftsgesellschaft in Celle mehrere Belohnungen an Wollspinner ausgesetzt. Wer z. B. während eines Jahres zehn Einwohner oder Kinder in Celle die feine Wollenspinnerey lehrte, und sie zu der Fertigkeit brachte, 29 bis 30 Zählchen aus dem Pfunde zu spinnen, erhielt eine Belohnung von 10 Thalern. Daß die Eltern in Celle, welche viele ihrer Kinder in der Wollenspinnerey solchergestalt zum Fleiß anhielten, daß jedes derselben im nächsten Jahre wenigstens 20 Pfund Wolle, jedes zu 30 Zählchen fein versponnen hat, eine Belohnung von 10 Thalern empfangen sollten. Ferner sollten diejenigen zwei Personen in Celle oder in der Nach-

barschaft dieser Stadt, welche das mehrste, geradeste und feinste Wollengarn für die Celliſchen Manufakturisten binnen Jahresfrist spinnen würden, ein Aufmunterungsgeschenk von 20 Thalern, also jede 10 Thaler, empfangen. Es mußte jedoch in einem ganzen Jahre eine jede nicht unter 60 Pfund gesponnen haben, und das Garn nicht unter 30 Zählchen fein seyn. So wurde auch von der Hannöveriſchen Regierung von Zeit zu Zeit die Taxe bekannt gemacht, nach welcher Flachs und Wolle im Celliſchen Zuchthause gesponnen wurde. Hier führe ich von diesen Taxen nur diejenige vom 20sten Januar 1772, de dato Hannover, an.

Leingarn oder Flachsgespinnst:

Von	2	bis	4	Stück	aus dem Pfunde	1	Mariengroschen	2	Pf.
=	5	=	6	=	=	=	=	1	=	6	=
=	7	Stück		=	=	=	=	2	=	—	=
=	8	=		=	=	=	=	2	=	2	=
=	9	=		=	=	=	=	2	=	4	=
=	10	=		=	=	=	=	2	=	6	=
=	11	=		=	=	=	=	3	=	—	=
=	12	=		=	=	=	=	3	=	2	=
=	13	=		=	=	=	=	3	=	4	=
=	14	=		=	=	=	=	3	=	6	=
=	15	=		=	=	=	=	4	=	—	=
=	16	=		=	=	=	=	4	=	2	=
=	17	=		=	=	=	=	4	=	4	=
=	18	=		=	=	=	=	4	=	6	=
=	19	=		=	=	=	=	5	=	—	=
=	20	=		=	=	=	=	5	=	2	=
=	21	=		=	=	=	=	5	=	4	=
=	22	=		=	=	=	=	5	=	6	=
=	23	=		=	=	=	=	6	=	—	=
=	24	=		=	=	=	=	6	=	2	=

Hedengarn.

Die Hede sei grob oder fein, für jedes Stück 2 Mgr.

Kammwolle.

Ueber den $\frac{7}{4}$ Ellen weiten Haspel, ohne Unterschied,

wie viel Zählchen aus dem Pfunde gesponnen worden, 2 Pf.

Schluddergarn.

Gekratzte Wolle, mit Ausschluß des Kratzlohns über den ¼ Ellen weiten Haspel für 1 Pfd. zu 7 Zählchen und darunter, 1 Mgr. 4 Pf.

Für 1 Pfd. zu 8 und 9 Zählchen, 2 Mgr.

Für 1 Pfd. zu 10 bis 12 Zählchen 2 Mgr. 2 Pf.

Ueber den großen, vier Ellen weiten Haspel.

Von 1 Stück aus dem Pfunde, 2 Mgr.

" 1½ " " " " 2 " 2 Pf.

" 2 " " " " 2 " 4 "

Kniegestrichene Wolle.

Für 1 Pfd. zu 7 Zählchen und darunter, wie gekratzte Wolle, 1 Mgr. 4 Pf.

Für 1 Pfd. zu 8 und 9 Zählchen 1 Mgr. 7 Pf.

Für 1 Pfd. zu 10 und 12 Zählchen 2 Mgr. 7 Pf.

Kratzlohn.

Für jedes Pfd. Schludderwolle 6 Pf.

Die Bezahlung geschah in kassenmäßigen Münzsorten.

Die Materialien zur Spinnerey werden, wenn nicht Aufträge genug da sind, auf Rechnung der Zuchthauskasse angekauft und zu deren Vortheil in Garn wieder verkauft. Das höchste Pensum, 3 bis 4 Stück aus dem Pfunde, ist für eine gute Spinnerinn, wöchentlich 7½ Stück; alten und schwächlichen Personen wird weniger aufgegeben, so wie auch die Feinspinner nicht so viel Stückzahl zu liefern haben. Von den männlichen Züchtlingen werden, weil es ihnen gewöhnlich an Uebung fehlt, nur 4 bis 5 Stück gefordert. Die Arbeit wird gewöhnlich am Montage nach Gewicht ausgegeben, und am folgenden Montage auf gleiche Weise wieder abgenommen, der hierdurch erhaltene Verdienst kommt demjenigen zu gute, auf dessen Kosten die Inhaftirten unterhalten werden, und welcher das Fehlende zuschießen muß. Wird das Spinnerlohn für das Stück 1 gGr. bezahlt, welches

ſich nach der Feinheit des Garns richtet, ſo verdient eine die Woche 7 Stück Spinnende jährlich etwas über 15 Rthlr. Die Arbeit nimmt im Sommer um 5 Uhr ihren Anfang, im Winter etwas ſpäter, wo die Betglocke gezogen und in Gegenwart der Unterbedienten eine Betſtunde gehalten wird.

Auch in den übrigen Staaten Deutſchlands findet man in den Zucht-, Arbeits- und Armenhäuſern gut eingerichtete Anſtalten zum Spinnen des Flachſes, der Wolle und der Baumwolle, z. B. im Preußiſchen Staate in Berlin, Spandow, Straußberg, Brandenburg, Magdeburg, Halberſtadt, Halle, Erfurt, Luckau, Torgau, Breslau, Brieg, Jauer ꝛc. ꝛc.; in Sachſen, in Waldheim, Zwickau und Leipzig; in Weimar; in Meiningen; in Gotha; in Braunſchweig; in Caſſel; in Heſſen-Darmſtadt, in Gieſſen; im Würtembergiſchen, in Ludwigsburg ꝛc.; in Baden, in Manheim; in Bayern, in Augsburg ꝛc.; dann in Hamburg, Bremen, Frankfurt am Main, und an andern Orten, wovon jedoch in den genannten Staaten die größten Anſtalten in den oben genannten Städten ſich befinden. So wird z. B. in dem Zuchthauſe zu Spandau Baumwolle geſponnen, von der jeder Spinner wöchentlich 8 Stück als ein feſtgeſetztes, 6 Stück aus dem Pfunde, liefert. — Ueber die Spinnerey in dem Berliner Arbeitshauſe iſt ſchon oben, S. 552, Einiges geſagt worden. — In dem Magdeburger Zuchthauſe wird Wolle geſponnen. So ſind nach einer ſpecificirten Nachricht vom Jahre 1790, daſelbſt in dem genannten Jahre 4078 Mſtr. Pfund oder 12,234 gewöhnliche Pfund Wolle geſponnen worden, welche eine Summe von 849 Rthlr. 17 Gr. 11 Pf. einbrachten. Der Spinnmeiſter hat kein feſtes Gehalt, ſondern bekommt für jedes geſponnene ſogenannte Meiſterpfund Wolle, welches 3 gewöhnliche Pfund enthält, 1 Gr. 3 Pf., wo-

für er aber die Wolle mit Oel schmelzen muß, um sie zur Verarbeitung tauglich zu machen. — Im Halberstädter Zuchthause wird besonders Flachs und Wolle gesponnen. Das tägliche Pensum ist für die Spinner 25 Schock Flächsengarn oder 40 Schock Wolle, welches mit 20 Pf. bezahlt wird. Mit Kratzwolle verdienen sie wöchentlich an 12 Gr., sonst ist der Verdienst bei diesem Betriebszweige nur 10 Gr., wovon 2 Gr. in die Kasse kommen, und 8 Gr. zur Beköstigung eines Jeden verrechnet werden. — In dem Zuchthause zu Halle wird größtentheils Wolle gesponnen, welche von Manufakturisten ꝛc. heraufgegeben wird. Der Spinnmeister muß hier ganz genau nach einer ihm ertheilten Instruktion verfahren. So muß er die neu eingebrachten Züchtlinge vorher gehörig im Spinnen der Wolle unterrichten, damit sie damit gut umgehen lernen, und weder die Wolle, noch das Werkzeug aus Unwissenheit verderben; dann sollen sie auch gehörig angehalten werden, daß sie ihr festgesetztes Pensum möglichst liefern. Dieses ist täglich beim Wollspinnen auf $1\frac{3}{4}$ Pfd. grobe, $1\frac{1}{2}$ Pfd. mittelfeine oder $1\frac{1}{4}$ Pfd. feine, beim Streichen auf 3 Pfd. grobe oder $2\frac{1}{2}$ Pfd. feine, und beim Krempeln und Reissen auf 12 Pfd. festgesetzt, worüber der Spinnmeister ein Tageverzeichniß führen muß. Dieses Pensum wird gefordert, sobald der Gefangene hinlänglich in der Arbeit unterrichtet worden, und nicht körperliche Schwäche oder Krankheit ihn außer Stand setzen, es zu liefern. Ferner liegt es dem Spinnmeister ob, so viele Wolle, als zur Verarbeitung nöthig ist, anzuschaffen, und wenn sie gesponnen worden, sie wieder gehörigen Orts richtig abzuliefern; dann muß er auch die Wolle, sowohl beim Einholen, als auch beim Abliefern derselben, von den Leuten, welche sie zugehört, in die dazu bestimmten Bücher jedesmal eintragen lassen. Ferner muß er Acht auf

die Spinner haben, daß ſie nicht etwa aus Muthwillen oder Bosheit mit der Wollarbeit, und den dazu nöthigen Inſtrumenten ſchlecht umgehen, daher muß er diejenigen, welche ſich des Frevels ſchuldig machen, ſogleich anzeigen, widrigenfalls ihm der daraus entſtehende Schaden zur Laſt fällt. Die vorzüglich fleißigen und guten Arbeiter ſollen von ihm genannt werden, damit ſolche ausgezeichnet und belohnt werden können, welches um ſo mehr eine Anregung zum Fleiße bei den Andern iſt. Wenn der Spinnmeiſter ſein Amt nach den ihm bezeichneten Punkten überall ein Genüge leiſtet, ſo ſoll ihm nach der Inſtruction nicht nur wöchentlich zu ſeinem Gehalte Ein Thaler aus der Zuchthauskaſſe gezahlt, ſondern ihm auch noch überdies freie Wohnung und das benöthigte Licht, auch das gewöhnliche Holz gegeben werden ꝛc. — In dem Erfurter Zuchthauſe wird beſonders Schafwolle geſponnen. Die weiblichen Züchtlinge müſſen 12 Docken Schafwolle für Zeugmacher ſpinnen, welches das feſtgeſetzte Penſum iſt, womit ſie 18 bis 21 Pf. verdienen, was ſie mehr liefern, wird ihnen beſonders bezahlt. — Im Luckauer Zucht- und Arbeitshauſe wird Wolle für auswärtige Tuchfabrikanten geſponnen, welche die rohe Wolle dazu liefern. Das Penſum für eine Perſon iſt entweder 12 Pfund zu zöſen, oder 6 Pfund zu kämmeln, oder 2 Pfund zu ſtreichen, oder 7 Zahlen Garn zu ſpinnen, womit täglich 2 Gr. verdient wird. — Im Zuchthauſe zu Torgau werden die Sträflinge mit der Baumwollenſpinnerey beſchäftiget. Jeder Spinner muß in der Regel täglich 5 Zahlen oder 5 Strähnen feine Baumwolle ſpinnen, was er über dieſes Penſum arbeitet, bekommt er bezahlt. Die nicht ſo geübt in dieſer Spinnerey ſind, liefern nur 4, oder auch nur 3 Zahlen, und dann giebt es auch noch Spinner, welche gröbere Wolle ſpinnen. Nach

Leonhardi werden durch diese Spinner wöchentlich 110 bis 112 Thaler für das Haus verdient; hiervon wird jedoch das Material abgerechnet. In gewissen Jahren, besonders in dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, unter Sächsischer Hoheit, ist der Verdienst, nach der Gefangenzahl, oft sehr bedeutend gewesen, so betrug er z. B. im Jahre 1782 4136 Thaler, und der reine Gewinn davon 2127 Thaler. Im Hause waren damals ungefähr 250 Gefangene.*) — In den Zucht- und Arbeitshäusern Schlesiens, in Breslau, Brieg, Jauer, wird Flachs und Wolle gesponnen. So spinnen die Züchtlinge in Breslau Wolle für die Tuchmanufakturen an großen Rädern, damit sie zugleich die gehörige Leibesbewegung haben. Nach ihrer Geschicklichkeit zösen, kämmeln, streichen und spinnen sie die Wolle. Die Arbeitszeit ist des Morgens von fünf Uhr an, bis 11 Uhr des Vormittags, und dann von 12 Uhr bis des Abends um 8 Uhr. In dem Brieger Arbeits- und Zuchthause wird Baumwolle gesponnen, die man noch zu Anfange dieses Jahrhunderts aus Wien bezog, im Durchschnitt jährlich einige 60 Ballen; hiervon war der kleinste Theil im Hause, der größte aber auf den Böhmischen Kolonien Hussinitz, Prittwitz, Bodenbrug, Münchhausen, Friedrichsgrätz, und Groß-Friedrichs-Tabor versponnen; auch wurde bei dem damaligen Infanterie-Regiment von Götzen in Glatz eine Spinnerey etablirt. Die gesponnenen Garne wurden auf 50 Stühlen durch Züchtlinge verarbeitet, und jährlich im Durchschnitt tausend Stücke von verschiedener Güte und Länge geliefert, welche der Commerzien-Rath Rummel in Breslau abnahm, mit welchem jährlich ein neuer Contrakt unter der Bestätigung der damaligen Königlichen Kammer geschlos-

*) Schmieder, Polizeyverfassung des Churfürstenthums Sachsen, S. 714.

sen ward. — In dem Jauerschen Zuchthause wird nur größtentheils Schafwolle für die Goldberger Tuchmacher gesponnen, wodurch diese ehemals besonders in den Stand gesetzt wurden, die Tücher zu geringeren Preisen verkaufen zu können, als andere Meister ihres Gewerbes. Der zösende Züchtling muß täglich 4 Stück, der kammelnde oder kämmende auch 4 Stück, der streichende 1½ Stück, der Spinner 5 Haspeln, und der Weifer 4 Stück fertigen. Dieses Pensum nimmt so viel Zeit weg, daß nicht leicht Einer etwas darüber arbeiten kann. Das Spinnen fängt im Sommer des Morgens um 4, und des Winters um 6 Uhr an, und dauert bis des Abends um 8 Uhr. Derjenige Züchtling, der die zum Arbeiten täglich bestimmte Zeit zur Vollendung seiner Aufgabe nicht braucht, hat auch nicht länger zu arbeiten nöthig. Verstattet die körperliche Beschaffenheit eines Züchtlings, ihm nicht die ganze Arbeitszahl zu verfertigen, so wird er auf ¾ oder die Hälfte derselben angestellt. — Im Waldheimer Zucht- und Armenhause ist die Hauptbeschäftigung der Züchtlinge die Baumwollenspinnerey. Hierzu wird theils ordinaire oder Macedonier, theils feine oder Berbicer-Baumwolle geliefert. Aus jener wird à Pfund 12 bis 16 Zahlen, aus dieser 30, 40, 60, und wohl noch mehr Zahlen lange Weife zu 4 Dresdner Ellen gesponnen; kurze Weife, welche ebenfalls eingeführt ist, nach 3 dergleichen Ellen, giebt verhältnißmäßig mehr. Jede Zahl enthält 10 Gebind, und jedes Gebind 40 Fäden bei der langen, so wie bei der kurzen Weife; und so beträgt das ordinaire Pensum bei der langen Weife täglich 3 Zahlen 3 Gebind, bei der kurzen 4 Zahlen 4 Gebind. Diejenigen Züchtlinge, welche Vergehungen wegen die Strafzahl spinnen müssen, liefern täglich 1 Zahl und 1 Gebind mehr. Die 3 und 4 Gebind werden des Weifens wegen mehr

gesponnen, da um der Ordnung willen besondere Weifer angestellt sind. Nach diesen verschiedenen Gespinnsten und Weifen ist auch die Bezahlung verschieden. So wird für eine Zahl feine Baumwolle und Gespinnste lange Weife 5½ und 6 Pfennige; für eine dergleichen kurze Weife 4½, auch 5 Pfennige; für eine Zahl ordinaire Wolle und Gespinnste lange Weife 4½ und 5 Pfennige, für eine dergleichen kurze Weife 3½ bis 4 Pfennige bezahlt. Gute Spinner liefern täglich auch 5 und 6 Zahlen ab, und dafür wird ihnen zur Ergötzlichkeit 1 oder 1½ Pfennige p. Zahl gutgeschrieben, wobei das Haus noch gewinnt. Ein Krempler oder Streicher muß von beiden Sorten Wolle täglich 3 Pfund gut gekrempelt liefern. Jedes Pfund wird mit 1 Gr. bezahlt. In früheren Zeiten war die Fabrikarbeit ausgethan, man hat aber nach der Zeit eingesehen, daß man dabei verlor; man hat daher später eingeführt, daß einem Jeden, der Baumwolle einliefert, gegen sofort baare Bezahlung bei der Abholung des Garnes gesponnen wird; und diese Einrichtung hat sich bewährt gefunden, denn man hat, da die Fabrikstädte Chemnitz, Mittweyda, Frankenberg in der Nähe liegen, keinen Mangel daran gehabt, es hat vielmehr in der Zeit vor 1806 immer nicht genug geliefert werden können, und das Haus hat auch gegen die vorige Einrichtung gewonnen. — In dem Zwickauer Zucht- und Arbeitshause wird Wolle und Baumwolle gesponnen. In diesen Spinnereyen ist kein bestimmtes Pensum festgesetzt, das Spinnen geschieht hier nach der Feinheit des Fadens, 3 bis 7 Zahlen täglich. Die Wahl in der Arbeit, im Krempeln, Zupfen und Spinnen steht Jedem frei, nur hatten die Feinspinnereyen die meisten Vortheile. Leonhardi und Schmieder, Erster in seiner Geographie der Sächsischen Lande, und Letzterer in seiner

Polizeyverfassung versichern, daß sich im verwichenen Jahrhunderte, im Jahre 1782, der Verdienst der Züchtlinge überhaupt auf 2454 Thaler, der reine Gewinn aber auf 1822 Thaler belaufen habe. Es waren damals ungefähr 150 Züchtlinge im Hause. Ungeachtet die Selbstunterhaltung von dergleichen Instituten durch Arbeitsverdienst, der besonders wegen des Fabrikspinnerlohnes so schwankend ist, bei einer kleinern Anzahl, als 400 Personen, fast unmöglich wird, so ist doch das Zwickauer Haus diesem Ziele am nächsten gekommen. Der Hausverwalter Kontz dieses Arbeitshauses bediente sich bei der Anweisung zum Spinnen bei denjenigen in das Zuchthaus gelieferten Zöglingen, die etwa durch Feuerarbeit, z. B. Schmiede, Schlosser, und andere Beschäftigungen, sehr harte, hornige Finger haben, denen das äußere Gefühl fehlt, folgenden Mittels. Er ließ sie nämlich, zur Verbesserung des zum Grob- und Feinspinnens so nothwendigen Gefühls, dann und wann die hornigen Theile der Hände und Fingerspitzen auf einem weichen Ziegelsteine abreiben, wodurch die hornige Haut ohne widrige Empfindung sich verliert. Und so lernten sie in vierzehn Tagen, unter seiner Anweisung, das feinste Garn spinnen. — In dem Leipziger Zucht- und Arbeitshause ist eine Schafwollenspinnerey in vier Stuben in folgender Vertheilung auf die Personen: Eine Stube Mannspersonen, Katholiken und Protestanten beisammen, eine Stube Juden, eine Stube mit katholischen Weibspersonen, und eine Stube mit protestantischen. Das Wollspinnen geschieht für die Tuchmacher, und jede Person, die Wolle spinnt, liefert wöchentlich 5 ordinaire Pfund, dabei wird mehr auf die Güte der Arbeit, als auf das Quantum gehalten. Daß man weniger auf Letzteres sieht, soll lokale Ursachen haben. Die Zeit der Arbeit dauert von des Morgens um 6, im Win-

ter von 7 bis des Abends 6 Uhr; es wird auch des Abends, wenn die Arbeit nicht dringend ist, etwas eher frei gegeben. Mittags haben sie eine Stunde frei. Gelegenheit für immer durch fleißiges Arbeiten über die vorgeschriebene Zahl etwas zu verdienen, haben die Züchtlinge nicht in diesem Zuchthause, weil es in Leipzig zu dergleichen Arbeiten so viele Leute giebt, daß das Haus nicht leicht mit Arbeit überhäuft wird, und daher oft genöthiget ist, diese wenige zu vertheilen, um Alle zu beschäftigen, als sie zu verdoppeln; und daher rührt auch wohl die Mehrbeachtung der Qualität, als der Quantität, und dann auch das frühe Aufhören, der frühe Feierabend, weil es an Arbeit fehlt; denn in andern oben angeführten Arbeitshäusern, wird nicht nur früher angefangen, sondern auch später aufgehört, und daher arbeiten im Leipziger Zuchthause auch die Gefangenen bei kurzen Tagen, im Winter, nur bis es dunkel wird, um die Ausgaben an Oel und Licht zu ersparen, weil diese nicht mit dem Ertrage der Arbeit in Verhältniß stehen. In den Jahren der Theuerung, 1771 und 72, wurde dieserhalb schon eine Tuchmanufaktur im Zuchthause, von dem damaligen Vorsteher des Hauses, dem Handelsmanne und Baumeister Krapp, angelegt. Dieser berief den oben genannten Hausvater, einen gelernten Tuchmacher, in das Haus, welcher Verwalter der ganzen Manufaktur ward, und die Oekonomie des Hauses dabei mit versah. Es ist kein Pacht, sondern Alles geht auf Rechnung des Hauses. Die Manufaktur liefert hauptsächlich die gröberen Tücher, die der Rath in Leipzig für Waisenhäuser, arme Versorgte, und Züchtlinge des Hauses, für die Stadtsoldaten ꝛc. verbraucht; sie verfertigen aber auch auf Bestellung feinere Tücher, Tüffel und Halbtuch. Die Manufaktur bestand damals aus drei Stühlen, deren wenigstens zwei immer gangbar waren, und von

zwei in Lohn genommenen gelernten Tuchmachergesellen bearbeitet wurden. Außerdem ist ein ehemaliger Tuchmachermeister, als Versorgter, zur Aufsicht über geringere Handarbeiter, die dabei mit beschäftiget sind. Gefangene und arme Versorgte müssen Wolle lesen, spinnen, und andere Vorarbeiten verrichten, die dabei nöthig sind. Auch wird die Wolle im Hause selbst gefärbt. Durch diese Manufaktur im Hause der Leipziger Züchtlinge, eröffnet sich manche Hülfsquelle zur Ernährung der Gefangenen; auch muß die Einnahme doch so beschaffen gewesen seyn, daß, wenn nicht ein Gewinn geblieben ist, doch die Ausgaben gedeckt worden sind, weil sich die Manufaktur selbst in den Jahren der Theuerung erhalten hat, ja, daß sie sogar mehrere Hände von mehr oder weniger Geschicklichkeit brauchen und beschäftigen konnte. Die Bilanz von der Einnahme und Ausgabe soll, außer den Vorgesetzten und dem Hausvater, nicht so leicht Jemand erfahren. Kommt bisweilen der Fall, daß ein Privatmann, der Arbeit dahin giebt, Beschleunigung derselben verlangt, und deswegen eine Aufmunterung an Gelde reicht, so wird diese den Gefangenen ganz gelassen, und unter sie vertheilt. — In den Zucht- und Arbeitshäusern zu Weimar, Meiningen und Gotha, werden in den beiden Ersteren die Züchtlinge weniger mit Spinnen, sondern hauptsächlich mit dem Holzspalten beschäftiget; nur in dem Letzten, in Gotha, wird Flachs und Schafwolle gesponnen. Den Spinnern liefert das Werkhaus gewöhnlich Flachs, und bezahlt für 2 Pfd., die ihnen zum wöchentlichen Pensum in der Regel aufgegeben sind, 8 Gr. Vom Ueberverdienst bekommen sie $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ das Haus. — In dem Werk- und Zuchthause zu Braunschweig sind Baumwollen- und Schafwollenspinnereyen, dann Seidenhaspelanstalten. Mit der Baumwolle und der Seide sind

besonders die weiblichen Gefangenen beschäftiget. Die Schaf- und Baumwolle wird hier geschlagen, gekrempelt und gesponnen. Von den männlichen Züchtlingen beschäftigen sich viele in der mit diesem Hause verbundenen Manufaktur mit dem Linnen, Drell-, Beetparchent-, Futterparchent-, Flanell-, Kleider-, Linnen- und Baumwollenzeug-, Tücher- und Deckenweben, ꝛc. ꝛc. Das Werkhaus hat als eine öffentliche Anstalt das Recht, die in demselben verfertigten Waaren einzeln zu verkaufen. Die Linnen- und Wollenwaaren werden unter der Aufsicht des Werkmeisters, der ein Mitglied der Leinweber-Gilde ist, verfertiget; die Lehrlinge des Werkhauses werden bei dieser Gilde ein- und ausgeschrieben, damit sie ihre Gewerbe treiben können. Auch in dem Zuchthause zu Bayreuth ist, außer der Spinnerey in Flachs, Baumwolle ꝛc., auch mit dem Hause eine Manufaktur verbunden, wo man auch Kinder von Eltern aus der Stadt in die Lehre nimmt, welches aber viele Menschenfreunde, mit Recht, nicht billigen wollen, weil solches auf junge Gemüther einen üblen Eindruck machen könnte. — In dem Zuchthause zu Kassel wird Flachs, Baumwolle und Schafwolle gesponnen. Die Arbeiten nehmen früh um 5 Uhr ihren Anfang, und dauern bis Abends um 7 Uhr. Eine Stunde bleibt zur Mahlzeit übrig. Es wird hier kein Pensum aufgegeben, weil es oft an Arbeit fehlt. Das Spinnhaus der weiblichen Verbrecher ist von dem Zuchthause getrennt, oder steht in gar keiner Verbindung mit demselben. — In dem Gieſſener Zuchthauſe ist eine Wollenspinnerey, um die weiblichen Gefangenen zu beschäftigen. — In dem Zuchthause zu Ludwigsburg, im Würtembergischen, beschäftigen sich die Züchtlinge mit der Wollarbeit, indem eine Wollen- oder Tuchmanufaktur damit verbunden ist. Die Männer verrichten das Schlagen und Schmel-

fen, Schlumpen und Streichen der Wolle, und die Weiber ſpinnen ſie. Den Wollarbeitern wird täglich ihr Tagewerk zugewogen, und beim Abliefern wieder nachgewogen. Ein vermeidlichen Fehler wird geahndet, dagegen erhalten diejenigen, welche etwas über das beſtimmte Penſum arbeiten, eine Belohnung an Geld, welches ihnen zu ihrem künftigen nöthigen Gebrauche und einiger Recreation urkundlich aufbewahrt, und wenn etwas bei ihrer Entlaſſung noch davon übrig iſt, es ihnen auf den Weg gegeben. Denjenigen, die ſich durch Treue und Fleiß bei der Arbeit auszeichnen, iſt noch überdies Verkürzung der Strafzeit und andere Erleichterungen zugeſichert. — In dem Mannheimer Zuchthauſe iſt die Einrichtung getroffen worden, daß die Züchtlinge ihr eignes Handwerk treiben können, welches ſie gelernt haben, theils müſſen ſie auch in den Fabriken und Manufakturen des Zuchthauſes arbeiten. Man unterhält hier eine Kartenfabrik, eine Schnupftabaksfabrik, eine Leinwand- und Wollenmanufaktur. In den beiden Letzteren wird das grobe Leinen zu den Hemden, und das gemeine Tuch zu den Kleidern der Gefangenen und Waiſenkinder verfertiget. Die Fabrikate der beiden Erſteren werden auswärts debitirt. Außer den genannten Fabriken und Manufakturen iſt auch eine Schuſterey, Schneiderey, und Bäckerey beim Hauſe.

Alle Arbeiter müſſen an den Arbeitstagen um 4 Uhr aufſtehen, nach gehaltener Andacht ſich an die Arbeit verfügen, und dieſe mit allem Fleiße und mit aller Sorgfalt verrichten; ſie auch mit dem angefangenen Eifer bis zu den Feierſtunden fortſetzen, worüber der Aufſeher zu wachen hat. — In dem Zuchthauſe zu Augsburg iſt eine Wollenſpinnerey. Ein vorgeſchriebenes Penſum haben die Arbeiter beim Spinnen hier nicht; ſie arbeiten vom Morgen bis in die Nacht, nur Mittags von 12 bis 1 Uhr iſt frei.

Diejenigen Individuen, die sich bei der Arbeit besonders auszeichnen, erhalten des Tages zweimal Bier, und dann und wann etwas an Geld; sonst wird der Mehrfleiß hier nicht belohnt, wie in andern Zuchthäusern. — In dem Hamburger Zuchthause wird Flachs und Wolle gesponnen, weil es, wie auch schon oben, S. 619, angeführt worden, eine Leinwand- und Tuchmanufaktur besitzt. Sowohl für das Tuchweben und Leinwandweben, als auch für das Spinnen und die übrigen Arbeiten dabei, ist ein gewisser Lohn bestimmt, der den Züchtlingen alle vierzehn Tage, in Gegenwart von drei Verwaltern, bezahlt wird. Dieser Lohn ist ungefähr ¼ dessen, den man außer dem Zuchthause für diese Arbeit giebt. So z. B. für das Wollspinnen, zu Raschen, 2 Schillinge. Wer unter 1 Pfund spinnt, bekommt zum Lohne nichts. Beim Wollspinnen auf das große Rad erhält der Züchtling für das Pfund kurze, weiße Wolle 1 Schilling 6 Pfennige, und für das Pfund zu schrobbeln und kratzen 1 Schilling. Für die Mittel-Bandwolle 9 Pfennige p. Pfund, und eben so viel für das Schrobbeln und Kratzen dieser Wolle; für die Ausschußwolle zu spinnen 6 Pfennige p. Pfund, und eben so viel für das Schrobbeln und Kratzen. Wer unter 4 Schillinge der Löhnung arbeitet, bekommt nichts, und zu schrobbeln und kratzen unter 12 Schillinge der Löhnung nichts. Für das Kämmen der Wolle wird für jedes Pfund 9 Pfennige gezahlt, wer unter 20 Pfund der Löhnung gearbeitet hat, bekommt nichts. Beim Wollsortiren bekommt der Erste fürs Sortiren, als Lohn, 1 Mark, die vier folgenden Personen erhalten jeder, als Lohn, 3 Schillinge. Diejenigen, welche ½ Jahr dabei gewesen sind, erhalten, jeder, 4 Schillinge, und wenn sie unter ½ Jahr dabei gewesen sind, 2 Schillinge ꝛc. Die Flachsspinner erhalten für jedes Pfund Flachs 1 Schilling, wenn sie unter 3

Pfund, als die zur Löhnung ſich eigende Quantität, geſponnen haben, erhalten nichts; eben ſo beim Hanf- oder Heedengarn, von 1 Pfund bis 2 Pfund das Stück; wer unter 4 Stück, als die Löhnung, arbeitet, bekommt nichts. Dann werden auch noch Lunten, Feulgarn ꝛc. geſponnen; auch von Baumwolle Dochtgarn, wofür für das ordinaire 1 Schilling und 3 Pfennige, und für das feine 1½ Schillinge für das Pfund, und für feines Baumwollengarn zu Betttüchern 3 Schillinge das Pfund bezahlt wird. Im Winter iſt die Taxe vom Spinnen ½ Pfund weniger die Löhnung. Die Arbeitszeit iſt im Sommer von 6 bis Abends 8½ Uhr, mit Berückſichtigung der Mittagszeit; im Winter von 7 bis des Abends 9 Uhr. So viel, als möglich, wird hier darauf geſehen, daß eine Perſon nicht in 14 Tagen zweierlei Arbeit, die beide nicht Stück-, ſondern Löhnungsweiſe taxirt ſind, verrichte; geſchieht es aber einmal, ſo ſoll der Lohn für jede Arbeit pro rata der dazu angewandten Zeit gerechnet werden. Die Angehenden, ſo wie diejenigen, welche in die Lehre genommen oder beim Spinnen unterrichtet werden, ſind von den hier beſtimmten Strafen, bis ſie in der Arbeit geübt ſind, befreiet oder ausgenommen, welches in der Lohnrolle bemerkt wird. Die Löhnung geſchieht, wie ſchon oben bemerkt worden, alle 14 Tage, es wäre denn, daß ein Feſttag, oder die Verwalter ſolche auszuſetzen nöthig finden, wo dann 14 Tage darauf, alſo für vier Wochen auf einmal gelohnt wird. Von dem oben angeführten Lohne der Spinner und Spinnerinnen wurde der 4te Theil von denjenigen, welche 4 Schillinge und darüber erhalten haben, einbehalten, in der Rolle notirt, und alle Vierteljahr in ein beſonderes Regiſter getragen. Den Eigenthümern wurde dann zu nothwendigen Bedürfniſſen, wenn ſie krank waren oder einige Kleidungsſtücke zu haben wünſchten, nicht aber zu Eßwaaren ꝛc.,

wozu das ausgezahlte $\frac{3}{4}$ Theil hinreicht, vom Verwalter etwas gereicht, aber bei ihrer Entlassung aus dem Zuchthause der bleibende Ueberrest ausgezahlt. Wer unter 4 Schillinge zu genießen hat, bekommt den vollen Lohn. Jetzt bekommen aber auch die übrigen ihren vollen Lohn, und es wird nichts mehr einbehalten, damit sie damit schalten und walten können, wie es ihnen beliebt. Ehemals bekamen diejenigen, die nicht zwei Monate im Hause geblieben waren, gleich darauf keinen Lohn, aber auch dieses ist abgeschafft. Jeder empfängt jetzt dasjenige, was er verdient hat, nur der Unfleiß wird durch eine Nichtlöhnung bestraft. — In dem Bremer Zuchthause ist eine Wollenspinnerey, auch werden darin Haare von Pferden, Kühen und Ziegen gesponnen. Das Wollspinnen verrichten größtentheils die weiblichen Züchtlinge. Alle Gefangenen haben nur ein mäßiges Pensum, so daß sie bei einigem Fleiße weit mehr arbeiten können; dieserhalb stehen sie auch nicht zu früh auf, und legen sich auch nicht so spät, wie in anderen Zuchthäusern, z. B. in Hamburg, zu Bette. Was sie über ihr Pensum arbeiten, wird ihnen vom Hause bezahlt. — In dem Zuchthause zu Frankfurt am Main wird Hanf gesponnen; das Pensum davon ist täglich $\frac{3}{8}$ Pfund. — Ueber die Spinnereyen in den Zucht- und Arbeitshäusern des Oesterreichischen Staates fehlen mir die nöthigen Quellen, jedoch läßt sich vermuthen, daß sie in Hinsicht der Wollen-, Baumwollen- und Flachsspinnereyen so ziemlich dieselben Einrichtungen der übrigen oben erwähnten Deutschen Zucht- und Arbeitshäuser haben werden. Der bekannte Engländer John Howard, der sich um die Verbesserung der Gefängnisse, Zucht- und Arbeitshäuser, zum Besten der Leiden seiner Mitmenschen, sowohl seines Vaterlandes, als auch anderer Länder, ein unsterbliches Verdienst erworben hat, und

der auch die Oesterreichischen Länder in dieser Hinsicht unter der Regierung Josephs des Zweiten durchreisete, hat sich zu dem erwähnten Monarchen, zu Gunsten dieser Anstalten in dessen Staaten eben nicht ausgelassen, indessen betrifft dieses wohl mehr die innere Einrichtung und die Behandlung der Gefangenen, als ihre Beschäftigung in den Spinnereyen, in den Arbeiten in Wolle, Baumwolle, und Leinen.

Was die Spinnereyen in den Zucht- und Arbeitshäusern der mit uns verwandten Schweitz anbetrifft, so kann man sie den Deutschen Häusern dieser Art an die Seite setzen. Nur einige Kantons in der Schweitz haben Zucht- und Arbeitshäuser, wie Zürich, Basel und Bern; warum die übrigen Kantons keine dergleichen für das Wohl der Menschheit so nützlichen Anstalten besitzen, findet man, nach Wagnitz, *) der sich viele Mühe um Aufklärung über die Einrichtungen der verschiedenen merkwürdigsten Zuchthäuser Deutschlands und der Schweitz zu erhalten gegeben hat, nicht angeführt. Die Arbeiten in dem Züricher Zuchthause bestehen größtentheils im Spinnen der Baumwolle; auch werden Musseline und seidene Zeuge darin gewoben. Auch werden von einigen Züchtlingen Kleider und Schuhe für das Haus gemacht. Alte und kränkliche Personen lesen die Baumwolle, und messen rothe Schnüre in kleine Bünde ab, welche die Züricher Kaufleute auf's Land zu Haarschnüren verkaufen. Alle diese Beschäftigungen wirken in so fern sehr wohlthätig auf die Züchtlinge, weil sich mancher derselben von einer hier erlernten Arbeit in der Folge bei seiner Entlassung

*) Historische Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland ꝛc. Von H. B. Wagnitz. 2 Bde. Halle, 1791 und 92. — Aus diesem vortrefflichen Werke habe ich Vieles entlehnt, was über die Spinnereyen in diesen Häusern in den oben im Texte angeführten Orten ist gesagt worden. Kh.

aus dem Hause sein Brod erwirbt; so wie es auch in mehreren der oben angeführten Zucht- und Arbeitshäuser Deutschlands der Fall ist. Die Arbeit der Züchtlinge beginnt des Morgens nach 4 Uhr, wenn sie sich angekleidet, gewaschen und ihre Andacht verrichtet haben, und dauert bis des Abends um 9 Uhr, jedoch mit der Unterbrechung, daß sie um 7 Uhr des Morgens das Frühstück, um 12 Uhr das Mittagsessen, um 4 Uhr das Vesperbrod, und um 7 Uhr das Abendbrod, eine Suppe, erhalten. Das Pensum der Arbeit ist hier ungleich und richtet sich nach der Geschicklichkeit und den Kräften des Arbeiters. Das stärkste ist, daß sie täglich vier Schneller des reinsten Baumwollengarns spinnen, und innerhalb drei Wochen ein Seidengewebe von 50 bis 60 Ellen vollenden, welches an einige Kaufleute, die mit der Zuchthaus-Kommission einen Contract auf 6 Jahre geschlossen hatten, abgeliefert ward. Die Mehrarbeit des Züchtlinges wird ihm vergütet, und das Geld aufbewahrt, welches er dann in einzelne kleine Spenden, um sich gütlich zu thun, oder um damit andere Bedürfnisse zu befriedigen, sich z. B. Schnupftabak ꝛc. zu kaufen, erhält. Das Uebrige wird ihm bei seiner Entlassung ausgezahlt. Im Durchschnitt wird hier bei der Arbeit nur darauf gerechnet, daß so viel, als möglich, die Unkosten zur Erhaltung der Züchtlinge ꝛc. gedeckt werden; denn wenn es gleich mehrere Züchtlinge giebt, die durch ihre Arbeit dem Hause Nutzen schaffen, so giebt es auch wieder Viele, die durch ihre Kränklichkeit und Untüchtigkeit zur Arbeit, viele Unkosten verursachen. So z. B. verdienten im Jahre 1791 22 von 50 Züchtlingen 1200 Gulden, und die übrigen Alle nur 200 Fl. — Im Baseler Zuchthause wird Wolle und Flachs gesponnen. Die männlichen Züchtlinge kratzen und spinnen Wolle, und die weiblichen Flachs. Wer in das Zuchthaus kommt,

und ein Handwerk erlernt hat, kann auch dieſes betreiben, ſobald ſich Gelegenheit dazu findet, z. B. Schuhmacher und Schneider müſſen für die Waiſenkinder Kleider und Schuhe machen, auch die zerriſſenen ausbeſſern ꝛc. Ein gewiſſes Penſum haben ſie bei der ihnen ertheilten Arbeit nicht; ſie arbeiten im Sommer von des Morgens 5 Uhr bis um 10 Uhr, wo ſie eſſen, und dann von 11 Uhr wird wieder zu arbeiten anfangen, und ſolches bis 6 Uhr Abends fortgeſetzt. Sie erhalten jedoch in dieſer Jahreszeit eine Erholungsſtunde. Im Winter arbeiten ſie von 6 Uhr des Morgens, bis die Nacht einbricht; des Sonntags arbeiten ſie nicht. — Ueber das Berner Zuchthaus finde ich in Hinſicht der Spinnereyen nichts angemerkt.

Dieſes wäre nun Alles, was ſich über die Spinnereyen in den Zucht- und Arbeitshäuſern in Deutſchland und in der Schweitz ſagen ließe; denn über die Arbeits- und Zuchthäuſer anderer Reiche Europas, wie in England, Frankreich, in den Niederlanden, in Spanien, Italien, Rußland, Schweden ꝛc., in ſo weit ſie Howard in den beiden zuerſt genannten Reichen bei ſeiner Muſterung der Gefängniſſe ꝛc. gefunden, ſo wie in den anderen Reichen ſie Reiſende beſchrieben haben, kann hier weiter nichts geſagt werden, weil dieſes dieſen Gegenſtand hier zu weit ausdehnen würde, und es hier genug iſt, ſich auf Deutſchland und die Schweitz zu beſchränken, die uns zunächſt angehen oder unſere Aufmerkſamkeit beſonders feſſeln müſſen. Auch iſt die Einrichtung, wie man aus den Arbeiten im Woll- und Flachsſpinnen in den oben angeführten verſchiedenen Arbeits- und Zuchthäuſern Deutſchlands und der Schweitz erſieht, ſo ziemlich dieſelbe, und weicht ſie nur in der Aufgabe, in der Zeit, in welcher des Tages gearbeitet wird, und in dem, was durch die Arbeit verdient wird ꝛc. ab, und auf eine

gleiche Weise, wenn auch nicht in demselben Grade ihrer Arbeiten, kann man auch die Arbeiten in den Arbeits- und Zuchthäusern der oben angeführten Reiche beurtheilen, obgleich bei Vielen nicht die Humanität in dem vorhanden ist, was die Arbeiter, die Züchtlinge durch ihre Anstrengung im Fleiße mehr verdienen, es ihnen zu gute kommen zu lassen. Auch die Spinnereyen und Webereyen, besonders aber Erstere, in diesen Häusern beweisen, wie wichtig die Handarbeit in diesem Zweige auch hier ist, und welchen Nachtheil die Maschinen auch hier darauf ausüben. Schon das oben S. 689 angeführte Leipziger Zucht- und Arbeitshaus beweiset, daß die Züchtlinge darin aus Mangel an Arbeit nicht haben hinlänglich beschäftiget werden können, weil es zum Spinnen und Weben so viele Leute in der Stadt giebt, daß kein solcher Ueberfluß an Arbeit ist, der diesem Hause zugeführt werden könnte, und dieses war in einer Zeit, wo die Handarbeit noch blühete, oder noch im Flore war, und wie steht es jetzt darum, bei den mannigfaltigen Einwirkungen von allen Seiten auf diese Zweige? Uebrigens bezieht sich Alles, was oben über die Spinnereyen in den Städten Deutschlands und in der Schweitz gesagt worden ist, noch auf die Zeit vor dem Französisch-Preußischen Kriege 1806; nach dieser, in der neuesten Zeit, hat sich gewiß Manches, was auf diesen Manufaktur-Zweig Bezug hat, hier geändert.

Was die Baumwollenspinnereyen anbetrifft, so hat hierin die Regierung weniger ihre Sorge auf irgend eine Veredlung des rohen Produktes zu verwenden, weil die Baumwolle ein ausländisches Produkt ist, das in Deutschland nicht angepflanzt werden kann, weil das Klima dessen Anbau nicht günstig ist, und es daher den Mannfakturen durch den Handel zugeführt wird; es also jedem Manufaktur-Inhaber überlassen bleibt, von woher er seine Baumwolle am

vortheilhafter stets zu beziehen gedenkt, und eben so ist es auch bei der Verarbeitung derselben, beim Spinnen, Weben ꝛc. — Ueber diesen Artikel, die Baumwolle und der Baumwollenspinnerey, wird noch Manches, wie auch schon oben, S. 524., angeführt worden, unter Wolle und Wollenspinnerey, in W, vorkommen. Uebrigens sind hierher auch die Artikel Manufakturen und Fabriken, Th. 84, S. 10 u. f., und Manufaktur-Zweig, daselbst, S. 219 u. f. nachzulesen.

Was das Garnspinnen auf dem Lande in denjenigen Staaten und Provinzen Deutschlands anbetrifft, worin die Erbunterthänigkeit noch nicht aufgehoben worden ist, so ist es eine gleichmäßige allgemeine Schuldigkeit, daß die zum Handdienste verpflichteten Weiber und Mädchen spinnen. Auch müssen sie sich die dazu nöthigen Werkzeuge selbst anschaffen, und auf ihre Brauchbarkeit sehen, worauf auch der Herrschaft, ein Auge zu haben, zusteht, weil von guten Werkzeugen, auch das gute Spinnen, also auch die Güte des Garns abhängt. An den Orten, wo das Garn noch auf der Spille gesponnen wird, wie z. B. bei uns in Preußen, in der Provinz Schlesien, da ist ein solches Werkzeug auch nur einfach, so daß hier ein jeder Bauer, ohne deshalb die geringste Ausgabe zu machen, es selbst verfertigen kann, außer daß er etwa den Drechsler für ½ Dutzend Spillen jährlich einige Groschen giebt. Wo aber zum Garnspinnen Räder gebraucht werden, da kostet die Anschaffung eines solchen Rades, nebst den andern dazu erforderlichen Geräthschaften schon mehr, und daher ist es wohl eine Billigkeit der Herrschaft, daß sie dergleichen Räder anschafft, wenn die Dienstleute nicht dergleichen schon haben sollten, weil man ihnen wohl nicht zumuthen kann, daß sie sich auch Räder zum Dienste der Herrschaft anschaffen sollen, da sie schon den Dienst im

Spinnen leiſten. Dieſe Räder dienen dann auch bloß zum Spinnen für die Herrſchaft, und müſſen, wenn nicht im Hauſe derſelben geſponnen wird, nach den dazu beſtimmten Oertern, Spinnſtuben, ꝛc. ꝛc. abgeholt werden. Wenn ſich die Dienſtleute die Spinngeräthſchaften ſelbſt anſchaffen, dann hat eigentlich die Herrſchaft auf die Güte dieſer Werkzeuge eben nicht zu ſehen, wenn nur das beſtimmte Garnquantum in gehöriger Güte abgeliefert wird; nur darauf iſt zu ſehen, daß ſie ſich nur einerlei Werkzeuge bedienen, entweder Räder, oder Spillen, damit das Geſpinnſt egal werde. Ob nun das Spinnen von den Dienſtleuten männlichen und weiblichen Geſchlechts verrichtet wird, oder bloß von dem Letztern, hängt von dem einmal eingeführten Gebrauche auf einem Gute ab; doch gehört das ganze Flachsgeſchäft, die ganze Flachsarbeit, wenn nämlich der Flachs geerndtet worden, dem weiblichen Geſchlechte an, welches ſich auch das Vorrecht darauf nicht gern nehmen läßt. Indeſſen ſind viele Gutsbeſitzer, Landwirthe ꝛc. dafür, daß auch das männliche Geſchlecht, wie die Weiber, recht gut dazu gebraucht werden könnte, und auch dazu gebraucht wird, wo nämlich die Erbunterthänigkeit noch beſteht. Ein Schriftſteller ſagt darüber: In vielen Gegenden, z. B. in einem Theile von Schleſien, und auf dem dortigen Gebirge, wird das Garnſpinnen gewöhnlich von Mannsperſonen verrichtet. In den langen Winterabenden ſieht man daſelbſt den Wirth, ſeine Kinder und den Knecht mit der Spindel ſitzen. Außer dem Nutzen, den dieſes dem Eigenthümer in ſeiner Wirthſchaft ſtiftet, hat eine ſolche Gewohnheit auf den moraliſchen Zuſtand der Landleute einen weſentlichen Einfluß. Es ſind nur wenige Stunden, daß die Landleute auf dem Felde in den kurzen Sommertagen in den gewöhnlichen Wirthſchaftsgeſchäften Verrichtungen haben; ſobald dann der Abend anbricht, und

die Fütterung des Viehes vollbracht iſt, ſind ſie ohne Beſchäftigung, und ſie wiſſen dann oft nicht, was ſie beginnen ſollen, da nicht immer Handarbeiten, die in der Stube vorgenommen werden können, vorhanden ſind. Diejenigen, die unter ihnen noch am ordentlichſten ſind, ſtrecken ſich auf der Ofenbank aus, und bringen ihre Zeit mit ſchlafen zu, wodurch ſie denn zuletzt, nach dem gemeinen Ausdrucke, verloddern und träge werden. Viele aber von ihnen, ja wohl die meiſten, bringen ihre Zeit in dieſen müßigen Stunden in den Krügen und Wirthshäuſern zu, um daſelbſt zu trinken, zu ſchwelgen und ihr Geld zu verthun. Dagegen hat man in den Gegenden, wo das Spinnen beim männlichen Geſchlechte eingeführt iſt, dieſes nicht ſo zu befürchten, weil ſolches dann nicht in den langen Winterabenden müßig gehen darf, ſondern immer ſeine Beſchäftigung hat. Dieſerhalb waren auch unter Friedrich dem Großen Prämien für gute Spinner unter den Landleuten ausgeſetzt, um die jungen Landleute zum Spinnen zu ermuntern; ſie anzufeuern, um ſich dieſem Geſchäfte ganz zu widmen, oder hinzugeben. Und dieſe weiſe Einrichtung hatte auch damals beſonders gewirkt, daß ſich die Männer auf dem Lande mit dem Spinnen beſchäftigten. — Sind die Koſſäten, oder andere auf Handdienſte angeſetzte Einwohner, deren Nahrungsſtand zur Verrichtung der herrſchaftlichen Dienſte eigenes Geſinde zu halten erlaubt, mit Dienſtmägden verſehen, ſo gehört das Spinnen im Dienſte gewiß zu den leichteſten und bequemſten Arbeiten, die ihnen aufgelegt werden können. Beſtehen aber die Dienſtleute oder das Geſinde ſolcher Unterthanen nicht in Mägden, ſondern in Knechten, und ſind dieſe nicht im Spinnen geübt oder geſchickt, ſo fällt eine ſolche Arbeit dem Weibe des Koſſäten zur Laſt. Daß ihr Geſinde nur in Knechten, und nicht in Mägden beſteht, befreiet die Dienſtleute nicht von

der ihnen obliegenden Schuldigkeit, indem in allen herrschaftlichen Haushaltungen der Flachsbau, wenn er sich auch bloß auf den Gebrauch in der Wirthschaft erstreckt, ein eben so nothwendiges, als nützliches Wirthschaftstheil ist, von welchem, ohne Beihülfe der Dienstleute, kein ordentlicher Gebrauch gemacht werden kann. — Wenn die Weiber der Dienstleute bei dem ihnen obliegenden Tagewerke, ihr Stück ordentlich abliefern sollen, so möchte ihnen dieses wohl schwer fallen, und es kann eigentlich, ohne daß sie ihr ganzes Hauswesen versäumen, so recht nicht verlangt werden; indessen ist denselben doch das herrschaftliche Garnspinnen, auch ohne eine eigene Magd dazu zu halten, nicht ganz unmöglich, wenn sie nur solches nach Bequemlichkeit abliefern dürfen, indem in diesen Fällen die Morgen- und Abendstunden ganz gut dazu angewendet werden können; auch darf nicht alle Tage gesponnen werden, indem von Zeit zu Zeit immer noch andere Dienste, wozu die Knechte zu gebrauchen sind, mit vorkommen. Man darf daher von der Herrschaft erwarten, daß sie hier eine billige Nachsicht mit der Ablieferung der täglichen Stücke Garns haben wird, damit die Wirthschaft ihrer Dienstleute nicht zu Grunde gehe. Um nun hier einen Maaßstab in Hinsicht des Spinnens der Dienstleute in allen andern Ländern und Gegenden zu haben, so wird die Neumark in der Provinz Brandenburg angenommen, wo ein Stück Garn nach dem hiesigen Maaße 20 Gebinde enthält. Ein jedes Gebind besteht aus 40 Faden, und der Faden ist 3 bis 4 Ellen lang. Gute und tüchtige Spinnerinnen pflegen täglich zwei Stück Garn von dem oben angeführten Inhalte zu spinnen, welches jedoch immer als eine Wirkung eines besondern Fleißes angesehen werden muß; auch lehrt die Erfahrung, daß selbst die geschickteste Spinnerin solches in den gewöhnlichen

Arbeitsſtunden nicht zu leiſten vermag. Eine Weibsperſon, die täglich zwei Stücke Garn nach dem Maaße, als oben angegeben worden, ſpinnen will, muß wenigſtens ſchon des Morgens um 3 oder 4 Uhr am Spinnrade ſitzen, und vor 10 oder 12 Uhr des Nachts darf ſie nicht in das Bette ſteigen. Dieſes wäre aber ein Uebermaaß, welches zu leiſten man dem Dienſtleiſtenden nicht zumuthen darf; denn derſelbe iſt nicht länger verbunden im Dienſte zu ſeyn, als von Sonnenaufgang bis zu deren Untergange. Daß aber in dieſer Zeit die geſchickteſte Spinnerin nicht das oben angeführte Quantum Garn zu liefern im Stande iſt, wird derjenige leicht einſehen können, der das Spinnen kennt. Eine Herrſchaft wird daher zufrieden ſeyn können, wenn ſie täglich von ihren Dienſtleuten in dem ſchuldigen Dienſttage ein Stück Garn, welches 20 Gebinde, das Gebinde zu 40 Faden, und der Faden zu 4 Ellen gerechnet, erhält. Dieſe beſtimmte Quantität von Garn, die recht gut geliefert werden kann, indem ſie in der Neumark und in der umliegenden Gegend geliefert wird, kann auch in allen andern Gegenden geliefert werden, um ſo mehr, da in dem genannten Kreiſe die Spinnkunſt gerade nicht auf dem höchſten Gipfel ſtehet, ſo, daß ſie nicht von andern übertroffen werden ſollte. Man kann alſo mit Beſtimmtheit, auf alle Gegenden gerechnet, annehmen, daß ein Stück Garn 3200 Ellen in ſich faßt, und daß dieſe jeder an einem Dienſttage liefern kann. Ob übrigens auf dem Rade oder mit der Spille geſponnen wird, darauf kann keine Rückſicht genommen werden, weil es hier hauptſächlich auf die Gewohnheit eines jeden Ortes ankommt; denn wo das Spinnen auf der Spille gebräuchlich iſt, würde mit dem Rade weit weniger geliefert werden, und ſo umgekehrt, würden diejenigen Dienſtleute, die an die Spinnräder gewöhnt ſind, auf der Spille ihr Tage-

werk zu liefern, sehr beschwerlich fallen. Dann kann es der Spinnerin auch nicht gleichgültig seyn, ob sie reinen und ausgehechelten Flachs, oder nur bloß Werg und Heede spinnen soll. Guten Spinnerinnen fällt das Letzte weit beschwerlicher, als das Erste. Ferner sind auch nicht alle Dienstboten der Unterthanen zur Spinnung eines guten flächsern Garns geschickt, und es muß ihnen daher aus ökonomischer Politik nur bloß das Werg oder die Heede zur Bearbeitung gegeben werden. Es ist daher oft die Schuld der Spinnerinnen, wenn sie statt des Flachses bloß Werg zu spinnen bekommen. An mehreren Orten ist das Spinnmaterial auch durch schriftliche Urkunden festgesetzt, und besteht in Werg oder Heede, die zum Verspinnen gereicht werden soll, und es ist dann bloß eine Begünstigung der Herrschaft, wenn sie guten Spinnerinnen anstatt des Werges Flachs zu spinnen giebt. Wenn das Spinnen des Werges beschwerlicher fällt, als das des Flachses, so erstreckt sich diese Beschwerlichkeit nicht sowohl auf die zu dieser Beschäftigung nöthigen Zeit, als bloß auf die größere Unannehmlichkeit, die mit dem Wergspinnen verknüpft ist. Uebrigens bleibt sich bei dem verschiedenen Material, Werg, Heede, Flachs, das Quantum von 3200 Brandenburgischen oder Berliner Ellen auf den Tag gleich. Man kann es auf einem Landgute als ein Zeichen einer guten Landwirthin ansehen, wenn man auf demselben eine gewisse Anzahl von guten Spinnerinnen antrifft; denn eine der vornehmsten Pflichten einer guten Haushälterin ist es, daß sie das unter ihrem Befehle stehende Gesinde, wozu auch die Dienstboten der zu Handdiensten verpflichteten Unterthanen gehören, zur Spinnung eines guten und derben Stück Garns, anhält; denn ob das Garn gut oder schlecht, fein oder grob gesponnen sei, solches ist auf die zur Wirthschaft nöthigen Leinwand nicht

gleich; denn je beſſer das Garn, um ſo beſſer die Leinwand. Und iſt die Leinwand zum Verkaufe beſtimmt, ſo kann man eher auf den Abſatz eines guten derben Hausleinens, welches ein Mittelfein hat, rechnen, als auf ein grobes; und ſchon in dieſer Hinſicht iſt es ſehr gerathen, hierauf Rückſicht zu nehmen. Ob übrigens die zum Spinnen beſtellten Dienſtmägde der Unterthanen ihr Tagewerk im Hauſe ihres Brodherrn verrichten, oder ſie dieſerhalb auf dem herrſchaftlichen Hofe zuſammen kommen müſſen, ſcheint gleichgültig zu ſeyn, um ſo mehr, da in den Wintertagen eine beſondere Stube dazu geheizt werden muß, welches noch mehr Beſchwerlichkeiten mit ſich führt; indeſſen wollen unterrichtete Landwirthinnen doch das Letztere vorziehen, weil bei dem Zuſammenſeyn der Dienſtſpinnerinnen die Haushälterin ihr Augenmerk weit beſſer auf ein gutes und gleiches Geſpinnſt richten kann, welches bei dem einzelnen Spinnen nicht ſo der Fall iſt. Auch lernen die Spinnerinnen noch dabei, indem ſie auf jeden Fehler aufmerkſam gemacht werden. Da man in einer Hauswirthſchaft verſchiedene Arten von Leinwand braucht, grobe, mittel und feine, ſo muß man hierin auch ſein Augenmerk auf das Geſpinnſt richten. Es iſt dabei ſehr gut und auch auf mehreren Gütern eingeführt, daß man, ſo oft man eine andere Sorte Garn geſponnen haben will, von einer der tüchtigſten Spinnerinnen ein ſogenanntes Probeſtück ſpinnen läßt, und nach deſſen Gewicht den unter die Dienſtleute auszutheilenden Flachs oder Werg abwiegt. Schon dieſes ihm überlieferte Gewicht an Material, hält einen Jeden von ſelbſt dazu an, daß er gleiches Garn ſpinnen muß, weil das Garn beim Abliefern wieder gewogen wird, und dabei von einem Jeden eben ſo viele Pfund Garn, als er an Flachs oder Werg empfangen hat, zurück gefordert werden kann. Denn wenn gleich unter dem Spinnen noch

verschiedene Schäfen und andere Unreinigkeiten von dem Flachse, und besonders von dem Werge abgehen, so giebt doch dem Garne die Benetzung desselben mit Speichel das dadurch abgehende Gewicht vollkommen wieder. Ja, wenn das Garn gleich nachher, als es gesponnen worden, abgeliefert wird, so behält dasselbe noch immer einen Ausschlag gegen die darin versponnene Materie. Aufmerksame Wirthinnen sollen daher das Garn nicht eher in Empfang nehmen, als bis es vorher gehörig ausgetrocknet worden, indem sonst die Dienstleute, wenn auch das Garn selbst richtig gesponnen worden, immer noch Gelegenheit von dem ihnen übergebenen Flachse oder Werge etwas zu kürzen behalten. Diese Methode ist daher allen ordentlichen Hauswirthschaften auf dem Lande sehr zu empfehlen, selbst dann, wenn man für Geld von fremden Leuten spinnen läßt. In den Gegenden, wo sich Mennoniſten angesiedelt haben, welche im Leinwandweben eine besondere Geschicklichkeit besitzen, liefern diese selbst die Leinwand nach dem dazu empfangenen Garne zurück. Dieses Wiegen der Leinwand ist für die Landhauswirthinnen sehr bequem, weil sie sich dabei mit keiner weitläuftigen Berechnung der Garnstücke abgeben dürfen, sondern dem Weber bloß das zu verarbeitende Garn abgewogen übergeben dürfen. Indessen hat man bei dem Zurückwiegen der Leinwand doch darauf zu achten, daß solche nicht gleich aus dem Webestuhle komme, indem sonst wohl die darin steckende frische Schlichte das Gewicht sehr vermehrt. Die Leinwand muß daher, ehe sie gewogen wird, gehörig ausgetrocknet seyn. — Wo die Dienstleute Wolle ſpinnen sollen, da muß auch die Herrschaft die dazu erforderlichen Räder und andere nöthigen Werkzeuge hergeben, solche aber von den Unterthanen unterhalten werden. Denn da das Wollspinnen auf dem Lande eigentlich keine gewöhnliche Beschäftigung

ist, und sich auch in den Urkunden über die Dienstarbeiten und Dienstpflichten nicht findet, so kann auch nicht verlangt werden, daß sich die Dienstleute die Werkzeuge dazu anschaffen sollen, da sie eigentlich zu dieser Arbeit nicht verpflichtet sind, oder doch wenigstens zu einer ihnen bis dahin unbekannten Arbeit nicht auch die Unkosten der dazu nöthigen Werkzeuge tragen sollen. Es muß ihnen auch der Unterricht in dieser Arbeit auf Kosten der Herrschaft gegeben werden. Ob übrigens die Dienstleute verlangen können, daß sie bloß dasjenige Spinnen zu betreiben nöthig haben, das von den Vorfahren hier eingeführt worden, oder ob sie auch zu einem neuen, ihnen unbekannten Zweige, verpflichtet sind, beruht wohl auf Uebereinkünften, auf schriftlichen Urkunden ꝛc.; indessen scheint es wohl ganz gleichgültig zu seyn, ob der Dienstmann diese oder jene Arbeit an den der Herrschaft schuldigen Dienststagen verrichtet, wenn sie nur seinen Körperkräften und seinen Fähigkeiten angemessen sind, er sie nur verrichten kann, und sie nichts enthalten, was auf seine Gesundheit störend einwirken könnte. Daher ist es wohl gleich, ob die Dienstleute Flachs, Hanf, oder Wolle spinnen; da es hier nur auf die Arbeit in der dazu bestimmten Zeit ankommt. Wenn jedoch die Herrschaft nur bloß die in allen ländlichen Haushaltungen erforderliche Wolle spinnen läßt, da kann und geschieht solches auch auf den gewöhnlichen Flachsspinnrädern, und bedarf es dann der Anschaffung neuer Wollspinnräder nicht, wo aber dagegen die Wolle zum Verkauf gesponnen werden soll, da muß die Herrschaft, wie oben angeführt worden, sowohl für neue Räder, als auch für den Unterricht der Wollspinner sorgen, und die Dienstleute sind verpflichtet, die erhaltenen Räder im Stande zu erhalten.

Eine Hauptangelegenheit bei der Spinnerey auf dem Lande sind nun noch in Deutschland die Spinn-

stuben, wo solche noch existiren oder vorhanden sind. Es herrscht nämlich noch in vielen Gegenden Deutschlands in den Dörfern die Sitte, der Gebrauch, daß die Töchter und Mädchen eines Dorfes im Winter gegen Abend mit ihren Spinnrädern entweder Haus bei Haus der Reihe nach, oder in einem gewissen bestimmten Hause zusammen kommen, um dort bis gegen Mitternacht bei gemeinschaftlicher Heitzung und Lichte zu spinnen. Diese Sitte ist so alt, als die Spinnerey in einem solchen Lande, wo sie eingeführt worden ist. Diese Spinnstuben haben nun früher, das heißt, im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, zu vielen Erörterungen und öffentlichen Federkriegen für und wieder dieselben Veranlassung gegeben. — Diejenigen, welche sich gegen diese Einrichtung vernehmen ließen, stellen für ihre Behauptung folgende Gründe auf. 1) Sollen die Spinnstuben der Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts höchst nachtheilig, und der Bildung oder Ausbildung eines Volkes überall hinderlich seyn. Sie sollen daher mit Recht ein Gegenstand seyn, den die Regenten des Vaterlandes zur Erhaltung der Wohlfahrt desselben nicht aus der Acht zu lassen haben; denn der Volkslehrer sei nicht im Stande den Nutzen zu stiften, den man von ihm zu erwarten berechtiget ist, weil es nicht in seinem Vermögen steht, die Quelle des Bösen aus Ursache der Spinnstuben zu verstopfen. Prediger und Schullehrer seyen daher wegen der Schuljugend in der traurigsten Lage; denn alle Mühe und Arbeit sei hier bei den Kindern, die zur Spinnstube gehen, vergeblich angewandt; ihr Gemüth, ihre Denkungsart, sei ganz verdorben, sie wären zerstreuet, ihre Gedanken seien nur immer auf ihre Zusammenkünfte, auf den Kreis ihrer Gesellschaft gerichtet, sie pflegten nicht fertig lesen zu können, und die Religion habe für sie auch nicht das mindeste Interesse; ihr Gedächt-

niß sei von den häßlichsten Liedern und Zoten vollgepfropft. — 2) Sei der Hang zu diesen Spinnstuben so groß, daß das Dichten und Trachten der Kinder immer darauf gerichtet ist. Daher wären sie auch bemühet, diesen Zusammenkünften schon am Tage beizuwohnen, und versäumten dieserhalb einen oder den andern Tag in der Woche die Schule, da die Eltern oft zu nachgiebig in diesen Stücken wären; denn fast alle wären so begierig auf den Erwerb, daß sie ihre Kinder dieserhalb ganz sorglos in der Ausbildung des Herzens zum Guten vernachläßigten. Auf diese Weise gehe es von einer Zeit zur andern, von einer Generation zur andern fort. Und diejenigen Eltern, welche nicht mit dem großen Haufen einstimmen wollten, seien zuletzt gezwungen, mit zu gehen, weil sich immer Einer auf den Andern berufe, und die Kinder die Beispiele ihrer Mitschüler vorschöben. — 3) Sei der Muthwille in diesen Spinngesellschaften grenzenlos, und Alles, was vorgenommen werde, sei dem sittlichen Betragen ganz entgegen. Häuslicher und öffentlicher Unfug aller Art werde getrieben; selbst die Straßen seien nicht frei davon. Man schwärme umher, zerstückele Wagen, trage Theile davon auseinander, binde die Häuser zu, setze schwere Sachen gegen die Thüren derselben, so daß sie dem entgegenstürzen müßten, der die Thür öffne, beschmiere die Klinken der Thüren mit Koth ꝛc. Ferner vermummten sich die Spinner und führen dann auf Kinder los, so daß solche für Schreck krank würden, und was dergleichen tolle Streiche mehr wären, die alle in den Spinnstuben ausgeheckt und in Ausübung gebracht würden. — 4) Sei es auch gewöhnlich, daß man in den Spinnstuben zusammenschösse, etwas zu kaufen, um es in Gesellschaft zu verzehren. Bald mache man sich Kaffee, bald hole man Branntwein, und etwas dazu, bald kaufe man Heringe und Bier, oder sonst

wahrscheinlich und zum Theil in der Erfahrung begründet. Die Spinnerinnen, welche mit Mährchen erzählen und Mährchen anhören, oder auch mit dem Herumbalgen manche Zeit verschwendeten, seien doch genöthiget am Ende ihr Tagewerk zu liefern. Sie haspelten daher falsch und betrögen so ihre Herrschaft, und diese wieder, oft ohne ihr Wissen, den Garnhändler ꝛc. Was sei denn am Ende der Gewinn gegen Ausländer bei der Concurrenz im Kaufgarne, wenn wir bei der Concurrenz an guten Sitten verlören; denn alle bestehenden Spinnstuben auf dem Lande seien mehr oder weniger fruchtbare Schulen der Thorheit und Sittenlosigkeit. — 9) Würden in den Spinnstuben oder Spinngesellschaften Aberglaube, Leichtsinn und Unflätherey durch Worte und That gelehrt; allein nicht bloß diese, sondern auch förmliche Klatschereyen, Aufhetzen wider die Herrschaften, Verläumdungen und Tödtung des guten Namens Anderer. Diese Laster seien dann oft, wie die Erfahrung lehre, die Ursachen des Haders und der Schlägereyen in der Gesellschaft selbst, und stifteten eben so oft langwierige Feindseligkeiten und Zänkereyen in ganzen Familien. — 10) Müsse es doch der Herrschaft sehr beschwerlich fallen, um ihres, bis in die späte Nacht herumschwärmenden, Gesindes willen, ein offnes Haus zu halten, und sich der Gefahr ausgesetzt zu sehen, bestohlen zu werden. — 11) Müßten unsere Spinnstuben daher ganz anders eingerichtet seyn, wenn man sie wirklich loben sollte. Müßte es den von der Arbeit am Abend zurückkehrenden Knechten nicht gestattet seyn, die Spinnstuben zu besuchen, und durch ihre Gegenwart die Störung hervorzubringen, oder die Mädchen von der Aufmerksamkeit auf die Arbeit abzulenken; sie müßten dann selbst am Spinnen Theil nehmen, und dann müsse auch ein älterer Mann, als die jungen Burschen, die Aufsicht mit der Haushäl-

kerin gemeinschaftlich über die Spinngesellschaft führen, damit alle und jede Störung wegfalle, ohne dadurch die Heiterkeit, Fröhlichkeit ꝛc. der Gesellschaft zu stören. Auch könnten Volkslieder gesungen werden, nur müßten es keine Zoten seyn, überhaupt anstößige Lieder, weil doch auch die zartere Jugend, z. B. Knaben und Mädchen von 13 bis 16 Jahren, am Spinnen Theil nähme. — 12) Wäre es aber besser, wenn die Spinnstuben von Seiten der Regierung ganz verboten würden, weil der vermeinte Gewinn derselben den Schaden nicht aufwiege, der dadurch geschehe; denn selbst durch die Abwesenheit der Kinder und des Gesindes außer dem Hause, könne Manches in der Wirthschaft vorfallen, wozu sie schnell gebraucht würden; auch wäre zu befürchten, daß das Vieh nicht gut abgewartet werde, indem man nur eile, um nach der Spinnstube zu kommen. — Hier will ich nun noch dasjenige im Auszuge gegen die Spinnstuben anführen, was der Pastor Herr Münchmeyer zu Lavelslohe in Hannover darüber sagt *):

Wenn die gesetzgebende Macht ein Land blühend machen will, so muß sie vor allen Dingen dahin streben, daß der moralische Charakter eines Volkes gebessert werde. Das hochgeistliche Consistorium zu Hannover legt daher den Predigern in den halbjährigen Berichten folgende zwei Fragen zur gewissenhaften Beantwortung vor. 1) Nehmen Unwissenheit, grobe Laster, Ungezogenheit in Worten und Werken, Faulheit Unordnung, Verschwendung und die daher entstehende Armuth ab? — 2) Merket man Zunahme an Erkenntniß der Heilswahrheiten, Liebe zum öffentlichen Gottesdienst, Ausübung geistlicher Tugenden, feinerer Sitten, Fleiß, Ordnung und Häuslichkeit? — Kann man nun zeigen, daß die Spinnstuben auf dem Lande, so wie sie gewöhnlich gehalten werden, den Leichtsinn, die Wildheit, grobe und unanständige Sitten, Gleichgültigkeit

*) Neues Hannöverisches Magazin, 3r Jahrgang, 96stes St.

in der Religion befördern, und überhaupt den moralischen Charakter eines Volkes verschlimmern, so müssen sie nicht bloß von Milzsüchtigen und Frömmlingen, sondern von einer aufgeklärten Obrigkeit, die das Beste des Landes sucht, mit aller Strenge hintertrieben werden. Man stelle sich in diesem Betrachte eine Zusammenkunft vor, wo junge Leute beiderlei Geschlechts sich in Menge versammeln, sich alle Freiheiten erlauben, wo sich Possenreißer einfinden, durch unzüchtige Geberden und Handlungen mit Fleiß sich auszeichnen; wo allerhand verliebte Lieder aus vollem Halse geschrien werden, und nun urtheile man, ob nicht bei einem solchen Auflaufe, bei einem solchen Gemisch von jungen Leuten, alles Gefühl von Schamhaftigkeit und Unschuld erstickt werde und verloren gehe! Und wie sehr oft muß der Unzucht Thor und Riegel geöffnet werden, wenn sogar nach geendigter Arbeit, wie es an vielen Orten wirklich geschehen ist, das Licht ausgeblasen, eine Streue zubereitet wird, und alsdann ein Jeder nach Gefallen seine Begierde nachhängen und ohne Hinderniß befriedigen kann? Hier müssen alle guten Eindrücke, die sonst durch den Unterricht der Religion bewirkt worden, völlig erstickt werden. Gewissenhafte Schullehrer machen davon die traurigsten Bemerkungen, und versichern, daß bei solchen Mädchen, die ihrem Unterrichte anvertrauet sind, und die Spinnstuben besuchen, alle Ermahnungen vergebens angebracht werden, und daß man den Leichtsinn an ihrer Stirne lesen könne. Prediger haben daher in solchen Orten, wo die Spinnstuben im Schwange gehen, häufige Gelegenheit, wenn sie mit geschwächten Weibspersonen amtshalber reden müssen, den Ursachen nachzuspüren, wodurch Letztere zur Unzucht verleitet worden, und da ergiebt es sich denn, daß entweder die Jahrmärkte, wo bis in die späte Nacht geschwärmet wird, oder die Spinnstuben die nächsten Veranlassungen dazu gegeben haben. Daher haben auch verschiedene gewissenhafte Eltern den Wunsch geäußert, daß diesem Unfuge auf das baldigste entgegen gearbeitet werden möge. Ja, sie gestehen, daß diese gemischten Versammlungen ihnen die größten Unbequemlichkeiten verursachen, indem sie selbst ihr

eigenes Haus räumen und bei ihren Nachbarn Zuflucht suchen müssen. Der Grund, den Einige für die Beibehaltung der Spinnstuben anführen, weil sie die National-Industrie erhoben hätten, wie aus alten Spinnliedern, Traditionen und Schnurren hervorgehe, ist nur seicht. Gesetzt auch, man könnte diese Behauptung durch mühsames Forschen wahrscheinlich machen, und die uralten Spinnlieder bis ins graue Alterthum hineinsetzen, was wäre denn dabei gewonnen, wenn man beweisen kann, daß diese, obgleich uralte Gewohnheit, geradesweges zur Verschlimmerung der Sitten abzwecke, und daß bei Abschaffung derselben die Spinnerey an sich selbst nichts verliere, sondern allemal National-Industrie verbleiben könne, und daß derselben um so weniger Hindernisse im Wege stehen? Der Mensch, der seine Bedürfnisse befriedigen, und nicht mit Mangel öfters kämpfen will, sieht sich nach solchen Mitteln um, die ihm die nächsten, die lautersten sind, und da öffnet sich ihm die Spinnerey von selbst, die er mit Fleiß treiben muß, wenn er nicht verhungern will, ohne daß er es selbst nöthig hätte größere Gesellschaften aufzusuchen, die seinen Fleiß anspornen. Und sollten nicht einträchtige Familien, sollten nicht geschäftige Hausmütter mit ihren Töchtern in der Gesellschaft einiger weniger Nachbarinnen dieses Geschäft mit eben der Munterkeit und Heiterkeit treiben können? Oder kann man nicht ohne Ausgelassenheit ein unschuldiges und heiteres Vergnügen genießen? Es werden im Gegentheile der Spinnerey und deren Betriebsamkeit keine geringe Hindernisse entgegengesetzt, wenn sie in größeren Gesellschaften unternommen wird. Man gedenke sich den engen Raum in der Stube auf dem Lande; man gedenke sich einen großen gemischten Haufen, wie gedrängt müssen da nicht die Spinnräder beisammen stehen? Wie sehr sitzt da nicht die eine Spinnerinn der andern im Wege? Wie sehr werden sie nicht überhaupt durch allerhand ungereimte Possen und läppische Zeitvertreibe in ihrem Fleiße gestört? Die Spinnerin muß ihre Zahl voll haben; sie will auch nach geendigter Arbeit einige Lustbarkeit genießen. Hier wird nun,

nach dem Berichte der Verständigen, das Garn in der Eile so zusammengedrehet, daß der Faden höckerigt und ganz ungleich gesponnen wird, als welches dem Kaufgarne, wovon die meisten sich nähren müssen, einen beträchtlichen Schaden zufüget, und den Preis desselben herabsetzt. Hierzu kommt nun noch, daß durch so viele grobe Ausdünstungen, die durch den Tabaksrauch vermehrt werden, der Gesundheit gleichfalls ein nicht geringer Schaden zuwächst. — Vertheidiger der Spinnstuben behaupten, daß die Vergnügungen des Landmanns etwas gröberer Art seyn müßten, als die Landleute es mehr an Stärke, wie andere Klassen der Staatseinwohner sind, weil sie sonst keinen Reiz mehr für sie hätten. Wenn man nun unter grobe Vergnügungen keine andern verstehen kann, als die grobsinnlichen, wodurch sich der vernünftige Mensch von den Thoren nicht besonders auszeichnet; warum will man aber diese Klasse von Menschen, die doch eben so sehr, als wir andern auf Vernunft und Veredlung Anspruch machen können, so sehr herabwürdigen und im Staube versinken lassen. Das heißt die Würde des Menschen wenig schätzen, wenn man sie ganz verwildern, sie in die gröbsten Sitten ausarten läßt, und sie keiner edlen Vergnügungen fähig achtet. Die Religion dringt wenigstens darauf, und giebt uns die stärksten Gründe an die Hand, daß man dem, was anständig, was der Rechtschaffenheit gemäß ist, und demjenigen, was uns ein wahres Lob und eine Werthschätzung zu wegebringen kann, nachstreben müsse, und ich habe bis jetzt noch keine Ursache finden können, welche die Landleute von dieser so gerechten als billigen Forderung ausschließen könnte. Wenigstens macht Paulus keine Ausnahme, wenn er verlangt, wir sollen kein faul Geschwätz aus unserm Munde gehen lassen. Es haben daher einige Aufklärer den glücklichen Versuch gemacht, durch Lieder, worin ländliche Scenen geschildert werden, und worin einige das Lob und die Annehmlichkeiten des Landlebens besingen, den Landleuten einen unschuldigen Zeitvertreib in die Hände zu geben. Campe freuete sich ungemein, wie seine Geschichte des Robinsons auf einem Dorfe unweit

Darmstadt von einigen jungen Leuten mit groſser Begierde geleſen wurde, und durch dieſen Beifall fand er ſich mehr, als durch den lauten Zuruf der Gelehrten belohnt. Die verliebten Lieder und zweideutigen Hiſtörchen machen mehr ſchädlichen Eindruck auf die Herzen der Jugend, als ſich die Vertheidiger der Spinnſtuben einbilden, denn ſo ſtark auch öfters der phyſiſche Magen der Landleute iſt, ſo ſchwach iſt ſein moraliſcher. Er kann ſo leicht von Narren- und zweideutigen Poſſen überladen werden, daß ihm in der Folge vor aller geſunder Nahrung, die das Herz ſtärken, und gute Triebe erwecken ſoll, eckelt, und ſolche unverdaut von ſich giebt. Auch wollen die Vertheidiger der Spinnſtuben darin nichts finden, wenn ein Mädchen mit ſeinem Freunde nach geendigtem Spinnen nächtlich zu Hauſe geht, und doch entſtehen hieraus die meiſten Verführungen, Schwächungen, die nicht immer zur Heirath führen; denn iſt die Geſchwächte arm, kann mit derſelben kein Haus oder Hof erheirathet werden, ſo bleibt ſie gemeiniglich verlaſſen ꝛc.

Dieſes ſind nun alle die Nachtheile, welche die Spinnſtuben haben ſollen, oder die man denſelben zuſchreibt. Nach der Aufſtellung alles desjenigen, was gegen die Spinnſtuben geſagt worden, iſt es nun auch Pflicht, dasjenige hier anzuführen, was für dieſelben zu ihrer Vertheidigung aufgeſtellt worden iſt. Denn ſo wie hier der Nachtheil, den ſie haben ſollen und auch in einigen Fällen haben, hervortritt, ſo iſt es auch billig, daß ihre Vorzüge in eben dem Grade vorgeſtellt werden. Hierüber Folgendes: 1) Sei es wahr, daß in Spinnſtuben viel unnützes und leichtſinniges Geſchwätz vorkomme, alberne, auch wohl unſittliche Liebeslieder mehr abgeſchrien, als geſungen, abergläubige, auch wohl nicht ganz züchtige Mährchen bei lautem Gelächter erzählt würden, und dann, wenn die jungen Burſchen des Abends nach ihrer geendeten Arbeit in den Spinnſtuben den Galan ſpielen, wohl manche

zweideutige Spaßreden, und beim Zuhausegehen, in der Nacht, wohl auch zuweilen einige wechselseitige Liebesbezeugungen vorfallen, deren Folgen gegen den künftigen Winter sichtbar werden ꝛc. Alles dieses könne freilich verbannt werden, so wie überhaupt alles Rohe und Unsittliche aus dergleichen Gesellschaften, wenn es nicht mit dem Charakter dieser Zusammenkünfte so innig verwebt wäre; allein bei dem Aufheben oder Zerstören von dem hier Angeführten, würde auch der Landmann aufhören, das zu seyn, was er ist, und nach seiner Bestimmung seyn muß. — 2) Sei diese Sitte der Spinnstuben in vielen Landen so alt, als die Flachsspinnerey selbst; ja, es könnte aus uralten Spinnliedern und Traditionen höchst wahrscheinlich gemacht werden, daß dergleichen Vergnügungen im Geschmacke des Landvolkes von unsern Vorfahren mit dieser Art der Spinnerey ursprünglich verbunden worden, und daß es nur hierdurch hauptsächlich herrühre, daß die Garnspinnerey die ausgebreitetste und dauerhafteste Manufaktur, ja wirklich National-Industrie geworden sei. Man habe daher in alten Zeiten an einigen Orten noch dazu ordentliche Spinnfeste gehabt, wo es sehr lustig, nach dem Begriffe der Städter, sehr ausgelassen hergegangen sei. Die fortdauernde Verbindung jener Lustbarkeiten, mit diesen an sich sonst so einsamen und wenig erheiternden Beschäftigungen, dürfen also auch für die Fortdauer dieses höchst wichtigen Ganges der National-Industrie von großer Erheblichkeit seyn. — 3) Müßten die Vergnügungen der Landleute in eben dem Grade derber seyn, als die ndleute es selbst mehr, wie andere Klassen des Volkes sind, sonst schwände der Reiz, oder sie hätten vielmehr dann keinen Reiz mehr für sie, und dieses würde gewiß Niemand wünschen, der die mannigfaltigen Plackereyen des Landmanns, ihr mühevolles Gewerbe

kenne. Auch machten einige zweideutige Lieder und Hiſtörchen bei den Landmädchen den ſtarken Eindruck bei weiten nicht, den Liebeslieder, nebſt der Unzahl von Romanen aller Art bei den Städterinnen hervorbrächten; denn ſie blieben dabei ſtark und kräftig, und würden nicht trübſinnig, wenn ſie ſich gleich auch ein wenig verliebten, weil dieſes einmal in der Natur aller Geſchöpfe, alſo auch in der des Menſchen läge. — 4) Könne man hier behaupten, es gehe mit der Unſchuld, wie mit dem Magen; denn der ſei gewiß nicht der beſte, den das geringſte Uebermaaß gleich in Unordnung bringe. Und wollte man auch die Spinnſtuben aufheben, ſo würden die Liebeslieder, Liebeshiſtörchen und abergläubiſchen Geſpenſtermährchen dennoch zum Theile im Umlaufe bleiben, und dieſes mit größerem Schaden, wenn ſie unter ſehr Wenigen einſam geſungen oder erzählt würden. — 5) Wirke die größere Geſellſchaft in den Spinnſtuben allenthalben, wie auf den größten Bällen in der Stadt, der Unmoralität von ſelbſt entgegen, welches auch bei dem nächtlichen Zuhauſegehen der Fall ſei; und dasjenige Mädchen, welches mit ihrem Liebhaber oder Freunde allein zu Hauſe gehe, oder ihn auch wohl zu ſich mit auf die Stube nehme, dazu auf dem platten Lande dennoch die mannigfaltigſte Gelegenheit habe, wenn auch nie Spinnſtuben vorhanden geweſen wären. Und geſetzt auch, ſie vergehe ſich, werde geſchwächt, ſo ſei es auf dem Lande doch gewöhnlich der Fall, daß ſie der Geliebte darauf heirathe, und geſchehe dieſes nicht, ſo würde das Kind auf dem Lande doch noch weit eher und beſſer verſorgt, als in den Städten, wo ſich oft Niemand darum bekümmere. — 6) Sei es überhaupt unmöglich alle Veranlaſſungen zu moraliſchen Vergehungen aus dem Wege zu räumen, und dann kann man mit gutem Grunde verneinen, daß die Spinnſtuben zu Verführungen der Landmädchen eine vor-

zügliche Gelegenheit geben; denn aus den Landesparochialliſten erhellte, daß in ſolchen Gegenden, wo Spinnſtuben gehalten würden, keinesweges mehr unehliche Kinder zur Welt kämen, als in denjenigen, wo die Spinnſtuben gar nicht bekannt ſeien. — 7) Da die Landleute bis ſpät in die Nacht ſpönnen, ſo würde ihnen, ohne einmal das ihnen ſo ſehr zu gönnende Vergnügen zu rechnen, dieſe ſitzende Beſchäftigung, ohne körperliche Bewegung des Singens, des lauten Geſpräches und des Lachens, nebſt der Gemüthserheiterung, ſehr ſchaden, ihre Geſundheit leicht vernichten, beſonders da ſie, außer der Spinnzeit, an körperliche Bewegung ſo ſehr gewöhnt ſind. — 8) Sei die Feuersgefahr weit größer, wenn nur ein oder ein Paar Landmädchen einſam bis Mitternacht hinter dem Spinnrade ſäßen, und ohne Geſchwätz, Lachen und Geſang leicht einſchlafen könnten, wobei denn das Licht und das Ofenfeuer vernachläßiget würde. — Fördere ſich die Arbeit in einer großen Geſellſchaft von Freundinnen, Geſpielinnen, und dann auch, wenn mancher anweſende Knecht ein wachſames Auge auf den Fleiß und die Hurtigkeit des Mädchens habe, die er etwa zu ſeiner künftigen Frau beſtimme, weit beſſer auf die Spule, als wenn ein Mädchen etwa mit ihrer Mutter oder Schweſter, oder der Magd allein ſpinne. Auch trete ein mehr regerer Wetteifer bei den Spinnerinnen ein, wenn mehrere zuſammen ſpönnen, als wenn es von Einzelnen geſchehe, weil bei jenem keine der andern den Vorrang laſſen wolle, ſondern jede ein eben ſo feines, und eben ſo drellgeſponnenes Garn zu liefern ſuche, wie ihre Nachbarinn; auch werde der Fleiß mehr angeſpornt, und beſonders, wenn es unter Aufſicht einer älteren Frau geſchehe, die ſich lobend über die Güte des Geſpinnſtes und über die Schnelligkeit im Spinnen ausließe; und dann verurſache es 10) einen im Großen ſehr beträchtlichen Unterſchied

im Preise des Garns, der, wenn diese National-Manufaktur bei der starken Concurrenz der Ausländer bestehen soll, nie genug herunter gehalten werden könne, ob z. B. vier und zwanzig Personen bei einem Feuer und Lichte, oder je zwei und zwei, bei zwölf Feuern und Lichten arbeiteten; und wenn man auch nicht einmal dieses berücksichtigen wolle, so sei doch der Mehrfleiß und die Güte des Gespinnstes sehr zu beachten, weil Letztere besonders das Garn empföhle. Hier nun noch die Vertheidigung der Spinnstuben von dem Oberverwalter Herrn Goldmann zu Wangenheim im Gothaischen *) gegen den oben angeführten Aufsatz des Herrn Pastors Münchmeyer zu Lavelslohe, in einem Briefe oder Schreiben an einen Freund, woraus ich das Wichtigste hier heraus hebe:

Sie fordern mich auf, mein verehrungswürdiger Freund, Ihnen freimüthig meine Meinung über die Spinnstuben auf dem Lande zu sagen, weil es ihnen scheint, daß man Ursache habe mit denselben wohl zufrieden zu seyn, und ich bin sehr gern bereit, was ich aus Erfahrung darüber weiß, Ihnen zu berichten. Indessen muß ich doch gestehen, daß so schmeichelhaft in dieser Rücksicht Ihre Forderung mir seyn muß, so kritisch scheint mir das Geschäft, dem ich mich hier unterziehe, wenn ich Sie über den Aufsatz des Herrn Pastor's Münchmeyer gegen die ländlichen Spinnstuben befriedigen will. Denn ist die Schilderung, die der Herrn Verfasser jenes Aufsatzes gegen die Spinnstuben der Landleute von denselben gemacht hat, richtig; so muß ich es selbst zugeben, daß sie wenigstens ein sehr gefährliches Vergnügen derselben sind. Auch kann ich durchaus nichts gegen die Aeußerung des Herrn Verfassers einwenden, daß es unverletzliche Pflicht der Obrigkeit ist, für das Beste des, mit so vieler Hingebung ihrer Sorgfalt sich anvertrauten, Volkes, alles mögliche zu thun, uns des-

*) Neues Hannöverisches Magazin. 4r Jahrgang. 61s St.

wegen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Ausbildung und Verbesserung der Einsichten und des Charakters desselben zu richten, folglich auch mit dem forschenden Blicke des Menschenbeobachters die Vergnügungen desselben zu bemerken, um daraus auf die Stufe der Bildung zu schließen, welche es erstiegen hat; da es nämlich bekannt ist, daß man aus den Vergnügungen der Menschen im Allgemeinen, so ziemlich sicher auf ihre Denkungs- und Empfindungsart schließen kann. Und es gereicht daher der Hannöverschen Landesregierung gewiß sehr zum Ruhme, daß sie durch ein Corpus ihrer Verwaltung, durch das Consistorium, den Predigern des Landes, diesem zur Bildung ihrer Mitmenschen so vorzüglich bestimmten Stande, jene im zweiten Aufsatze ausgedrückten, ganz für die Erreichung dieses wichtigen Zweckes eingerichteten Fragen, vorlegen läßt, um sie gewissenhaft zu beantworten. Es bleibt mir daher nichts gegen diesen Aufsatz des Herrn Pastors, als: 1) Der auf Erfahrung gegründete Zweifel, ob überhaupt die Spinnstuben wirklich so beschaffen sind, wie sie der Herr Verfasser in seinem Aufsatze schildert. Ich glaube denselben allerdings hegen zu dürfen, ohne im mindesten der Ehre und sonstigen Glaubwürdigkeit des Herrn Pastors zu nahe zu treten; denn es ist wohl mit einem rechtschaffenen Charakter zu vereinigen, daß die Wärme für eine gewisse Sache ihn verführen kann, sie aus einem Gesichtspunkte und von einer Seite anzusehen, die der ruhigere Beobachter aus seinem Standpunkte nicht bemerken kann. Vielleicht ist das Gefühl für Sittlichkeit bei dem Herrn Pastor sehr zart, und vermöge desselben die Furcht wegen der Folge gewisser herrschenden Handlungen und Vergnügungen der ihm anvertrauten Gemeine so stark, daß sie ihn dieselben schon in der Ferne wahrnehmen ließ. Vielleicht sind auch wirklich einzelne Ausschweifungen bei diesen Vergnügungen vorgefallen, die den rechtschaffenen Mann sogleich mit Abscheu gegen dieselben erfüllten, den seine Feder mit der Wärme seines Herzens auf das Papier warf; denn es muß doch jedem Menschenfreunde äußerst schwer werden, sich das Verderben und die Ausschweifungen einer Menschenklasse so groß und in

ſo grellen Farben zu denken, die ſonſt Einfalt und Geradheit der Sitten in einem für das Ganze ſo wohlthätigen Grade erhalten hat, und die bisher in ſo vielen Rückſichten von den gröbern und feinern Verderbniſſen die andere Volksklaſſen vergiftet haben, fern geblieben iſt. Einzelne Ausſchweifungen und Vergehungen des gemeinen Mannes wird jeder Unpartheiiſche zugeben müſſen, welche theils in einer äußerſt verdorbenen Erziehung, theils in drückender Armuth ihren Grund haben; daß ſie eben ſo allgemein, ſo ausgebreitet und herrſchend ſeyn ſollten, wie dieſer Aufſatz zu behaupten ſcheint, kann ich mir wenigſtens nicht bereden, da meine Erfahrung eine ganz andere iſt. Wäre jenes Bild aber wirklich eine genaue Kopie eines exiſtirenden Originals, ſo könnte ich mir wirlich keine vortheilhaften Begriffe von den Bemühungen des Predigers und Schullehrers um die vernünftige Aufklärung und Sittenverbeſſerung der ihnen anvertraueten Gemeine machen; denn ſolche Ausſchweifungen ſetzen eine Roheit des Verſtandes, eine Stumpfloſigkeit des ſittlichen Gefühls, eine Abweſenheit aller Schamhaftigkeit, eine Unordnung und Regelloſigkeit in den Haushaltungen der daſigen Gegend voraus, die ſich durchaus nicht mit der Wirkſamkeit des weiſen und mit Würde verwaltenden Lehramtes auf die Gemüther, und noch weniger mit einer klugen und thätigen Polizey vereinigen läßt. Daß nicht bei dem redlichſten Fleiße, bei den wärmſten Bemühungen, bei dem exemplariſcheſten Leben der Lehrer, einzelne Glieder ihrer Gemeine auf der unterſten Stufe der Kultur ſtehen ſollten, kann ich nach eigener Erfahrung nicht läugnen; allein mir iſt noch kein Ort vorgekommen, der bei der vernünftigen und menſchenfreundlichen Belehrung einſichtsvoller, kluger, und eines würdigen Lebenswandels führender Lehrer, ſo tief in Ausſchweifungen geſunken geweſen wäre, als es der Ort, worin der Herr Münchmeyer Lehrer iſt, ſeyn muß, wenn nämlich die Kopie, die er in ſeinem Aufſatze gezeichnet hat, von demſelben genommen iſt. Vielmehr habe ich ſelbſt verſchiedentlich die Erfahrung gemacht, wie der Religionslehrer, wenn er ſich die Achtung ſeiner Gemeine zu erwerben verſtand, zu

meinem Erstaunen, durch seine Vorstellungen und mit freundschaftlichem Ernste vorgetragenen Ermahnungen zur Abstellung eines einzureißenden, drohenden Unfugs, merken konnte. Es bleibt hier nur die Alternative, entweder ist jenes Gemälde viel zu grell entworfen, oder — und das kann ich durchaus nicht vom Herrn Pastor glauben — seine Belehrungen und seine Bemühungen um die Bildung seiner Gemeine sind nicht von der Art, daß sie seiner Einsicht, Klugheit und Ansehen bei seiner Gemeinen Ehre machen. — 2) Scheint mir die Folgerung, die Herr Münchmeyer aus dem an sich richtigen Satz: „Obrigkeiten müssen für das Wohl ihrer Unterthanen sorgen, und die Uebel zu vermindern suchen; folglich müssen sie auch mit aller Strenge die Spinnstuben hintertreiben," etwas auffallend und sonderbar zu seyn; denn im Grunde wäre das doch wohl eben so viel, als: weil die Obrigkeit die Pflicht hat, für das Wohl der Unterthanen zu sorgen, und die Uebel zu vermindern, so muß sie ihnen auch das Essen und Trinken verbieten, denn es kann gezeigt werden, daß, wenn das Volk Gelegenheit dazu hat, es sich gewöhnlich dadurch an seiner Wohlfahrt durch Uebermaaß schadet. Essen und Trinken ist an sich nicht schädlich oder böse, sondern wird es durch Mißbrauch. Will nun eine weise Obrigkeit den Schaden verhüten, der daraus für die Unterthanen entspringen könnte, so wird sie dieselben darüber vernünftig belehren und mit Gründen davon abbringen müssen, die es dem Volke einleuchtend machen, daß man ihm nicht aus Eigennutz, oder Herrschsucht, oder Mißgunst, das Uebermaaß im Essen und Trinken verbietet, sondern vielmehr, weil man seine wahre Zufriedenheit aufrichtig liebt; denn sonst wird das Uebel weit ärger werden. Auch hat die Erfahrung häufig gelehrt, daß das viele und strenge Gebieten und Verbieten mehr die Gemüther empört, als gewinnt, und daß dergleichen mehr im herrschenden, als väterlichen Tone gegebenen Gesetze größtentheils ihres Zweckes verfehlen, und die Unterthanen nur desto mehr reizen, ihre Handlungen hinter den listigsten Ränken zu verstecken. So sehr kommt es auf die Mittel an, die man wählt,

um Uebeln unter dem Volke vorzubeugen, oder wenn sie da sind, sie zu vermindern; obgleich der eifrige Vorschlag des Herrn Verfassers, die Spinnstuben durch die Wahl der Obrigkeit ganz abzuschaffen, ein zweckmäßiges Mittel hierzu wäre. Das Kind mit dem Bande auszuschütten, ist wohl nie die Regel des weisen Volksbildners gewesen; denn an sich sind doch wohl die Spinnstuben etwas sehr unschuldiges und unverwerfliches, und vielleicht läßt es sich beweisen, daß sie in manchen Rücksichten etwas sehr Nützliches sind. Und wenn es nun in jenen Orten, aus denen der Herr Verfasser dieselben mit obrigkeitlicher Strenge verbannt wissen will, Menschen giebt, die dies zu denken im Stande sind, würden die nicht alle Ursache haben, sich zu beklagen, daß man ihnen ein Vergnügen rauben will, das doch nicht in sich selbst, sondern nur durch den Mißbrauch schädlich wird? O ja! selbst der Herr Verfasser führt noch eins an; auch die Jahrmärkte sind ihm ein Dorn im Auge; denn manche liederliche Dirne hat ihn zu bereden gewußt, daß sie ohne diese Gelegenheit nicht geschwächt worden wäre. Ueberhaupt erhellt aus dem Ganzen, daß jede zahlreichere Zusammenkunft des Volkes zum Vergnügen, Ihm für die Sittlichkeit und Tugend desselben äußerst mißlich und gefährlich scheint, und daß sein Plan auf nichts Geringes geht, als alle Gelegenheiten, die den Fall seiner Tugend möglicher Weise nach sich ziehen, ihm abzuschneiden. Das mag mir aber eine Tugend, eine Sittlichkeit seyn, die es nur so lange ist, als sie keine Gelegenheit findet, das Gegentheil zu seyn! Das vom Verfasser vorgeschlagene Mittel dazu, scheint mir daher viel zu unpädagogisch und gewaltsam zu seyn, als daß ich es für zweckmäßig erklären könnte. Die Anstalten, die seine Obrigkeit zur Beglückung, Verbesserung des Volks gemacht hat, könnten ihn schon belehren, daß sie ganz andere Wege zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter demselben eingeschlagen wissen will. Denn offenbar haben die vom Hannövrischen Consistorio zur Beantwortung der Prediger vorgelegten Fragen den Sinn: „Ob Er sich angelegen seyn lasse, die Unwissenheit durch vernünftige weise Belehrung zu

verscheuchen, bessere Sitten, Gesinnungen und Handlungen durch warmen eindringenden Vortrag der christlichen Religion und ihrer Vorschriften zu befördern, die öffentlichen Gottesverehrungen mit derjenigen weisen und mannigfaltigen Abwechselung einzurichten, daß sie dem Volke nicht nur nicht verleidet, sondern ihm als eine Quelle der Aufklärung und Beruhigung theuer und schätzbar werden." Und daraus ergiebt sich von selbst, daß sie von dem Unterrichte und dem Betragen des Predigers den größten und besten Theil der sittlichen Verbesserung des Volkes erwartet, und an nichts weniger denkt als durch strenge Befehle dies bewirken zu wollen. Ihrer weisen Einsicht und Menschenkenntniß darf man zutrauen, daß sie kein unschickliches Mittel zur Erreichung ihrer vernünftigen und guten Absichten gewählt haben wird. Folglich muß es nach Vernunft und Erfahrung möglich seyn, daß durch einen vernünftigen und weisen Unterricht des Lehrers, die Gemeine im Ganzen vernünftiger und besser wird. Ist Herr Münchmeyer das, was er seiner Gemeine seyn soll, einsichtsvoller, kluger und eifriger Lehrer, ist er ihr warmer und ungeheuchelter Freund, ist sein Leben würdig und anständig, weiß er seinen Lehren und Vorträgen jenes interessante und anziehende Gewand zu geben, das auch den roheren und fühllöseren gefällt, wählt er die Sätze, die er vorträgt, mit kluger Mannigfaltigkeit; sucht er so viel, als möglich, rührende Abwechselung in den Gang der öffentlichen Gottesverehrung einzuführen, so kann es nicht fehlen. Das Herz seiner Zuhörer muß überhaupt für Wahrheit und Tugend offen seyn, und folglich empfänglich für die sanfteren freundschaftlichen Ermahnungen desselben, so kann es nicht fehlen. Es muß ihm möglich seyn, jene übertriebene Ausschweifungen, deren er in seiner Schilderung gedenkt, bei seiner Gemeine gleichsam in der Geburt zu ersticken, und folglich den Spinnstuben den Werth zu geben, den sie, gut geleitet, haben können. — In dem Aufsatze des Herrn Pastors compromittirt er sich selbst, sein eigenes Ansehen. Was soll man von den gewissenhaften Eltern denken, die den Wunsch äußern, daß diesem Unfuge aufs Baldigste entgegen gearbei-

tet werden möge, weil er ihnen die größten Unbequemlichkeiten verursache, indem sie selbst ihr eigenes Haus räumen und bei ihren Nachbarn Zuflucht suchen mußten? Wie muß das Hauswesen daselbst beschaffen seyn! Welches hausväterliche und hausmütterliche Ansehen müssen sie besitzen! Was für Begriffe von Erziehung müssen sie haben; denn hätten sie selbst Liebe fürs Gute und Kraft es zu thun, wie würden sie zu solchen schändlichen Versammlungen ihr Haus räumen und sich selbst entfernen müssen, um sie desto ungestörter und unverschämter hausen zu lassen. Welcher vernünftige Hausvater und welche vernünftige Hausmutter wird das thun? Wenn diese rechtschaffenen Eltern so sehr um die Abstellung dieses Unfugs bekümmert sind, warum machen sie denn nicht selbst den Anfang dazu, da es in ihrer Gewalt ist, es zu thun. Sie dürfen ja nur ihren Kindern, Knechten und Mägden nicht mehr erlauben, an jenem Unfuge Antheil zu nehmen, so hörte er ja von selbst auf. Denn die Obrigkeit aufzurufen, einem Unfuge gewaltsam zu steuern, der, wenn er wirklich vorhanden ist, nur durch die Schuld derer eingeschlichen ist, denen sie aufgegeben hatte, Unfug zu verhüten. Das ganze Gemälde scheint daher in einer trüben Stunde entworfen und in einer noch trübern die Farben aufgetragen zu seyn; und es scheint um deswillen noch nicht nöthig, die Spinnstuben abzuschaffen, da ihnen hierdurch der Werth noch nicht genommen ist, den sie haben können, und unter einer vernünftigen Leitung auch haben. — 3) Wird durch solche gemeinschaftliche Spinnstuben den Armen viel Holz und Licht erspart. Und wenn daher Wohlhabende, solchen Aermern und Bedürftigen großmüthig in ihrem Hause Wärme und Licht geben, so ist es doch wohl nicht wahrscheinlich, daß diese sich erfrechen werden, jenen Gesetze in ihren Häusern vorzuschreiben. Auch kömmt es ja auf sie an, welche Arme und wie viel sie in ihre Häuser aufnehmen wollen; daß ihnen also daraus nicht mehr Unbequemlichkeit zuwachsen kann, als sie selbst wollen. Was der Herr Verfasser von den schädlichen Dünsten und dem Tabaksqualme sagt, ist auch nur unter gewissen Umständen in Rück-

ſicht auf den Bauer gegründet. Iſt er krank oder ſchwächlich, ſo braucht er es nicht zu dulden, daß in ſeiner Stube geraucht wird. Iſt er aber geſund, ſo iſt dieſes bei ihm nicht anzuwenden; denn durch die ſchmutzigen Arbeiten, mit denen die Mehrſten unter ihnen zu thun haben, durch ihre eignen gröbern Ausdünſtungen, durch den Qualm der Oel- und Thranlampen, des Torf- und Schollenbrennens, und der Licht- oder Kienſpäne ſind ſie allmählig ſo abgehärtet, daß ſchädliche Dünſte auf ſie weit weniger wirken, wenn ſie nur nicht immer darin ſeyn dürfen. Und wenn ſie auch einen Abend in einer mephitiſchen Ausdünſtung zuſammen gelebt haben, ſo bringt das Luftige ihrer Schlafſtellen und die Arbeit in freier Luft am folgenden Tage wieder Alles ins Gleichgewicht. Ferner iſt nicht zu läugnen, daß das Beiſpiel anſpornt, und daß man gewiſſe Arbeiten leichter in einer immer ſich erneuernden, als einförmigen Geſellſchaft, oder es gar allein thut, dahin gehört gewiß auch das Spinnen in der Spinnſtube. Die Dirne, die Ehrgefühl hat, will es gewiß nicht von ſich ſagen laſſen, daß ſie von ihrer Geſpielinn in der Schnelligkeit übertroffen werde. Und was die Klarheit und Gleichheit des Garns anbetrifft, ſo müßten die Landmädchen jener Gegend ſich weniger darauf verſtehen und zu Gute thun, als die Mädchen in dem Gothaiſchen, und auch eines anſehnlichen Theiles des Hannövriſchen Landes, die ſich in dieſer Rückſicht ſehr auf die Finger ſehen. Ich bin davon Augenzeuge geweſen, wie ein Mädchen in einem Dorfe des Fürſtenthums Göttingen, ihren Lop- oder Stück-Garn, welches ſie um eine Stunde früher, als ihre gegenwärtigen acht bis neun Geſpielinnen zuſammen, zu ſpinnen die Schnelligkeit gehabt hatte, von jeder ins Beſondere unterſuchen laſſen mußte, ob auch das Garn ohne Tadel ſei. Und ich muß es bekennen, daß ich noch keine Klage vernommen habe, daß die Leinenfabriken durch die Schlechtheit des Garns litten. Es hatte immer ſchlechtere und beſſere Spinnerinnen gegeben, und der Fall wird es auch dann ſeyn, wenn alle Spinnſtuben mit einem Male abgeſchafft würden. Der kluge Fabrikant ſondert das Gute von dem Schlechten, und giebt jedem

seine Bestimmung nach seinem Vortheile. Wenn nun auch die Spinnstubengesellschaft eine gewisse Zeit unter sich festsetzt, in welcher ihre bestimmte Zahl gesponnen seyn muß, um nach Verlauf derselben sich durch allerlei Spiele, die sie unter den Augen der Hausväter und Hausmütter machen, wieder zu erholen, wie das auch hier zu Lande gewöhnlich ist, so steht ihnen dieses wohl nicht zu verdenken. Die gute Spinnerinn wird ihr gutes Garn gewiß in der sich selbst bestimmten Zeit liefern; und der schlechten gebe man noch so viel Zeit, so wird man dennoch kein besseres Produkt von ihr erhalten. Es ist nicht zu läugnen, daß manche derselben rohere Empfindungen verrathen; allein diese hören gewiß dadurch nicht auf, roh zu seyn, wenn man diese Spiele gewaltsam hinwegnimmt; sondern diese Spiele schwinden von selbst, wenn man durch zweckmäßigere Bildung und vernünftige Aufklärung in Schulen und Kirchen die Landleute bearbeitet. Wie mißlich dieses aber bei dem gegenwärtigen Verhältniß der Stände in der Welt ist, und mit welcher Behutsamkeit dieses geschehen müsse, zeigt die neueste Zeit hinlänglich. So lange der Landmann in gewissen Dingen ein weniger verfeinertes Gefühl hat, so lange empfindet er auch gewiß nicht so fest den Druck gewisser Lasten, die ihm doch ohne Widerstreit in seinem Verhältnisse aufgelegt sind, so lange weiß man aber auch nicht was man will, wenn man gewisse, diesem rohen Gefühle angemessene Spiele und Vergnügungen mit der Empfindung eines fein erzogenen Menschen beleuchtet. Ich stimme ganz mit dem Verfasser darin überein, daß auch der Landmann ein Recht auf Aufklärung und veredelte Empfindungen hat; aber dann muß derselbe auch zugeben, daß er eben sowohl ein Recht zu fordern hat, daß gewisse Verhältnisse in der Welt anders modificirt werden; dieses folgt, däucht mir, nothwendig aus der größern Aufklärung und mehrerer Verfeinerung des Landmanns, man mag sich auch bei der Bestimmung der Gränzen davon, noch so sehr krümmen und wenden. Wer nun das eine will, muß das andere wollen. Folglich — es ist jetzt nicht die Frage, welches von beiden man wünschen soll — möchte ich also vor der Hand lie-

der weniger auf Verfeinerung oder Veredlung der Empfindungen des Landmanns denken, und nicht so haſtig über ſeine Spiele und Vergnügungen herfahren. Bei ſeinen gröbern Nerven machen derbere Vergnügungen und Luſtbarkeiten gewiß nicht mehr Eindruck, als auf feinere Nerven und zärtere Empfindungen, die abgezirkelten, ſublimirten Luſtbarkeiten, und leichte einſchmeichelnde Scherze. Ja, die Erfahrung hat gelehrt, daß gröbere Scherze weit weniger ſchädlichen Erfolg haben, als die feineren. Bei jene empört ſich unſer ſittliches Gefühl — das Gefühl der Letzteren ſchleicht ſich unvermerkt in unſer Herz und bezaubert unſere Sinne. Gewiß verführte unſern Herrn Verfaſſer ſein feineres Gefühl, ſich jene Folgen größer zu denken, als ſie ſind; aber auch ſelbſt dieſe Luſtbarkeiten und Spiele können, wenn Hausväter und Hausmütter rechtſchaffen ſind, nach und nach mit weniger nachtheiligen vertauſcht, und ſo der Zeitvertreib der jungen Leute allmählig verbeſſert werden. Wie nützlich können nicht endlich auch Spinnſtuben in der Rückſicht werden, daß alte erfahrene Hauswirthe und Mütter ihre gemachten Erfahrungen, ihren jüngeren Zeitgenoſſen mittheilen, durch angenehme Erzählungen unterhalten, und ſo ſie zu geſchickten und fleißigeren Unterthanen vorbereiten. Auch hierbei kann und muß der Religionslehrer wieder geſchäftig ſeyn. Dieſe iſt ja die beſte Gelegenheit, Volksſchriften, die das Volk ſonſt nie kennen lernte, im Umlaufe zu bringen, und ſo ihnen nützlich zu werden. Sind dieſe gut gewählt, ſo werden ſie gewiß jene läppiſchen und ungeſitteten Zeitvertreibe verdrängen und beſſern Unterhaltungen Platz machen. Nie ſind ſo viele Menſchen für dieſen Zweck beiſammen, als eben in den Spinnſtuben. Der Prediger gebe alſo den Hausvätern angenehme und lehrreiche Erzählungen, gereinigtere Volkslieder, und ſelbſt Anweiſung zu ſchicklichen Spielen in die Hand — und jene Klagen müſſen gewiß aufhören, oder es müßte Alles trügen. —

Zum Beſchluß dieſes Artikels muß ich hier noch die Worte eines Braunſchweigers, aus dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, wo dieſes Ge-

werbe, das Spinnen, noch besonders blühete zum Lobe des Spinnens und der Spinnstuben, hier anführen*): „Eine zahlreiche Spinnstube, sagt derselbe, ist mir immer ein angenehmer Anblick gewesen, und ich ziehe das Spinnen in seiner Art einer glänzenden Gesellschaft vor, wo gestrickt wird, und Filets gemacht werden. Hundert unserer Mitbürger, die nur Augen für das Fremde haben, sehen mit einer gewissen Geringschätzung auf eine Beschäftigung, die nicht allein sie und ihre Haushaltungen mit einer so nützlichen und für die Gesundheit so zuträglichen Kleidung, als Leinwand ist, versorgt, sondern die auch noch überdies für Nord-Deutschland eine mit der vorzüglichsten Quellen ist, womit seine Bewohner die Kosten für ihren Aufwand, für Gold uud Silber, für Kattun und feine Tücher, für Wein und Kaffee, mit einem Worte für Alles das bestreiten müssen, was uns unsere verschwenderische Lebensart zur Nothwendigkeit des Lebens gemacht hat. Schließet die Spinnstuben zu, oder laßt sie nur mit einigen tausend arbeitenden Händen weniger angefüllt seyn, und man wird den Mangel bald merken, der die sonst bestrittenen Ausgaben ferner aufzubringen unmöglich macht. Der große Vorzug dieser Art von Manufaktur, sagt Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte, ist, daß sie lange mit Verlust fortgehen und doch bestehen kann, weil die Zeit, die darauf verwandt wird, ohnedies verloren und vielleicht übel angewandt gewesen seyn würde; wenn auch einige Jahre nach einander aller Handlohn und alle Zeit dabei verloten ginge, so würde der Landmann sich doch nicht leicht von dieser Gewohnheit abbringen, und sein Gesinde, daß er ohnedies halten muß, in den Zwischenzeiten müßig gehen lassen. Gegen diesen

*) Gelehrte Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen. 8r Band. 102s Stück.

Vorzug dauert keine Manufaktur in der Welt, und da auch Mannsleute, ohne Schimpf an das Spinnrad gehen, so ist dieser Zweig ein allgemeiner ꝛc.“ — Mit dem gesponnenen Garne und dem daraus gewebten Linnen werden in vielen Deutschen Provinzen, fast alle Ausgaben des Landes bestritten, und was hierbei am vortheilhaftesten ist, so fließt das Geld dafür wieder in die kleinsten Adern des Staats zurück, und belebt daher nicht bloß einige wenige Mitglieder. Wie sehr wäre also zu wünschen, daß die Wichtigkeit dieses den Deutschen eignen Handels mit Garn und Linnen Jedermann einleuchten, und Jedermann in seiner Art sich bemühen möchte, die so allgemein nützliche Hausarbeit des Spinnens in Ehren zu erhalten, und unsere vornehmsten Frauen sollten sich nicht schämen, manchmal das Spinnrad zu ergreifen, und den Geringeren dadurch ein gutes Beispiel zu geben. Hält der Kaiser von China es nicht unter seiner Würde, den Ackerbau dadurch zu ehren, daß er alle Jahre mit eigener Hand eine gewisse Anzahl von Furchen zieht, so könnten auch wohl unsere Damen bei gewissen in die Augen fallenden Gelegenheiten eine gewisse Zahl Flachsfäden spinnen, und man sollte von diesem so einzigen Manufakturzweig in Deutschland, dem Spinnen nie anders als mit Lob sprechen.“

Ende des Hundert und acht und funfzigsten Theils.

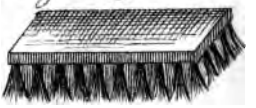
Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem herausgeschlagen werden können.

Gedruckt bei L. W. Krause, in Berlin, Adlerstraße Nr. 6.

Fig. 8838. S. 241.

Fig. 8839. S. 241.



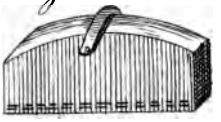
41. S. 241.

Fig. 8842. S. 241.

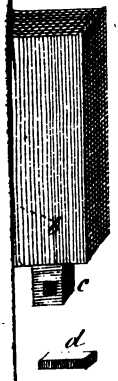
Fig. 8843. S. 24

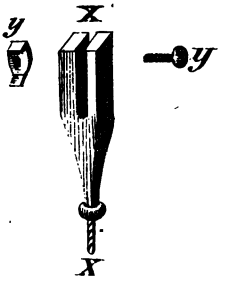
S. 242.

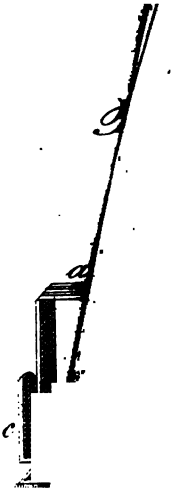
Fig. 8848. S. 242.



42.







Stanford University Libraries
3 6105 014 896 778

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.